


LIBRARY OF PRINCETON
JUL 11 1908
THEOLOGICAL SEMINARY.

Geschichte

der

Berliner Missionsgesellschaft

und ihrer Arbeiten

in

Südafrika

mit vielen Bildern

von

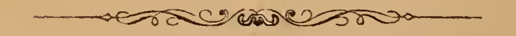
Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)

Dritter Band, erste Abtheilung,

enthaltend:

Die Geschichte der Berliner Mission im Caplande.



Berlin 1875.

Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin,

Friedenstraße 4.



Capstadt.

Teufelsspitz. Tafelberg. Löwenkopf.

Die Berliner Mission

im

Cap-Lande

mit Bildern

von

Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)

Berlin 1875.
Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin,
Friedenstraße 4.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Caplande

im Zusammenhange mit der südafrikanischen Missionsgesellschaft.

Zweiter Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Caplande

in selbständiger Entfaltung.

Erster Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Caplande

im Zusammenhange mit der südafrikanischen Missionsgesellschaft.

1. Ein Hamburger Candidat.

Die Frühlingssonne, welche nach dem langen erstarrenden Winter der rationalistischen Zeit in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts die unter dem harten Boden schlummernden Lebenskeime wach rief, sandte ihre Strahlen auch in die alte Stadt Hamburg. Der Herr hatte hier tiefe Furchen gezogen durch die Drangsale des Franzosenkrieges; um so hoffnungsvoller keimte die neueingestreute Lebenssaat.

Namentlich regte es sich mächtig in den Herzen einer Anzahl von Candidaten der Theologie, die überzeugt von der Nothwendigkeit, daß jetzt nicht unter die Hecken gesät, sondern ein Neues gepflügt werden müsse, in den zwanziger und dreißiger Jahren des Jahrhunderts zu zwei eng befreundeten, aber doch nach verschiedenen Richtungen aus einander gehenden Vereinen sich zusammenschlossen. Der eine, der „theologische Verein“, verfolgte mehr wissenschaftliche Zwecke, der andere, der „Sonntagsschulverein“, hatte sich das Ziel gesetzt, von der Sonntagsschule aus innere Mission treibend, das Evangelium den Herzen der Mitbürger wieder nahe zu bringen.

Alle vierzehn Tage versammelte sich der letztgenannte Verein, an dessen Spitze der Oberlehrer an der Sonntagsschule zu St. Georg stand, und dessen Mitglieder diejenigen Candidaten waren, welche die an Zahl und Umfang wachsenden anderen Sonntagsschulen in der Stadt leiteten. Wir nennen von ihnen nur einzelne der hervorragendsten. An Wichern, der 1831—1833 Oberlehrer der Sonntagsschule an St. Georg war, schlossen sich an Moraht, der Dichter der sinnigen und innigen geistlichen Lieder, Brauer, der spätere Gefängnißprediger, Mönckeberg, der wissenschaftliche Verarbeiter des lutherischen Bibeltextes, Dunker, der spätere Professor in Göttingen, Huther, der Freund Kliefoths, Köster und andere. Von allen viel geliebt und hoch geschätzt aber war einer, der zwar nicht durch hervorragende Vorträge, aber desto mehr durch seine aufrichtige Frömmigkeit, sein sinniges Wesen und durch seine praktische Thätigkeit und völlige Hingabe an sein Amt die Herzen gewann, so daß, als Wichern im Jahr 1833 seine Stelle als Oberlehrer an der Sonntagsschule zu St. Georg

niederlegte, auf ihn als den geeignetsten Nachfolger die Wahl fiel. Der Candidat Pehmöller hat dieser Stellung drei Jahre lang mit aller Hingabe vorgestanden, und durch Wort und Schrift so eingreifend gewirkt, daß, als er im Jahre 1836 einem anderen Rufe folgte, die schmerzliche Lücke, die sein Scheiden zurückließ, lange und tief empfunden wurde.

Am Mittwoch den 31. Mai 1837, Nachmittags 4 Uhr, war eine zahlreiche Festgemeinde in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin versammelt. Zwei Candidaten der Theologie, der eine ein geborner Berliner, Schultheiß, der andere unser Pehmöller, sollten Weihe und Segen empfangen. Der erstere war zum Missionsdienst unter den Kaffern bestimmt, der andere empfing außer seinem Missionsberuf noch den ehrenvollen Auftrag, Superintendent und Agent unserer Mission in Südafrika zu sein, und als solcher zunächst in der Capstadt seinen Wohnsitz zu nehmen.

Nachdem Schultheiß seine Abschiedsrede gehalten, bestieg Pehmöller die Kanzel. Aus den ergreifenden Worten, mit welchen er die Festgemeinde anredete, theilen wir hier nur Folgendes mit:

„Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde" stehet geschrieben Hebr. 13, 9. Dieses Wort habe ich oft bedacht und bei mir beweget und mich herzlich gesehnet nach dem Gute, welches hier gerühmt wird, daß nämlich mein Herz fest werde auch für das, was ich thun soll, und, Geliebte, ich darf es rühmen, ja gleich dem Apostel, ich sage die Wahrheit und lüge nicht, dies köstliche Ding kenne ich nun, ich habe es, das feste Herz für den Beruf, in den ich eintrete. Ich bin ruhig und getrost und sehe freudig darauf trotz allen Einreden und Bedenken; der Herr selbst hat es so gefügt, und wenn auch vielfach anders, als ich selbst gedacht, hat er doch die Wünsche und Gebete meiner Jugend nun erfüllt, und nach seinem Willen geschieht's, ich glaube es fest, daß ich, wenn auch erst nach langer und ernster Prüfungszeit, doch jetzt als abgeordneter Heidenbote hier vor euch stehe. — Daß das Herz fest werde, „geschieht aber durch Gnade." Daß der Apostel Paulus rühmen konnte, er sei wahrhaftig gesetzt zu einem Prediger und Lehrer der Heiden, war seines Herrn unergründliches Erbarmen, wie er selbst sagt: „Darum ist mir Barmherzigkeit widerfahren, auf daß an mir vornemlich Jesus Christus erzeigte alle Geduld zum Exempel denen, die an ihn glauben sollten zum ewigen Leben" (1 Tim. 1, 16). Auch dieses Geständniß, meine Geliebten, mache ich zu dem meinigen. Auch mir ist Barmherzigkeit widerfahren, auch an mir hat der treue Herr ein Exempel gegeben seiner Gnade, Langmuth und Geduld. Ich weiß es und mit mir mein Herr, wie oft ich ihn vergessen,

wie schlecht ich ihm gedient und gedankt, wie oft ich ihm durch Unglauben und Ungehorsam Kummer gemacht habe. Ach, es ist nicht auszusprechen, wie unbeschreiblich gnädig der Herr mir gewesen ist von meiner Jugend an. Aus Gnaden bin ich, was ich bin, ohne alle mein Verdienst und Würdigkeit und zu des Herrn Ehre sei es gerühmt, er würdigt in mir einen sehr unwerthen Knecht zu großen und herrlichen Dingen; mit bewegtem Herzen erkenne ich es, daß er aus lauter Gnade und Güte mich eines Dienstes werth hielt, der mir schon vor vielen Jahren als einer der schönsten und seligsten erschien, zu dem ich mich jetzt wirklich selbst von ihm verordnet sehe.

Eine neue Fülle seines Geistes hat der lebendige und gnädige Gott und Herr durch Handauflegung und Gebet seines Dieners mir zugesagt und verheißen; nichts anders als geduldiges Warten seines Heils und seiner Hülfe, als Treue und Beharrlichkeit in dem verordneten Dienste ist dafür seine Forderung. Diese Treue will ich leisten, ich bin's Gott und Menschen schuldig, und darum nehmet denn, Geliebte, noch vor dem Angesichte Gottes mein Versprechen und Gelübde an, welches ich zugleich im Namen dieses meines Bruders hier vor euch ablege. Nicht betrüben wollen wir den heiligen Geist, damit wir von neuem versiegelt sind; nicht stören wollen wir das Werk des Herrn, das in uns und durch uns von neuem begonnen wird; nicht wehren, noch widerstreben wollen wir den Zügen seiner Gnade und Barmherzigkeit; auch nicht zurücksehen wollen wir, nachdem die Hand an den Pflug gelegt ist, sondern vorwärts wollen wir uns strecken und nachjagen mit allem Ernste dem Ziel, zu ergreifen das Kleinod, das unsre himmlische Berufung uns vorhält. Ja, mit allem Ernste wollen wir wandeln vor dem Angesichte unseres Gottes, als seine Knechte, deren Sinn allezeit zu ihm gerichtet ist, und im treuen Dienste warten auf die Stunde, da ihr Herr kommt; mit anhaltendem Flehen, gemeinsam und allein, wollen wir uns erbitten den Geist der Weisheit und der Kraft, der Demuth und der Liebe, damit nicht die Kraft der Gottseligkeit verleugnet werde, sondern ein guter Wandel ziere das verkündete Wort und das Beispiel der Liebe die Herzen besiege; mit Eifer und Fleiß soll Gottes Wort von uns betrachtet und bedacht, erforschet und beweget werden, damit wir wohl ausrichten das Amt evangelischer Prediger und der ganze Rathschluß Gottes in Christo Jesu zum Heil der sündigen Welt den Christen und Heiden freudig und gründlich gepredigt werde, damit es uns gelinge, mit dem Schwerte des Geistes auch zu verstören alle feindlichen Anschläge des Bösewichts, auch unsers Herrn Veste zu vertheidigen und eine starke Wehr zu haben in allerlei Anfechtung und Noth und einen ewigen Trost noch in Todesnöthen und im Gericht. — Was du gelobest, das halte, ruft ihr mir zu! — Ja, Geliebte, und so wisset denn auch, wir wollens thun und halten,

was wir gelobet, so wahr uns Gott helfe und sein heilig Wort."

Nachdem er knieend mit der gesammten Gemeinde zum Abschiede gebetet hatte, sangen alle mit einander: „O, stärke unsre Treue, Du Held aus Israel, Daß uns dein Heil erfreue, In dir Immanuel; Laß deine Sonne scheinen In uns're Herzen ein, Daß wir mit all' den Deinen Einst mögen selig sein." Und nach dem Schlußsegen des Prediger Ziehe: „So sammle deine Heerden Dir aus der Völker Zahl, Daß viele selig werden, Und zieh'n zum Abendmahl. Schleuß auf die hohen Pforten, Es strömt dein Volk hinein. Wo noch nicht Tag geworden, Da zünd' dein Feuer an."

Bevor wir nun aber berichten, wie treulich unser Pehmöller Wort und Gelübde eingelöst habe, werfen wir einen Blick zurück auf seine frühere Lebensgeschichte und auf den Weg, auf welchen ihn der Herr zu diesem herrlichen Ziel geführt hat.

Franz Hinrich Pehmöller wurde geboren in Hamburg am 21. Juni 1805. Sein Vater war der wohlhabende Kaufherr Franz Hinrich Pehmöller, seine Mutter Frau Charlotte Sophie de la Camp. Die erste Jugendzeit unseres Pehmöller war durch die schweren Drangsale gekennzeichnet, die der französische Krieg damals besonders über seine schwer heimgesuchte Vaterstadt hereinbrechen ließ. Dieselben wurden inmitten einer sonst frohen und ungetrübten Jugend die Weckstimme, durch welche er gerufen wurde, der Vergänglichkeit und Nichtigkeit der irdischen Bestrebungen gegenüber, ein höheres Ziel seines Erdenberufs sich zu setzen. Schon als Schüler des Gymnasiums suchte und fand er den Umgang mit dem oben gedachten Candidatenverein, der nähere Umgang mit dem Pastor John bekräftigte die empfangenen Eindrücke und Anregungen. Mit einem tiefen Gefühl vom Verderben der Sünde ging er im Jahre 1827 auf die Hochschule in Bonn und dann nach Berlin, woselbst besonders die Vorträge des theuern August Neander ihn tiefer nicht blos in die Wissenschaft, sondern auch in reiche innere Lebenserfahrungen einführten. Der Tod seines Vaters trieb ihn noch inniger in's Gebet, und er empfing hier die gewisse Versiegelung, daß er ein begnadigtes Kind Gottes sei, faßte aber sofort auch den Entschluß, all' seine Lebenskraft in den Dienst dessen zu stellen, der seiner Seele Trost und Heil und inniges Verlangen geworden war.

Ohne Säumen griff er an's Werk. In Missionsstunden und Bibelstunden und in der Sonntagsschule zeugte er mit so ergreifenden und kindlichen Worten von dem Herrn Jesu, daß Viele von ihm nicht blos die erste Anregung zu einem neuen geistlichen Leben, sondern auch einen bleibenden Segen für die

Ewigkeit empfingen. Auch war es ihm vergönnt, nicht ohne große Schwierigkeiten einen eigenen Missionshülfsverein zu stiften, den ersten in Hamburg. Die Erlaubniß dazu wurde so weit beschränkt, daß sich immer nur 16 Personen bei den Versammlungen betheiligen durften, aber unter ihnen keine Frauensperson. Der Herr lohnte die Treue P's. damit, daß er ganz langsam aber mit steigender Gewißheit in ihm den Gedanken erstarken ließ, daß er zu einem Prediger des Evangelii unter den Heiden berufen sei.

Trotzdem kostete ihn die im Jahre 1836 von Berlin aus erfolgte Berufung, zunächst Lehrer im Missionsseminar zu Berlin zu werden, um demnach selbst unter die Heiden gesandt zu werden, manchen harten, schweren Kampf. Denn es galt ja nichts geringeres, als ein gänzliches Aufgeben von Vaterland und Freundschaft, und allem, was bisher seinem Herzen nahe gestanden hatte. Endlich brach er durch: „Ich gehorche dem Herren, schrieb er, der mich in Seinen Dienst nimmt, und wenn der Dienst auch schwer ist, mit Ihm wird er niemals über Vermögen schwer; Er ist meine Kraft, mein Trost, mein Sieg." Und somit trat er im Februar 1836 in das Lehramt des Missionsseminars ein.

Die schwere Aufgabe, welche er in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem ebenfalls bereits zu der oberen Gemeinde heimgerufenen Inspector Candidat Schüttge (gestorben als Superintendent in Finsterwalde den 29. Mai 1872) zu erfüllen hatte, löste er in vollstem Maße. Sein bescheidenes, anspruchloses Wesen, sein sanftes Gemüth und freundlicher Sinn prägte sich in Mienen und Reden aus, und hatten zur Fassung eine feine äußere gesellige Sitte und gewandtes Benehmen. Von einem sicheren Takte im Umgange geleitet, vorsichtig und rücksichtsvoll, überschritt er nie das Maß durch zudringlichen Eifer, sondern wußte in jedem Augenblicke zu rechter Zeit inne zu halten, um sich nicht das Ziel verrücken zu lassen. Treuherzigen Tones und unverstellter Freundlichkeit war er gewinnend und versöhnend, wo ihm ungeneigte Gemüther, sänftigend und stillend, wo ihm heftige begegneten. So hat er mit Geduld und Selbstverläugnung verstanden, die starren Kräfte erwachsener Jünglinge aus dem verschiedensten Stande und Lebensberufe in die rechte Bahn zu leiten und die Gemüther zu einer friedlichen Gemeinschaft zu einigen.

Obgleich nun unter dieser gesegneten Arbeit das Verlangen, selbst unter die Heiden zu gehen, täglich wuchs, so daß er öfters in heißer Erregung im Herzensgespräch mit dem Herrn in die Worte ausbrach: „Ach Herr, wie so lange!", so hatte er doch auch jetzt noch heftige innere Kämpfe zu bestehen, die, vornehmlich aus seiner großen Bescheidenheit entsprungen, ihn dazu brachten, daß er nach strenger Selbstprüfung bereits an dem Punkt angelangt war, zu meinen, er sei des hohen Berufs und

Amts nicht werth. Aus diesen Kämpfen weckte ihn der nach langen Berathungen vom Comité gefaßte Beschluß, daß er nach Afrika entsandt werden solle.

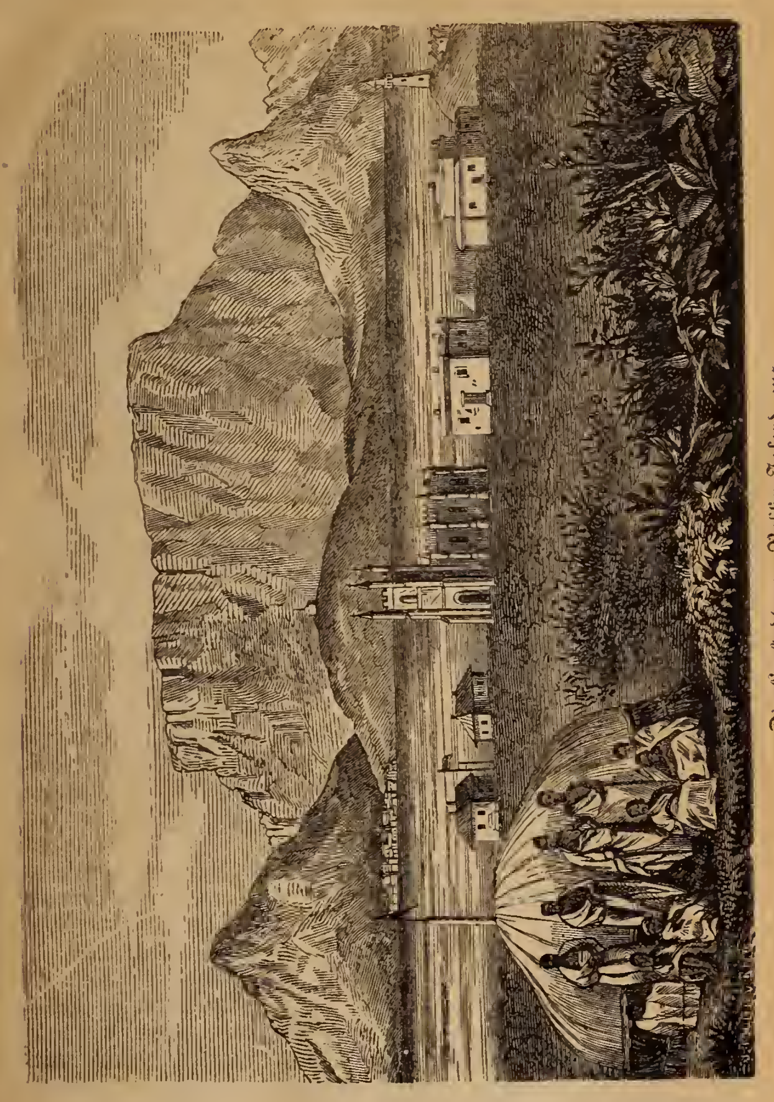
Es war eine noch in besonderem Maße schwierige Aufgabe, die ihm zugedacht war. Durch falsche Vorspiegelung von christlicher Freiheit und Ungebundenheit war es dem einen unserer im Jahre 1833 ausgesandten Missionare gelungen, mehrere der übrigen zur Auflehnung gegen das Comité zu reizen, so daß nichts Geringeres, als das gesammte Bestehen unserer so eben in Afrika begonnenen Arbeit auf dem Spiel stand. Pehmöller erschien dem Comité als die nach jeder Seite hin geeignete Persönlichkeit, um die Ordnung wieder herzustellen, und, noch Candidat empfing er den Auftrag, als Superintendent unserer gesammten Mission nach der Capstadt zu gehen und dort zugleich eine eigene Missionsthätigkeit unter den in jener Stadt reichlich vorhandenen Heiden zu eröffnen. Nach einem letzten schweren Kampfe entschloß er sich, in Gottes Namen der schwierigen Aufgabe sich zu unterziehen. In welcher Gesinnung es dies that, das haben wir oben aus seinem eigenen Worte vernommen.

Nachdem er auf Ansuchen des Comité's von Herrn Pastor Strauch in Hamburg die Ordination empfangen hatte und mit der Jungfrau Charlotte Dorothea Faulwasser in den heiligen Ehebund getreten war, reiste er im Jahr 1837 in Gemeinschaft mit seinem Freunde Schultheiß nach der Capstadt ab, woselbst er am 21. Oktober glücklich anlangte.

In der Capstadt setzte sich Pehmöller sofort mit der vom Dr. v. d. Kemp 1799 gestifteten „südafrikanischen Missions-Gesellschaft", welche Christen aller Confessionen in sich vereinigte, — sowie mit dem sehr eifrigen, damals noch lutherischen Prediger Stegmann in Verbindung. Es traf sich, daß wenige Tage später am 26. Oktober das Jahresfest der Gesellschaft gefeiert wurde, in welcher Stegmann auf die die verlassene Station Zoar bewohnenden Hottentotten aufmerksam machte, die ein sehnliches Verlangen nach einem Lehrer trügen. Pehmöller berichtete schon damals: „Dies ist ein Punkt, der uns mit der Zeit interessiren dürfte."

Seine erste und vornehmliche Aufgabe, die Ordnung unter den widerstrebenden Missionaren herzustellen, löste er mit eben so viel Weisheit, als Schonung. Während die beiden Brüder Gebel und Ferd. Lange, die den mildesten und eindringlichsten Bitten und Mahnungen nur verschärften Trotz entgegenstellten, aus dem Dienst unserer Gesellschaft entlassen wurden, gelang es ihm, den zugänglicheren Bruder Gregorowsky, der inzwischen in der Capstadt für die Mission thätig gewesen war, völlig wieder zu gewinnen, so daß er sich bereit erklärte, im Dienst unserer Gesellschaft nach Zoar zu gehen, um daselbst ein Neues zu säen.

Pehmöller trat selbst in die südafrikanische Missionsgesellschaft ein, und gewann bald das Vertrauen aller übrigen Mit-



Die Capstadt von Robben-Island aus.

glieder in dem Maße, daß dieselben mit Freuden ihre Zustimmung dazu gaben, daß Zoar von der berliner Missionsgesellschaft in Pflege genommen werde.

Am 27. Dezember begab sich Pehmöller auf seine erste Inspectionsreise nach Kafferland und Bethanien.

Mit ihm reiste Br. Schultheiß und Bertha Göhler, die aus Europa mitangekommene Braut des Br. Döhne. Die Reise wurde zu Schiff bis Port Elisabeth zurückgelegt, und von dort zu Lande zunächst nach Bethel, woselbst Br. Döhne die neue Arbeit der Kaffernmission soeben begonnen hatte, sodann unter manchen Beschwerden nach Bethanien fortgesetzt, woselbst Bruder Pehmöller am 1. April 1838 seinen Erstling taufen durfte, unsern Dollmetscher aus dem Korannavolk Nathanael (s. Bd. II. Abth. I. pag. 36). Ein Ritt zu Adam Kok, mit dem unsere Landesverhältnisse zu ordnen waren, zog unserem Bruder eine heftige Erkältung zu, aus welcher ein langwieriges Leiden sich entwickelte. Pehmöller mußte seine Absicht, über Zoar nach dem Cap zurückzureisen, aufgeben, und traf daselbst, von Port-Elisabeth aus ein Segelschiff benutzend, erst am 12. Juli mit gebrochener Leibeskraft wieder ein.

Kaum ein wenig gekräftigt, begann Pehmöller in der Capstadt seine gesegnete Wirksamkeit, und hatte bald die Freude, einen sechzigjährigen Heiden nach fünfmonatlichem Unterricht taufen zu können. Vier junge Heiden fanden sich gleich darauf zu seinem Unterricht, welchen er durch seine Verbindung mit der südafrikanischen Missionsgesellschaft bald auf einen großen Kreis ausdehnen konnte. Er hielt eine Tagesschule mit 80—100 Heidenkindern, und konnte am 28. Februar 1840 und dem darauf folgenden Sonntage eine Anzahl von 22 Seelen, Männer, Frauen und Kinder in den Gnadenbund aufnehmen, während noch 20 Erwachsene im Unterricht verblieben. Besonderen Fleiß verwandte er auf die Sammlung der deutschen Einwanderer, denen er seine Kräfte und Sorgen zuwandte, und die er einer bereits seit früher bestehenden deutsch-lutherischen Gemeinde zuführte. Der Herr lohnte ihm diese Treue dadurch, daß die letztere ihn zu ihrem Prediger berief, und als solchem ihm Sitz und Stimme im Consistorium verlieh. Ihre Zahl nahm so zu, daß die Communikanten binnen Jahresfrist von 3 auf 29 gestiegen war.

Während aber die Leibesschwäche des über seine Kräfte arbeitenden Bruders sowohl durch seine Superintendentur-Reisen als auch durch das anstrengende Schulehalten immer mehr zunahm, war er viel mehr für die seiner Aufsicht übergebenen Brüder, als für seinen eigenen Leib besorgt. Als er von der gefährlichen Erkrankung des Br. Winter in Beaufort Kunde erhielt, ließ er nicht nach mit Bitten und Ermahnungen, bis dieser nach der Capstadt kam, um in dem Pehmöller'schen Hause selbst die nöthige Pflege zu erhalten.

Die Krankheit dieses Bruders schien jedoch aller ärztlichen Kunst und aller liebevollen Pflege spotten zu wollen, und das Kommen desselben in die Capstadt nur zu dem Zweck vom Herrn geleitet zu sein, daß unseres Bruders Pehmöller und seiner Frau treue Samariterliebe sich zu entfalten Gelegenheit fände. „Die Liebe, so schreibt Br. Winter, die Liebe, welche ich von Frau Pehmöller erfahren habe, ist nicht zu beschreiben. Nicht nur theilte sie mit Bruder Pehmöller die schlaflosen Nächte, da er wegen der Anstrengung des Schulehaltens der Ruhe bedurfte, sondern sie saß auch fast den ganzen Tag immer vor meinem Bette, wie nur eine liebende Mutter ihrem kranken Kinde thun kann, um wenn ich etwas wünschte, es mir sogleich reichen zu können; sie lief nicht nur so oft meinetwegen die Treppe herauf und hinab, sondern was noch mehr ist, sie selbst wusch mir immer mit der größten Behutsamkeit, um mir wo möglich ja keine Schmerzen zu machen, alle Morgen den Eiter aus der Wunde, wenn die Fontanelle, die ich auf der Brust hatte, gezogen werden mußte. Oft brach mir dieser ihr großer Liebesbeweis das Herz, so daß ich, da ich es ihr doch nicht zu vergelten im Stande sein werde, in meinem Herzen sprach: Der Herr segne Dich! Und ich bin der gewissen Zuversicht, daß der Herr, der nicht einen Becher kalten Wassers, seinen Jüngern gereicht, will unbelohnt lassen, noch viel weniger diese außergewöhnliche Liebesthat, wenn auch seinem unwürdigsten, geringsten und unbrauchbarsten Knecht erwiesen nicht unbelohnt, und es ihr besonders zur Zeit der Noth nie an Trost, Hülfe und Erleichterung fehlen lassen wird. Dies ist mein Wunsch und mein Gebet." Dem Bruder Winter, der unter der sorgsamen Pflege des Pehmöller'schen Ehepaars seine Gesundheit völlig wieder erlangte, sowie den übrigen Missionaren, denen Pehmöller's Haus allzeit wie ein Vaterhaus offen stand, wurde diese Pilgrimshütte wie eine zweite Heimath. Er schreibt: „Dem Herrn sei Dank, daß er uns in diesem Hause einen so offenen Zutritt geschenkt hat. Es ist gar nicht, als ob wir in einem fremden Lande wären. Wir können hier recht lernen, wie es eigentlich in einer Missionarsfamilie zugehen muß. Diese Ruhe und Stille und dabei Sauberkeit und Pünktlichkeit, und diese herzliche Liebe und Eintracht, die hier herrscht, ist außerordentlich schön."

Doch beschränkte Pehmöller seine Samaritertreue nicht blos auf unsere Brüder, die ihm nahe standen. Am köstlichsten entfaltete sich dieselbe, als sich, durch Schiffe eingeschleppt die Blatternseuche mit Blitzesschnelligkeit über die ganze Capstadt verbreitete. Nun war seiner Liebesthätigkeit ein weites Feld geöffnet, auf dem er zu jedem Opfer bereit war; bis er, selbst von der Krankheit ergriffen, abermals dem Tode nahe gebracht wurde. Kaum genesen, griff er sofort wieder seine aufgehäuften Geschäfte mit einer Genauigkeit und Sorgfalt an, als

ahnte er, daß ihm seine Zeit auf Erden kurz gemessen sei, und daß er eilen müsse, sie auszukaufen.

Einmal trieb ihn seine Liebe, dem Verlorenen nachzugehen, auf ein anderes Gebiet.

In der Capstadt wohnen nämlich Tausende von Mohamedanern, deren Zahl dadurch, daß zu einer Zeit, wo christliche Missionare auf große Schwierigkeiten stießen, um die Erlaubniß zur Erbauung einer Missionskapelle zu erhalten, die Erbauung immer neuer Moscheen bereitwilligst gestattet wurde, sehr schnell wuchs. Im Jahre 1824 waren in der Capcolonie nur ungefähr 400 Mohamedaner unter 7 Priestern. Im Jahre 1844 zählten sie schon 5 Oberpriester, von denen jeder eine Moschee hatte, und außerdem 16 Unterpriester, 25 Belals oder Aelteste und 30 Marabouts oder Küster. Im Jahre 1824 waren 4 mohamedanische Kinder in einer englischen Schule, 1840 wurden in der Capstadt 5—6 Schulen, jede von 50—60 ausnahmlos mohamedanischen Schülern besucht. Die Anhänger des falschen Profeten kamen den Christen im Eifer um die Sklaven und um die Heiden überhaupt voran. Weder Besuche noch Geld sparten sie, um Proselyten zu machen, was ihnen, da ihre Religion dem alten Adam und dem Fleische viel Raum gewährt, nur allzu leicht gelang.

Ein solcher Verführter, ein Jüngling von 17 Jahren, Namens September, war um eines Mordes willen ins Gefängniß gesetzt worden. Es trieb Br. Pehmöller, dem Verirrten nachzugehen. Derselbe war hart und stumpf. Bei den beiden folgenden Besuchen wurde er zutraulicher, bekannte aber, er habe nie gewußt, was Sünde sei, ja er habe nie an Gott gedacht, noch, was gut oder böse sei.

„Ach, rief er aus, warum halten unsere Priester die armen Islams in solcher Unwissenheit zurück? Hätte ich gewußt, was ich nun höre und lerne, nie sollte ich den Mord verübt haben!"

Als Pehmöller ihm die Bosheit seines Herzens vorstellte und ihn fragte, ob er wohl wisse, daß das Blut um Rache schreie, ward er ganz weich und seine Thränen flossen reichlicher, sowohl über seine Sünde, als auch über die Liebe der Christen, die ihm, dem Verbrecher nachgehe; er wolle, sprach er, gern alles thun, denn er wünsche auch selig zu werden. Pehmöller erzählte ihm von dem für uns erlittenen Leiden und Sterben Christi und wies ihn auf den Schächer am Kreuz.

Inzwischen hatten die mohamedanischen Priester von den Besuchen unseres Missionars Kunde erhalten, und verdoppelten ihre Anstrengungen, dessen Mahnungen zu nichte zu machen. „Wirst Du ein Christ, sprachen sie, so ist das eine Schande für Deine Eltern, und Du bringst Deine kranke Mutter in's Grab. Bleibst Du treu, so bringen wir Dir, so lange Du lebst, das beste Essen und Trinken, die Deinen und die Priester werden Dich ehren, Dir das beste Begräbniß verschaffen und auf Deinem

Grabe zahlreiche Gebete thun." Weiter hatten diese Armen keinen Trost für den gnadehungernden Schächer. Dieser schwankte, er blieb kalt bei Pehmöllers folgenden Besuchen, endlich erklärte er ihm mit leidenschaftlichem Ton, er sei nun entschlossen, als Muhamedaner zu sterben. „Besuche mich nie wieder!" Pehmöller antwortete: „Mein Sohn, ich habe Deine Seele zu lieb, als daß ich Dich sollte also dahin fahren lassen, ich werde dennoch wiederkommen und Dir vom Heilande reden."

Seinen nächsten Besuch richtete er so ein, daß er mit dem muhamedanischen Priester im Gefängniß zusammentraf. Dem legte er die Frage vor, wie doch ein Sünder Vergebung erlangen und Hoffnung haben könne für das ewige Leben. Der Priester blieb die Antwort schuldig und fragte hinwieder, was denn Pehmöller für eine Ansicht über diesen Punkt habe: Mit Freuden ergriff dieser die Gelegenheit und verkündigte dem Priester das, was unser Glaube und ewiger Trost ist im Leben und Sterben. Als dieser nun antwortete, etwas anderes und besseres habe er auch nicht zu sagen, wandte sich der Missionar an den Mörder und sprach: September, Du hast nun gehört, was wir hier eben gesprochen haben; Du hast gehört, daß der muhamedanische Glaube euch keine Hoffnung giebt, daß aber in Christo Heil und Seligkeit zu finden ist. Du mußt also wohl zusehen und dies überdenken und Gott bitten, daß er Dich zu einem guten Entschluß leite. Dann betete er mit ihm, und ließ ihn mit dem Priester allein.

Der Herr hatte dies Gespräch gesegnet. Als Pehmöller das nächste mal wieder kam, empfing ihn der Mörder mit den Worten: O mein Herr, ich sehe doch, daß Jesus allein mich erlösen kann, daß ich aber ein sehr großer Sünder bin, und daß mein Herz sehr böse ist. Sage mir, wie muß ich beten?

Von nun an war das Eis gebrochen. Mit tiefer Bewegung rief September aus: Du hast mir gesagt, daß der größte Sünder durch Christum angenommen wird. Du hast mir auch aus jenem Buche vorgelesen, daß der Schächer am Kreuz von Christo Vergebung empfing und ins Paradies kam. Ich kann es wohl nicht glauben, daß ich in den Himmel komme, aber ich rufe zu Christo um Gnade und Vergebung.

Am anderen Morgen fand Pehmöller den Jüngling ruhiger. Er sprach: „Was ich fühle, kann ich nicht beschreiben, ich habe Jesum unaufhörlich um Gnade und Vergebung gebeten. Mir ist so zu Muthe, als wenn ich Vergebung der Sünden empfangen hätte. Ich denke so viel an den Himmel, aber ich bin so dumm, daß ich nichts davon weiß; wenn Jesus mich nun in den Himmel bringt, werde ich denn dort noch Unterricht empfangen? Denn ich weiß so wenig von dem lieben Herrn Jesu! Heute Nachmittag aber werden meine Brüder und der Priester wiederkommen; dem Priester will ich dann sagen, er solle nicht wieder-

kommen, und meinen Brüdern will ich sagen, daß meine Seele mir mehr werth ist als die Freundschaft meiner Familie, und daß ich bekenne und fest glaube, daß Jesus mein Heiland ist, und daß ich den Herrn lieben will und solches bis an mein Ende glauben!"

Dies hat er auch gethan. Der Priester und die Brüder kamen und vernahmen es aus seinem Munde, daß er zu Jesu allein seine Zuflucht nehmen wolle. Sie schlugen die Hände zusammen, sahen gen Himmel und riefen: „Dann mußt Du selbst für Deine Seele sorgen!" — Sie weinten, küßten ihn und gingen von dannen. —

Am Tage vor seiner Hinrichtung fand Pehmöller den Jüngling ruhig und gefaßt: Jesus, Jesus allein! rief er aus. Er giebt mir Ruhe, ich bin wohl ein großer Sünder, aber sein Blut hat mich erlöst. Ich glaube an Jesum, der mich erlöset hat. Ich habe Frieden und fühle, daß Gott mir nicht mehr zürnt.

Die Nacht vor seiner Hinrichtung brachte September bis 4 Uhr im Gebet zu, den übrigen Theil der Nacht schlief er ruhig und sanft.

Am Hinrichtungstage früh morgens las ihm Pehmöller noch einmal die Leidensgeschichte vor und bereitete ihn auf seinen letzten Gang. Er nahm seine kleine blecherne Schnupftabacksdose, gab sie dem Missionar und sprach: Herr, ich besitze nichts am Werth, aber nimm diese Dose und denke, wenn Du sie ansiehst, an einen jungen Menschen, der ein verlorener Sünder, der ein Mörder war, der aber durch das Blut des Herrn Jesu gereinigt und gerettet ist.

Pehmöller berichtet weiter: „Man traf nun Anstalten zum Aufbruch. Ehe er aber weggeführt wurde, fiel er noch auf seine Knie und betete:

O, lieber Vater, ich habe nur noch wenige Augenblicke auf dieser Erde zu leben; ich danke dir, daß du mich mit dem Herrn Jesu hier bekannt gemacht hast. Ach lieber Jesus, ich danke dir, daß du dein Blut für mich vergossen hast. O sei mir gnädig, sei mir gnädig auch im letzten Augenblicke meines Lebens, steh mir bei. — Ich bin ein großer, ein sehr großer Sünder, aber du bist auch für den größesten Sünder gestorben, wenn er nur an dich glaubt; o steh mir bei und bringe mich in den Himmel. O lieber Jesus, du bist mir so gnädig gewesen, hab auch Erbarmen mit meinem armen Vater und Mutter und Brüdern und Schwestern, mit den Priestern und allen Muhamedanern. Ach möchten sie erkennen, daß sie nicht anders, als durch den Glauben an Jesum können selig werden. — Nun steh mir bei, lieber Herr, im letzten Augenblick und erhöre mich, lieber Vater, in dem Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi. Amen. —

Der Augenblick kam näher; er ward weggeführt, doch konnten wir keine Furcht an ihm bemerken. Er scheute sich anfangs öffentlich zu erscheinen, doch sagte er: Ich will Jesum bitten, daß er mir auch dabei hilft. — Auf dem Wege zum Richtplatze sagte er noch: Ich fürchte den Tod nicht, denn ich glaube an Jesum. —

Als wir angelangt, stiegen wir vom Wagen und gingen zum Schaffot. Wir beteten, September bekannte noch einmal laut seinen Glauben, wir gaben ihm zum letztenmale die Hand, er stieg hinauf, ernst, ruhig und litt den Tod. —

Unter den Tausenden, die umherstanden, herrschte eine Todtenstille, alle waren erstaunt über die Ruhe, mit der er zum Tode gegangen und gestorben war; ich aber stand auf und sagte ihnen: daß September durch den Glauben an Jesum Christum ruhig habe sterben können und durch ihn nun selig geworden sei. —

Dank sei Gott für Seine Gnade durch Jesum Christum. Amen. —

Unser theurer Bruder ahnte nicht, daß er schon so bald mit dieser geretteten Seele vor dem Throne des Lammes gemeinsam preisen und danken werde.

Von einer Inspectionsreise nach Zoar krank zurückgekehrt, konnte er seine frühere Kraft nicht wiederfinden. Unter vielen Thränen vernahm er den Rath der Aerzte, daß er alles Predigen und Unterrichten einstellen müßte. Dann faßte er sich und sprach: „Was mein Gott will, gescheh allzeit, Sein Wille ist der Beste. Es kann mir nichts geschehen, als was mir selig ist.“ Er begleitete eine Missionarsbraut nach Port Elisabeth, und kam so gestärkt zurück, daß er noch einmal die Arbeit aufnahm. Aber es dauerte kurze Zeit und da mußte er den dringenden Bitten seiner Freunde in der Capstadt nachgeben, um abermals eine Erholungsreise nach St. Helena und Südamerika zu machen. Die Seeluft hatte ihm allzeit wohl gethan. Bereitwilligst hatten die Freunde die Mittel zusammengebracht. Am 15. Mai 1842 reiste er ab und kam am 1. Sept. so weit gestärkt zurück, daß er abermals in die Arbeit eintrat. Noch einen letzten wichtigen Dienst durfte er der Mission leisten. Die fünf Jahre des Contrakts, den die südafrikanische Gesellschaft mit der Berliner wegen der Verwaltung Zoars abgeschlossen hatte, waren abgelaufen. Beiden Gesellschaften fehlten die Mittel zur Erhaltung der Station. Pehmöller mußte unserem Missionar Radloff schreiben, daß seine Abberufung bevorstände. Diese Nachricht brachte eine große Bewegung in der Zoarsche Gemeinde hervor. Eine Deputation derselben ging im December 1843 nach der Capstadt (s. u.). Alles schien vergeblich. Endlich erboten sich die Hottentotten, die Mittel zur Erhaltung der Gebäude aufzubringen, wenn die Berliner Mission nur für das Gehalt des Missionars sorgen wolle. Das überwand Pehmöllers Herz. In Gottes Namen

denn, sprach er, so soll Radloff dort bleiben. Er überwand mit seiner liebevollen Beredtsamkeit die Einwendungen der südafrikanischen Gesellschaft, Zoar war gerettet. Das war unseres Pehmöller letztes Werk.

Seine Leiden kehrten nicht nur wieder, sondern wurden so anhaltend und heftig, daß sie ihn auf das Siechbette warfen und in ihm den Entschluß hervorriefen, mit dem Januar d. J. nach Europa zurückzukehren, ob vielleicht die Heimath noch ihre Heilkräfte an ihm beweisen möchte. Die Vorbereitungen und der schwankende Zustand des Kranken verzögerten die Abfahrt. Endlich am 16. März ging er mit seiner Gattin und seinen zwei Kindern Charlotte und Emilie an Bord des „Owen Glendower." Viele liebe Freunde begleiteten sie unter Thränen und sandten ihnen heiße Segenswünsche nach. Obgleich der Abschied ihn sehr angegriffen hatte, und er sehr ermattet war, so that ihm dennoch die milde Seeluft am ersten Tage so wohl, daß er neuen Muth zur Besserung faßte; aber die Ermattung ging schnell in völlige Erschöpfung über, und im gewissen Vorgefühl der nahen Stunde seines Abscheidens sprach er sich aufrichtend zu seiner lieben Gattin und treuen Pflegerin: „Es wird noch eine schwere Trübsal über dich kommen, doch der Herr wird dir helfen, aber wie Er helfen will, das überlasse ihm" — die Rede stockte und er sank ohnmächtig nieder. Der Todeskampf war bald nachher eingetreten, der Flor zog sich über die Augen und verhüllte ihm das Licht der irdischen Sonne; allmählich ward der Kampf leichter und er schlummerte Mittwoch, den 20. März 1844, Morgens 4 Uhr sanft hinüber zu dem Tage, den Christus, die ewige Sonne, den Seinigen anbrechen läßt in seines Vaters Reich. — Zehn Stunden nach seiner Auflösung ward der entseelte Leichnam im Sarge auf das Verdeck getragen und das Todtenamt gehalten, nach Vorschrift der Englischen Kirche, durch Worte der heiligen Schrift und Gebete, vom Capitäne gesprochen, da kein Geistlicher auf dem Schiffe war; dann wurde die Leiche in's Meer, in ihr feuchtes Grab gesenkt, und die Wellen schließen es zu auf den Tag, wo das Meer die Todten wiedergiebt, die darinnen sind, und die Todten gerichtet werden nach der Schrift und nach ihren Werken.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

---

2. Taube Blüthen. Franschehoek und Beaufort.

Kurz und mühevoll war die Arbeit des theuren Bruders Pehmöller gewesen; aber reich gesegnet. Mancher Missionar erfüllt die Tage seines Lebens und hat nicht so viel Frucht auf-

zuweisen, als der Herr diesem seinem treuen Knecht in den sechs Jahren seiner Missionarsthätigkeit geschenkt hat. Daß wir in Zoar einsetzen konnten, und all der Segen, der von dort aus unserer Mission erwuchs, ja daß wir überhaupt eine Mission im Caplande beginnen konnten, war Pehmöllers Werk. Bevor wir indeß nun weiter ausführen, wie das von Pehmöller nach Zoar verpflanzte Reislein zur Blüthe und Frucht sich entfaltete, müssen wir einiger anderer Missionsunternehmungen in der Capcolonie gedenken, die als Blüthen hingewelkt sind, ehe sie rechte Frucht ansetzen konnten.

Schon die ersten im Jahre 1833 abgeordneten Berliner Brüder wurden auf ihrer ersten Recognoscirungsreise, die sie



Fahrt mit dem Ochsenwagen.

nach dem Norden hin unternahmen, darauf aufmerksam gemacht, daß in Franschehoek, ca. 9 Meilen von der Capstadt, ein wichtiger Ort zum Beginn unserer Missionsthätigkeit gegeben sei. Sie zogen indeß vor, gemeinsam zunächst in das Betschuanenland zu reisen. Auf dem Wege dorthin wurden sie, etwa eine Stunde vor dem Städtchen Beaufort, von dem reformirten Prediger dieses Orts, Herrn Fraser, einem eifrigen Missionsfreund, begrüßt und dringend eingeladen, daselbst eine Missionsarbeit zu eröffnen. Am 15. Juli 1834 langten sie in Beaufort an, und die Gelegenheit schien so günstig, daß zwei der Brüder, Gregorowsky

und F. Lange beschlossen, einstweilen hier zu bleiben, während die übrigen Brüder ihre Reise nach Norden fortsetzten. Sie wollten nach etlichen Monaten darüber schlüssig werden, ob sie in Beaufort sich fest niederlassen, oder nach Franschehoek zurückkehren sollten.

Beaufort war ein nach vielen Richtungen hin sehr geeigneter Missionsplatz. 60—70 Heidenkinder am Orte selbst konnten sofort zu einer Schule gesammelt werden, und außer den zahlreichen erwachsenen Heiden des Orts gab es ringsum eine große Schaar Buschleute, Kaffern und Hottentotten. Die Brüder schrieben damals selbst: „Wir konnten hier den wirklichen Missionsposten nicht verkennen."

Sie begannen ihr Werk mit allem Eifer. Die Hütte der Aussätzigen, das Gefängniß, die Schule und Missionsreisen in der Umgegend eröffneten ihnen ein reiches Arbeitsfeld. Herr Fraser war ihnen auf das liebevollste zur Hand. Aber mitten aus dieser Thätigkeit wurde zuerst Br. Gregorowsky herausgerissen, den ein Ruf des Br. Gebel am 19. Novbr. desselben Jahres nach Bethanien gehen hieß. Lange setzte die Arbeit einstweilen fort, bis er am 30. Januar 1835 den übrigen Brüdern ebenfalls nach Bethanien folgte. So wurde diese gesegnete Arbeit unterbrochen, während die Verhältnisse auf Bethanien auf keine Weise die Zusammenhäufung unserer sämmtlichen Brüder auf diesen einen Ort nöthig machten.

Franschehoek wurde nicht aus dem Auge verloren. Br. Döhne, welcher am 16. Juni 1835 aus Berlin abgeordnet, mit fünf anderen Geschwistern (Wuras, Radloff, C. R. Lange, Ortlepp, Zerwick) am 2. Januar 1836 in der Capstadt landete, übernahm auf Anrathen der meisten Brüder die Aufgabe, den etwa 250 Heiden in Franschehoek, welche seit dem Tode des Missionars Wachtendonk schon zwei Jahre lang verwaist waren, Seelsorger zu werden. Die Gelegenheit war so günstig, wie sie selten geboten wird. Außer den Heiden wohnten am Orte etwa 250 wohlhabende Christen, welche sofort erbötig waren, dem Missionar 300 Thlr. und freie Wohnung zu gewähren. Die Heiden hatten einen wahren Hunger nach Gottes Wort. Ein dort stationirter Missionar würde aus der Umgegend bald Hunderte von anderen Heiden herangezogen haben. Dazu war es für uns von der allergrößten Wichtigkeit, in solcher Nähe von der Kapstadt einen Stützpunkt für unsere gesammten Missionsunternehmungen in Afrika zu haben, woselbst die ankommenden neuen Brüder ihre erste Rast und den Verkehr mit dem Innern sowohl als mit den Behörden und sonstigen Christen in der Kapstadt und mit Deutschland einen sehr geeigneten Mittelpunkt gefunden hätte. Br. Döhne trat also frisch in die Arbeit, und versorgte einstweilen vom Wagenmakerthal aus die Gemeinde und die Heiden in Franschehoek. Indeß gerieth er bald mit dem reformirten Pre-

diger in der Parochie, welcher Franschehoek als zu seinem Sprengel gehörig ansah, in Differenzen über Lehre und Gottesdienst, und entschloß sich — ohne dazu irgendwie ermächtigt zu sein, — bereits nach wenigen Monaten, dies gesegnete Arbeitsfeld aufzugeben, und dafür ein neues in Britisch Kafferland zu eröffnen. (Gesch. der Berl. Miss. Band II. Abth. I. p. 2 flgde.) Er hat diesen Schritt mit vielen Leiden und Trübsalen bezahlen müssen; uns aber ging ein wichtiger Posten verloren, der für uns dasselbe geworden sein würde, was den rheinischen Brüdern das nahegelegene Stellenbosch.

Die Brüder, welche mit Döhne gekommen waren, berührten auf ihrer Reise nach Bethanien im März 1836 ebenfalls Beaufort. Sie schrieben: „Nach allem, was wir hier gesehen und gehört haben, scheint es uns, daß der Herr hier den Brüdern Gregorowsky und Lange eine offene Thür gegeben hatte, die sie nicht hätten verlassen sollen.“ Auch sie besuchten, bei ihrem zehntägigen Aufenthalte das Gefängniß und die Aussätzigen-Hütte und predigten den Heiden. Dann zogen sie weiter.

Im Jahre 1840 erhielt der im Jahre 1839 neuausgesandte Br. Winter den Auftrag, zunächst nach Beaufort zu gehen. Am 9. Febr. traf er dort ein und nahm die unterbrochene Missionsthätigkeit wieder auf. Pastor Fraser stellte ihn seiner Heidengemeinde mit den Worten vor: „Ich habe Ihnen nun die Gemeinde übergeben, Sie werden sehen, daß Sie eine große Gemeinde haben.“

Winter miethete zunächst ein ganzes Haus, welches indeß nur zwei Zimmer hatte, ein größeres und ein kleineres. Das kleinere war sein Wohnzimmer, das größere Schule und Kirche. Der Fußboden war aus Lehm und Kuhmist festgeschlagen, die Decke das Strohdach; die Schwalben flogen ihm um den Kopf. Mit 13 Kindern eröffnete er die Kinderschule, mit 30 Erwachsenen die Abendschule; er richtete regelmäßige Gottesdienste ein und besuchte daneben die Gefangenen.

Daß es Heiden seien, an denen er zu arbeiten hatte, mußte er bald erfahren. Viele verschmähten seine dringenden Einladungen zum Gottesdienst und quälten ihn mit ihren Streitigkeiten und Tanzgelagen. Ein Heide, der dazu aufspielte, sagte trotzig: „Wozu sind die Violinen gemacht, als zum Spielen? „Ja, antwortete der Missionar, dazu, daß Lieder zur Ehre Gottes darauf gespielt werden. Eine Heidin sprach keck: „Ich tanze auf meinen Füßen.“ Ja, antwortete der Missionar, aber die Füße gehören nicht dir allein, sondern auch dem Herrn, und der hat sie dir dazu gegeben, daß du darauf seine Wege und nicht des Teufels Wege wandelst.

Doch fand andererseits der Missionar auch manche Aufmunterung. Nicht selten hörte er, durch die Gemeinde gehend, aus den Häusern der Heiden heraus geistliche Gesänge, die sie in der Schule gelernt hatten und nun in Hausandachten verwandten. Eine

Magd, Eva, vermiethete sich bei ihrem Herrn mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, Schule und Gottesdienst besuchen zu dürfen. Sie war so vom Geist des Herrn erfaßt, daß sie selbst in der Nacht das Gehörte in ihrem Herzen bewegte. „Der Geist Gottes wirkt so in mir, sprach sie, es ist mir, als ob mich bisweilen Jemand auf die Brust schlägt und sagt: Stehe auf! Dann stehe ich auf und bete, und dann kann ich auch nicht mehr schlafen!" Dieselbe Eva kam, als das Gerücht sich verbreitete, Br. Winter gedenke Beaufort wieder zu verlassen, ganz aufgeregt zu ihm: „Was soll denn aus der Heerde werden, wenn der Hirt sie verläßt? Das sage mir! Mein Herr muß es mir zuvor sagen, wenn er wegreist; dann will ich so lange aus Beaufort gehen, daß ich es nur nicht sehe, denn es ist für mich zu schwer! zu schwer! Will uns Gott denn nicht einmal einen beständigen Lehrer geben? So geht es mir jedesmal, wenn ich mich einem Lehrer ergeben habe; wenn ich ihnen mein Herz geschenkt habe, dann gehen sie wieder weg. So ging es mir mit Krowsky (Gregorowsky) und nun geht es mir wieder so. Mein Herr kam unter dem Gottesdienst in Beaufort an und ging sogleich in die Kirche. Ich war auch gerade da, und als ich meinen Herrn nur sah, schlug es mir gleich auf die Brust und ich dachte: Das ist dein Lehrer! Und richtig, es war so. Darauf ergab ich mich auch gleich meinem Herrn. Nie will ich mich wieder einem Lehrer ergeben!"

Ein Hottentott sprach: „Ich habe im Evangelium gelesen, daß der Herr eine samaritische Frau um Wasser bat. Aber sie war mismüthig und sagte: Herr, du bist ein Jude und ich ein samaritisches Weib. Aber er sagte: Wenn du es wüßtest, du bätest mich und ich gäbe dir lebendiges Wasser. Dies (mit der Faust an seine Brust schlagend und in lautes Weinen ausbrechend, sprach er) dies lebendige Wasser wünsche ich zu haben, daß meine Seele in Ewigkeit nicht dürste!"

Eine Magd, Namens Roos lag schwer krank darnieder, als der Missionar sie am Vormittage besuchte. Schon am folgenden Abend war sie in der Schule, so krank sie war. „Ja Meister, antwortete sie, der Zug nach der Schule ist zu groß, ich kann nicht mehr wegbleiben."

Drei Heiden, die der Missionar liebreich aufforderte, doch auch zu kommen, sprachen untereinander: „Warum sind wir so hart? Warum hören wir nicht?" Bruder, erwiederte der Zweite, wer hat je so lieb mit uns gesprochen, wie dieser Herr hier? Sonst heißt es immer: Euch gehören Schläge! Euch gehören Schläge!"

Aehnliche Zeugnisse von dem erwachenden Leben in Gott konnte Br. Winter noch mehrere berichten, Mütter kamen mit ihren Säuglingen zur Schule, Gefangene in ihrem Kerker schlugen in sich und begehrten nach Gnade, Heiden kamen aus einer Entfernung von 10—12 Meilen, um das Wort zu hören. Es schien ein schönes Werk zu beginnen.

Da gefiel es dem Herrn, unseren Br. Winter auf ein schweres Krankenlager zu werfen. So oft er sich zu erholen schien, kamen immer neue Rückfälle, so daß er einmal dem Tode sehr nahe war. Br. Pehmöller rief ihn 1841 nach der Capstadt, um ihn selbst zu pflegen. Von der Capstadt begab sich Br. Winter nach Stellenbosch als Lehrer, darnach ging er nach Tulbagh, um auf Bitten der rheinischen Missionsgesellschaft den Br. Zahn zu unterstützen. Von dort kehrte er nach der Capstadt zurück und konnte die von Br. Pehmöller erfahrene Liebe damit vergelten, daß er diesen während seiner mehrmonatlichen Erholungsreise vertrat. Darauf wurde er nach Bethanien berufen, woselbst er in die durch die Versetzung des Br. Radloff nach Zoar erledigte Stelle eintreten sollte. Am 7. Septbr. 1842 ist er dorthin abgereist. Ueber seine Wirksamkeit im Oranje-Freistaat berichtet Bd. II. Abth. 1.

Beaufort blieb unbesetzt. Die daselbst aufgegangenen Blüthen erstarben.

Das Aufgeben von Beaufort und Franschehoek war entscheidend für die Entwickelung unserer gesammten afrikanischen Mission. Hätten wir Franschehoek behalten, so wäre daselbst aller Wahrscheinlichkeit nach eine zahlreiche Gemeinde gesammelt, die den Ausgangspunkt bilden mußte für unsere über die Capcolonie sich ausbreitende Thätigkeit. Die Linie von dort über Beaufort nach Bethanien war gegeben, um eine Postenkette zu bilden, auf welcher wir bis in das Innere von Südafrika, mitten in das betriebsame Betschuanenvolk eindringen und dort die Krone unseres Baumes entfalten konnten. Durch Döhne's Fortgang nach Kafferland kam eine Zersplitterung in unsere Arbeit, die sich bald auf drei nur schwer unter einander erreichbare Kreise vertheilte.

Ein letzter Versuch, in Beaufort anzulegen wurde im Jahre 1856 gemacht. Superintendent Schultheiß, welcher den Ort 1855 auf der Durchreise berührte, gab den dringenden Bitten des Br. Fraser nach. Br. Salzmann erhielt 1856 den Auftrag, noch einmal in Beaufort einzusetzen. Aber schon nach kurzer Zeit schrieb er zurück, er habe die Heiden so unzugänglich gefunden, daß er aus der Arbeit schiede. Er ging ohne Weisung des Comité; später begann er eine Missionsarbeit auf Bloemfontein, die aber auch keinen Bestand hatte; die Folge war, daß er aus dem Missionsdienste austrat.

Die Arbeit in der Capcolonie war uns auf diese Weise für die ersten Jahre unserer Thätigkeit verschlossen, bis sich im Jahre 1838 durch die Vermittlung des Superintendent Pehmöller neue Bahnen eröffneten, wie wir dies im folgenden Capitel näher berichten werden.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Das, was anfänglich eine Schädigung unserer Arbeit schien, hat durch des Herrn Leitung mit der Zeit die Folge gehabt, daß wir in den verschiedenen

Theilen von Südafrika einsetzend ein großes Netz über das ganze Land spannten, dessen Maschen durch Anlegung neuer Stationen immer enger sich zusammenziehen. Das Betschuanenvolk aber haben wir, obgleich auf Umwegen dennoch erreicht, und in der gesegneten Bassuto-Mission hat unser Baum, obgleich nicht in direktem Wachsen, seine Krone dennoch erhalten.

---

3. Zoar.

Etwa 15—20 Meilen von der Südküste von Afrika entfernt, erstreckt sich in der Richtung von Westen nach Osten ein 50 Meilen langes mächtiges Felsgebirge, die Zwaarte Bergen (Schwarzberge) von den Bauern genannt, welches die zweite der mächtigen Stufen begrenzt, in welchen Südafrikas dreifache Terrasse zur Hochebene emporsteigt. Die höchsten Spitzen dieses Gebirgszuges erheben sich, etwa 40—50 Meilen von der Capstadt entfernt, bis zur Höhe von 7—8000 Fuß, die eine ist ein steiler Felskopf, durch eine 3—400 Fuß jähe Kluft mitten durchgespalten, so daß man von unten aus die beiden Stücke wie die beiden Lippen einer Zange aus einander klaffen sieht; sie heißt der Toverkop (Zauberkopf), die andere mehr pyramidal in zackiger Alpenspitze auslaufend, der Zewenweekspoort-Berg. Das Gebirge gewährt mit seinen scharfgeschnittenen Berglinien, schroffen Felswänden, tiefen jähen Schluchten, Bächen, Flüßlein, Quellen und Wasserfällen einen überaus malerischen Anblick, namentlich wenn, was im Winter regelmäßig geschieht, die Spitzen mit Schnee bedeckt sind, oder wenn die Bergriesen durch gebrochenes Gewölk herabschauen. Nur die Waldungen fehlen, um es zu den schönsten Gebirgen der Erde zählen zu können. Anstatt ihrer sind die kahlen Felsen und Halden mit saurem Gras, Bergrohr und niedrigem Gebüsch aller Art, aber auch mit dem auserlesensten Blumenflor spärlich bekleidet.

Unterhalb der beiden hohen Bergfürsten bildet die angrenzende Bodenfläche, die wohl auch noch bis zur Höhe von 3—4000 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt, eine nach drei Seiten hin von hohen, nach der vierten von niedrigeren Bergen begrenzte Mulde, in welcher die herabrinnenden Bergquellen und Bächlein sich zu kleinen Flüssen sammeln, sofern nicht die höher liegenden Bauerplätze das Wasser bereits zur Berieselung der Felder aufgesogen haben.

Diese Mulde, deren südlicher Theil von einem Hügelmeer begrenzt ist, wird heute angefüllt mit einer großen Menge kleinerer Bauerplätze, deren ausgedehnte Plantagen, Gärten und Ländereien der Gegend ein ungemein freundliches Ansehen verleihen, so daß diese Gegend nicht blos zu den fruchtbarsten,

sondern auch zu den lieblichsten Gegenden Südafrika's gezählt wird. Wein, Korn, Apfelsinen, Pfirsichen, Feigen, Quitten, Mandeln gedeihen im Ueberfluß, und weitgestreckte Flächen bieten nebenher auch für eine gedeihliche Viehzucht reiche Gelegenheit.

Diese ganze Herrlichkeit war am Anfange unseres Jahrhunderts noch fast wüste. Ein Stück Gouvernementsland, an dem Jacobusflüßchen gelegen, sonst aber ziemlich dürr und wasserarm, war einer kleinen Anzahl (4—5) Hottentottenfamilien überwiesen worden, von deren Nachkommen heute nur noch einzelne wenige nachweisbar vorhanden sind. Sie bildeten in Gemeinschaft mit etlichen Zuzüglern ein Dörflein, namens Dornkraal, welches von den die Gegend reich überwuchernden Dornbüschen seinen Namen führte. Die Bewohner waren ganz arm und verdienten ihr Brod als Tagelöhner bei den in immer größerer Zahl um sie her sich anbauenden Bauern.

Etwa um das Jahr 1811 ging nach Dornkraal ein Hottentott, namens Claas Harden (eigentlich Hardenberg Klaazen), welcher hier und dort im Lande umher gearbeitet und bei der Gelegenheit auch einige Missionsstationen bewohnt und aus den dortigen Gottesdiensten eine Anzahl geistlicher Lieder und Gebete im Gedächtniß behalten hatte. Er war mit seiner hohen Weisheit unter den einfältigen Dorfbewohnern bald ein angesehener Mann, der sich aber auch auf sein Singen und Beten nicht wenig zu gute wußte. „Ihr müßt singen und beten, sprach er zu ihnen, sonst seid ihr keine Menschen.“ Und wenn sich etwa etliche Hottentotten neugierig um die Hütte des Sängers sammelten, dann rief er ihnen zu, wie er vom Missionar gehört hatte: „Nun müssen wir beten,“ fiel auf seine Knie und sprach sein auswendig behaltenes Gebet her, von dessen Inhalt er selbst so gut wie Nichts verstand.

Aber weil nun die Hottentotten ein sehr gefühliges mit feinem musikalischen Gehör und schöner Stimme begabtes gesanglustiges Volk sind, so sammelten sich ihrer immer mehr um Claas Harden, auch die Dienstleute der Bauern kamen von weit und breit zusammen, und bald erscholl das Gerücht von den singenden und betenden Hottentotten bis zur Capstadt hin.

Das Wort Gottes hat eine Kraft in ihm selber, auch wenn es von unwürdigen Lippen gehandhabt wird, und der Geist weht, wo er will; das sollte auch in Dornkraal offenbar werden. Während Claas, des Beters, Herz stumpf und kalt blieb, fiel in die Herzen von sechsen seiner Mitsänger ein Strahl von Oben. Sie erkannten aus dem Inhalt der Lippengebete ihres Lehrers, daß sie Sünder seien, die eines Heilandes bedürften; sie forschten bei Claas nach, wo er das Beten gelernt habe, und als dieser die Missionsstation Zuurbraak nannte, machten sich fünf von ihnen auf nach Zuurbraak, um von dem dortigen Missionar Helm,

einem Berliner, Schüler des alten Jaenike, weiter zu lernen, was ihrer Seele noth that.

Der sechste konnte zu seinem tiefen Schmerze nicht mit. Er war ein Sklav, namens Kleenment, der bis dahin ein recht gottloser Mensch gewesen war, ein Musikant, der seinen Landsleuten und den Bauern zum Tanze aufzuspielen pflegte, in dessen Herzen aber nun ein Neues geboren wurde. Sofort sagte er seiner Geige Valet, und suchte vielmehr in ernstem Gebet die Gnade des Heilandes der Sünder.

Beides verdroß seinen Herrn. Derselbe verbot, drohte, strafte mit harten Geißelhieben, — aber Kleenment betete weiter. Sein Herr, als er endlich einsah, daß er mit diesem hartköpfigen Schepsel nicht zum Ziel kam, verkaufte ihn an einen anderen besonders hartherzigen Bauer, der sagte, er wolle ihm schon das Beten austreiben. So oft der Sklave betete, regnete es hageldichte Hiebe mit dem Ochsenziemer. — Kleenment betete weiter. Er suchte sich abgelegene Plätze auf; sein Herr aber sandte ihm Aufpasser nach, und wenn er zurückkehrte vom Gebet, regnete es wiederum Hiebe. Aber schließlich wurde der hartherzige Bauer eher müde mit Schlagen, als der Sklav mit Hiebeerdulden und Beten, und da dieser im Uebrigen ein ordentlicher, fleißiger, bescheidener Dienstmann war, schämte sich endlich der Bauer, bat seinem Sklaven die Hiebe ab, und forderte ihn auf, nun in seiner Familie zu beten; ja Kleenment wurde nun sogar zu benachbarten Bauern gerufen, damit er mit ihnen sänge und betete.

Als dies Alles zur Kenntniß der südafrikanischen Missionsgesellschaft gelangte, beschloß dieselbe sich der suchenden und betenden Hottentotten in Dornkraal anzunehmen. Sie erbat und erhielt vom Gouvernement den Dornkraal sammt Land und Leuten als Stationsplatz und suchte nach einem Missionar. Der war freilich nicht so leicht gefunden, denn in Südafrika sind brauchbare Leute nicht so leicht zu haben. Endlich fanden sich zwei Brüder Joubert, Bauern, deren Ackerwirthschaft nicht recht gedeihen wollte, und die nun es mit der Mission versuchen wollten. Da sie im Uebrigen um den Weg zum Seligwerden wußten, wurden sie in Gottes Namen gesandt. Das geschah etwa im Jahr 1817. Der Dornkraal aber erhielt fortan den Namen Zoar, und erfüllte sich abermals das Wort (Mos. 13, 10.): „Das Land war wasserreich, bis man gen Zoar kommt, als ein Garten des Herrn, gleichwie Egyptenland."

Die beiden Brüder griffen das Werk an, so gut sie konnten, predigten, hielten Schule und hielten die Heiden zur Arbeit an. Eine Kirche wurde gebaut, Maurer und Schuhmacher und Sattler gab es von farbigen Leuten, eine Mühle wurde angelegt, eine Schneiderkwerstatt kam in Gang, Weinberge entstanden, Baumpflanzungen zierten die Straßen und Gärten, die Dorn-

bäume, unter deren einem die Brüder gewohnt hatten, wurden ausgerottet, die Fluren von Unkraut gereinigt, Saatfelder grünten und trugen ihre Frucht. Auch im Geistlichen wurde ein guter Anfang gemacht. Besucher aus der Capstadt fanden in Hardens Hause 30 singlustige Leute, in den Sonntagsgottesdiensten eine ziemliche Schaar, ja selbst in den Frühstunden des Sonntags Beter versammelt. Es schien ein Neues aus Zoar werden zu wollen.

Aber die schöne Blüthenzeit verging so schnell, wie sie gekommen war. Der eine der beiden Brüder ergab sich dem Trunke und mußte entlassen werden, der Andere wollte unter diesen Umständen nicht allein zurückbleiben und ging freiwillig. Die auf 150 Seelen gewachsene Bevölkerung war verwaist. Anstatt der Prediger setzte sich ein Branntweinshändler in der Nähe von Zoar. Die Hottentotten konnten der Versuchung nicht widerstehen, sie verkamen, sie verarmten und gingen in Lumpen einher; die Gebäude zerfielen, die Gärten und Felder wurden wüste; Mord und Todschlag zog ein. Hardens eigne Frau wurde mit einem Stein erschlagen. Er selbst, ärger dem Trunk ergeben, als je zuvor, trug, von der Obrigkeit aufgefordert, den wieder ausgegrabenen Kopf seiner Frau als Beweismittel wider den Mörder zur Gerichtsstätte, ohne daß irgend etwas in ihm sich regte. Zwar nahm ein benachbarter frommer Schullehrer sich der Verwaisten an und hielt ihnen zu den Festtagen und in den Ferien, so viel er konnte, eine Predigt, zwar sandte die südafrikanische Gesellschaft im Jahre 1836 einen eigenen farbigen Schulmeister W. Louis nach Zoar, aber dieser that es binnen Kurzem den übrigen an Unsittlichkeit so zuvor, daß er schon nach zwei Monaten wieder entlassen werden mußte. Da schien Alles völlig erstorben.

Um diese Zeit kam (in den dreißiger Jahren) ein junger lutherischer Geistlicher, namens Stegmann, von Europa nach der Capstadt, der im Feuer der ersten Liebe brennend, nichts sehnlicher wünschte, als die ganze Welt zu bekehren.

Als Mitglied der südafrikanischen Gesellschaft bot er alles auf, um dem verfallenen Zoar wieder aufzuhelfen. Sowohl in Privatbesuchen, als in den Missionsstunden wies er immer wieder auf die armen Hottentotten an den Schwarzbergen hin, und bat mit thränendem Auge, ihnen Hülfe zu bringen. Reichlich flossen ihm auch Beiträge und Geschenke zu, goldene Ringe, Ohrringe, Ketten wurden ihm in das Haus getragen, ein eigener Jungfrauenverein bildete sich, um für Zoar zu sammeln. Die Mittel waren da, aber — der Missionar fehlte.

Da traf zu rechter Stunde unser Superintendent Pehmöller in der Capstadt ein. Ebenfalls Mitglied der südafrikanischen Gesellschaft geworden, bewegte er die Sache mit den übrigen Mitgliedern lange und reiflich vor dem Herrn; er ging selbst

nach Zoar, um die Verhältnisse zu untersuchen. Endlich wurde der Beschluß gefaßt. Pehmöller nahm den aus dem Dienst geschiedenen Br. Gregorowsky wieder auf, und die südafrikanische Missions-Gesellschaft übergab die Pflege von Zoar der Berliner Gesellschaft, zunächst auf fünf Jahre. Die Berliner Gesellschaft sollte für den Arbeiter und seinen Unterhalt, die südafrikanische für Bauten und sonstige Aeußerlichkeiten sorgen. Am Sonnabend, den 23. Mai 1838 traf Gregorowsky in Zoar ein.

4. Gregorowsky in Zoar.

Als Gregorowsky bei seiner Ankunft von einem Hügel herab die lange Kirche von Zoar mit ihrem Flügelausbau, darunter die Hütten der Farbigen und ihre grünen Gärten vor sich liegen sah, bewegten ernste Gedanken sein Herz. Er fand, als er in das Dörflein eintrat, zu seiner Aufnahme bereit ein kleines gemauertes und geweißtes Häuslein, welches zwar nur ein Zimmer enthielt, aber doch Schutz gegen Sonnenschein, Regen und Sturm gewährte, und dem die Hottentotten bereits ein kleines Küchengebäude angefügt hatten. Er konnte es mit dem von der südafrikanischen Missionsgesellschaft geschenkten Hausgeräthe wohnlich einrichten. Die Kirche war ebenfalls sauber geweißt, sie bot für 3—400 Personen Raum, Kanzel, Fenster und Bänke hatte sie nicht. Im Garten fand er eine Menge Feigenbäume, Pfirsichbäume, Weinstöcke, Granaten, auch ein Paar Aprikosenbäume, einen Apfelbaum und einen Wallnußbaum. Das alte Missionsgebäude nur aus zusammengebundenen Pfählen und Lehm erbaut, war dem Einsturz nahe, die Mühle halb eingestürzt, die Schmiede ganz baufällig. Die Hottentotten wohnten in ganz elenden Lehmhütten.

Er sah sich unter ihnen um. Kein einziger unter ihnen war getauft; mit Ausnahme eines einzigen Bastards, der ihm zu seiner Begrüßung entgegen geritten war, sämmtlich ganz verkommene und verarmte Trunkenbolde. Keiner konnte lesen; so eben hatte einer sein Weib in der Trunkenheit ermordet. Den Wein, den sie bauten, vertranken sie, ebenso wie den Ertrag ihrer Arbeit. Streit und Unfriede regierte. Doch freuten sie sich von Herzen, daß ein weißer Lehrer zu ihnen kam, um sich ihrer anzunehmen.

Für diesmal kehrte Gregorowsky noch nicht in Zoar ein, sondern wohnte zunächst, bis seine Sachen ankamen, bei einem eine halbe Stunde entfernt wohnenden Bauern, namens Brey, der ihn gastlich aufnahm.

Am folgenden Tage, einem Sonntag kam er zum Gottesdienst hinüber. Durch ein Kuhhorn wurde die Versammlung

zusammengerufen. Etwa hundert Personen fanden sich ein und reinlich gekleidet saßen etliche auf Stühlen, etliche auf der Erde hockend. Die entfernter Wohnenden hatten die Ankunft des Missionars noch nicht vernommen. Am nächsten Sonntag kamen auch sie, und mit ihnen eine Anzahl der umwohnenden Bauern, etwa 200 insgesammt. Er predigte über Apg. 17, 30. 31. Die Leute sangen das in der Kirche erlernte Lied beim Nachhausegehen.

Ein halbes Jahr wohnte Gregorowsky bei dem Nachbar und versah von dort aus seine Gemeinde. Am 3. November zog er, nachdem seine Sachen von der Capstadt angekommen waren, in sein kleines Häuslein, und entwarf sofort die Tagesordnung seiner von nun ab geregelten Arbeit. Mit Sonnenaufgang wurde die Morgenandacht gehalten, aus der die Leute singend in ihre Hütten zurückkehrten. Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang ähnlich die Abendandacht. Die Tagesschule war jeden Tag in der Woche Vormittags 9—11, Nachmittags 3—5, außerdem Dienstags und Freitags Nachmittags Nähschule der Frau Gregorowsky und Abends Abendschule mit den Erwachsenen, Mittwochs Catechisation, Sonntag Vormittags-, Nachmittags- und Abendgottesdienst.

Neben dieser geistlichen Arbeit ging die äußerliche frisch vorwärts. Ein neues Missionshaus, zu welchem die südafrikanische Missionsgesellschaft 400 Thlr. capisch (à ½ Thlr. preußisch) und eine Collekte der umwohnenden Bauern 95 Thlr. capisch beitrug, wurde in Angriff genommen. Für das Geld wurde das Holzwerk beschafft, alle andern Arbeiten übernahmen die Einwohner, welche von vornherein angehalten wurden, auch für sich ordentliche Wohnhäuser, wenngleich nur aus Lehmmauern, aufzuführen. Die Leute wurden so vertheilt, daß abwechselnd etliche an den Stationsbauten, andere an ihren Häusern und an der Urbarmachung ihrer Felder beschäftigt waren. Ein Wasserteich wurde ausgegraben, Pappelbüsche und Rohr zu späteren Bauten angepflanzt und der Tabacksbau als ergiebiger Erwerbszweig eingeführt.

Vor allen Dingen aber galt es, gegen die Leib und Seele verderbende Trunksucht mit aller Energie einzuschreiten. Die Säufer wurden nach wiederholt fruchtloser Mahnung ausgewiesen, und ihnen verboten, bei denjenigen Bauern, die sie mit geistigen Getränken versahen, Arbeit zu thun. Das gab einen heilsamen Schreck. Der Bauer, der in diesem Stück sich am meisten versündigt hatte, versprach feierlich, es nicht mehr zu thun, und besuchte anstatt dessen mit seiner Familie fleißig die Kirche. Nachdem alle Gelegenheit zum Trinken abgeschnitten war, mußte die Branntweinschänke eingehen. Mit dem Trunk nahmen auch die Streitigkeiten und der Müßiggang ein Ende. Die Gottesdienste füllten sich, um so mehr, als seit dem 1. December 1838,

als dem Tage der Freilassung der Sklaven, eine ziemliche Anzahl von Zuziehenden die Einwohnerzahl vermehrte und auch die umwohnenden Bauern je länger je mehr sich einfanden. Viele Farbige kamen von drei Meilen Entfernung herbei, schon Sonnabend Abends, um den ganzen Sonntag mitfeiern zu können.

Der Herr half in der ersten Hälfte des Jahres 1839 durch das liebe Kreuz. Eine weitverbreitete Masernepidemie raffte Viele hinweg. Dürre, Miswachs und Hungersnoth trieben in die Buße. Zu einem am 23. Mai 1839 abgehaltenen Buß- und Bettag bekannte sich der Herr also, daß von da ab die Krankheiten abnahmen und eine reiche Ernte der Noth ein Ende setzte.

Alle diese Gnadenheimsuchnngen trieben die Leute in das Wort und in die stille Einkehr. Die vom Missionar abgehaltenen Privatversammlungen füllten sich, viele kamen einzeln, um ihre Sünden zu bekennen und den Weg zur Seligkeit zu erfragen. Ergreifende Bekenntnisse erquickten den Missionar.

Eine Frau, Minna September, kam zu ihm und sprach: „Längst hätte ich gern offen mich ausgesprochen, die Furcht, eine Unwahrheit zu sagen, hat mich zurückgehalten, jetzt kann ich nicht mehr schweigen. Dreimal habe ich in einem Zustande zwischen Wachen und Schlafen Jesum am Kreuze gesehen, das kann ich nicht wieder vergessen. Meine Sünden ängstigen mich, ich kann auch öfters in der Nacht nicht schlafen; dann stehe ich auf und bete!“

Ein anderer, Nimrod Petro, kam und bekannte: „Mitunter fühle ich Frieden und Trost, bisweilen bei drei Tage lang, dann aber verliere ich ihn und muß von Neuem suchen!“

David Davids erzählte, er sei schon als Soldat in Theopolis angeregt worden, habe dann alles vergessen, nun aber treibe ihn sein Herz, das verlorene Heil wieder zu suchen. Wilhelm Kiewit berichtete, er sei schon in Zuurbraak unter den Taufcandidaten gewesen, sei dann wieder zurückgefallen und gedenke nun mit Schmerzen der früheren Zeit. Hier wurde einer durch Anfechtungen und Schreckbilder, dort ein anderer durch die Gnadenwirkungen, die er an Ernsteren geschaut, dort einer durch nächtliche Träume, dort einer durch Todesgedanken, dort einer durch Singen der geistlichen Lieder, dort einer durch den Stachel des Worts in der Predigt aus seinem geistlichen Schlaf aufgeweckt. Sie kamen dann einzeln zum Missionar, der sie in besondere Seelenpflege nahm.

So kam das liebe Weihnachtsfest 1839 heran, der erste helle Lichtestag in Zoar. Vier Taufcandidaten sollten als die Erstlinge in die Scheuern des Herren aufgenommen werden. Je näher der wichtige Tag kam, desto eifriger wurden sie in ihren Gebeten. Schon am Tage vor dem Fest waren von allen Richtungen her, 6—8 Meilen weit, eine große Anzahl von Christen

und Heiden herbeigekommen. Sie übernachteten in den rund um Zoar liegenden Bauerhöfen und kamen am andern Morgen zur Kirche. Diese konnte die Menge der Gäste nicht fassen, Hunderte mußten vor der Thür stehen bleiben. Unter allgemeiner tiefgehender Bewegung wurden die Erstlinge getauft. Sie priesen nachher mit lauter Stimme die Gnade des Herrn. Der Eine bekannte, daß er schon durch die erste Predigt des Missionars erweckt worden sei, ein anderer, daß ihm das Wort von Christi Kreuzestode, ein dritter, daß ihn die Mahnung, das Kindlein in der Krippe anzubeten, zuerst zum Herrn gerufen habe. Am 15. März 1840 konnte die kleine Gemeinde zum ersten Mal am Tisch des Herrn gespeist werden.

Von da ab wuchs dieselbe sichtbarlich durch die Kraft des heil. Geistes innerlich und äußerlich. Die Kirche wurde durch die Liebe der capstädtischen Christen mit einer Kanzelbibel und einer Kanzeldecke geschmückt, die Schule mit Lehrmitteln versehen, das neue schöne Missionarshaus wurde vollendet und mit einem Anbau versehen, die Schmiede und die Mühle wurden theils neu erbaut, theils wieder hergestellt, die Farbigen erbauten sich freundliche Wohnungen, brachen die Felder um und pflügten ihre Gärten, vermehrten ihre kleinen Viehheerden, verschafften sich bessere Kleidung; die ärmeren Kinder wurden von den Jungfrauen der Capstadt mit Kleidern versehen.

Ein mächtiger Gebetsgeist erwachte, Jeder Angeregte hatte sein besonderes Gebetsplätzlein hinter den Büschen oder großen Steinen. Dorthin eilten sie vor der gemeinsamen Morgenandacht und nach dem gemeinsamen Abendsegen, um noch besonders ihre Herzen vor dem Herrn auszuschütten. Selbst die schneidende Winterkälte hielt sie nicht ab. „Der Hügel, an dessen Fuß die Kirche steht, so schreibt Gregorowsky, ist ein wahres Bethel. Man hört Morgens in der Frühe und Abends spät schon aus der Ferne die Stimmen der Beter. Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus und die Pforte des Himmels! Es ist herzerhebend, Ohren- und Augenzeuge zu sein, wie sich die armen zerstreuten Schafe um ihren guten Hirten sammeln, wie es ihnen bei ihm so wohl wird, und wie sie bei ihm Leben und volle Genüge finden.“

Immer mehr wurde der Missionar durch heilsverlangende und angefochtene Seelen aufgesucht; die ernsten Bekenntnisse und Mahnungen der Getauften, deren Zahl sich alljährlich mehrte, trieben sie ihm zu. Ein streitsüchtiger Trunkenbold, der bei der Ankunft des Missionars frech erklärt hatte, er wolle und werde trinken, so lange noch ein Weinstock in der Welt wüchse, lebte in steter Uneinigkeit mit seiner Frau. Diese wurde von einem Getauften zum einsamen Gebet ermahnt. Sie versuchte es und wurde bald von solcher Herzensangst und Traurigkeit überfallen, daß sie nicht wußte, wo sie bleiben sollte. Alle ihre früheren

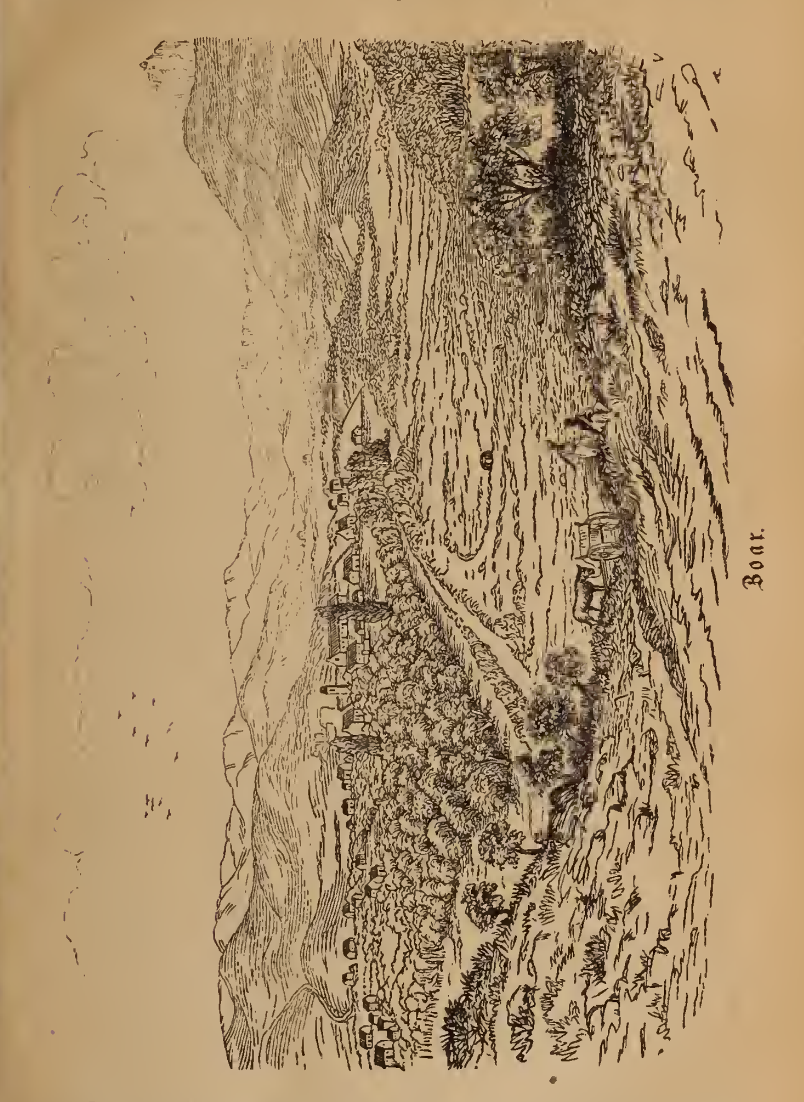
Sünden erwachten vor ihrer Seele. Untröstlich kam sie zum Missionar. Er zeigte ihr Jesu Liebe. Bald darauf kamen beide, Mann und Frau, um die Güte des Herrn zu preisen, der sie so lange verschont und nun endlich zu Gnaden angenommen habe. Fortan lebte der Mann mit seiner Frau in Frieden und diente dem Herrn mit seinem ganzen Hause.

Am 11. September 1841 starb Annatje, der Erstling auf dem Gottesacker von Zoar. Sie war, weil sie wegen Krankheits- und Alterschwäche nicht zum Taufunterricht kommen konnte, auf dem Bette unterwiesen und getauft worden und konnte nun nicht Worte genug finden, um den Herrn zu preisen, und seinen Namen zu erheben. Ihr Krankenlager wurde für alle, die sie besuchten, eine Erbauungsstätte. Völlige Hingabe an den Herrn, Brechung des eigenen Willens und Geduld im Leiden, verbunden mit einem unerschütterlichen Vertrauen zum Herrn und ein lebendiger Glaube an das Verdienst des Herrn Jesu erfüllten ihre letzten Lebenstage. „Mir ist zu Muthe, sprach sie, wie einem, der von einer schweren Last, der er unterliegen wollte, befreit ist. Ich habe Frieden mit Gott und weiß, daß ich versiegelt bin zum ewigen Leben!“ Kurz vor ihrem Ende ließ sie ihre Kinder und Kindeskinder, wie auch die Getauften zusammenkommen, ermunterte sie, an Jesum zu glauben, und sprach zu ihrer Tochter: „Ich gehe heim, im Himmel werden wir uns wiedersehen!“

Am 13. September läutete die Glocke von Zoar zum ersten Male zu einem Begräbniß. Mit Zuversicht konnte Gregorowsky am Grabe über Offenb. 14, 13 sprechen: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!“

Mitten aus seiner gesegneten Thätigkeit schied Gregorowsky — freiwillig — im Jahre 1842. Er hatte Anstoß genommen an etlichen Sätzen in der Instruction unserer Missionare. Daß daselbst den Missionaren zu verstehen gegeben sei, es sei besser, wenn sie ehelos blieben, und wenn sie auch ihr persönliches Eigenthum so viel als möglich zu den Zwecken der Mission verwendeten, das beides dünkte ihm ein unberechtigter Eingriff in die persönliche Freiheit zu sein. Mit immer ungestümer werdenden Worten verlangte er die Entfernung der ihm anstößigen Stellen aus der Instruktion. Man darf mit einem Missionar nicht allzu strenge rechten, wenn er in seiner Einsamkeit mit einer gewissen Heftigkeit in vorgefaßte Meinungen und einseitige Ideen sich verrennt. Gregorowsky gebrauchte, immer leidenschaftlicher werdend, Ausdrücke, die ihm eine Rüge des Comité mit Nothwendigkeit erwirken mußten. Darüber hat er sein Amt niedergelegt und

hat später in Pacaltsdorf und in Sommerset als Missionar im Dienste der londoner Gesellschaft weitergearbeitet. Am letzteren Orte wirkt er noch heute in Segen.



Zoar.

Zoar, das er wie eine Wüste vorgefunden hatte, hinterließ er als eine blühende Missionsstation. Die Einwohnerzahl war von 150 auf 525 gewachsen, deren Kern eine christliche Gemeinde

von 41 Erwachsenen und 6 Kindern bildete. Sein Andenken steht in Segen bis auf diesen Tag.

---

5. Zoar auf der Höhe.

Am 23. October 1842 hielt der von Bethanien herversetzte Missionar Radloff (eines Schuhmachers Sohn aus Anclam) seine Antrittspredigt. Dieselbe, sowie das Weihnachtsfest, zu welchem er sechs Erwachsene taufen konnte, schien ihm weder auf die Farbigen noch auf die Weißen rechten Eindruck zu machen. Er fand die Gemeinde durch ihre kurze Verwaisung in einem wenig erfreulichen Zustande, viel Gleichgültigkeit und Trägheit im Geistlichen, großen Mangel an brüderlicher Liebe der Christen unter einander; ja er mußte gegen Gemeindeglieder wegen Ehebruch und Trunkenheit den Bindeschlüssel anwenden. Die kleine Gemeinde war in Parteien gespalten, indem nur die am gleichen Tage Getauften recht zu einander hielten, weil diejenigen, welche früher die h. Taufe empfangen hatten, sich besser zu sein dünkten, als die später Hinzugekommenen. Auch unter den Kindern herrschte viel Unordnung, die sich in einzelnen Fällen bis zu grober Unzucht steigerte.

In tiefer Betrübniß beugte er sich vor dem Herrn und erflehte zum neuen Jahre einen neuen Segen. Dann predigte er zu Neujahr über den unfruchtbaren Feigenbaum. Das Wort schlug ein. Gleich an demselben Abend kamen zwei Frauen zu ihm und bekannten unter heißen Bußthränen ihre Lauheit und Trägheit. Ein allgemeiner Bußtag und das knieend mit der ganzen Gemeinde dargebrachte Gebet und Sündenbekenntniß bekräftigte den Eindruck des Tages. Alles schluchzte, Viele kamen einzeln und bekannten ihre Sünden, die Frauen der Gemeinde versammelten sich um die Missionarsfrau (Pehmöller's Schwester) zu besonderer Gebetsgemeinschaft. Zum Pfingstfest des nächsten Jahres kam die ganze Gemeinde zur Feier des h. Abendmahls zusammen. Der Eindruck dieser Feier war ein mächtiger. Sämmtliche Gemeindeglieder kamen am Abend in die Wohnung des Missionars und gelobten neue Treue. Er erzählte ihnen Züge aus dem Leben der ersten Christengemeinden. Alle versprachen von Neuem beginnen zu wollen.

Von diesem Tage an zeigte sich eine große Veränderung in Zoar. Eine mächtige Erweckung entstand unter Großen und Kleinen; vierzig Erwachsene und elf heranwachsende Kinder begehrten mit tiefer Bewegung den Unterricht zur Taufe. Willig stellten sich alle zu den Gemeindediensten und drängten sich zu den Gottesdiensten.

Unter den Neuerweckten war auch der härteste unter den Sündern, der alte Claas Harden, der in Trunkenheit und allen Lastern bereits das siebzigste Lebensjahr überschritten hatte ohne rechten Bußernst. Jetzt saß er ganz gedemüthigt in der Kirche und am Abend mit heißen Bußthränen in der Stube des Missionars, und fragte, ob der Herr ihn wohl noch in der elften Stunde annehmen werde. Jetzt erst brannte es ihm auf dem Gewissen, daß er vor Jahren seine alte Mutter, die schon vor Alter gebückt ging, aus seinem Hause verstoßen hatte; mit heißen Reuethränen begehrte er nach der Vergebung in Christi Blut.

Aber während so das neue Leben in der Gemeinde zu sprießen, auch in der Schule durch die erweckten Kinder ein neuer Geist sich zu regen begann, schien es, als ob all' dies aufkeimende Leben durch einen harten Schlag vernichtet werden sollte. Mit dem November 1843 waren die fünf Jahre des zwischen der südafrikanischen und der Berliner Missionsgesellschaft abgeschlossenen Contractes abgelaufen. Der ersteren fehlten die Mittel zu Fortführung des Werkes, und sie kündigte den Vertrag.

Die Nachricht fiel wie ein Donnerschlag in die Gemeinde, da Radloff nach einer Abendpredigt mittheilte, daß sein Abgang nahe bevorstehe. Viele seufzten, andere weinten auf dem Heimwege ihre heißen Thränen. Am folgenden Tage wurde das Haus des Missionars überstürmt; des Fragens und Klagens war kein Ende, so daß den Missionarsleuten schier das Herz brechen wollte. Endlich versammelte sich die ganze Gemeinde zu dem Beschluß, eine Deputation müsse nach der Capstadt gesandt werden. Man brachte das Reisegeld durch Beiträge zusammen, etliche schlachteten Ziegen zur Wegzehrung und trockneten das Fleisch, andere backten Brod, noch andere nähten Kleidungsstücke für die Abgeordneten.

Nachdem am ersten Advent Radloff noch fünf Erwachsene getauft hatte, begab sich die Deputation gleich in der folgenden Nacht auf die Reise. Zuvor hatten sie in den Häusern der Gläubigen gesungen und gebetet, und das Versprechen erhalten, daß die ganze Gemeinde ihren Weg mit heißen Gebeten begleiten werde. Die drei Abgeordneten waren der Corporal Jephta Johannes und Adam Stoffels der Küster, und der zweite Corporal Martinus Timi, vier Frauen, Jephta's Frau und Tochter, Martinus Frau und Els Jasson reisten mit, um unterwegs für die Bedürfnisse der Reisenden zu sorgen.

Schwere Wochen folgten nun für die Gemeinde, denn die Capstadt konnte man mit dem Ochsenwagen nicht unter 14 Tagen erreichen. Die Leute hörten auf mit Bauen und Pflanzen und erklärten, sie würden, wenn Radloff nach Bethanien zurückkehrte, ihm sämmtlich dorthin folgen. Die Adventszeit verlief unter

banger Erwartung und vielen Seufzern und Thränen, auch das Weihnachtsfest und der Neujahrstag wurde unter schwerem Drucke gefeiert.



Der Löwenkopf bei der Capstadt.

Da, am 4. Januar, kam athmenlos Adam Stoffels in Zoar an. Er war, um die Botschaft recht schnell zu bringen, den Uebrigen Tag und Nacht hindurch ununterbrochen zu Fuß vorangeeilt,

welche am 6. Januar mit dem Wagen nachkamen und mit Freudenthränen und Freudenschüssen empfangen wurden. Die Reisenden konnten zuerst nicht Worte finden, bis sie endlich Alles erzählten.

„Am 18. Decbr., so berichteten sie, kamen wir in der Capstadt an, und wurden von dem Superintendenten Pehmöller und seiner Frau so liebreich aufgenommen, daß wir ganz beschämt waren. Der Superintendent war sehr krank, aber er sprach so tröstend und ermunternd zu uns, daß wir wieder Muth faßten. Aber damals haben wir erst einsehen gelernt, daß Herr Radloff recht hat, uns zu strafen, daß keine rechte Liebe unter uns ist. Da haben wir erst gelernt, was Liebe ist."

Pehmöller hatte keine leichte Aufgabe gehabt.

Die Gesellschaft blieb bei ihrem Beschluß, Radloff solle Zoar verlassen, sie könnten ja später einen eigenen Missionar hinsenden. Die Deputirten baten, selbst dem Vorstande der Gesellschaft ihr Anliegen vortragen zu dürfen. Es wurde ihnen gewährt. Sie baten mit Thränen, kehrten aber mit der trostlosen Antwort zu Pehmöller zurück, daß wenn die Berliner Gesellschaft nicht auf zehn Jahre sich verpflichte, sämmtliche Unterhaltungskosten der Station übernehmen zu wollen, Zoar von ihr geräumt werden müßte. Als Pehmöller diese Bedingung nicht annehmen zu können glaubte, (denn wie sollte die Berliner Gesellschaft Kosten und Kräfte an ein Werk setzen, aus dem sie nach zehn Jahren, wenn es vielleicht recht in Blüthe war, einfach contraktlich entlassen werden konnte?) baten die Leute immer dringender, bis endlich Adam Stoffels sich im Namen der Gemeinde erbot, selbst alle Unterhaltungskosten der Station tragen zu wollen, wenn die Berliner Gesellschaft nur für den Gehalt des Missionars aufkommen wollte.

Pehmöller war überrascht und tiefergriffen. Solches Opfer hatte bis jetzt keine der südafrikanischen Missionsgemeinden gebracht. Dem gegenüber konnte auch wohl die heimische Missionsgemeinde ein außerordentliches Opfer bringen, und selbst auf eine peinliche Ungewißheit hin das Werk fortsetzen, Gott dem Herrn es anheimgebend, wie derselbe alles Fernere lenken werde. Pehmöller überlegte die Sache noch einmal mit seinem Gott, berieth noch einmal mit dem Vorstande, und das Resultat war: Radloff bleibt auf Zoar, welches der Berliner Gesellschaft auf neue zehn Jahre überlassen wird.

Mit dieser fröhlichen Botschaft war wie ein neues Leben in die Gemeindeglieder von Zoar gekommen. Es war, als ob sie nun erst recht den Werth von Gottes Wort und Sakrament zu würdigen verständen, nachdem sie in Gefahr gewesen waren, es zu verlieren. Denn das konnten sie sich selbst sagen, daß wenn die südafrikanische Gesellschaft nicht im Stande war, die Kosten der äußeren Erhaltung der Station aufzubringen, sie noch weni-

ger im Stande gewesen wäre, ihnen einen anderen Missionar zu senden. Jetzt schlossen sie sich mit doppelt inniger Hingabe an ihren theuren Seelsorger, den sie als vom Herrn neugeschenkt ansahen. Sie gaben gern und reichlich ihre Gemeindebeiträge, so reichlich, daß von denselben ein eigenes großes Gemeindehaus erbaut werden konnte, in dem sie ihre besonderen Raths- und Gebets-Versammlungen abhielten. Die Kirche versahen sie mit neuen Bänken. Jeden ersten Montag im Monat versammelten sie sich zu besonderen Missionsbetstunden und hielten auch in den Häusern hin und her ihre zahlreich besuchten Betstunden.

Ein Jüngling Martin Timi erbat sich, selbst ein Lehrer seinen Landsleuten werden zu wollen und wurde zu seiner Ausbildung auf das Seminar nach Gnadenthal gesandt. In der Gemeinde wurde mit strenger Zucht auf Ordnung gehalten. Streitigkeiten und Klatschereien galten als genügender Grund, um von der Klasse der Taufbegehrenden ausgeschlossen zu werden. Abends nach der Andacht durfte kein Kind, noch erwachsener Sohn oder Tochter auf der Straße gesehen werden. Niemand durfte im Hause des andern schlafen, niemand einen Fremden beherbergen, ohne davon dem Missionar Anzeige gemacht zu haben.

War das vergangene Weihnachtsfest ein gedrücktes gewesen, so war das des folgenden Jahres um so herrlicher. Die kleine Nähschule hatte schon ein halbes Jahr darauf vorgearbeitet. Sechzig Nadelkissen, neunzig kleine Taschen, Nadelbücher, Schürzen, Tücher 2c. waren angefertigt, in der Capstadt wurden Goldschaum, kleine Bilderbücher, Bilderbogen, Messer, Maultrommeln, bunte Wachslichter und dgl. gekauft, der mit 42 brennenden Kerzen gezierte Baum wurde reich behangen in der Kirche aufgestellt, zwei Kronenleuchter mit gegen 60 Lichtern erhöhten den Glanz, so daß die eintretenden Farbigen schier erstarrten und nur schüchtern Platz nahmen ob all der großen Herrlichkeit. Weihnachtslieder wurden gesungen, die Weihnachtsgeschichte gelesen und ausgelegt, und dann die 120 Kinder zu ihren Geschenken, bei denen jedes auch noch mit einer Tüte voll Rosinen und einem Kuchen bedacht war, herbeigeführt. Von weit und breit waren die Gäste gekommen, Weiße und Farbige, so daß lange nicht alle Raum in der Kirche fanden, und der Baum an beiden Festtagen wieder erleuchtet werden mußte, damit alle seinen Glanz schauen konnten. Manche blieben bis zum neuen Jahr und schieden dann mit Thränen. So etwas war in der Gegend noch nicht erlebt worden, und noch Monate lang erzählte man in den Häusern der Bauern, so wie in den Hütten der Hottentotten von der Herrlichkeit des Christfestes auf Zoar. — Ja es ist ein wunderbares Geheimniß in dem deutschen Christbaum. Den hat kein anderes Volk! —

Diese Weihnachtsfeier wurde seitdem zur stehenden Sitte und Gewohnheit auf Zoar. Sie fand auch in Deutschland so viel

Anklang, daß große Sendungen von Geschenken der Missionsfreunde an die Zoarsche Gemeinde geschickt wurden, und daß ein Briefwechsel zwischen Kindern aus Deutschland und Kindern aus Zoar sich entspann. Der Gemeinde aber wurde das Weihnachtsfest so wichtig, daß sie schon acht Tage vorher die Kirche, die Wohnhäuser und die Ringmauer ausbesserten, die Thüren mit frischer Oelfarbe strichen, den Kirchhof säuberten und die Kirche frisch weißten. Mit der Zeit freilich wurde in der Feier, an welche nach dem Feste noch besondere Erlustigungen für die Kinder angefügt wurden, des Guten wohl etwas zu viel gethan. In einem Jahre mußte der Missionar, da die deutsche Kiste ausblieb, für 140 Thlr. Geschenke kaufen. Der erste Glanz und die reine Festfreude hatte bei nicht wenigen der Freude an den erwarteten Geschenken, und auch wohl getäuschten Hoffnungen und begehrlichen Gelüsten Platz gemacht. Es mischt sich ja in alles Irdische so leicht das sündige Fleisch.

Das sichtliche Aufblühen und Erstarken der Gemeinde zog immer mehr die Augen der weißen und farbigen Bewohner des Landes auf sich. Letztere sahen in Zoar ein willkommenes Asyl, in welches sie sich aus ihrer sonstigen gedrückten Lage flüchten konnten. Sie wanderten massenhaft — in einem Halbjahre 100 Seelen — ein. Das Land wurde zu enge; es ernährte nicht mehr seine Bewohner; besonders seitdem die oberhalb Zoar wohnenden Bauern sich mehrten und das spärliche Wasser des Jacobusflüßchens zur Berieselung ihrer Felder verwandten, so daß für die Zoaraner nur das zu Zeiten überfließende verblieb.



Ylandsfontein.

Radloff mußte daher zunächst pachtweise neues Land von den Nachbaren erwerben. Dann sah er die Nothwendigkeit ein, wo möglich neue Aecker hinzuzukaufen. Eine günstige Gelegenheit bot sich dar, indem der eine Nachbar Joubert seinen geräumigen Platz Ylandsfontein anbot.

Im Jahre 1846 wurde der Kauf abgeschlossen. Von welcher einschneidenden Wichtigkeit dieser Kauf für die weitere Entwicklung der Gemeinde wurde, werden wir später ersehen.

Da mit der wachsenden Bevölkerung auch die Zahl der schulfähigen Kinder bis in die Hunderte wuchs, mußte Radloff sich nach einer Hülfe für die Verwaltung der Schule umsehen. Freiwillig boten zwei besonders begabte und angeregte Getaufte ihre Hülfe an, Adam Stoffels, der Küster, und Els Jasson, die wir oben bereits als Glieder der Reisegesellschaft kennen gelernt haben, welche die Erhaltung des Br. Radloff für Zoar von der südafrikanischen Gesellschaft erbitten sollten. Beide erboten sich ihre Arbeit unentgeltlich zu leisten, und nahmen nur auf die wiederholten dringenden Vorstellungen des Missionars ein geringes Gehalt (Lstr. 10) an, das sie ja nothwendig haben mußten, da ihre Kraft und Zeit dem regelmäßigen Erwerb ihrer Nothdurft entzogen wurde. Der heimischen Gesellschaft aber erschien es je länger, je mehr eine gebotene Nothwendigkeit, bei der täglich wachsenden Aufgabe der Arbeit auf Zoar dem Missionar einen Gehülfen zu geben. Es wurde also der neuausgesandte Br. Prietsch zunächst als Lehrer für die 150 Kinder zählende Schule, sodann aber auch als Gehülfe des Br. Radloff in allen Stationsarbeiten nach Zoar dirigirt, wo er im November 1845 ankam, und am 1. Januar 1846 seine erste holländische Predigt hielt.

Dem Br. Prietsch stand, wie auch dem Br. Radloff, in hervorragendem Maße die Gabe zu Gebote, in Umgang und Vorträgen auf das Gefühl einzuwirken. Die Hottentotten aber sind ein Volk, in dessen Charakter das Gefühlswesen den Verstand sowohl als den Willen bedeutend überwiegt. So konnte es denn nicht fehlen, daß durch das gemeinsame Wirken beider Missionare bedeutende Erweckungen entstanden, welche den merkwürdigsten Erweckungen, die hier und da in der Christenheit vorkommen, ebenbürtig zur Seite gestellt werden können.

---

6. Erweckungen.

Die erste und größere Erweckung folgte auf eine Zeit der Erkaltung und Lauheit im Juni 1845 und dauerte bis in den August hinein.

Radloff berichtet: „Im April und Mai schienen die Herzen alle so kalt und gefühllos zu sein, daß es mir war, als machte

die Predigt gar keinen Eindruck mehr auf die Gemüther. Da läßt dann gleich mein Kleinglaube die Flügel hängen! Aber wie hat der Herr mich im verflossenen Monat Juni beschämt! Da wurde ich überzeugt, daß das Wort Gottes gleich dem Sauerteige wohl im Verborgenen, aber dennoch gewiß wirkt; denn seit der Zeit ist hier wieder eine große Erweckung gewesen, so daß ich einige Wochen beinahe nichts anders thun konnte, als allen den verschiedenen Seelen, bei denen dennoch die Hauptfrage zum Grunde lag: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ zu antworten: „Glaube an den Herrn Jesum!“ — Ja, und so tief wurde ich gedemüthigt, daß ich selbst mehrere von denen vor mir in Thränen sah, von welchen ich dachte, daß sie wohl nimmermehr würden verändert werden. Einige kamen auch gleich Nikodemus, wiewohl nicht aus Furcht, aber doch aus Scham, des Nachts zu mir. Einige der Gläubigen versichern mir, daß der Ernst allgemein verbreitet sei, und wohl Niemand sei, der nicht von der Nothwendigkeit der Veränderung des Herzens überzeugt wäre; und sie vertrauen, daß ganz Zoar noch werde bekehrt werden. Der Hügel, an dem die Kirche steht, hallt des Abends spät und mit Tagesanbruch wieder von den Gebeten und dem Geschrei der um ihre Seele Bekümmerten. Ja selbst in der Nacht flüchten einige zu den Getauften und ersuchen sie, beten zu helfen.“

Einige Monate später berichtet er weiter:

„Die Erweckung dauerte noch fort bis August. Besonders gesegnet war im Juli unsere Missions-Betstunde, in welcher ich einen Brief vorlas von einem Lehrer der Sonntagsschule in England, an Kinder gerichtet, um sie zum Gebet und zu Geldsammlungen für die Mission aufzufordern, durch welche dann 6237 Pfd. Sterl. zusammengebracht wurden. Ich hielt den Kindern besonders vor ihr großes Glück, den Segen des Evangeliums zu genießen, für welchen auch sie verpflichtet wären, dem Herrn zu danken, und dieses besonders auch durch thätige Liebe für die armen Heidenkinder zu beweisen, die noch in den Greueln des Heidenthums auferzogen würden; sie wären zwar arm, und könnten nichts für die Mission geben, aber beten könnten sie doch, und um ihnen hierzu Gelegenheit zu geben, wollten wir alle Sonnabend Abende eine Betstunde halten für die kleinen Kinder; die Mädchen in der Kirche, welche immer durch eine der getauften Frauen sollten geleitet, und die Knaben im Gemeine-Haus, welche durch Adam Stoffels würden geleitet werden. In jener Woche hatte ich dann täglich eine Anzahl Kinder, meistens Mädchen, abzufertigen, die nach einander kamen, um ihre Sünde zu bekennen. Es war oft rührend mit anzusehen, wenn diese Kleinen so vor mir standen und unter Thränen mit gefalteten Händen sagten: „Mein Herr, ich komme wegen meiner Sünden; ich kann nicht länger so bleiben, ich will mich zu dem Herrn

Jesus wenden; ich bin so ungehorsam gegen meine Eltern gewesen; wenn sie mir was sagen, das ich thun soll, dann laß ich den Mund hängen und gehe so langsam; ich habe auch geflucht und die Kinder geschimpft, getanzt, auch heimlich meinen Eltern was weggenommen; in der Kirche merke ich auch gar nicht auf, aber nun will ich nicht mehr so thun!" So und dem ähnlich waren die meisten Bekenntisse. Ich ließ ihnen zu, dem nähern Unterricht in der Heilslehre beizuwohnen. So wie ich hörte, konnten viele den Sonnabend nicht erwarten; meine liebe Frau eröffnete die Betstunde mit den Mädchen; die Meisten waren in Thränen. Nach einer herzlichen Ansprache forderte meine Frau eins der Kinder zum Gebet auf; dasselbe war immer sehr kurz, meistens von diesem Inhalt: „Herr, hier komme ich, aber ich kann nicht beten! Herr, lehre mich beten! O Herr, ich bin ein großer Sünder! Herr, laß mich nicht verloren gehen! Herr, ich kann nicht beten! Herr, gieb mir doch Worte! Herr, hilf doch, Amen." Nach jedem Gebet wurde ein Vers gesungen, und zuletzt schloß meine Frau mit Gebet. Ich eröffnete die Betstunde bei den Knaben; hier ging es aber nicht so gut; mit Ausnahme einiger waren sie entsetzlich hart, selbst unter der ernstlichsten und eindringlichsten Ermahnung; und mit dem Gebet ging es fast gar nicht. Diese Betstunden haben wir bis heute fortgesetzt, und sie sind gewiß nicht ohne Segen geblieben. Ein Theil der Kinder ist in der Schule und Kirche recht aufmerksam, und so wie ich von den Eltern höre, zu Hause auch gehorsam. Manche schöne Aeußerung der Kinder könnte ich Ihnen auch mittheilen: So sagte die kleine Roos, da ein anderes Mädchen sie fragte, warum sie ihre Schuhe nicht mehr anziehe: „sie wolle sie aufbewahren, bis sie getauft würde." Die kleine Regine, ein sehr gehorsames Kind, sagte, daß sie immer solche große Freude empfände, wenn sie vom Gebet käme, daß ihr der Herr alle ihre Sünde vergeben habe.

Was uns aber besonders mit Betrübniß und Sorge erfüllte, war noch immer die Sittenlosigkeit einer Anzahl erwachsener Mädchen, auf die das Wort Gottes gar keinen Eindruck machte. Aber auch hier half der Herr in Gnaden: Ein junges Mädchen, ungefähr 13 oder 14 Jahre alt, die früher mit ihren Eltern hier wohnte, aber wegziehen mußte, wurde außerhalb verführt. Sie kam zum Besuch hierher zu ihrer Großmutter, und starb hier unter den fürchterlichsten Schmerzen. Diese Sache ging uns sehr zu Herzen, und brachte meine Frau zu dem Entschluß, monatlich in unserem Hause eine Versammlung zu halten für die erwachsenen ungetauften Mädchen, in welcher sie trachten wollte, ihnen die Verantwortlichkeit vorzustellen, wenn sie nichts anderes wünschten und verlangten, als ihren ledigen Stand mit dem Ehestand zu vertauschen, ohne doch die Pflichten einer Hausfrau und Mutter zu kennen, und also versuchen, sie auf ihren künftigen Stand vorzubereiten. Ich billigte den Plan, und zeigte es den

nächsten Sonntag in der Kirche an. Es traf sich so, da ich des Abends, der Reihefolge nach, aus dem alten Testament predige, daß ich an jenem Sonntage die Verheirathung Isaaks hatte, wo ich Gelegenheit nahm, darüber zu sprechen, wie man mit Gebet in den Ehestand treten müsse; merkte besonders auch an, wie züchtig Rebecca gewesen rc. Zum Schluß erinnerte ich sie an das traurige Ende des erwähnten Mädchens, als Folge ihrer Sünde; äußerte mein Bedenken über eine Anzahl solcher weltlich gesinnter Mädchen in unserer Mitte, von denen wir alles zu befürchten hätten, wenn sie sich nicht bekehrten. Darauf zeigte ich ihnen den Zweck obiger Versammlung an, und es gefiel dem Herrn, das Wort in Gnaden zu segnen. Die Mädchen konnten kaum den ersten Mittwoch im nächsten Monat als den bestimmten Tag erwarten. Mehrere gläubige Eltern hatten ihre Töchter aufmerksam gemacht, doch zu bedenken, was Alles für sie gethan würde, und deshalb doch ihr Herz an dem Tage zu öffnen, und so kamen dann die Meisten sehr erwartungsvoll. Und der Herr bekannte sich in Gnaden zu der Schwachheit meiner Frau, daß diese erste Versammlung sehr gesegnet war; mit Ausnahme von Einigen nur, waren alle so in Thränen, daß ich in meiner Stube das laute Schluchzen und Weinen hören konnte. Und von der Zeit an ist, wenn auch nicht im christlichen Sinn, doch mehr Ernst und Sittlichkeit und Scham unter den Mädchen, und das unaufhörliche Gerede vom Heirathen hat doch etwas aufgehört.

Durch die Erweckung unter den Kinderseelen wurden dann die Alten für ihre eigene Seligkeit immer besorgter, daß sie sagten, die Kinder würden ihnen noch vorgehen. Früher wurden die Erweckten wohl mal verspottet von den Unbekehrten, jetzt war es aber umgekehrt, diese fürchteten und schämten sich vor jenen. Ich hörte von Gliedern der Gemeinde, daß einige von den Unbekehrten des Abends gar nicht mehr nach der Kirche kommen wollten, weil sie sich schämten, allein heraus zu gehen (die Erweckten, die nachher Unterricht erhalten, bleiben nämlich nach der Andacht zurück), da dann sehr leicht einer der Getauften mit ihnen sprechen würde. Diese fügten sich nämlich zuweilen zu solchem einzeln Gehenden, fragten ihn, wo seine Kameraden wären, und ob er ihnen nicht auf dem guten Wege folgen wollte? warum und wie lange er denn noch warten wolle? ob er denn noch nicht das Werk des Herrn sähe rc. — So hat der Geist des Herrn in die Todtengebeine geblasen, daß es sich reget und beweget unter Männern und Frauen, unter Alt und Jung. Wie viel aber ferner den Wirkungen des Geistes werden Gehör geben und zum wahren Leben kommen, das weiß der Herr. Ich vertraue aber im Glauben auf unsers Gottes Verheißungen und auf Seine Treue und Barmherzigkeit. Er, der nicht will, daß Jemand verloren gehe, wird ja auch diese noch zu Seinem Volke lassen zählen.“ So weit Radloff's Bericht.

Eine zweite große Erweckung erfolgte im Pfingstfest des folgenden Jahres. Auch ihr war eine Zeit der Lauheit und Zerstreuung voraufgegangen. Anlaß zu dieser Lauheit gab der alle Gemüther mit Macht packende Kafferkrieg (s. Bd. II. Abth. 1. p. 117), zu welchem auch aus Zoar 28 junge Männer ausgehoben wurden. Derselbe Krieg aber gab auch den ersten Anstoß zu der Erweckung. Die ersten Mißerfolge der englischen Waffen veranlaßten den Gouverneur, auf den Donnerstag vor Pfingsten einen allgemeinen Landes-Buß- und Bettag auszuschreiben. An diesen Aufruf knüpfte Br. Prietsch an und hielt die ganze Pfingst-Woche hindurch jeden Morgen und jeden Abend eine Gebetsversammlung mit Gesang, Vorlesung von bliblischen Abschnitten und Gebet, theils von Mitgliedern der Gemeinde, theils von einem der Missionare gehalten. Ueber die Wirkung dieser Gebetsversammlungen berichtet er unter dem 3. Juni:

„Schon nach den ersten Stunden," schreibt Prietsch, „zu denen sich nach und nach alle Einwohner versammelten, so daß die Kirche immer ganz voll war, merkte ich, daß wir das rechte Mittel gefunden und der Herr uns gnädig erhörte, obgleich ich noch nicht viel sah und hörte. Unter der Predigt am Donnerstage brach endlich das ganze Volk in solch Weinen aus, daß es schien, als ob die Stätte sich bewegte und der letzte der Tage gekommen wäre. Auch Abends ward meine doch ziemlich laute Stimme vom allgemeinen Weinen übertäubt. Ich glaube, es wäre ihnen am liebsten gewesen, wenn wir Tag und Nacht zusammen geblieben, denn verlangend kamen sie, und noch mehr hungernd und dürstend gingen sie weg. Hinter allen Büschen und auf allen Hügeln konnte man Betende finden, nicht nur zu allen Zeiten des Tages, sondern auch mitten in der Nacht, wo es jetzt im Winter doch sehr kalt ist. Am ersten Festtage waren wir beinahe den ganzen Tag in der Kirche. Morgens mit Sonnenaufgang hielt Br. Radloff Betstunde; Vormittags hielt ich die Predigt über die Pfingstgeschichte; Nachmittags Br. Radloff über die Fortsetzung derselben; und Abends ich wieder über Joh. 3, 16. — Es war ein Pfingstfest, wie ich bisher noch keins gefeiert habe. Der Herr war gegenwärtig und wir haben das Wehen seines Geistes empfunden. Selbst die Gefühllosesten sind ernstlich bange geworden, und selbst die Stumpfsinnigsten angefaßt und überzeugt von der Sünde. Sie haben den Fluch gefühlt, und der Segen ist ihnen angeboten. Wir wissen, daß ziemlich Alle aufgeweckt sind, wissen aber auch, und haben es ihnen verkündet, daß Erweckung noch keine Bekehrung ist; sondern es wird wohl bleiben, gleich wie es am ersten Pfingsttage war, daß einige, durch den heiligen Geist von ihrer Sünde überzeugt, das Wort annehmen mit Freuden und hinzugefügt werden zu der Gemeinde derer, die selig werden, aber auch Andere widerstreben und die Ueberzeugung weg zu spotten suchen. Viele sind

nun auch bereits mit der Frage: Was soll ich thun, daß ich nicht verloren gehe? gekommen. Besonders scheint der Herr unter den erst neu Hergekommenen Sein Werk zu beginnen. Oft kommen sie ganz sprachlos und weisen auf ihre Brust; daar, daar! myn heer! brechen sie denn endlich aus."

Auch an diese Erweckung der Erwachsenen schloß sich, wie im vergangenen Jahr eine Erweckung der Kinder. Hören wir auch von dieser die Worte Prietsch's aus dessen Bericht vom 13. Juli 1846:

„Des Montags pflege ich mit den Kindern, wenn ich gepredigt, über die Predigt und hat Br. Radloff gepredigt, über das Evangelium zu katechisiren. So katechisirte ich Montag vor 14 Tagen über das Evangelium vom verlornen Schafe. Der Herr gab mir, ihnen dabei mit rechter Wärme die unendliche und unermüdete Liebe des Heilandes gegen die verlornen Sünder, die er zu seiner Seligkeit und Herrlichkeit gar nicht nöthig hat, vorzustellen und ihnen die große Sünde, die derjenige auf sich ladet, der eine solche Liebe verachtet, dringend an das Herz legen zu können. Zu meiner nicht geringen Freude bemerkte ich, daß eine nach der andern von den größeren Mädchen den Kopf senkte, um ihre Thränen zu verbergen, was natürlich meine Wärme noch steigerte. Endlich ging das stille Weinen in ein hörbares Schluchzen und dies zum Schlusse in ein lautes fast allgemeines Weinen über. Da endlich meine Stimme vor Weinen nicht mehr gehört werden konnte, nahm ich in meiner Verlegenheit meine Zuflucht zu dem Herrn und schloß diese Stunde mit einem herzlichen Gebet um Gnade vor dem Herrn. Dann eilte ich, da zwischen der ersten und den andern Stunden eine 10 Minuten lange Freizeit ist, hinaus, um mich zu erholen; denn ich war von dieser seltenen und wahrhaft rührenden Scene noch mehr ergriffen als vielleicht die Kinder selber. Eine über ihre Sünden laut weinende Gemeine vor sich zu haben, ist gewiß etwas sehr Ergreifendes, aber eine solche weinende Kinderschaar geht doch bei weitem darüber. Viele hundert Schritt entfernt konnte man das Weinen vernehmen. Auch in den andern Unterrichtsstunden dieses Tages sah ich, wie Vielen die helle Thränen immer über die schwarzen Wangen rollten. An den andern Tagen dieser Woche wiederholten sich in der Religionsstunde diese Scenen. Am stärksten und allgemeinsten war die Bewegung am Montage vor acht Tagen beim Wiederholen der von mir am vorhergehenden Sonntage gehaltenen Predigt über Daniel 5, 29.: „Du bist gewogen und zu leicht gefunden!" Als ich zum Schluß dieser Stunde, um das Weinen ein wenig zu stillen, ein Lied singen ließ, hätte ich im Beginn allein singen müssen, hätte nicht noch eine Frau, die dem Unterricht beizuwohnen gekommen war, geholfen. Weinen und Singen erklang nachher in schönster Harmonie mit einander. Besonders interessant

benahmen sich die ganz Kleinen dabei, von denen einige anfingen zu lächeln, aber schnell von Andern wieder als hätten sie einen Begriff von dem Ernste dieser Scene, durch ein ernstes Gesicht und aufgehobenen Finger zurechtgewiesen wurden.

Meine Schule scheint seitdem eine ganz andere geworden zu sein. Während ich früher alle zehn Minuten zum Aufmerken ermahnen mußte, und besonders mit den Größeren vielen Verdruß hatte, habe ich jetzt nicht einmal sie zur Aufmerksamkeit aufzufordern nöthig, ja sie können nicht genug hören und würden, ohne zu erschlaffen, mich drei Stunden anhören; es scheint, als spräche ich ihnen zu langsam und als wollten sie mir die Worte aus dem Munde nehmen. Welche Freude mir bei solchen Umständen das Unterrichten macht, können Sie sich leicht vorstellen. Möchte der treue Herr nur das so herrlich begonnene Werk auch so kräftig fortführen und siegreich vollenden. Helfen Sie und alle lieben Freunde der Mission uns darum bitten.

Ich habe jetzt täglich Besuch von solchen kleinen armen Sündern, die da weinend kommen und fragen: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Vielleicht ist es Ihnen lieb, wenn ich Ihnen einige solche Aeußerungen und Unterhaltungen mittheile; darum will ich in Kürze einige davon anführen. Damit ich erfahre, wie weit sie das, was sie fühlen, auch erkennen, da ja bei vielen Erwachsenen, um wie viel mehr bei Kindern, das Gefühl dem Erkennen vorauseilt, so stelle ich mich im Anfang, freilich auch dies nicht ohne Ausnahme, darüber verwundert, daß sie sich als Sünder anklagen. — Am Sonnabend kam ein kleines Mädchen zu mir also beginnend: „Mein Herr, ich komme zu Ihnen (die gewöhnliche Anrede) wegen meiner Sünden.“ — Wie, hast du denn auch schon gesündigt? Das ist wohl nicht wahr, du bist ja noch so jung und klein! „Ja, ja, mein Herr,“ fällt sie betrübt und weinend ein, „ich bin klein, aber eine große Sünderin.“ — Woher weißt du das? Wer hat dir das gesagt? — „Der Herr hat mir das geoffenbart.“ — Wie hat dir das der Herr geoffenbart? — „Er hat zu mir gesprochen.“ — Hast du denn den Herrn gesehn, und wie hat er zu dir gesprochen? — „Nein, mein Herr, ich habe Ihn nicht gesehen, aber Er hat doch zu mir gesprochen.“ — Wenn du ihn nicht gesehen hast, wie kann Er dann zu Dir sprechen? — „Ja, Er hat im Gebet mit mir gesprochen und hat mich in meinem Herzen von meiner Sünde überzeugt.“ — Ja, das ist etwas Anderes! Aber was für Sünden hast du denn gethan? — „Ach, mein Herr, ich habe viele Sünden gethan; ich war meinen Eltern ungehorsam und habe auch Sie durch meine Unachtsamkeit so oft betrübt.“ — Hast du gegen Niemand weiter gesündigt? — „Ach ja, auch gegen Gott bin ich ungehorsam gewesen und habe nicht nach Seinem Willen gethan.“ — Was ist denn nun der Lohn der Sünde? — „Der Tod und die Verdammniß, mein Herr.“ — Willst du

verloren gehen? — „Ach nein, ich möchte gerne selig werden.“ — Was mußt du denn thun? — „Ich muß bitten.“ — Warum mußt du vor Allem bitten? — „Daß mir Gott die Sünden vergebe.“ — Bin ich nun so weit mit ihnen gekommen, dann führe ich sie erst recht zum Bewußtsein der Sünde und Schuld, indem ich ihnen die Liebe des Herrn Jesu vorstelle, mit der Er die Sünder geliebt hat und noch liebt, und was Er Alles aus Liebe für sie und an ihnen gethan hat, und wie sie bisher so wenig auf die Liebe geachtet und durch ihren Ungehorsam Ihn betrübt haben, was ich ihnen Alles durch Bilder und Gleichnisse deutlich mache. Und zum Schluß sage ich ihnen, um was und wie sie bitten und wandeln müssen, und wie sie zu diesem Allen einzig die große Liebe des Herrn Jesu treiben muß. — Dies Mädchen ist ungefähr 9 Jahre alt.

Ein anderes kleines Mädchen von ungefähr 8 Jahren, eine Tochter von unserem Küster Adam, die schon länger den Herrn kennt und lieb hat, kam mit Thränen im Auge zu mir und sagte: „Ich muß nur zu meinem Herrn kommen und sagen, daß es noch gar nicht recht mit mir und meinem Heiland steht.“ — Ich: Wie so Toin? Du setzst mich in Erstaunen; ich dachte, es stände recht gut mit dir? Hast du den Heiland nicht mehr lieb? Betest du nicht mehr fleißig? — „Ach ja, ich habe den Heiland noch lieb und bete auch oft zu ihm, aber es steht doch nicht recht mit mir; denn ich liebe Ihn nicht so brünstig, wie Er es um mich verdient; ach! ich bin oft sehr lau und mein Gebet ist wie gemacht.“ — Ist deine Liebe nicht so stark, daß du dein Leben für ihn lassen könntest? — „Ach ja, mein Herr, ich wollte wohl mein Leben für Ihn lassen,“ — und dabei klärte sich ihr ganzes Gesicht auf, — „aber ich bin doch noch nicht treu genug.“ — Dieses Kind entwickelte einen so hohen Grad von Selbsterkenntniß, daß ich nicht genug darüber staunen konnte, und es thut mir leid, daß mir nicht mehr Alles gegenwärtig ist, da ich Ihnen nur die eigenen Worte und Ausdrücke der Kinder, ohne zuzusetzen oder auszuschmücken, mittheilen will. —

Ein Knabe von ungefähr 14 Jahren kam auch wegen seiner Sünden. Ich fragte ihn, was für Sünden er gethan habe. — „Alle Sünden, mein Herr.“ — Alle Sünden? Bedenk einmal: alle Sünden hast du gethan? Das ist wohl nicht wahr? — „Ja, mein Herr, alle Sünden.“ — Jetzt nahm ich die Gebote mit ihm durch. Hast du den Abgöttern gedient? — „Ja, ich habe durch meine Sünde dem Teufel gedient.“ — Hast du den Namen Gottes gemißbraucht? — „Ja, ich habe geflucht und geschworen.“ — Hast du den Feiertag entheiligt? — „Ja, ich bin oft ohne Gebet zur Kirche gegangen und bin in der Kirche mit meinen Gedanken wo anders gewesen.“ — Bist du den Eltern und Lehrern gehorsam gewesen? — „Nein, ich habe sie durch meinen Ungehorsam oft betrübt.“ — Hast du getödtet? Da besann er

sich eine Zeit lang, und antwortete endlich: „Nein, getödtet habe ich nicht." — Nun, da hast du ja doch nicht alle Sünden gethan. Hast du aber auch noch Niemanden gehaßt? — Ja, sehr oft." — Jetzt überführte ich ihn auch von der Uebertretung dieses Gebots, und so hat er denn wirklich alle Sünden gethan.

Heute waren allein 6 Kinder in dieser Angelegenheit bei mir, und eine ganze Reihe stand noch auf dem Hofe, die ich, weil ich eben zum Unterricht mußte, nicht vernehmen konnte.

Heute habe ich auch den Kindern, 12 an der Zahl, die das nächste Mal getauft werden sollen, den ersten Unterricht gegeben. Es sind Alle solche, die den Heiland schon länger lieb haben, und dem Evangelium würdiglich gewandelt sind. Wir freuen uns sehr auf diesen Tag ihrer Taufe und erwarten mit Recht, da jetzt schon von dem bloßen Gerücht davon Alles in Bestürzung geräth, einen gewaltigen Eindruck auf Junge und Alte. — Keines dieser Kinder hielt sich auf mein Befragen dieser großen Gnade würdig, und zwar ohne daß ich sie von ihrer Unwürdigkeit erst überzeugt hätte. Doch gewiß ein Zeugniß von ihrer Selbstkenntniß. Einige konnten mir nur mit einem Strom von Thränen antworten, und zwar nicht nachdem ich erst lange mit ihnen gesprochen, sondern auf die erste Frage: Sage mir einmal, wie stehst du mit deinem Heilande? — Aus diesen wenigen Mittheilungen werden Sie erkennen, wie auch in unserm Zoar sich noch das Wort des Herrn erfüllt: Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob bereitet." Bitten Sie mit mir für diese Kinder, die Erstlings-Garben, die ich dem Herrn einbringe, auf daß sie bleiben im Bekenntniß, im Glauben und in der Liebe, und ich einst derer keines verloren habe, wenn ich vor den Herrn trete."

Gegen das Ende des Jahres berichtet Prietsch weiter: In einem früheren Briefe (vgl. Januarheft S. 6 ff.) habe ich bereits die liebliche Geschichte der Erweckung und auch wahren Bekehrung eines großen Theils meiner Schüler mitgetheilt, so wie auch einige Gespräche, die ich mit ihnen gehabt habe. Der größte Theil der größeren und nicht wenige von den kleineren Kindern hat diese selige Kenntniß erlangt; sie kennen den Herrn Jesum als ihren Heiland, und haben Seine Kraft und Gnade an ihren Herzen erfahren, und erfahren sie noch täglich. Ich weiß wohl, daß Kinder, und besonders Mädchen, manchmal leicht bewegt werden und eben so leicht die Rührungen wieder vergessen. Solche Bewegungen, wie sie auch früher schon einmal stattgefunden, nenne ich Bewegung, und nicht Bekehrung. Wenn aber solche Bewegung aus dem tiefsten Gefühl der Sünde und Verdammungswürdigkeit hervorgeht, dann nenne ich sie Erweckung, und wenn sich darnach das ganze Wesen und Leben verändert, wenn sie im Glauben und dem Glauben gemäß wandeln, dann kann ich wohl mit gutem Gewissen von Bekehrung sprechen. Leider ist

es bei einigen der Kinder bloße Bewegung oder Ansteckung gewesen, andere sind bei der Erweckung stehen geblieben, doch von dem größeren Theil kann ich sagen, sie sind bekehrt und wandeln zu unserer Aller Freude im Glauben und in der Liebe. Dreizehn habe ich am 16. August getauft, und keins von ihnen hat mir bis jetzt Ursach zur Klage oder Reue gegeben. Abgesondert von den Andern, ihren Spielen und Gesprächen, halten sie in inniger Liebe zusammen. Die übrige Zeit des Sonntags, die sie nicht in der Kirche sind, verleben sie zusammen, unterhalten sich von der Predigt, oder von dem, was sie in der Schule gehört und gelernt haben, beten und singen; oft kommen sie auch zu mir und ich muß mich mit ihnen unterhalten. Künftigen Sonntag, als den 6. Dezember, werde ich, so Gott will, 38 Personen taufen, worunter auch wieder vierzehn Kinder, acht Mädchen und sechs Knaben sind. Gleichwie es mir für die Ausbreitung des Reiches Gottes und die Gründung der christlichen Kirche von der größten Wichtigkeit erscheint, daß die Kinder zum Glauben gebracht und für den Heiland gewonnen werden, so ist es auch meine größte Freude, gerade unter ihnen zu arbeiten und zu wirken, wozu wohl die große Anhänglichkeit und Liebe, die sie gegen mich an den Tag legen, nicht wenig das Ihre beitragen mag; denn ich erscheine ihnen nicht als ein strenger Präceptor, sondern als ein liebender und geliebter Freund. Wenn ich an meinen Herrn denke, sagte gestern erst ein kleines Mädchen, dann kann ich nicht mehr im Hause bleiben.

Vor Kurzem hatte ich auch Hausbesuche gemacht und kam zuletzt zu einer der getauften Schülerinnen, die todtkrank gewesen war, sich aber auf dem Wege der Besserung befand, und bei der ich einen ganzen Haufen Kinder zum Besuch antraf, die ihr ein Lied gesungen hatten. Ich fragte die Kranke! „Nun Maria, wie geht es dir?" „Es geht etwas besser," antwortete sie, „aber ich wäre doch lieber gestorben." „Wie? Bist du denn nicht froh, wieder gesund zu werden und die Schule besuchen zu können? Du mußt uns doch wenig lieb haben, weil du uns verlassen willst?" — „Ach ja, mein Herr, ich habe Sie wohl sehr lieb, aber dann wäre ich ja bei meinem lieben Heiland, den ich doch noch lieber habe." — Als ich hier wegging, begleitete mich die ganze Kinderschaar, zu der sich auf dem Wege immer mehr hinzugesellten, so daß ich wie von einem Bienenschwarm umgeben, zu Hause ankam.

Als ich am vergangenen Freitag, wegen der Erndte, wo die Kinder sehr nöthig von den Eltern gebraucht werden, die Schule schloß und vor dem Schluß fragte: Nun, ihr seid wohl recht froh, daß die Schule eine Zeitlang aufhört? antwortete ein Theil: Nein, nein! Doch der größere Theil schwieg still, senkte den Kopf und begann laut zu weinen, was sich während meiner Schlußermahnung und des Gebets ziemlich über alle Kinder verbreitete.

Sie zu trösten, sagte ich ihnen, ich ginge ja nicht weg, und sie könnten darum allezeit zu mir kommen und mich besuchen. Davon haben sie denn auch Gebrauch gemacht und mich alle Tage besucht, mir auch das Versprechen abgenommen, ihnen wenigstens alle Woche einmal Schule zu halten.

Wie erwecklich für die Einwohner des Platzes gerade die Bekehrung und Taufe der Kinder ist, davon wieder unter vielen nur ein Beispiel. Eine Frau, eine der ältesten Einwohnerinnen, die bisher ganz kalt und todt geblieben war, und die alle Gläubigen für Heuchler gehalten hatte, weil leider ihr eigener Mann ein solcher war, sagte mir auf meine Frage, was sie aus ihrer schrecklichen Gleichgültigkeit aufgeweckt habe? „Zweierlei an einem Tage, daß erste, daß Sie sich selber als einen großen Sünder bekannten in Ihrer Predigt, und dann die Taufe der Kinder. Das brachte mich zur Besinnung und ließ mich meinen verlornen elenden Zustand erkennen.“ Diese Frau wandelt jetzt in rechter Treue und hat von allen Gläubigen ein gutes Zeugniß. Sie gehört sammt ihrer Tochter zu denen, die jetzt getauft werden sollen.“

Zum Schluß seines Berichts sagt Br. Prietsch: „Wird der Herr noch ferner, wie bisher, Sein Werk und die Verkündigung Seines Wortes mit Seiner Gnade begleiten und mit Seinem Segen krönen, dann wird es nicht lange mehr währen, und es giebt keinen Heiden mehr in Zoar. Was dann?“

---

7. Früchte der Erweckungen in Wort, Schrift und Wandel.

Die nächste greifbare Frucht der Erweckungen war, daß im Laufe des Jahres 1846 133 Seelen getauft werden konnten, so daß die gesammte Seelenzahl der Gemeinde mit dem Beginn des Jahres 1847 auf 258, die Gesammtzahl aller Platzbewohner auf 600 angewachsen war, von denen im Lauf des Jahres 1847 abermals 89 Seelen getauft wurden.

Durch die ganze Gemeinde wehte ein Strom des heiligen Geistes, der sich sowohl in der Umkehr Vieler von dem breiten Wege, als auch in köstlichen Bekenntnissen, als auch besonders in seligen Sterbelagern kund that. Die Missionare mußten, weil ihre Zeit und Kraft nicht ausreichte, um allen seelsorgerischen Bedürfnissen und Anfragen, die an sie ergingen, zu genügen, vier Diaconen und vier Diaconissen aus den Gefördertsten der Gemeinde erwählen, welche ihnen das Netz ziehen halfen. Ihre Namen waren: Wilhelm Kiewid, Cornelius Michiel, Brander

Jager, Johannes Oppermann, Jacomyn July, Marianne Timi, Els Jasson, Magdalene Kiewid. Zwei Jünglinge, Heinrich Timi und Theophilus Januarii (jetzt Lehrer in Anhalt-Schmidt), gingen nach Gnadenthal, um dort zu Lehrern ausgebildet zu werden. Wir geben, um uns von dem mächtigen Leben, das damals sich regte, eine Anschauung zu verschaffen, etliche Beispiele von den Erfahrungen, die die Missionare damals täglich in Zoar machen durften.

Von den Diaconen berichtet Radloff unter anderem: „Monatlich kommen sie zu uns und geben uns Nachricht von dem, was sie erfahren. Wir müssen ihnen das Zeugniß geben, daß sie recht treu in ihrem Amte sind, und besonders unsträflich wandeln. Sie haben es auch gern, und als vom Herrn ihnen aufgetragen, übernommen.

Wilhelm Kiewid, ein sehr alter Mann, sagte: „Ich habe so viel Mühe gehabt, um bei den Directoren in der Capstadt dahin zu wirken, daß wir hier einen Lehrer bekommen, der über's Meer gekommen ist; und da der Herr hierin mich erhört hat, so will ich Ihm auch gehorsam sein und thun, was Er durch Seine Diener mir gebietet. Er weiß, daß ich alt und steif bin, hat Er dennoch mich gerufen, so muß er mir auch Kraft geben."

Magdalena Kiewid (Schwiegertochter von obigem) war so erfüllt mit Freude und Eifer, daß bei ihrem Sprechen zu Els Jasson diese ganz durchdrungen wurde. Els Jasson sagte: „Ich fühle die große Wichtigkeit von dem Amt, wie vorsichtig ich wandeln muß; ich komme mir gerade so vor, als Jemand, der mit einem Lichte vor Andern vorgeht. Aber ich weiß auch, daß der Herr getreu ist und Gebete erhört; ich fühlte bereits die neue Kraft des heiligen Geistes, als mir die Hände aufgelegt und der Segen ertheilt wurde."

Die Dankbarkeit und Liebe, so wie das Bedürfniß christlicher Gemeinschaft trieb die Geförderten der Gemeinde, auch an die Christen in Deutschland brieflich sich zu wenden. Wir theilen auch von diesen Briefen etliche mit.

Erster Brief.

Ich sende meine herzlichen Grüße an alle die Kinder Gottes, und bin sehr voller Freude, so daß ich es nicht aussprechen kann, über die große Liebe, die so weit jenseits des großen Wassers unser gedenkt; das muß wahrlich eine göttliche Liebe sein. Ich wünsche und bete, daß der Herr aus Gnaden es mir doch schenken möge, alle die lieben Kinder Gottes in Deutschland einst in der triumphirenden Kirche dort oben zu begegnen. Und ich wünsche, daß Alle meine Grüße doch möchten so annehmen, als

mein Herz es empfindet; es ist unmöglich, daß ich so die Grüße kann zurücksenden, als ich es in meinem Herzen fühle.

Abraham Julies.

Zweiter Brief.

Geliebte Herren und Damen! Ich habe von meiner Jugend an das Wort Gottes nicht gehört; ich war ohne Gott in der Welt, aber der Geist Gottes hat mir keine Ruhe gelassen; ich mußte nach Zoar ziehen, und Gott hat das Herz meines Mannes geneigt gemacht, mir nicht entgegen zu sein, sondern mit mir zu ziehen. Und hier habe ich den Heiland der Welt gefunden. Mein Herz war aber immer noch betrübt, daß mein Mann noch nicht dem Herrn angehörte; ich habe deshalb viel den Herrn gebeten um seine Bekehrung, und Er hat mich aus Gnaden erhört. Im Monat December ist mein Mann auch getauft. Der Herr ist wahrlich gut, und will nicht den Tod des Sünders. Ich danke vielmal Ihnen Allen für die Arbeit und Mühe, die Sie an uns wenden; ich grüße Sie viel Alle vielmals.

Jakomin Julies.

Dritter Brief.

Geliebte Herren und Damen! Ich grüße alle die lieben Kinder Gottes vielmal, ich freue mich über die großen Werke, die Sie für unsere Gemeinde wirken. Ich danke dem Herrn, daß Er mein Herz erleuchtet hat. Hier war eine große Finsterniß und gräuliche Sünden; aber Gott hat Seine Boten gesandt über das große Wasser, und hat ihre Arbeit gesegnet, daß es jetzt lieblich hier ist. Ich endige meinen Brief, aber nicht mit meinem Herzen; ich kann nicht ausdrücken, was ich empfinde. Hier auf dieser Erde werden wir uns wohl nicht sehen, aber einst in dem Himmel.

Marjanne Timi.

Vierter Brief.

Vielgeliebte Herren und Damen! Ich möchte so gern an Sie schreiben und Ihnen danken für alle die große Liebe, die Sie uns lassen sehen, fühlen und genießen; aber ich kann nicht; mein Herz ist so voll, aber ich kann nichts sagen. Meine Augen haben schon viel gesehen; aber so etwas, als am heiligen Weihnachtsabend, haben meine Augen noch nicht gesehen. Ich rief erstaunt in meinem Herzen nur immer aus: „Ist es möglich, daß das Feuer der göttlichen Liebe so große Wunder wirken kann?“ Wie glücklich, wie reich gesegnet sind wir hier doch auf Zoar.

Sehr schön und zum Segen sind für uns die Versammlungen Montag Abends von uns Schwestern bei unserer geistlichen Mutter. Eine lange Zeit mußten wir dies Zusammenkommen missen, weil wir keinen Platz mehr hatten; aber nun hat unser alter Herr eine große Stube lassen bauen. Als wir in derselben wieder zusammengekommen waren, da waren so viel Frauen und Kinder zu der Gemeinde hinzugekommen! Wenn ich

nun dachte, was für Menschen wir früher waren, und nun wir alle neue Menschen sind, durch die Gnade Gottes in Christo, dann kommt es immer in mein Herz: „Ist's möglich, daß das Feuer der göttlichen Liebe so große Wunder wirken kann?" — Ich danke allen lieben Kindern Gottes viel tausend Mal für alles, was Sie für uns und unsere lieben Kinder hier thun. Ich weiß, Sie beten für uns. Hören Sie doch nicht auf zu beten, daß der Herr uns getreu bewahren möge. Dann hoffe ich, werde ich auch einst die Freude haben, in dem Himmel Sie zu sehen.

Els Jasson.

Wir fügen gleich hier einen, obgleich etwas später geschriebenen Kinderbrief hinzu, von dem ein Missionar versichert, er sei ohne alle Anleitung oder Nachhülfe geschrieben worden.

Zoar den 13. january 1849.

Geliefde Vrienden en kinderen in Berlyn! Ik dank God
Geliebte Freunde und Kinder in Berlin! Ich dank Gott
voor zyne liefde dat Hy ook ons een leeraar heeft gezonden
für Seine Liebe, daß Er auch uns einen Lehrer hat gesandt
over zee en gevaar, en heeft hem ons veilig hier gebragt,
über See und Gefahr, und hat ihn uns sicher hierher gebracht,
ja Hy heeft ook den verloren toestand van ons gezien en
ja Er hat auch den verlorenen Zustand von uns gesehen und
ons ook geholpen; Hy heeft gezegt: gaat heen in die geheele
uns auch geholfen; Er hat gesagt: geht hin in die ganze
wereld en predikt het woordt onder alle volkeren en die
Welt und predigt das Wort unter allen Völkern, und die
geloofd zal hebben en gedoopt zal zyn zal zalig worden.
geglaubt wird haben und getauft wird sein, wird selig werden.
Ook my heeft Hy gewasschen en aangenommen.
Auch mich hat Er gewaschen und angenommen.

Wy zyn uw allen regt dankbaar geliefde kinderen en
Wir sind Euch Allen sehr dankbar, geliebte Kinder und
vrienden dat gy aan ons gedacht en gezogt hebt ook onze
Freunde, daß Ihr an uns gedacht und gesucht habt, auch unsere
harte te verblyden aan den groten chresfeest avond. Als
Herzen zu erfreuen an dem großen Heiligen Abend. Als
wy in helder verlichte kerk kwamen en den christhoom
wir in die hell erleuchtete Kirche kamen und den Christbaum
en all de geschenken zagen en gedachten aan dit groote
und all die Geschenke sahen und gedachten an das große
geschenk dat God ons zyn zoon gegeven heeft daar konden
Geschenk, daß Gott uns Seinen Sohn gegeben hat, da konnten
wy nog een maal zoo vrolyk zingen: Vrolyk mag myn
wir noch ein mal so fröhlich singen: Fröhlich soll mein

hart op springen at. Die Heere zegen u voor uwe liefde
Herz auffspringen. Der Herr segne Euch für Eure Liebe,
dit wenscht uwe zwarte zuster in den Heer Maria
dieß wünscht Euch Euch schwarze Schwester in dem Herrn Maria
Pritorius. It an de kinderen in Berlyn.
Prätorius. An die Kinder in Berlin.

Den mitgetheilten Briefen fügen wir etliche Zeugnisse der Missionare über das Leben und Sterben erweckter Christen der Gemeinde bei:

Johannes Oppermann,

ein junger verheiratheter Mann, wurde am 17. August 1845 getauft. Früher war er ein echter Spaßmacher, weshalb bei ihm auch immer Gesellschaft von jungen Weltlingen war. Jetzt aber sammeln sich gern die jungen gläubigen Männer um ihn, weil er immer ein passendes Wort der heiligen Schrift bei der Hand hat. Am Tage seiner Taufe war auch eine Anzahl der Gläubigen in seinem Hause, da hatte er, verwundert über die Gnade, die ihm widerfahren war, ein über das andere Mal ausgerufen: „O Tiefe des Reichsthums!" Vor nicht langer Zeit arbeitete er bei einem Bauer, (er ist Schuhmacher), der ein Spötter ist, und der ihm allerlei Fragen vorlegte, den er sehr treffend immer mit Worten der Schrift zum Schweigen brachte. Endlich fragte derselbe ihn, ob er lesen könne? Johannes sagte: Ja, ein wenig; worauf der Bauer ihm ein Neues Testament giebt, und jener fängt an zu lesen. Er hatte aber nicht lange gelesen, so schlägt der Bauer ihm das Buch aus der Hand; wahrscheinlich las Johannes besser, als er, denn er liest ziemlich gut.

Els Goedwa

war eine liebe Jüngerin des Herrn, welche am 23. October 1843 ihre schwere Lebensbahn vollendete. In Folge des Nervenfiebers, wozu sich wahrscheinlich auch der Schlagfluß gesellt hatte, war sie gänzlich gelähmt, so daß sie weder stehen noch sitzen konnte. In diesem Zustande hatte sie beinahe zwei Jahre in ihrer ärmlichen Hütte auf einem elenden Lager zugebracht, ja in den letzten Monaten ihrer Leidenszeit waren ihre Füße und Hände ganz zusammengezogen, daß sie gleich einem Kinde gefüttert werden, und stets in einer Lage liegen bleiben mußte. Oft, wenn Br. Radloff sie besuchte, fand er ihr Gesicht ganz mit Fliegen bedeckt, denn sie war nicht einmal im Stande, eine Hand zu rühren, um dieselben wegzujagen. Aber unter all' den schweren Leiden wurde sie niemals verdrießlich oder unzufrieden, ja sie klagte nicht einmal über ihre Schmerzen, sondern pflegte, wenn man davon mit ihr sprach, immer zu sagen, das sei nur der Leib, der leide, und der könne immerhin verderben, wenn ihre Seele nur gesund werde.

Br. Radloff sagt von ihr: „Ja, an dieser Kranken habe ich das Elend des Menschen immer recht vor Augen gehabt, aber auch gesehen, was die Gnade Jesu Christi und der einfältige Glaube vermag,“ und fügt noch hinzu: „In der ersten Zeit nach ihrem Tode fehlte mir und meiner lieben Frau immer etwas, besonders des Sonntags Nachmittags, da wir sie nicht mehr besuchen konnten. So waren wir an sie gewöhnt. Die Worte, an ihrem Grabe gesprochen, waren für einige Seelen so gesegnet, daß sie dieselben noch nicht vergessen können, und nur wünschen, so zu sterben, wie Els gestorben ist. Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen.“

Beth Plaatjes.

Im Februar 1844 ist auch eine Frau aus der Gemeinde wieder zu ihres Herrn Freude eingegangen, mit Namen Beth Plaatjes. Sie starb an der Auszehrung; aber so lange sie nur irgend konnte, kam sie noch immer zur Kirche, und sah mich während der Predigt fast unverwandt an, als wollte sie jedes Wort auffangen, wobei ihr Angesicht oft vor Freude glänzte. Einige Monate mußte sie vor ihrem Tode zu Bette liegen bleiben; aber diese Zeit war in der That eine Siegeszeit, je schwächer sie leiblich wurde, desto stärker wurde sie im Geiste, und sichtbarlich nahm ihre Freude am Herrn und ihr Verlangen nach Ihm zu. Des Sonntags war ihr das das Schwerste, daß sie, wenn die Glocke zur Kirche läutete, zu Hause bleiben mußte. Dann sagte sie wohl, daß sie aufspringen möchte, ihr Geist sei ganz frisch, aber dann fühlte sie, daß der alte Leib nicht mehr könne. Man kann mit Recht sagen, daß ihr Mund stets überfloß von Lobpreisungen des Herrn. Wenn man mit ihr vom Heiland sprach, dann verklärte sich ihr Gesicht, und bald rief sie dann zu wiederholten Malen aus: „Hy is pryzenswaardig“ (er ist preisenswürdig). Es ist mir, als höre ich noch diese Worte in meine Ohren schallen. Ihre Hütte war in der letzten Zeit beinah Tag und Nacht von Besuchenden angefüllt, die sie dann immer zum Singen aufforderte. Am liebsten sang sie:

Liefste Hyland uw genade
Is veel grooter dan men denkt.
Als gy aan een arme made
Uw verdienst en vriendschap schenkt.

Ihr Andenken lebt noch in der Gemeinde fort, die Gläubigen sprechen noch oft von ihrem Krankenbett, und von ihrer Freude auf den Tod.

Johanna Davids,

eine von den Frauen, die am 16. November 1845 getauft ist, ist schon am zweiten Tage nach ihrer Taufe, den 18. desselben Monats zur ewigen Ruhe eingegangen. Von dieser Frau

glaube ich, daß nur ihr Glaube und ihr Verlangen, der Gnade der heiligen Taufe theilhaftig zu werden, sie noch so lange hat lassen leben. Seit einem halben Jahr vor ihrer Taufe kränkelte sie immer, in welcher Zeit sie besonders ernstlich den Herrn suchte. Ich hatte sie schon bei der vorletzten Taufe mit ausersehen; sie wurde aber so krank, daß sie nicht zu dem besonderen Unterricht in mein Haus kommen konnte, auch war sie an dem Tauftage so krank, daß sie nicht zur Kirche kommen konnte. Nach einiger Zeit besuchte ich sie wieder; ich fand sie auf ihrem Lager liegend, sehr abgezehrt, aber ihr Gesicht glänzte vor Freude. Ich sagte zu ihr: „Du scheinst sehr krank und schwach zu sein?" „Ja, mein Herr", erwiederte sie, „der Leib ist krank, aber das Herz ist gesund, ganz gesund." Nach einigem Gespräch sagte ich ihr, daß ich wieder eine Anzahl ausersehen hätte, die ich zur Taufe vorbereiten wolle, sie würde aber leider wohl nicht kommen können, besonders da auch Wasser im Fluß sei (sie wohnt nämlich jenseits des kleinen Flusses, der durch Zoar fließt, und der noch etwas Wasser hatte); „ich werde kommen," sagte sie. Ihr Mann entgegnete: „Wie willst du dort kommen, du kannst ja nicht stehen?" „Ich werde dort kommen," sagte sie zum zweiten Male, „der Herr wird Kraft geben, ich habe keine Kraft, aber Er hat Kraft." Und wirklich, zu meinem Erstaunen kam sie schon den dritten Tag darauf mit den andern Taufcandidaten, von denen eine sie durch den Fluß getragen hatte, zu mir zum Unterricht, und wohnte demselben fortan, mit Ausnahme einiger Male, regelmäßig bei. Am Tauftage, den 16. November, hatte ich angeordnet, daß Johanna mit noch Einigen, die lahm waren, bei der Handlung sitzen sollte; sie fühlte sich aber so gestärkt, daß sie während derselben stand, und man konnte in ihrem ganzen Wesen lesen, daß der Friede Gottes in ihrem Herzen wohnte. — Dienstag Vormittag, den 18. November, war sie noch bei mir, um mir zu erzählen, welche Seligkeit sie vorgestern in der Kirche gefühlt habe, und schon nach einer halben Stunde, nachdem sie mich verlassen, erhielt ich die Nachricht, daß sie todt sei. Sie war direct nach Hause gegangen und kaum war sie dort angelangt, so bekam sie einen Blutsturz, und ihre Seele entfloh zu dem, den sie lieb hatte, und der sie mit seinem Blute erlöst hat. Den 20. Novbr. wurde die entseelte Hülle auf eine christliche Weise dem Schooß der Erde wiedergegeben, um dem großen Tage der Auferstehung entgegen zu schlummern.

Katharina Kiewid.

M. Prietsch berichtet 25. Juni 1847: Kaatje, wie sie vor ihrer Taufe hieß, war die Tochter einer Wittwe, einer gläubigen Frau, die schon länger zur Gemeinde gehörte. Sie besuchte, von ihrer Mutter dazu angehalten, fleißig die Schule, war auch nicht ganz unempfänglich für das Wort Gottes, der gute Same

fiel manchmal in das Herz, aber sie erstickte ihn und widerstrebte den Gnadenwirkungen des Geistes Gottes. Auf ihrem Gesicht, das durch das immerwährende Widerstreben einen ganz widerlichen Ausdruck bekommen hatte, konnte ich ihren Seelenzustand lesen, der mich oft zum tiefsten Mitleid bewegte. Die gläubigen jungen Mädchen waren ihr und ihrer Gesellschaft, die aus noch zwei andern jungen Mädchen ihres Schlags bestand, die Zielscheibe ihres Spottes und Hohns. So wurde sie bei aller Vermahnung und bei allem Hören des Wortes Gottes von Tag zu Tag nur mehr verhärtet und abgestumpft. Doch hatte ich immer noch Hoffnung, daß auch ihre Stunde einmal schlagen würde, die Stunde, wo eine Thränenfluth wahrer Reue die Füße des Heilandes benetzen würde. Allein meine Hoffnung für sie hätte bald gewankt, als sie bei und unter der großen Bewegung am vorjährigen Pfingstfeste ungerührt blieb, ja spottend sagte: Ich bekehre mich nicht, sondern muß erst einen Mann haben, und müßte ich auch ewig in der Hölle brennen. — Diese Worte wurden mir wieder erzählt und ich beschloß, ihr doch einmal fühlbar zu machen, was sie so leichtsinnig aussprach. Ich machte ihr daher in der Schule bekannt, doch nach der Schule einmal zu mir in mein Haus zu kommen. Noch auf dem Wege dahin, sie kam gleich hinter mir her, machte sie kecke Gebärden, die sagen sollten, ich fürchte das, was da auf mich wartet, nicht im mindesten. In meiner Wohnung angekommen, legte ich die Bücher weg, zündete schweigend ein Licht an, befahl ihr, ohne weitere Erklärung erst darüber abzugeben, den Finger in das Licht zu halten. Sie sah mich erst bedenklich an, ob dies auch mein Ernst sei, und erwiederte endlich, als ich darauf bestand, sie würde sich brennen! Thut Nichts, sagte ich, thue nur, was ich dir sage. Jetzt hielt sie den Finger über das Licht, zog ihn aber mit den Worten: Ei, das brennt, ich kann's nicht aushalten! schnell wieder zurück. Wie, fing ich jetzt, ihr dabei ernst ins Gesicht sehend, an, du kannst deinen Finger nicht einmal ein paar Minuten in dies kleine Licht halten, und kannst sagen, du willst ewig in der Hölle brennen? Willst es in dem Feuer aushalten, das in alle Ewigkeit nicht mehr verlischt? Siehst du, wie leichtsinnig und thöricht du sprichst? Ist es auch nicht gerade Feuer, wie wir es hier haben, so wird doch der Schmerz und die Pein der Verdammten dem Schmerze des Feuers gleich sein oder ihn noch übertreffen. Und diesen Schmerz willst du ausstehen um eines Mannes willen? Weißst du denn, ob dich ein Mann glücklich machen wird und ob du das Vergnügen bei ihm findest, was deine fleischliche Lust dir vorspiegelt! Weißst du nicht, daß Gott auch ein Wort dabei mitzureden hat? daß Er dir Krankheit schicken und dich so verkrüppeln kann, daß dich Niemand will und so deine fleischliche Lust, um welcher willen du deine Seligkeit verkaufen willst, dich hier schon verzehrt!

Läßt es der Herr aber auch zu, dann geschieht es im Zorn, und darum wirst du, ja mußt du das Gegentheil finden von dem, was du erwartet. — Nun stellte ich ihr noch mit Liebe und Ernst vor, was Gott schon an ihr gethan, wie oft Er schon an ihr Herz angeklopft und sie habe wollen selig machen, und bat sie endlich dringend, doch das Heil ihrer unsterblichen Seele nicht so leichtsinnig zu verscherzen und den treuen Heiland nicht noch länger zu betrüben, so wie auch ihre Mutter, die schon so viele Thränen über sie geweint u. s. w. — Nun entließ ich sie, in meinem Herzen überzeugt, das Wort sei ihr diesmal in's Herz gefallen, und fürchtend, die leichtsinnige und lockere Gesellschaft werde es wieder vertreiben. Ich konnte nun nichts Besseres thun, als sie Dem dringend an das liebe Herz zu legen, der gekommen ist, das Verlorene zu suchen. Ich beobachtete sie genau. Sie blieb von dem Tage an sehr ernst und in sich gekehrt. Ich sah, der Herr habe sein Werk in ihrem Herzen begonnen. Ungefähr 14 Tage darnach war es, wo ich an einem Montag Morgen in der Schule über das Evangelium vom verlornen Schaf katechisirte. Nicht vergeblich schilderte ich ihnen die große Hirtentreue und unendliche Liebe ihres Heilandes, wie Er gehe und suche, klopfe und rufe die verlornen Sünder; wie oft Er auch sie, die Kinder, schon gesucht, an ihre Herzen geklopft, sie so freundlich gerufen, so zärtlich gebeten, doch zu ihm zu kommen und von Ihm das Leben und die ewige Seligkeit zu nehmen, wie sie aber leider bis jetzt nicht auf Sein Rufen, Klopfen und Bitten gehört u. s. w. — Es senkte sich ein Kopf nach dem andern; Thränen rollten die schwarzen Wangen herab, doch Kaatje konnte ihren Schmerz nicht mehr verbergen, sie brach in lautes Weinen aus; Eins nach dem Andern folgte, und bald ward meine Stimme nicht mehr gehört vor Weinen. O des seligen Augenblicks, auf den ich so lange mit Sehnsucht gewartet, um den ich so manchmal meinen Heiland angefleht hatte, selbst in meiner Todesstunde wird er mich noch erquicken. Eine solche Stunde ist Lohn genug für lebenslängliche Arbeit. Auch ich vergaß alle Scham und weinte mit, fiel mit ihnen auf die Knie und legte diese Lämmerschaar dem guten Hirten an sein liebend Herz. Solche Stunden kehrten in der Folge nun noch manchmal wieder. Viele bekehrten sich zum Herrn und betrugen sich zu meiner und aller Kinder Gottes Freude, und unter ihnen auch Kaatje und nach ihr auch ihre zwei Gesellschafterinnen. Ihr ganzes Wesen war verändert, ihr Gesicht hatte einen lieblichen Ausdruck bekommen. In ihr Herz war Ruhe und Frieden eingekehrt, und sie fühlte sich sehr glücklich. Im November 1846 taufte ich sie mit noch 35 Andern. Leider erwachte, als ihr Verlobter aus dem Kafferkriege zurückkam, die alte Heirathslust noch einmal. An und für sich wäre nun wohl nichts Anstößiges dabei gewesen, aber ihr Bräutigam war noch Heide, und da eine Christin keinen Heiden heirathen

darf, so war dies allerdings sündlich, daß sie sich noch mit ihm zu thun machte. Ich ließ sie daher wieder zu mir kommen, ermahnte sie ernst und freundlich, erinnerte sie an ihre Verpflichtung durch die Taufe u. s. w. und sie versprach mit Mund und Hand, nicht mehr daran zu denken, sondern ihr Herz ganz dem Herrn zu weihen. Seitdem hat sie keine Gemeinschaft mit ihrem Verlobten gehalten. Diesem ihrem Vorsatz getreu bleiben zu können, kam ihr der Herr auch äußerlich zu Hülfe. Ich lag einst des Nachts eben im ersten Schlaf, als an meiner Thür geklopft und ich zu ihr gerufen ward, weil sie sehr krank sei. Ich stand schnell auf, ließ mir die Symptome näher beschreiben, steckte die passende Medicin ein, und ging zu ihr. Sie hatte die Brustentzündung bekommen. Ich gab ihr Medicin; da ich aber wußte, wie leicht und schnell diese Krankheit zum Tode führen kann, so verschwieg ich ihr die Gefahr nicht und frug sie, ob sie zum Sterben bereit sei und worauf sie sich verlasse? „Ja, ich will lieber sterben als leben, um bei meinem Heiland zu sein und Ihm ohne Sünde zu dienen. Ich verlasse mich allein auf die Gnade meines Gottes und das blutige Verdienst meines Erlösers," sprach sie. — Ja, sagte ich, aber du bist ja eine Sünderin, hast, wie du selbst weißt, den Herrn so lange und tief mit deinen Sünden betrübt! „Ja, ich weiß es wohl, und wenn mir sollte nach meinen Sünden vergolten werden, so müßte ich in die Hölle; aber ich weiß auch, an wen ich glaube, weiß, daß mein Heiland alle meine Sünden weggenommen hat." — Ich ging nun wieder weg, nachdem ich befohlen hatte, daß man mich sogleich wieder rufen sollte, wenn sie schwächer würde. Doch sie genas wieder, aber ihre Genesung war von kurzer Dauer. Sie bekam noch zweimal einen Rückfall der Entzündung und blieb dann auch nach Heilung derselben immer kränklich und schwach, wurde endlich ganz ernstlich krank, und ich mußte oft mitten in der Nacht zu ihr kommen. Da erinnerte ich sie denn auch einmal an jenes ernste Gespräch. Ja, sagte sie, ich habe schon manchmal in meinem Leiden daran gedacht, wie Ihre Worte an mir in Erfüllung gegangen sind. — Doch nun, fügte ich bei, hast du ja den Tod nicht mehr zu fürchten. „Nein, ich sehne mich, abzuscheiden und bei meinem Heiland zu sein," erwiederte sie. Armes Mädchen, sagte ich einmal zu ihr, du hast doch recht viel Schmerzen! „Ja, ich habe sehr große Schmerzen, sagte sie, aber was ist das gegen die Leiden meines Heilandes zu rechnen!" — Einen Tag vor ihrem Tode ließ sie unsere Vorsängerin zu sich kommen und bat sie, ihr doch das Lied: Fröhlich soll mein Herz aufspringen rc. vorzusingen, woran sie sich sehr erquickte. Endlich brach der Tag ihres Todes, oder vielmehr ihres Hingangs in das Vaterhaus Gottes an. Schon ganz früh war ich bei ihr. Sie war sehr schwach, und ich wußte, daß sie diesen Tag nicht überleben würde. Da ihr das Sprechen sehr

schwer wurde, wollte ich sie nicht mehr durch Fragen anstrengen, sondern ermahnte sie nur, ihre Augen fest auf den Heiland zu richten. Als ich wieder kam, fühlte sie sich etwas besser, dies war mir ein sicheres Zeichen, daß es nun bald mit ihrem Leben ein Ende haben würde. Kaum war ich nach Hause zurückgekehrt, als schon ein Bote hinter mir war, ich möchte doch schnell kommen. Ich eilte hin; die Mutter saß vor der Thür. Ich frug sie nur, wie geht es mit Katharina? doch sie winkte bloß hinzugehen. Als ich eintrat, saß sie da, den Kopf in dem Schoße einer Frau, das Leben war entflohen.

Die wachsame Hottentottin.

Missionar Prietsch schreibt am 30. November 1846: „Um Ihnen ein deutliches Bild zu geben, wie es in der Gemeinde, unter den Taufcandidaten und auch mit den Uebrigen steht, würde es gut sein, wenn ich Ihnen einige Gespräche, die ich bei meinen Hausbesuchen mit den Leuten hatte, mittheilen könnte, doch da mir dazu die Zeit jetzt mangelt, so gedenke ich dies später noch einmal zu thun und will Ihnen anstatt vieler für diesmal nur eins mittheilen, das ich mit einer Frau aus der Gemeinde hatte, und das ich überschreiben möchte: Die wachsame und mit ihren Worten es sehr genau nehmende Hottentottin.

Eines Tages, kurz vor dem Abendwerden, kam sie zu mir, sie ist Diakonissin, und theilte mir so mancherlei von sich und Anderen mit, und ging kurz vor dem Abendgottesdienste, den ich zu halten hatte, wieder weg. Doch kaum ist sie aus meinem Hause getreten, als ihr beifällt und sie zu sich selbst spricht: Du hast jetzt so viel und mancherlei gesprochen, hast du auch über deine Zunge gewacht und nicht zu viel Unnützes oder dergleichen gesprochen? Ihr wird angst und bange und sie denkt: Ich will nur heute Abend nicht nach der Kirche gehen; denn mein Herr hat mir zwar nichts gesagt noch mich getadelt, aber er hat darum geschwiegen, um es in der Kirche vorzubringen. Es ist doch nicht recht, daß er es immer in der Kirche vor allen Leuten und nicht in seiner Stube sagt. Ich gehe heute Abend nicht nach der Kirche, sondern nach Hause, und damit eilt sie zur Pforte, die nach dem Kirchplatz führt, hinaus. Doch noch nicht weit gekommen, begegnen ihr Andere, die zur Kirche kommen, und fragen sie verwundert, ob sie denn nicht mit zur Kirche wolle? Sie weiß sich nicht zu entschuldigen, will auch die Wahrheit nicht sagen, und so geht sie wider ihren Willen in der größten Herzensangst mit. Am ganzen Leibe zitternd, setzt sie sich nieder. Das Lied, das ich zum Nachsagen und Lernen vorsage, giebt ihr einigen Trost, den ihr aber das andere Lied, das ich zum Singen vorsage, wieder raubt. Ha, ha, denkt sie, das Lied verkündigt schon, was ich zu erwarten habe. Text und Vortrag machen ihre Be-

fürchtung auf das Vollkommenste wahr. Sie will weggehen, doch die Furcht, zu stören, hält sie zurück, und so muß sie denn ruhig ihr volles Urtheil anhören. Noch zu desto gewisserer Bestätigung, daß ich Alles von ihr gesprochen habe, geschieht es auch noch, daß ich beim Schlußgesang erst einen Vers ansage, aber findend, daß der zweite noch besser auf den Text paßt, diesen beifüge. Sie verhüllt sich das Gesicht, meinend, alle Menschen hätten die Augen auf sie gerichtet, und so verläßt sie die Kirche in der größten Unruhe. Sie eilt nach Hause, um in ihrem Neuen Testamente nachzusehen, ob ich auch in der Reihe geblieben bin — ich erkläre nämlich Dienstag und Freitag Abend den Brief an die Römer —, oder ob ich einen besonderen Text gewählt habe, doch sie findet, daß ich in der Reihe fortgegangen bin. Sie legt sich nieder, kann aber nicht schlafen. Sie steht wieder auf und geht aus, um vielleicht eine Freundin noch wachend zu finden, doch Alle schlafen. Sie besinnt sich endlich auf eine schwere Kranke aus der Gemeinde, zu der geht sie; doch auch diese schläft. Sie bleibt hier bis zum Anbruch des Tages, weckt dann eine Freundin, mit der sie sich unterhält, und kommt endlich in der frühesten Morgenstunde zu mir, um mir die Unruhe ihres Herzens mitzutheilen und mich zu fragen, was sie Unrechtes oder zu viel gesprochen habe, und warum ich ihr das nicht gleich in meiner Stube gesagt habe. Ich erklärte ihr, daß ich nichts wüßte, was sie Unrechtes gesprochen, sondern daß dies Alles, wie sie sich ja selber überzeugt, der Text so mit sich gebracht hätte u. s. f. Beruhigt ging sie nun von mir."

Von zwei hervorragenden Persönlichkeiten, Adam Stoffels und Els Jasson ein Bild zu zeichnen, behalten wir uns für einen späteren Ort vor.

Den Gesammteindruck, den die mächtigen Bewegungen jener Zeit draußen in Afrika, so wie daheim in Europa machten, geben wir mit den Worten des Miss. Prietsch vom 30. Novbr. 1846 wieder: „Der größte Theil der Erwachsenen gehört zur Gemeinde, die herrlich blüht und wächst in der Gnade des Herrn; der andere Theil, mit Ausnahme sehr weniger, gehört zu den Taufcandidaten!"

---

8. Ernüchterung.

Wir haben in den beiden vorstehenden Capiteln aus den Quellen einfach berichtet und uns dabei aller kritischen Bemerkungen enthalten, damit die Erzählung wirklicher Thatsachen ungestört wirken könne. Jetzt aber wird es Zeit, auszusprechen, was aus den zwischen die Erweckungen sich einschiebenden Er-

kaltungen bereits zu vermuthen stand, daß solche Zeiten gewaltsamer Erweckung doch auch ihre sehr bedenkliche Seite haben. Die innerste Herzensbekehrung geht auf einen Punkt zurück, welcher tiefer liegt, als Gefühl und Worte, und wenn im Herzen unbekehrte Menschen mit den wirklich bekehrten in äußerlichen Gebehrden und Worten gleichen Schritt halten, so giebt das sehr böse Frucht.

Auch mitten in den Tagen des gewaltigen Geistesregens auf Zoar kamen schon sehr schlimme Fälle vor von Ehebruch, Zank, Neid, Eifersucht, welche selbst getaufte Gemeindeglieder sich zu schulden kommen ließen, so daß sie aus der Gemeinde ausgeschlossen werden mußten. Die allzuvertrauliche Gemeinschaft der Erweckten gewährte bei manchen nicht zum völligen Durchbruch gekommenen auch dem wilden Fleische Raum, welches nur allzu leicht da einsetzt, wo das Gefühl nach irgend einer Seite hin in außerordentlicher Weise aufgeregt ist. Andererseits vermag das menschliche Herz nicht auf die Dauer die Höhe zu halten; Erkaltungen treten ein, und erwecken Zweifel, ob man je etwas Tieferes gehabt hat, oder ob nicht alles Täuschung und Aufregung gewesen sei; darüber entsteht Kleinglaube, Unglaube und Verzweiflung, während andererseits die Gefahr vorhanden ist, daß das Hauptgewicht des Christenthums in hocherregten Gefühlsäußerungen gesucht wird; woraus Verachtung der Andern, Neid, Eifersucht und Partheiwesen erwächst. Das giebt dann böse Rückschläge.

Während solche Rückschläge bereits im Jahr 1847 sich anzubahnen begannen, fiel in den Geistesfrühling von Zoar ein harter Schlag, der wohl danach angethan war, allen Segen in sein Gegentheil zu verkehren. Auch unser theurer eifriger, vielverdienter Br. Radloff hatte sein Herz nicht bewacht. Er war tief, tief gefallen, und mußte aus dem Missionsdienst 1847 entlassen werden!

Eine mächtige Erschütterung der ganzen Gemeinde war die Folge. Es war, als wenn eine scheidende ätzende Säure in die Milch geschüttet wäre, sie brauste auf, zerrann und zerging. Nur dem segensvollen Umstande, daß Prietsch bereits über Jahr und Tag in der Gemeinde gewirkt, und mit ihr die letzte Erweckung durchgemacht hatte, war es zu verdanken, daß nicht Alles sofort auseinanderfiel. Um ihn sammelten, an ihm hielten sich die Ernsteren aus den Bekehrten, und so wurde das drohende Verderben, trotzdem daß dem Satan ein Meisterstreich geglückt war, durch des Herrn Gnade noch abgewandt.

Aber auch Prietsch selbst lernte von jetzt ab die Bewegung mit einem nüchternen Blick anzusehen. Wenn ihm, dem noch jungen unerfahrenen Missionar, früher alles Glanz und Herrlichkeit zu sein schien, wie davon seine Berichte vielfach Zeugniß geben,

so beurtheilte er von jetzt ab seine Hottentotten und ihre lebhaften Gefühlsäußerungen mit anderem Maße.

Schon gegen das Ende des Jahres 1848 schreibt er: „Ich muß die Bemerkung wiederholen, daß es viel leichter ist, die Leute zur Buße zu erwecken, als sie im beständigen Eifer im Nachjagen nach der Heiligung zu erhalten, besonders die trägen Hottentotten.“ Die Aeußerungen der folgenden Jahre werden immer schärfer. Er klagt über den Wankelmuth und Leichtsinn des wetterwendischen Hottentottenvolks und betrübte Erfahrungen an solchen, „auf deren Aufrichtigkeit er sehr vertraut, und die sich nachher als sehr unaufrichtig offenbart“ haben. Im folgenden Jahr berichtet er über die große Stumpfheit, besonders älterer im Heidenthum und in der Sklaverei verthierter Personen.

Er schreibt: „Die Zahl der Taufcandidaten ist zwar nicht sehr groß, aber doch würde ich im verflossenen Halbjahr wieder einige haben taufen können, wenn sie nicht so sehr wenig begriffen. Ich glaube kaum, daß einige von ihnen die Gebote, das Glaubensbekenntniß und Vaterunser lernen werden. Frage ich z. B. einen: Wo ist der Herr Jesus geboren? dann bekomme ich vielleicht zur Antwort: Glauben oder Beten u. s. w. Dagegen weiß ich von Manchem dieser Unwissenden, daß sie nicht allein fleißig den Gottesdienst besuchen, sondern auch fleißig beten und im Leben verändert sind, so daß man sagen kann, sie leben das Leben des Glaubens, von welchem ihr Mund keine Rechenschaft geben kann. Was soll man nun mit solchen Leuten thun? Wären sie noch jung, dann würde ich sie so lange unterrichten, bis sie es zu einer bessern Erkenntniß gebracht hätten; so aber sind sie meist alt, so daß ich an einem glücklichen Erfolg meiner Bemühungen zweifle, und sie wohl eher sterben, als das Nöthige lernen würden. Einer von ihnen, Afrikaner Hans, ein alter gebrechlicher Mann, der, so lange er hier ist — ich glaube, er ist einer der ältesten Einwohner — eben keinen sehr großen Gebrauch vom Gottesdienst gemacht hatte, sagte mit Thränen im Auge, — als ihm eines Abends gesagt wurde, es sei an demselben kein Gottesdienst —: „Ich dachte es früher immer, daß wenn ich würde Lust und Freude am Gottesdienst bekommen, keiner mehr gehalten würde; und so ist es nun; ich habe die gute Zeit versäumt.“ Und so kehrte er traurig wieder um.

Dann wieder spricht Prietsch sich über die große Sorglosigkeit und den Leichtsinn der Hottentotten aus: „Sie haben keinen Begriff von der Sorglosigkeit eines Hottentotten, die sich, wie in seinem ganzen Leben, so auch vorzüglich bei seiner Verheirathung offenbart, und für die Meisten der Grund ewiger Armuth und Verlegenheit wird. Die Braut sorgt gewöhnlich für Nichts, selbst nicht einmal für die Kleider, die sie am Hochzeitstage trägt. Früher wurden dieselben gewöhnlich von einer vielleicht etwas reichern Freundin geliehen, jetzt schafft sie gewöhnlich der Herr

Bräutigam an. Ist es möglich, dann werden sowohl diese, als auch seine eigene Kleider op pof genommen, das heißt, das Zeug wird dazu geborgt. Außer den Kleidern ist dann noch das nöthigste Stück eine wollene Decke mit Kattun überzogen. Ist dies nun angeschafft — thut nichts, wenn sie es auch noch schuldig sind — dann sind sie fertig und zum Trauen bereit. Zunächst wohnen dann die Neuvermähten bei den Eltern des treuen Ehemanns. Die Erde ist ihr Unterbett, ihr Tisch und Stuhl; der Kochtopf ihrer Eltern dient auch zu ihrem Gebrauch. Da sie nun gewöhnlich sehr jung heirathen, und die bei der Verheirathung gemachten Schulden sie auch nicht sehr drücken, — ihr glückliches Temperament liebt den Druck nicht — so sind sie schon von einigen Kindern umringt, die nach Brot schreien, noch ehe die Schulden, bei der Verheirathung gemacht, bezahlt sind, geschweige, daß sie sich einigen Hausrath oder dergl. sollten angeschafft haben. So haben sie dann ihr ganzes Leben durch mit der Armuth und noch mehr mit den Schulden zu streiten. Ich glaube kaum, daß Ein Hottentotte auf dem Platz ist, der keine Schulden hätte. Sie halten es für rein unmöglich, ohne Schulden leben zu können. Alle meine Vorstellungen, wie schädlich dies ewige Schuldenmachen für ihr Fortkommen sei, und wie viel Sünde dadurch und dabei begangen werde, so wie meine fortgesetzten und angestrengten Bemühungen, diesem Uebel zu steuern, scheinen an dem Felsen ihres Leichtsinns zu scheitern, und bereiten mir selber großen Verdruß und viele Unannehmlichkeiten. Man muß, wie in manchem Andern, so ganz vorzüglich in dieser Beziehung, ein unermüdeter, ja hartherziger Treiber sein.

Als einen Grundzug im Charakter der Hottentotten giebt Prietsch an einer anderen Stelle an, daß sie viel anfangen, zu Allem willig sind, aber das Angefangene auch bald und ohne Gewissensbisse wieder liegen lassen, daß sie viel reden und wenig thun, darum auch mit ihren Beiträgen gern im Rückstande bleiben, daß sich deshalb Mattigkeit und Schläfrigkeit bald einstellen. „Da ist Mancher, der kann so schön und klug vom lieben Herrn schwatzen und hat eine so gute Erkenntniß, daß man ausrufen möchte: Welch' eine herrliche Frucht des Evangeliums. In seinen Garten, auf sein Feld, in sein Haus darf man nicht kommen — auf seine Kinderzucht darf man nicht sehen, im Leichenkassenbuche steht er nicht, an Schuldbezahlen denkt er nicht, für die Missionsbüchse hat er nie auch nur einen halben Pfennig übrig, während es ihm, wenn er Kaffee kauft, auf einen Thaler nicht ankommt."

Rechnet man nun den den Kindern Hams angeborenen und angeerbten Hang zur Sinnlichkeit und Wollust, die darin begründete Neigung zu geistigen Getränken, Spiel und Tanz, die hieraus erwachsende Geneigtheit zu Eifersucht, Hader und Streit hinzu, und das alles wuchernd auf dem natürlichen Boden eines

gefühligen aber charakterlosen Wesens, so erhält man einen Begriff von den drei Scheffeln Mehls, in welche zu Zoar die Hand voll Sauerteig des evangelischen Zeugnisses gemengt wurde.

Die in heißen Thränen bekannte Buße, so wie die Mark und Bein erschütternden Gebete, so wie die ernsten Bekenntnisse von Sünde und empfangener Gnade und Heilserfahrung, der Jubel über den erlangten Frieden und Seligkeit in Gott waren drum keine Heuchelei gewesen. Sie entsprachen in Wahrheit dem hottentottischen Gefühlschristenthum, sie verschwanden auch nicht in allen nach kurzer Zeit, — manche treue Seele hat das empfangene Kleinod bis ans Ende bewahrt und durch einen gottseligen Wandel gepriesen, mancher, der zurückfiel oder lau wurde, hat sich bald wieder aufgerafft und dann bessere Treue gehalten; aber ihnen gegenüber blieb dann doch eine große Zahl solcher, die dem Missionar bittern Kummer und Herzeleid bereiteten, und der Zustand von Zoar insgemein entsprach bereits nach wenigen Jahren nicht mehr den Hoffnungen, zu denen die einschneidenden Erweckungen der Jahre 1845 und 1846 berechtigen.

Es galt also, Gegenmittel aufzusuchen gegen das einreißende Verderben. Solche Gegenmittel sind außer den Hauptmitteln der Predigt des Worts und der Verwaltung der Sakramente und des Gebets: 1. guter Schulunterricht; 2. straffe Zucht; 3. geregelte Gemeindeordnungen; 4. Anweisung zu steter und fortgesetzter Arbeit sowohl für die Gemeinde, als auch für das eigene Haus. Br. Prietsch hatte nicht so bald den Schaden erkannt, als er auch diese Gegenmittel in Anwendung brachte.

Einen geregelten Schulunterricht durchzuführen, dazu reichte freilich die Kraft des Einen Missionars nicht aus, der zugleich als Platzvorsteher das ganze Gemeindeleben zu überwachen und alle Aeußerlichkeiten anzuordnen und zu leiten, als Seelsorger den Einzelnen nachzugehen und die ziemlich angehäuften öffentlichen Gottesdienste zu versehen hatte. Da Prietsch seit Radloffs Abgange allein stand, suchte er sich Hülfe. Heinrich Timi, im Lehrerseminar zu Gnadenthal ausgebildet, wurde als Lehrer mit einem Gehalt von 30 Thlr. angestellt. Er war aber unfügsam und nicht recht brauchbar, wurde sogar widersetzlich und machte dem Missionar manche Noth, bis dieser sich entschließen mußte, andere Hülfe zu suchen. Er stellte Monitoren an, und übergab die Schule der Verwaltung seiner Frau, die treulich unter den 2—300 Kindern mitarbeiten half. Da jedoch die Eltern ihre Kinder vielfach zu häuslichen Arbeiten zurückhielten, und darum der Schulbesuch ziemlich mangelhaft war, so konnte von Seiten der Schule nicht dasjenige erreicht werden, was die Gemeinde bedurfte.

Man darf aber auch immerhin, so wichtig für die Erziehung einer Gemeinde ihre Gründung in christlicher Erkenntniß, und darum auch geregelter Schulunterricht ist, nicht in den Irrthum

verfallen, als liege hierin der Hauptschwerpunkt der Erziehung. Das wahre Christenthum hat seinen Sitz nicht im Kopf, sondern im Gewissen, und das läßt sich nicht durch Wissen allein anregen. Christum lieb haben ist besser, als alles Wissen. Deshalb konnte Prietsch auch von manchem Dummen und Einfältigen berichten, der in der Treue des Christenwandels manchen an Erkenntniß Hervorragenden weit überragte. Er schreibt: „Da sind wieder Andere, die sind einfältig, ja dumm, können kaum ein Wörtlein aus der Predigt behalten, sind sehr arm, ja die Aermsten; kommt man aber in ihre Gärten, dann freut man sich; in ihren Hütten ist Alles rein und nett, ihre Kinder werden zur Schule angehalten und erscheinen, wenn auch ärmlich, doch reinlich gekleidet; im Schuldbuche sucht man ihre Namen vergebens; das Missionsgeld liegt allemal schon bereit. Zu diesen Letzteren gehört mancher Ungetaufte. Wer sind nun die Christen? — Recht deutlich kann ich's erkennen, wenn ich mein Leichenkassenbuch aufschlage. Wie es da mit der Bezahlung aussieht, so sieht es mit dem ganzen Leben der Einzelnen aus. Ich war ordentlich überrascht, als ich kürzlich diese große Uebereinstimmung fand. Noch ein anderes Beispiel: Eine alte und gebrechliche Wittwe, die keinen irdischen Versorger mehr hat, ja die noch ungetauft ist, kommt nicht allein regelmäßig zur Kirche und giebt regelmäßig ihren Missionsbeitrag, sondern hat schon seit Monaten ein 25 Silbergroschenstück aufbewahrt, als Collektengeld, wenn die neue Kirche eingeweiht wird, was vielleicht erst in einem halben Jahre stattfinden kann."

Ein wirksameres Mittel als die Unterweisung ist die Kirchenzucht. Diese mußte vielfach angewandt werden, beschränkte sich aber meistens auf Fälle des Ehebruchs und der Trunksucht. In vielen Fällen erwies sie sich wirksam und bewirkte schneidende Bußbekenntnisse, aufrichtige Reue und Umkehr. Aber allmählich wurde auch dies Mittel abgenutzt. Im Jahre 1851 schreibt Prietsch: „Die meisten der Ausgeschlossenen scheinen sich leider in ihrem Zustande zu gefallen, es ist wenigstens nicht das geringste Verlangen nach dem so leichtsinnig verlassenen Vaterhause und den himmlischen Gnadengütern bei ihnen zu bemerken."

So versuchte es denn der Missionar mit neuen Einrichtungen, welche Zucht und Ordnung in die Masse bringen sollten. Das Amt der Diaconen und Diaconissen wurde zum Theil mit neuen energischen Persönlichkeiten besetzt, die die Gemeindeglieder selbst erwählten; dazu wurden vier Rathsleute ernannt, welche eine Art Schiedsrichteramt bei Streitigkeiten ausübten; auch wurden vier Corporale ernannt, welche für die äußere Ordnung und Ruhe und die Befolgung der Ortsgesetze zu sorgen hatten. Ihnen wurden vier Stellvertreter mit dem Namen Wykmeester (Wochenmeister) beigegeben, und alle diese Beamten versammelten sich allmonatlich beim Missionar, um alle Klagen und Sorgen

zu berathen, zu untersuchen und zu beurtheilen. Diese Einrichtung brachte einige, obgleich bei der Charakterschwäche der Hottentotten doch nicht genügende Hülfe. Die öffentlichen Wochen-Gottesdienste schränkte Prietsch ein, um die Leute zu veranlassen, daß sie geordnete Hausandachten in ihren eigenen Familien hielten.

Außerdem gründete Prietsch eine Leichenkasse, in welche jährliche Beiträge gezahlt wurden, damit die Kosten der Begräbnisse, namentlich auch für die Aermeren gedeckt werden könnten, ebenso eine Bibelkasse, in welche kleine Beiträge gezahlt wurden, bis die Höhe des Preises eines neuen Testaments oder einer Bibel von dem Einzahler erreicht worden war. In der Nähschule unterwies die Missionarsfrau die Töchter und Frauen in Handarbeiten, so daß dieselben allmählich mit ordentlicher Kleidung sich versehen konnten.

Auch zu Bauten hielt der Missionar die Leute an, er begann zu sammeln für den Bau einer neuen Kirche und eines Schulhauses, regte auch den Bau eines Krankenhauses an, von dessen Vollendung indeß nichts berichtet wird.

Endlich stiftete er bereits im Jahr 1848 einen Missionshülfsverein mit regelmäßigen Missionsbeiträgen, Missionsstunden und Missionsfesten und Collekten. Der brachte eine Reihe von Jahren die jährliche Summe von 150 preußischen Thalern und darüber, bis er mit der Zeit auch ermattete, da die Einwohner für die Erhaltung des Missionsplatzes selbst die jährliche Summe von circa 500 Thalern aufzubringen hatten.

Ueberschlägt man alle von Br. Prietsch getroffenen neuen Einrichtungen in ihrer Gesammtheit, so erhält man den Eindruck, daß etwas Viel mit einem Mal eingeführt worden ist, was gründlich innerlich zu verarbeiten, eine andere Charactergrundlage erfordert hätte, als die der schwachen Hottentotten, die ohnehin schon viel anfangen und wenig ausführen. Nimmt man hinzu, daß Br. Prietsch, als einziger Missionar für 500 Getaufte zugleich auch noch Bauer, Kaufmann und Posthalter daneben war, so wird auch hierdurch manches erklärt.

---

9. Abfall und Neubefestigung der Gemeinde.

Die nächsten Jahre der Geschichte von Zoar werden ausgefüllt mit dem Kampf des h. Geistes in Wort und Sacrament, Zucht und Ordnung gegen das ungebrochene heidnische Fleisch der Hottentottengemeinde. In diesem Kampfe kommen im Jahre 1849 noch schöne Siege und Erfolge vor, im Jahr 1850 tritt eine Ermattung ein, die sich 1851 bis zu traurigen Erscheinungen in der Gemeinde steigerte. Aus der Zahl der Erweckten blieben

einzelne, Männer und Frauen treu und beständig, auch neue Bekehrte konnten durch die Taufe hinzugethan werden (im Jahr 1849 stieg die Gesammtzahl der Getauften durch die Taufe von 32 Erwachsenen und 39 Kindern auf 500, die der sämmtlichen Einwohner auf 900 Seelen). Die Frauen besonders hielten dem Herrn Treue, während die Männer wankelmüthiger wurden. Besonderen Trost aber gewährten dem Missionar die Alten und die Kinder; — natürlich, denn an deren Energie wurden keine Ansprüche gemacht, und die Alten hatten auf ihren zum Theil sehr schmerzhaften Krankenlagern Gelegenheit, gerade die hervorragenden Seiten des Hottentottencharakters, Kraft zum Ertragen von Leiden, und den äußerlichen Anfechtungen gegenüber Sich Versenken in die Gnade und Liebe des Herrn, zur Entfaltung zu bringen in zum Theil köstlicher Gestalt. Wir geben von allen diesen auf der Wurzel des Glaubens entsprossenen Früchten einzelne Beispiele.

Als nach längerer Zeit einmal wieder zwölf Personen getauft werden konnten, rief Els Jasson begeistert aus: Die ganze Gemeinde ist voll Freude und Jubel, daß das Werk Gottes wieder seinen Fortgang hat. Noch herrlicher aber war das Pfingstfest des Jahres 1849.

Auch zu diesem Tage hatte die Gemeinde sich vom Himmelfahrtstage an alle Morgen und alle Abende in Gebetsversammlungen vorbereitet. Unter den 32 Erwachsenen, die getauft werden konnten, befand sich auch der alte „Lot von Zoar," wie ihn Br. Prietsch etwas kühn nennt, Claas Harden, der alte Hottentott, der durch sein Singen der erste Stifter in der Zoarschen Gemeinde gewesen, dann in arge Laster gefallen war, und dessen oben pag. 31 berichtete Erweckung auch nur vorübergehend gewesen war. Derselbe kam als 75jähriger Greis zu Br. Prietsch und bekannte: „Hier bin ich endlich, — ich suche nun keine Ausflucht mehr für mich; hier bin ich, beladen mit den Sünden meines langen Lebens! ich kann nun nicht länger ausweichen. Vom Sonntag an haben sich meine Augen nicht mehr geschlossen, ich habe keine Ruhe gefunden. Ich bin einer der Allerersten auf diesem Platze und bin dem Herrn immer aus dem Wege gegangen; aber Gottes Gnade und Geduld ist sehr groß über mich alten Sünder. Ich habe lange, sehr lange ledig gestanden am Markte; schon oft, sehr oft wollte der Herr mich in Seinen Dienst nehmen, aber ich wollte mich nicht vermiethen, ich wollte keinen Contrakt mit Ihm machen und mich binden, sondern Ihm frei dienen: denn auf meine Weise habe ich Ihm immer gedient. — Aber ich erkenne jetzt, daß ich mit solchem Dienst nicht auskomme, daß ich mich selbst getäuscht und betrogen habe. Nun kommt der Tod, und ich bin nicht bereit, vor dem Herrn zu erscheinen und Rechenschaft zu geben; denn wo ist der Contrakt, wo die Handschrift, die ich aufweisen muß? Ich

fühle, ich kann nun nicht länger in der Sünde bleiben und mein selbsterwählter Gottesdienst hat keinen Trost mehr für mich. Doch ich hoffe und glaube, daß der barmherzige Herr, der mich so lange mit so großer Geduld getragen und mich so alt hat werden lassen, mich auch in der eilften Stunde noch annehmen wird."

Prietsch unterrichtete und beobachtete ihn von dem Tage an mit besonderer Sorgfalt. Er erwies sich treu und beständig; am Pfingsttage 1849 konnte er die h. Taufe und in derselben den Namen Johannes erhalten.

Am zweiten Pfingsttage wurde das Missionsfest gefeiert; und bei dieser Gelegenheit ergriffen auch einige der Getauften das Wort, um von der Kraft des Evangelii zu zeugen. Wir geben von diesen Zeugnissen etliche wieder, die uns von der Denk- und Ausdrucksweise der christlichen Hottentotten zugleich eine Probe abzugeben geeignet sind:

David December,

ein Neger. „Heute ist mir so recht lebendig der Gegensatz vor die Seele getreten von dem, was ich war, und dem, was ich durch Gottes Gnade bin. Was war ich? Ein Sclave der Menschen und noch viel ärgerer Sclave der Sünde und des Satans, und mein Wohnplatz war, wo man dem Teufel dient. Und was bin ich durch Gottes Gnade geworden? Frei von menschlicher Sclaverei und frei — mit Dank gegen Gott kann ich es bekennen — auch von der Sclaverei des Satans, und wohne auf einem Gottesplatz. Das bedenkend muß ich sagen und ausrufen: der Herr ist sehr gnädig und barmherzig, und hat kein Wohlgefallen am Tode armer Sünder. Ich war einer der größten und stärksten Sünder, aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren. Der Herr hat Großes an meiner Seele gethan! Und doch bin ich dem Herrn so wenig dankbar. Erst gestern Abend haben wir in der Predigt wieder gehört, daß sich auf eine Predigt von Petrus 3000 bekehrt haben. Wie viele Predigten haben wir aber schon gehört? Ach, mein Herz wird betrübt, wenn ich die Größe der Gnade und Barmherzigkeit Gottes bedenke, wie viel Er an uns gethan hat und fort und fort thut, und wie wenig wir thun an denen, die Sein Wort noch nicht haben, und die Er unserer Sorge anvertraut hat."

Jephtha Johannes,

ein Bastard. „Ich bedenke mein Thun und Lassen, mein Wünschen und Begehren, und finde, daß es wirklich meines Herzens Wunsch ist, recht viel thun und beitragen zu können. Ob ich aber auch so gebe, daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte thut? Indem ich das Gute will, klebt mir das Böse an. Der Mensch ist so geneigt, gern davon zu sprechen und Andere wissen zu lassen, wenn er etwas Gutes thut. Möchte Gott unsere Herzen läutern, damit wir aus reiner Liebe helfen.

Brander Jager,

ein Hottentot. „Als ich heut das Läuten der Glocke hörte, fragte ich mich: Wohin gehst du nun? Zur Kirche, war die Antwort. Und als ich bald darauf die Menge Menschen von allen Seiten ankommen sah, fragte ich wieder: Und wohin eilen diese Schaaren? Nach dem Gotteshause! — Da wallte mir das Herz vor Freude, und ich bat den Herrn um Seinen heiligen Geist für mich und uns Alle. Und diesen Abend sehe ich wieder, daß Sein Wort wahr und kräftig ist. Früher wußten wir nichts von Festtag, Sonntag, Kirche und Gottesdienst, sondern eilten zu den Plätzen der Sünde, wo wir natürlich nicht Gott, sondern dem Teufel dienten. Aber der Herr hat nach Seiner großen Barmherzigkeit uns aus jener Finsterniß zu Seinem wunderbaren Licht gerufen. Doch wandeln leider noch sehr Viele in dieser Finsterniß, in Unwissenheit und Sünde. Ich habe inniges Mitleid mit ihrem Elende; und weil ich aus Erfahrung weiß, wie groß das Elend ist, ohne einen Heiland in der Welt zu leben, darum wünscht mein Herz gar sehr ihnen zu helfen."

Johannes Oppermann

ein Hottentot. „Der Apostel Petrus sagt, daß wir alle irrende Schafe waren. Doch wir waren solche, der treue Hirt hat uns auf unsern Irrwegen gesucht und zu Seiner Heerde versammelt. Wie Viele sind aber noch, die Ihn noch nicht als ihren Hirten kennen! Und doch muß das Wort erfüllet werden: Eine Heerde und ein Hirt."

Daniel Lakey,

ein Neger-Hottentot-Bastard. „Wenn ich bedenke, wie wir Nichts hatten und gar Nichts waren, ehe sich der Herr über uns erbarmte, so fühle ich recht die Schuld, die auf uns lastet, daß wir so träge sind, Sein Wort weiter zu verbreiten."

Benjamin Johannes,

ein Bastard. „Ja auch ich fühle dies, wie schrecklich es ist ohne den Herrn zu leben. Wie viel schrecklicher muß es aber sein, ohne Ihn zu sterben. Ich war vor Kurzem in der Wüste — so nennen sie die etwas fern liegenden Plätze der Bauern — unter gottlosen Leuten, und sah ihr Leben und Treiben und ihr großes Elend. Aber ich bitte beständig zum Herrn, daß Er sich über sie erbarme und sie herausreiße aus den Banden der Sünde und sie befreie aus den Stricken des Teufels, damit Sein unschuldig heilig Blut, das ja für uns Alle vergossen ist, auch ihnen zu gute kommen möge." —

Dieses Missionsfest machte einen tiefen Eindruck auf die Gemeinde. Freilich folgte ihm nach zwei Tagen eine ergreifende

Handlung anderer Art. Sieben Personen mußten öffentlich ausgeschlossen werden. Der Missionar war durch den Akt so erschüttert, daß er es Tage lang noch leibhaftig fühlte. Els Jasson fiel mit einem krampfhaften Schrei, so lang sie war, zu Boden, und blieb die ganze Zeit über in dieser Stellung. Feierliche Todtenstille herrschte, die nur durch halbunterdrückte Seufzer unterbrochen wurde.

Dies waren die Pfingsttage von 1849.

Unter den erweckten Frauen, die Br. Prietsch als das „Salz der Station" und die „Perlen der Gemeinde" bezeichnet, ragte die eine, namens

Pella Kok

besonders hervor. Prietsch schreibt von ihr: „Pella Kok ist eine arme Wittwe, ähnlich der zu Zarpath in manchen Stücken. Anstatt aber nur einen Sohn, hat sie einen Sohn und zwei Töchter, alle noch unmündig und dazu noch eine alte Mutter zu erhalten. Mit mehr Wahrheit und aus tieferem Herzensgrund, als viele Anderen, muß sie täglich bitten: Unser täglich Brod gieb uns heute! Denn das Oel im Oelkrug und das Mehl im Topf ist nicht nur oft auf der Neige, sondern öfter gänzlich auf, und es vergehen wohl manchmal 8—14 Tage, daß sie und ihre Familie nicht wissen, wie Brod schmeckt. Und dennoch hört man kein Murren, keine Klage von ihr, ja während andere um Leckereien, wie Kaffee und dergleichen plagen, klagt sie mir oder meiner lieben Frau nie von selber ihren gänzlichen Mangel an dem Nöthigsten. Sie ist sehr schwächlich und immer kränklich, und die einzige Arbeit, die sie verrichten kann, ist Nähen. Mit Nähen erhält sie sich und ihre Familie, obgleich ihr Gesicht schlecht ist und sie sehr oft oder besser gesagt, beständig an den Augen leidet. Ihre Kinder kommen immer rein und ganz zur Schule. Während andere Eltern beständig ihre Kinder für die eine oder andere Arbeit nöthig haben und sie deshalb aus der Schule behalten, oder auch mit ihnen ausgehen zu den Bauern, weil sie keine Kost mehr haben, wie sie sagen, so weiß ich mich nicht zu erinnern, daß sie ihre Kinder auch nur ein einziges Mal aus der Schule behalten hätte. Sie scheint bei aller ihrer Armuth doch viel reicher zu sein, als alle die Andern. Sie ist es auch wirklich, und es mag doch wohl dieselbe Bewandtniß mit ihr haben, wie mit der Wittwe zu Zarpath, denn sie muß Allen helfen, und zwar den Meisten, ohne Bezahlung zu erhalten. Wer ein Kleid zuzuschneiden hat oder dergleichen, der geht zu Pella, und Pella ist immer bereit und dient gern Jedermann. Am bereitwilligsten ist sie aber, dem Herrn zu dienen, und es ist ihr eine Lust, etwas für Ihn thun zu können. Sie hilft nicht allein meiner lieben Frau in der Nähschule, sondern hilft auch schon zuvor die Sachen zuschneiden und Alles vorbereiten. Ebenso

hilft sie die Sachen zuschneiden und vorbereiten für den Nähverein. Sie ist unermüdet thätig, und war sie auch einen Tag zuvor recht krank — an dem Tage, wo es für den Verein etwas zu thun giebt, ist sie gesund. Trotzdem aber, daß sie gewiß viermal so viel thut, als jede andere, ist ihr Beitrag zur Missionskasse, so wie auch jetzt zum Kirchbau einer der größten. Und das Liebenswürdigste bei dem Allen ist, daß sie nicht im mindesten zu wissen scheint, daß sie etwas Rechtes thut, oder vor den andern Frauen etwas voraus hat. Dies die Wirkung des Evangeliums an einer armen Wittwe zu Zoar."

Von alten Leuten

berichtet Br. Prietsch: „Ich konnte den Montag nicht erwarten," sagte heute Morgen eine alte Frau, während ihr die hellen Freudenthränen über die gefurchten Wangen rollten, „wo wir zu Ihnen kommen sollten. Ich weiß, daß ich in mir selber ganz unwürdig bin solcher großen Gnaden, aber ich halte fest an der Barmherzigkeit meines Heilandes, der mich aus dem Tod zum Leben hat gebracht. Ihn wieder zu verlassen ist mir unmöglich, und Er läßt auch mich nicht, Er ist beständig bei mir, wo ich gehe und stehe und arbeite. Ich arbeite auch nie in Gesellschaft, sondern nehme mir meine Arbeit allein, damit ich Seine Gesellschaft genießen kann. Seine Liebe ist mir zu groß und wunderbar, sie umgiebt mich von allen Seiten, die Sterne, Berge und Thäler verkündigen mir Seine Liebe. Seine Liebe läßt mich des Nachts nicht schlafen, sie weckt mich auf, ich muß ihrer Tag und Nacht gedenken. Wenn ich verloren gehe, habe ich zu meinem Heiland gesagt, es ist ganz meine Schuld, aber halte du mich; und Er hält mich; gehe ich verloren, es ist meine eigene Schuld, nachdem der Herr so Großes an mir gethan hat."

Aus dem Jahre 1850: „Die meiste Freude machen mir immer noch die ganz Alten und die Kinder der Gemeinde. Zwei der Ersteren haben in diesem Winter das Zeitliche verlassen. Josias Kaffer, meinen alten Schafwächter verließ ich krank, als ich im Mai nach der Capstadt reiste. Seine Krankheit nahm zu, so daß er in den letzten Wochen fast beständig eine Art Starrkrampf hatte und nichts sprach. Als die Diakonissen sahen, daß es mit ihm wohl vor meiner Zurückkunft, nach welcher er sehr verlangte, zu Ende gehen würde, hielten sie bei ihm an, ihnen doch zu sagen, wie es mit seinem Herzen stände, damit sie mir doch etwas über ihn mitzutheilen hätten, wenn ich zurückkehrte.

„Nicht gesehen, doch lieb"*) — dies war seine Antwort und letztes Wort. Der nicht gesehene und doch geliebte Herr Jesus hatte ihm einen sanften Tod bereitet; er ist nicht ge-

*) 1 Petr. 1, 8.

storben, sondern eingeschlafen; er ist hingegangen, wo er Ihn, den er nicht gesehen und doch geliebt hat, sehen soll von Angesicht zu Angesicht.

Der Name der anderen ist Hanna. Eine der Stillen im Lande, die ihrem Gott in Einfalt des Herzens diente, ohne die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich zu ziehen. Als wir, meine liebe Frau und ich, sie das erstemal in ihrer Krankheit besuchten, erzählte sie uns den Anfang derselben auf folgende Weise: „Letzten Montag war ich in der Frauenversammlung, und da frug Juffrouw*), ob wir auch verstanden hätten, was sie gesagt! Dienstag, als ich eben meine Hütte ausfegte, dachte ich daran, daß ich wohl ja gesagt hatte; — ob das aber auch wahr gewesen? Ich sagte darauf zum lieben Heilande: Komm, lieber Heiland, nimm Du den Besen und fege mein Herz rein; denn ich habe hier Niemand, keine Kinder, keine Familie, keine Verwandten; ich habe Niemanden als Dich, mein Heiland und Du hast bis auf diese Stunde mich so treulich versorgt, und doch verstehe ich noch so schwer. Und indem ich noch in meinem Herzen redete, fühlte ich einen Stich im Auge. Der Schmerz wurde ärger, ich mußte den Besen wegsetzen und mich legen." — Und welche Hoffnung hast du, fragte ich, wenn dies nun dein Sterbelager werden sollte? „Ich hoffe, durch meinen lieben Heiland in den Himmel zu kommen." Bedenkst du aber auch, daß du eine Sünderin bist, und was du mit deinen Sünden verdient hast? „Ich bin eine Sünderin und habe mit meinen Sünden die Hölle verdient, aber der liebe Herr Jesus hat mir meine Sünden vergeben, und darum hoffe ich durch seine Gnade selig zu werden." — Da sie über Kälte klagte, ließ ihr meine Frau einen warmen Rock machen, worüber sie sich sehr freute. Sie hatte nur ein kurzes Krankenlager. Als wir einige Tage später wieder zu ihr kamen, konnte sie nicht mehr sprechen, schien übrigens aber keine große Schmerzen zu haben, denn sie lag ganz still und wenn man sie fragte, ob sie Schmerzen habe, schüttelte sie den Kopf. In der ersten Zeit konnte sie noch etwas Suppe, die wir ihr schickten, genießen, doch in der letzten nur etwas Milch. Ungefähr 14 Tage nach dem Anfang ihrer Krankheit entschlief sie ganz still, so daß man erst fühlen mußte, um sich zu überzeugen, ob sie todt sei, oder bloß schlafe. Jetzt ist sie, wie ich zuversichtlich hoffe, bei ihrem einzigen Freunde, um Ihm für Sein getreues „Aufpassen", wie sie sich ausdrückte, ewig zu danken.

Gestern den 1. September waren mal wieder die Säulen der Gemeinde in der Kirche bei einander; ich meine die alten Frauen und Männer. Es war Abendmahl. Der alte Nimrod, die alte Rosly, Catharine, Gertruida und wie

*) Der holländische Titel einer Frau; die Missionsfrau ist gemeint.

sie noch heißen, können schon seit längerer Zeit aus Alterschwäche fast gar nicht mehr zur Kirche kommen. Ich denke, daß Rosly schon an oder über 100 Jahre alt ist und daß Gertruida nicht viel jünger ist, denn die Tochter der Letzteren, die erst das vierte Kind ist, ist schon in den 70er Jahren. Doch zum Abendmahl kommen sie und müßten sie zur Kirche kriechen. Die Rosly fragt schon immer lange vorher, ob ich denn noch nicht gesagt, daß sie wieder könnten kommen essen, so nennt sie das Abendmahl. Sie will so lange essen, bis sie nach Hause kommt. Sie möchte gern schon lange zu Hause sein; sie bezeichnet damit den Himmel; muß aber warten, sagt sie, bis Er ruft, dann will sie eilen und sich freuen. „Oudemama,"*) sagt sie zu Anderen, „ist auch jung gewesen, und hat auch so viel Fleisch gehabt wie ihr; die Haut, die jetzt zusammengeschrumpft ist, war voll; die Augen, die jetzt so klein sind, waren groß, ich war aber doch blind und todt. Jetzt ist zwar der Körper todt, aber die Seele lebt und verlangt nach Hause." — Gertruida erzählte uns gestern Abend ihre Bekehrung: „Habe lange in der Wüste gelebt und bin daselbst alt geworden. Aber Gott hat kein Wohlgefallen am Tode des Sünders. Er hat mich endlich hierher geholt. Hier habe ich Gottes Wort gehört, da ward meine Sünde so groß, so groß! und ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Ich ging hierhin und dorthin; ich suchte Ruhe und fand keine. Ich betete und betete, aber es half nicht. Mit einem Male aber bekam ich den Herrn Jesum lieb, so lieb, daß die Liebe mich ganz und gar durchdrang. Von der Zeit an habe ich den Herrn Jesum lieb, und diese Liebe hat mich noch nie verlassen. Bei allen meinen Arbeiten denke ich nur an Ihn. Ach wie schmerzt es mich, daß meine Füße mich nicht mehr nach der Kirche tragen können! Den ganzen Tag muß ich sitzen, wo ich sitze, meine Kniee brechen zusammen. Nun haben sie mich hergebracht und hatten mich schon wieder auf den Wagen gepackt, um mich wieder weg zu bringen, aber sie mußten mich wieder herunter holen, ich wollte erst mit Myn Heer (Br. Prietsch ist gemeint) und Juffrouw sprechen. Ach ich möchte lieber hier bleiben, denn morgen ist wieder Gottesdienst, (Missionsstunde) aber sie (die Enkel) haben immer große Eile." So Gertruida. Dies sind einige Früchte, an denen sich mein Schwachglaube oft stärkt, und deren angenehmer Geschmack das viele Bittere versüßt, an dem jetzt kein Mangel ist in Zoar."

„Aus der Gemeinde abgerufen, und wie ich zuversichtlich hoffe, in die ewige Gemeinde gerufen sind: Nimrod Petro, gestorben den 10. August, ungefähr 80 Jahre alt. Er war einer der ältesten Einwohner dieses Platzes, einer der ersten, die Gottes Wort angenommen hatten und von Gregorowsky getauft worden

*) Die alte Mutter — sie meint sich damit.

sind. Ich habe nicht gehört, daß er seit seiner Taufe je wieder seinen Herrn gewechselt oder verlassen hätte. Er war ein rechter Nimrod, ein tüchtiger Jäger vor dem Herrn, immer voll Glaubensmuth und Kampfeslust, immer fröhlich und vergnügt in seinem Herrn. Obgleich in den letzten Jahren blind und auch schwach auf den Füßen, hat er doch nie den Gottesdienst versäumt und war immer der erste in der Kirche. Wie er gelebt hat, so ist er gestorben, fröhlich in seinem Gott. 2) Roslin Plaatjes, gestorben den 8. September, über 100 Jahre alt. Sie war zum Kind geworden im vollen Sinne des Wortes. Sie ist endlich nach Hause gekommen, wohin sie stets so sehnlich verlangte. Und im neuen Jahre am 10. Januar, Jacob Adams, ungefähr 80 Jahre alt. Er hatte die Freude erlebt, alle seine Kinder, bis auf einen Sohn, und viele seiner Kindeskinder getauft zu sehen. Und was das Beste ist, sie sind auch in der angenommenen Wahrheit geblieben. Er selber, der alte Mann, war sehr einfältigen, kindlichen Gemüthes. So lange er noch gehen konnte, hat er nie den Gottesdienst versäumt. Es gewährte mir immer einen lieblichen Anblick, wenn seine alte Frau ihn an der Hand — denn er war in der letzten Zeit blind — zum Gotteshause leitete. Bei meinen Gesprächen mit ihm, gewöhnlich vor dem heiligen Abendmahl, hatte ich nie viel Erkenntniß bei ihm gefunden, und war daher sehr überrascht, als ich ihn kurz vor seinem Heimgange besuchte und jetzt eine sehr vollständige Erkenntniß des Heils bei ihm entdeckte. „Ich bin ein Sünder und habe den Tod verdient, aber Christus ist für meine Sünden gestorben, hat mich gnädig angenommen und wird mich annehmen, wenn ich jetzt zu ihm komme.“ Mit diesem Bekenntniß ist er ohne Kampf entschlafen.

Wenn ich manchmal denke, ich arbeite vergeblich und bringe meine Zeit unnütz zu, und ich komme dann an solche Krankenbetten und Sterbelager, dann bin ich beschämt und muß dem Herrn mein Murren abbitten und mir selber sagen: Würde durch all' meine Arbeit auch nur einer Seele eine solche selige Sterbestunde bereitet, so wäre ich schon genug belohnt; und doch weiß ich, ich Kleingläubiger, daß schon manche Seele aus der Gemeinde in Zoar vor dem Gnadenthrone des Herrn das ewige Hallelujah mit all' den Auserwählten singt.“

Freilich fügt Prietsch an einem andern Orte die schmerzliche Bemerkung hinzu, er sei ordentlich froh, wenn wieder Jemand selig heimgegangen sei, weil er dann erst der Sorge, er könne wieder zurückfallen, enthoben sei.

Wir haben im Vorigen etliche Lichtpunkte hervorgehoben, müssen aber nun hinzufügen, daß dieselben sich von einem immer dunkler werdenden Hintergrunde abheben. Der größere Theil der Gemeinde verfiel je länger je mehr in Stumpfheit, Erkaltung, ja in Ungehorsam und Gleichgültigkeit gegen das Wort

des Herrn. Ja ein noch schlimmrer Geist machte sich im Jahr 1851 geltend, besonders angeregt durch den Verlauf der in jenen Jahren das benachbarte Kafferland zerfleischenden Kriege. Da das tapfre, mannhafte Kaffervolk selbst über die englischen Truppen manchen Sieg davongetragen hatte, erfaßte der Geist der Auflehnung mehr oder weniger die ganze farbige Bevölkerung von Südafrika. Sie glaubten, die Stunde sei gekommen, wo das verhaßte Zwingherrnjoch der Weißen gebrochen werden könne. Zunächst die heidnischen, dann aber auch eine große Anzahl christlicher Hottentotten verbanden sich mit den Aufständischen; sie nahmen in das Lager der Kaffern ihre von den Engländern mitgenommenen Gewehre und Munition mit, und brachten, in europäischer Kriegskunst geübt, die Engländer oft in nicht geringe Verlegenheit (Vergl. Bd. II., Abth. 2 pag. 156.)

Durch sie pflanzte sich der Geist des Aufruhrs auch in die Missionsstationen der Cap-Colonie, in einer solchen Weise, daß manche dieser Stationen der Auflösung nahe war.

Auch von Zoar wurden durch die Engländer 80 Mann zum Heer ausgehoben. Bei ihrem Abmarsch führten sie große Reden, die in offene Widersetzlichkeit ausarteten. Prietsch sammelte damals gerade für den Bau einer neuen Kirche, und erbat von den Abziehenden ihren Baubeitrag, den sie aus der Summe des empfangenen Werbegeldes mit Leichtigkeit abzahlen konnten. Von den meisten bekam er anstatt des Beitrags trotzige Antworten. Allein diesmal behielt der gute Geist die Oberhand. Nur wenige Tage waren vergangen, da erhielt Br. Prietsch von den meisten der Weggegangenen reuige Briefe und von jedem Einzelnen derselben ein Pfund Sterling, die Hälfte des Werbegeldes, als Beitrag zum Kirchenbau. Den Anfang zu dieser Umkehr hatte ein Ungetaufter gemacht. Der Herr hat das Opfer in Gnaden angesehen. Die 80 Zoaraner wurden im Kriege von den Kaffern umzingelt, und waren in Gefahr, sämmtlich niedergemetzelt zu werden, als plötzlich der Anführer der Kaffern ausrief: „Wir fechten nicht mit euch, wir fechten mit den Engländern, seid nur ganz still!“ Der Feind begnügte sich, ihnen die Patrontaschen abzuschneiden, weil es ihm an Munition gebrach. Sie haben hernach noch oft von dem Druck der nervichten Kafferfäuste gesprochen, den sie noch nach Tagen gefühlt hätten. Ob es nun nur eine Kriegslist der Kaffern gewesen war, durch welche sie vor allen Dingen sich in den Besitz der werthvollen Munition setzen wollten, um die Wehrlosen hernach dennoch niederzumachen, oder ob Gott der Herr die Gebete der Daheimgebliebenen erhört, und ihnen durch den kurzen Aufschub Rettung verschafft hat, wird wohl ein ungelöstes Geheimniß bleiben. Der Ausgang war, daß der englische Oberst Eyre, als er die Gefahr des kleinen Häufleins sah, im Sturmschritt die Kaffern angriff und vertrieb. Von den Zoaranern ist kein Mann gefallen. Sie wurden

der Besatzung der Festung Kingwilliamstown zugefügt, wohin auch etliche unserer Kaffermissionare sich geflüchtet hatten, welche diese unsere Kinder sofort in seelsorgerische Pflege nahmen. So sind sie vor den Rohheiten und Verführungen des Kriegsdienstes bewahrt worden, und haben bei ihrer Heimkehr von den englischen Offizieren das Lob einer musterhaften Führung erhalten — ein gutes Zeugniß dafür, daß die Zeiten der Erweckung, denen sie ihr geistliches Leben verdankten, doch nicht ganz ohne Frucht geblieben sind.

Viel mehr hatte sich der Geist des Aufruhrs der zurückgebliebenen Zoaraner bemächtigt. Als am 1. Mai 1851 unser kafferländischer Missionar Kropf, durch die Kriegsunruhen von seiner Station vertrieben, sich nach Zoar begeben hatte, um dem Br. Prietsch in seiner schweren Arbeit Hülfe zu leisten, fand er die Gemeinde in vollem Aufruhr und Widersetzlichkeit gegen Bruder Prietsch. Dämonische Kräfte schienen sich derselben bemächtigt zu haben. Beide Brüder hatten in den ersten Monaten ihres Zusammenwirkens einen schweren Stand; aber ihrem vereinten Gebet und Mühen gelang es, die Bewegung zum Stillstand zu bringen. Ja seit dem Ende des Jahres 1851 trat eine völlige Umkehr zum Besseren wieder hervor.

Die Brüder in Zoar schrieben diese Veränderung einem Bet- und Bußtage zu, den die heimische Missionsgemeinde auf Grund der mancherlei Nöthe unserer Mission in Südafrika veranstaltet hat. Mitgewirkt hat sicherlich auch die glückliche Niederwerfung des Kaffern-Aufstandes durch die englischen Truppen.

Els Jasson.

Bevor wir jedoch zu dem Bericht über die gesegnete Umkehr der Zoarschen Gemeinde übergehen, müssen wir, zum Beweise, wie in jenen wildaufgeregten Tagen selbst manche von den Besseren der Gemeinde mit in den Strudel hinweggerissen wurden, hier einiges mittheilen aus der Lebensgeschichte einer merkwürdigen Persönlichkeit.

Els Jasson ist eine leicht bis zur Leidenschaft erregbare Hottentottin, die von Anfang an den Missionaren als eine der Hauptmitarbeiterinnen treulich zur Seite gestanden hatte. Wir finden sie zuerst erwähnt in einem Bericht des Missionar Radloff aus dem Jahr 1844. Derselbe schreibt von ihr: „Sie wurde mit den Ersten von mir getauft 1842. Auch sie ist seit der Zeit eine Zierde der Gemeine, im Glauben, im Wandel und ungefärbter Liebe. Sie war ebenfalls voriges Jahr mit nach dem Cap gereist, und hatte sich beim Backen, Waschen und den Zubereitungen für die Reisenden beinahe krank gearbeitet. Da sie eine sehr gute Stimme hat, so hat sie aus freien Stücken Sonntags mit den Kindern, unter denen sie wie eine Mutter ist, eine

Singstunde eingerichtet. (Beinah alle Völker in Südafrika und besonders die Frauen haben eine schöne Singstimme und viel Sinn für Gesang.) Sie theilt jeden Schmerz und jede Freude mit uns, und hat besonders bei der Nachricht von dem Heimgange unsers seligen Bruders Pehmöller mit uns viel geweint, denn sie hat viel Herz und Zartgefühl. In der Predigt weidet und erquickt sie sich förmlich an dem Worte, und kann oft ganze Stücke daraus erzählen. Meine liebe Frau liebt sie, wie eine Schwester, und wenn sie sich einige Tage nicht gesehen haben, so ist das Verlangen nach einander groß. Um des Evangeliums willen hat Els schon Manches müssen leiden, doch sie ist geduldig, und läßt sich alles zum Besten dienen. Sie und Adam sind die beiden Gehülfen in der Schule, für die ich um die 10 Pfd. St. geschrieben habe; sie wollen es mit Freuden unentgeltlich thun; doch wäre solches anzunehmen nicht Recht, da sie arm sind, und ihre Zeit nöthig haben, um's tägliche Brod zu verdienen. Manchen edlen Zug könnte ich Ihnen noch von diesen beiden Kindern Gottes melden, doch es mag dies allgemeine von ihnen genug sein, und ich bin überzeugt, daß Sie sich mit uns dankbar gegen den Herrn über sie freuen werden."

Aehnlich lauten alle folgenden Berichte über ihre Thätigkeit Jahre lang. Den von ihr nach Deutschland geschriebenen Brief haben wir oben (S. 48 u. 49) mitgetheilt. Auch die Urtheile des Br. Prietsch stimmten genau mit denen seines Vorgängers überein. Oft kam sie zu ihm, um ihm zu sagen, wie ihr Herz voll himmlischer Freude und Seligkeit sei, daß sie es nicht aussprechen könne.

Als nun jene Zeit der Widersetzlichkeit und des Aufruhrs über die Gemeinde hereinbrach, wurde auch Els Jasson von dem bösen Geist miterfaßt. Ob sie sich nicht genug geehrt fühlte von den Missionaren, ob sie überhaupt im Gebet matt geworden sei und am Glauben Schiffbruch gelitten hatte, wer will es sagen? Kurzum alle frühere Hingabe an die Diener des Worts verwandelte sich in leidenschaftliche Wuth und völliges Toben gegen die Lehrer, gegen welche sie dem zur Visitation gekommenen Superintendenten Schultheiß gegenüber ein volles Herz von Galle ausschüttete, so daß sie ihre Schwester beredete, von dem verhaßten Platz fortzuziehen, und schließlich öffentlich von der Gemeinde ausgeschlossen werden mußte. Trotzig begab sie sich mit ihrem Manne nach dem etwa 3 Meilen entfernten Dorf Ladysmith, um für immer von dem ihr verhaßt gewordenen Schulplatz zu scheiden.

Auch dort hat sie eine Zeit lang wider die Missionare gewüthet und getobt, bis endlich mit der Wiederkehr der Nüchternheit in der Gemeinde auch sie zur Besinnung kam. Sie begann ihre Verkehrtheit einzusehen, bezeugte mit vielen Thränen große Reue über Alles, was sie in der Zeit ihres Rausches gesprochen

und gethan habe; aber nach Zoar zurückzukehren konnte sie sich trotz der dringendsten Vorstellungen der Missionare, besonders des Br. Kropf, nicht entschließen. Endlich gelang es dem Letzteren, dem eigentlichen Block in ihrem Herzen, welcher noch Wiederstand leistete, auf den Grund zu kommen. Er berichtet: „Drei der von der Gemeinde wegen Ehebruch und Trunkenheit Ausgeschlossenen baten wiederholt mit Thränen um Aufnahme in die Gemeinde, die ihnen vor der vorletzten Abendmahlsfeier gewährt wurde. Ich hatte das köstliche Amt, ihnen auf ihr Sündenbekenntniß die Absolution zu ertheilen. Zwei Tage darauf schickte eine der wieder aufgenommenen Frauen an Els Jasson (die sich 2 Stunden von hier auf Lady Smith befand, wohin sie sich begeben hatte, weil, wie sie mir sagte, sie es nicht ertragen konnte, vor den Augen der Gemeinde zu leben, die sie mit ihren Sünden betrübt hatte) die Botschaft: „Ich habe mich auf einer großen Reise befunden, nun bin ich wieder nach Hause gekommen und freue mich herzlich, daß der Herr mich wieder in sein Haus aufgenommen hat." Bald darauf hielt ich Gottesdienst für die Bauern auf Lady Smith. Ich besuchte Els, wo sie mir jene Botschaft erzählte, die ihr wie ein Schwert durch ihre Seele gedrungen sei. Ich fragte sie, ob sie denn nicht auch „nach Hause zu kommen (d. i. in die Gemeinde) begehrte?" — Els antwortete: Myn Heer weiß nicht, wie schwer mir die Last meiner Sünden wird und der Sünden meines Mannes und meiner Schwester, die ich doch verleitet habe, von der Schule wegzugehen. Wenn ich an meine Sünden gedenke, dann komme ich von Sinnen und das Blut dringt mir unter den Nägeln hervor (sie sahe zu der Zeit ganz entstellt aus.) Ich möchte gern wiederkommen, aber ich kann nicht in die Hölle*) gehen, denn da ist nicht der Herr Jesus. Da sitzen die Leute jahrelang und werden es gewöhnt. Ich fürchte, es möchte mir auch so gehen." Ich zeigte ihr, daß sie noch nicht demüthig genug sei, und sagte ihr, sie müsse sich der angeordneten Kirchenstrafe unterwerfen. Ich machte ihr auch deutlich, daß der Platz der Ausgeschlossenen noch nicht die Hölle sei, aus der es keine Erlösung gebe, sondern der Vorhof, aus dem der Herr auch sie wieder in das Heiligthum führen wolle. Sie versprach mir, nach Zoar zu kommen, hat auch ihr Versprechen gehalten. Was aber noch mehr ist, sie hat sich gedemüthigt und den Platz der Ausgeschlossenen eingenommen, so daß wir nicht ohne Hoffnung sind, sie bald als arme Sünderin zu den Füßen des Herrn Jesu sitzen zu sehen."

Nachdem Els völlig ernüchtert wieder in alter Liebe den Herrn zu suchen begann, lag ihr Eine Sorge schwer auf dem Gewissen; das war ihre Schwester, der sie selbst zugeredet hatte,

---

*) So nennt sie den Platz der Ausgeschlossenen. Diese sitzen abgesondert von den übrigen Leuten, der Kanzel gegenüber.

Zoar zu verlassen, und die nun in wüstes wildes Wesen verfallen, dem zeitlichen und ewigen Tode schnell entgegenging. Der Herr schenkte es ihr, daß sie wenigstens einen letzten Liebesdienst der Armen leisten konnte. „Es war in der Traubenzeit (schreibt Prietsch unter dem 20. Juli 1853) „als Els Jasson zu mir kam, mir zu sagen, daß ihre ältere Schwester in Chamka, 4 Stunden zu Pferde von hier, sehr krank sei, und daß sie deshalb zu ihr gehe. Sollte es gefährlich sein, sagte ich ihr, und sie will hierher kommen, so kann dein Mann meinen Wagen bekommen; laßt sie in diesem Saufneste, der Chamka, nicht liegen. Sie dankte und ging. Bald war sie wieder hier mit einem der jüngeren Kinder ihrer Schwester, um den Wagen zu holen. Ehe sie aber mit der Vorbereitung fertig werden konnte, wurde sie schon wieder gerufen: sie solle nur schnell kommen, die Schwester sei sehr krank. Els eilt auch gleich hin. In dem Winkel eines alten verfallenen Stalles fand sie die dem Tode nahe Schwester. Einige alte Lumpen waren ihre Kleidung und Bedeckung. Unbekümmert um die Noth der Mutter spielten die kleinen Kinder in ihrer Nähe. Theilnamlos unterhielt sich die verheirathete Tochter mit einigen Besuchern. Mit bebenden Lippen und wilder Gier schrie die Sterbende fortwährend nach Branntwein, und da ihr Niemand gab, so suchte sie sich aufzurichten und selber zu helfen, wozu ihr aber die Kraft fehlte. Als Els noch stand und tief erschüttert sah und hörte was geschah, kam die Bauerfrau des Platzes, nach der Sterbenden zu sehen. Selber halb betrunken und so aus Erfahrung die Stärke des Verlangens kennend, ermahnte sie die Umstehenden, der Sterbenden diesen Labetrunk zu holen. Die Sterbende aber suchte sie mit diesen Worten zu trösten: Behalte nur guten Muth, Alte, behalte nur guten Muth! es wird bald mit dir vorbei sein. So tröstete die Christenfrau mit lallender Zunge. Els machte sich endlich herzu und fragte die Sterbende ob sie sie kenne. Doch sie kannte sie nicht; sie wußte von nichts als vom Branntwein. Wieder fragte Els, ob sie nicht mit ihr beten solle? doch heftig schüttelte die Unglückliche das Haupt und verlangte nach Branntwein. Els suchte aus den Lumpen eine Flasche hervor, in der wahrscheinlich Branntwein gewesen war, ging und füllte sie mit Wasser und brachte es der Sterbenden. Mit gieriger Hand, wie einer, der dem Verschmachten nahe, setzt sie die Flasche an den Mund, wirft sie aber, das Wasser schmeckend, im nächsten Augenblick zornig von sich. — So denke ich, muß es in der Hölle zugehen. Ewige Begierde und keine Sättigung; ewiger Durst und keine Erquickung! Noch heute fleht der reiche Mann um einen Tropfen Wasser, seine brennenden Lippen zu netzen und Niemand reicht ihm den! — Still betend zum Herrn um Gnade und Erbarmen für ihre arme Schwester, wartete Els, bis diese etwas ruhiger wurde. Dann sprach sie mit ihr von der Gefahr ihrer Seele, von Tod und Gericht, von dem Freunde

armer Sünder, von Jesu ihrem Heilande. Die Kranke wurde immer andächtiger, immer bewegter und war es gern zufrieden, als Els mit und für sie betete. Ach Gott, erbarme dich meiner! waren ihre letzten Worte. Bald war die Seele dem Leibe entflohen."

Gleich nach der Beerdigung, oder besser gesagt Einscharrung der Leiche, hat sich Els bei Nacht mit den hinterlassenen kleinen Kindern auf den Weg gemacht und hat sie hier in Sicherheit gebracht. Ich habe sie gestohlen, sagte sie mir, und sie sind hinter mir her, mir den Raub wieder abzunehmen! Die älteste Tochter hat die Kinder an die Bauern verhandelt, ich aber habe sie zu Mynheer gebracht, damit Mynheer sie schütze. Gut, sagte ich, laß sie nur kommen, und wenn sie gekommen sind, schicke sie zu mir, sie sollen die Kinder nicht haben. Die Tochter und ihr Mann, vielleicht der gottloseste und roheste unter allen Hottentotten, waren auch wirklich gekommen, um die Kinder zu holen, hatten aber, da Els sich in meine Nähe geflüchtet hatte, und sie sich fürchteten zu mir zu kommen (vorzüglich die Tochter, die hier erzogen und in die Schule gegangen ist), unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. Die Kinder sind seitdem hier, und besuchen die Schule."

Der Herausgeber diese Geschichte traf Els Jasson auf seiner Reise durch Südafrika im Jahre 1866 an. Die auf sie bezügliche Stelle seines Reisetagebuchs lautet:

Donnerstag, den 18. October, früh 6 Uhr, kam Els Jasson, eine Frau, die früher in den Missionsberichten vielfach genannt worden ist, um mich zu besuchen, da ich sie in ihrem Hause verfehlt hatte. Als sie mich sah und sprechen wollte, fing sie mit einem Male laut zu weinen an und sank schluchzend in tiefer Bewegung zusammen. Sie sagte, als sie wieder zu sich kam, ihr sei das, was ich neulich Abends in Zoar gesprochen, so in die Seele gedrungen, und als sie das gesagt, so hub sie wiederum zu schluchzen an und fiel wieder nieder. Ich fragte sie, was sie denn so bewegt habe? „Mynheer hat gesagt," war ihre Antwort, „es sei eine Zeit gewesen, da hätten die Väter in Berlin sich über Zoar gefreut, denn Zoar sei unserer Väter Kind, was die Väter besonders lieb gehabt hätten." Hier weinte sie wieder laut dann fuhr sie fort: „Hernach hat Mynheer gesagt, daß die Väter in Berlin haben weinen müssen über Zoar, und das ist mir so sehr durch das Herz gegangen. Und dann hat Mynheer gesagt, daß die Väter in Berlin auch jetzt noch weinen müssen über Zoar weil durch des Teufels List das aus einander gerissen worden sei, was Gott doch habe zusammen wachsen lassen." Dies, sagte Els, sei ihr so zu Herzen gegangen, und ich möchte ihr doch alle ihre Sünden vergeben. Dann wurde sie mitten zwischen dem Weinen wieder sehr fröhlich und lachte und erzählte mir, wie sie so fröhlich sei, daß der Herr ihr doch auch Gnade habe widerfahren lassen.

Im ferneren Gespräch, als ihre Zunge sehr gelöst war, erzählte sie, daß sie früher Sklavin bei einem Bauer gewesen sei, der habe sie gar nicht wollen zur Kirche gehen lassen, sondern immer geschlagen, wenn sie beten wollte. Da habe er sie auch eines Tages sehr geschlagen; da seien zwei Herren zu reiten gekommen, aber der eine Herr hätte so sonderbar ausgesehen, und als die Beiden näher gekommen wären, da seien es Mynheer Rowsky (Gregorowsky) und seine Frau gewesen; so etwas hätte sie noch nie gesehen, daß eine Juffrouw auch reiten könne, und das Ding habe immer auf und ab geweht, — und da habe sich der Bauer geschämt, aber hernach habe er sie doch wieder geschlagen, wenn sie nach der Kirche ging. „Ja," sagte sie weiter, „damals waren es noch bessere Zeiten in der Gemeinde, da gingen wir noch hinter die Steine und in die Gebüsche zum Beten, da war Alles noch einig!" Und hier weinte und schluchzte sie wieder laut.

Hernach erfuhr ich durch Bruder Schmidt, daß diese Frau eine der Hauptanführerinnen in dem Zoar-Streit und auf der Seite von Prietsch gegen Schultheiß gewesen sei. Diese ihre damaligen Sünden waren die Ursache, daß sie heute noch so sehr weinte beim Andenken an jene unselige Streitzeit. — Sie machte übrigens viel Worte, und das unverkennbare Glaubensleben in ihrem Herzen scheint doch mit allerlei Zusätzen getrübt zu sein.

So viel von Els Jasson.

Außer ihr aber waren zu jener Zeit auch manche andere der früher um ihres Glaubenslebens hoch gepriesenen Persönlichkeiten in den Strudel mit hinweggerissen. Martin Timi z. B., vielleicht geärgert darüber, daß sein Sohn nicht mehr die Schule verwalten durfte, schlug sich zu den Aufrührerischen, Paul Schmidt wurde ihr Haupt, und Anne van Gent erwarb sich den traurigen Namen: „Der böse Geist von Zoar."

Doch kehren wir nach dieser Episode zurück zur Geschichte von Zoar, und sehen, wie nach der Zeit der schweren Anfechtung die Gemeinde ernüchterte und zu neuer Ordnung befestigt wurde.

Daß Br. Prietsch die Umkehr der Gemeinde von dem in der heimischen Missionsgemeinde am Epiphanientage 1852 abgehaltenen Buß- und Bettage her datirt, haben wir schon oben bemerkt. Sein Bericht vom 8. Juli 1852 lautet:

„Mein gegenwärtiger Bericht ist in den Worten zusammen gefaßt: Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte und Treue! Hätte er nicht so gnädig über uns gewacht, was wäre aus der Gemeinde in Zoar geworden?!" — Manche Gemeinden der Capcolonie, viel älter als die Gemeinde in Zoar, sind jetzt ärger als die wilden Kaffern. — Hätte Er mit uns gehandelt nach unserer Herzenshärtigkeit, und uns ge-

lohnt nach Verdienst und Würdigkeit, dann könnte sich die Zoarsche Gemeinde schon längst nicht mehr des Scheines Seiner Gnadensonne erfreuen. Ach ja, Er ist geduldig und von großer Güte und Treue. Er trägt uns mit unseren Schwachheiten, Fehlern, Verirrungen und Sünden; Er erzeigt uns Wohlthaten und schenkt uns Segnungen, als wären wir die treuesten Unterthanen, ja die gehorsamsten Kinder. Jeden Morgen ist Seine Güte neu und jeder Abend verkündigt Seine Treue. Ja lobet den Herrn, denn Seine Güte währet ewiglich! — Schauen wir am Schlusse dieses Halbjahres auf das, was der Herr gethan hat, dann sehen wir nichts als Güte und Treue, und unser Mund muß überfließen von Lob und Dank, Preis und Anbetung; sehen wir aber auf uns und die Gemeinde, dann bleibt da freilich viel, sehr viel zu wünschen übrig; dann haben wir große Ursache, uns neben dem Loben und Danken auch zu schämen und tief zu demüthigen. Im Allgemeinen ist der Zustand der Gemeinde und der Einwohnerschaft viel besser zu nennen, als er vor einem Jahre war. Von den dämonischen Kräften, die damals die Einwohner bewegten und erregten, ist fast keine Spur mehr wahrzunehmen. Sie sind zu der vorigen Ruhe und Bescheidenheit zurückgekehrt. Die Aenderung datirt sich ungefähr vom Buß- und Bettage der Missionsgemeinde daheim. Daß die Verbesserung unseres Zustandes hier wenigstens eine Folge jener Demüthigung und Gebete ist, glaube ich gewiß: Je tiefer die eine Wagschale sinkt, desto mehr hebt sich die andere; je tiefer und demüthiger man sich in der Heimath beugt, desto mehr wird Gott in der Heidenwelt erhöht und verherrlicht. Des Sonntags ist die Kirche immer ziemlich regelmäßig gefüllt, auch sind die Morgenandachten immer zahreich besucht, sie sind gewöhnlich aus, wenn die ersten Strahlen der Sonne die Gipfel der Berge vergolden. Bei etlichen Familien werden auch Hausandachten gehalten. Eine, ich möchte fast sagen merkwürdige Erscheinung ist, daß seit längerer Zeit die Männer gottesdienstlicher geworden sind, als die Frauen. Während beinahe noch einmal so viele Frauen als Männer zur Gemeinde gehören, überhaupt auch viel mehr Frauen als Männer hier sind, und jene früher den Gottesdienst viel fleißiger besuchten, als das männliche Geschlecht, wohnen jetzt, wie schon erwähnt, immer fast mehr Männer als Frauen dem Gottesdienste bei."

Wir glauben auch unsererseits, daß das Gedeihen der Mission unter den Heiden im unmittelbarsten Zusammenhange steht mit dem Gebetseifer der heimischen Missionsgemeinde. Und wir erachten als die nächste Frucht der in Deutschland vor den Herrn gebrachten Gebete und Fürbitten die brüderliche Einigkeit, mit welcher die beiden Missionare Prietsch und Kropf das Werk in Angriff nahmen, und glauben daß diese gemeinsame Arbeit und die Verstärkung der seelsorgerischen Thätigkeit in Zoar selbst das eigentliche Mittel war, durch

welches die Veränderung bewirkt wurde. Kropf schreibt unter dem 21. Mai 1852: „Wir haben gemeinschaftlich gebetet und gearbeitet — und Gott der Herr ist der Dritte in unserm Bunde gewesen. Können wir auch von keinen großen Erweckungen rühmen, so freuen wir uns, daß jener Geist der Empörung hat weichen müssen, und daß es den Anschein hat, als ob sich hie und da Spuren des Frühlings zeigten. Doch wir freuen uns mit Zittern, wissend, daß alles Fleisch Heu ist, was sich ja so deutlich an Zoar geoffenbart hat. Wir freuen uns aber, daß der Herr den Gnadenborn wider alle Unreinigkeit noch immer auf Zoar quellen läßt. Wir freuen uns über sein ewiges felsenfestes Wort, das wir, wenn auch in großer Schwachheit, verkünden durften, und das ausrichten wird des Herrn Werk. Wir säen, pflanzen und begießen und erwarten vom Herrn das Gedeihen.

Dies Gedeihen hatte denn unter des Herrn Gnade seinen guten Fortgang. Die Gottesdienste und die Gebetsstunden wurden wieder fleißig besucht, und die Büsche und Felsblöcke fingen wieder an, Gebetplätze zu werden. Neue Taufcandidaten, die während der Zeit des Aufruhrs völlig fortgeblieben waren, traten in den Unterricht, die Schule der Erwachsenen wurde wiederum eifriger benutzt. Auch die Uebung der geistlichen Zucht trat wiederum in die frühere Kraft."

Ich hatte so eben (schreibt Prietsch unter dem 20. Juli 1853) eine rechte Freude, die größte Freude, die ein Seelsorger haben kann, die Freude nämlich, einen über seine Sünde betrübten Sünder zu trösten. Einer von den Ausgeschlossenen war es, der mir die Freude bereitete. Er war schon öfter bei mir gewesen und hatte über seinen Zustand geklagt; doch da die Ausgeschlossenen in der Regel mehr über ihre Strafe betrübt sind, als über ihre Sünde, die eigentliche Ursache ihres Ausschlusses, so muß ich vorsichtig sein mit meinen Tröstungen und ihnen statt der Tröstungen Ermahnungen geben. So hatte ich auch ihm, so oft er bei mir war, meine Freude ausgesprochen, daß er fühle, was er verloren habe, und ihn ermahnt, sich immer besser zu prüfen, immer fleißiger zum Herrn um Licht und neues Leben zu beten. Diesmal kam er mit dem vollen Bekenntniß seiner Sünden. Sein Herz war voll, sein Mund floß über, seine Worte und Thränen gaben Zeugniß von der Aufrichtigkeit seiner Reue. Ja ich kann sagen, daß ich noch kaum ein so volles und überzeugendes Bekenntniß gehört habe, seit ich in Zoar bin. Meine Freude ist aber um so größer, je verkehrter dieser Mann sonst immer war, und je mehr Betrübniß er mir verursacht hat. Er erkannte dies auch und bat mich sehr, ihm doch alles zu vergeben er hätte in seiner Blindheit gedacht, er müsse so handeln, er erkenne jetzt aber, auf welche Abwege er gerathen sei u. s. w.

Ein Anderer von den Ausgeschlossenen kam vor wenigen Wochen um Mitternacht an und weckte mich aus dem Schlafe.

Er sah so wild und verstört aus, daß ich mich ordentlich fürchtete und ihn im Anfang scharf im Auge behielt. Das Wort hatte ihn getroffen und ihm keine Ruhe gelassen, er mußte zu mir eilen, um dem Zorne zu entrinnen. Nachdem ich ihn getröstet, ermahnet und mit ihm gebetet hatte, ging er beruhigt nach Hause. So faßt das Wort hier einen und da einen Sünder und macht die Todten lebendig.

Als ich vorigen Monat mit der Missionsbüchse umher ging, kam ich auch zu einem alten Manne, der schon mit einem Fuße im Grabe steht und sich doch noch nie um seine Seligkeit bekümmert hat. Er saß mit seiner alten Frau und seiner Schwiegertochter, die beide getauft sind, am Feuer. Mich auf einen Stein zu ihm niedersetzend, fragte ich ihn nach seinem Befinden. „Krank, krank, myn Heer, erwiderte er, und sehr schwach, es geht mit mir bergab.“ „Nun das ist kein Schade, entgegnete ich, der Freuden der Erde sind zu wenige, sie sind zu geringe, als daß man sehr darüber trauern sollte, sie verlassen zu müssen. Wohin gehst du aber, wenn du stirbst?“ „Ich weiß nicht, myn Heer, in die Hölle!“ „In die Hölle? Höre, das ist ein schlechter Trost! Denn die Hölle ist ein sehr schrecklicher Ort. Aber warum willst du in die Hölle gehen, da dir der liebe Herr Jesus den Himmel verdient hat, und dich täglich zum Himmel rufen läßt? Sieh, wie freundlich Er ist und wie gern Er dich selig machen will: du kommst nicht in die Kirche zu Ihm, um Seine herzliche Einladung an alle arme Sünder zu hören, da schickt er mich heute Morgen zu dir, um dir zu sagen, wie gerne Er dich selig machen will. Ist das nicht ein recht freundlicher, lieber Herr?! Und möchtest du dir nicht helfen lassen von Ihm und nicht gern bei Ihm im Himmel sein?“ So redete ich zum Alten, der während meines Sprechens erst den Hut abnahm, dann auch das Tuch, das sie um den Kopf tragen, und sich seufzend eine Thräne, die in den Furchen der Wange hängen geblieben war, abwischte. „Ja, myn Heer, ich weiß nicht, ik werk en werk (ich arbeite und arbeite, d. h. ich bedenke es und mühe mich damit ab), doch ich weiß nicht, — es ist schwer!“ — „O nicht doch, es ist gar nicht schwer, du brauchst weiter gar nichts zu thun, als dem lieben Heiland zu sagen: Lieber Herr Jesus, ich bin ein Sünder, und möchte gerne selig werden, weiß aber nicht, wie ich es machen soll; erbarme Dich doch über mich armen alten Sünder, schenke mir Deinen heiligen Geist und lehre mich, wie ich selig werden kann. Du brauchst ihm das nicht in der Ordnung zu sagen, wie ich es jetzt gesagt habe, du kannst es Ihm sagen, wie dir eben die Zunge steht; Er versteht alle Sprachen. Willst Du nicht zu ihm gehen?“ „Ich weiß nicht.“ — „O doch! der Tod wartet nicht, gehe ja geschwind! Sieh! Da sind so viele Sträucher rund um dich her, sie sind dicht, kein Mensch sieht dich, da beuge deine Knie vor deinem Heilande, Er hört dich und wird sich deiner erbarmen.“ So drang ich in den

Alten, der sichtbar tief bewegt war. Die alte Frau brachte mir einen Sixpence, ein Viergroschenstück, in die Missionsbüchse. Wird das Wort denn ganz verloren sein? Ich hoffe, das wird es nicht, wenn der Saame auch erst später aufgehen sollte. —

Zu einem andern alten Manne kam ich mit der Büchse. Er saß in seiner Hütte und wärmte sich. Ich setzte mich auf seinen Schemel, den er mir bot, neben ihn. Er entschuldigte sich, daß er diesmal nichts habe in die Büchse zu geben, seine alte Frau sei aber gegangen, um zwei Hühner zu verkaufen, und wenn sie Geld brächte, wollte er es bringen. (Er brachte auch später einen Sixpence) — „Nun laß nur gut sein, antwortete ich ihm auf seine Entschuldigung, das Geld ist mir auch nicht die Hauptsache, wenn ich mit der Büchse zu dir komme, sondern deiner Seele Heil. Die Schrift sagt, der Mensch bringt es, wenn er es weit bringt, auf 60—70 Jahre und die Erfahrung lehrt, daß wenige Menschen so alt werden. Du hast es weit gebracht und scheinst mir nicht mehr weit von 70 Jahren zu sein. Ein langes Leben liegt hinter dir, eine kurze Zeit nur noch vor dir, es wird deshalb Zeit, daß du ernstlich an die große Reise denkst; hast du dich schon darauf vorbereitet?" „Ja Myn Heer hat recht, erwiderte er, lange habe ich nicht mehr zu leben; ich fühle es, daß der Tod kommt, und doch bin ich noch nicht bereit. Eingeladen bin ich oft und lange, aber ich habe mich festhalten lassen durch des Teufels Strick, den Branntwein. Doch wir, meine alte Frau und ich, haben uns nun ernstlich aufgemacht, und der Herr hat Gnade gegeben, daß wir jetzt los sind von diesem Strick und wir wollen anhalten mit Bitten, daß Er uns ferner davor bewahre und uns erlöse von allen unsern Sünden." So redete der Alte mit bewegtem Herzen, und ich fühlte es seinen Worten ab, daß sie seines Herzens Meinung aussagten. Ich bestärkte ihn in seinen guten Entschlüssen, und wanderte weiter. Spät, aber doch noch; Gott gebe es! Er nimmt auch in der elften Stunde noch an. —

„Herr siehe, den Du lieb hast, liegt krank." Ich meine den alten Simeon. Ob seine Krankheit zum Tode ist, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß sie zur Verherrlichung Gottes gereicht. Hanna kam und sagte mir, Simeon sei krank, spreche so wunderlich, könne sehen und nicht sehen. So fand ich ihn auch, als ich zu ihm kam. Er hatte die Grippe gehabt, war zu früh ausgegangen und hatte sich erkältet. Hart verklagte ihn sein altes Mütterchen bei mir. Sie habe ihm wohl gesagt: Simeon, du mußt nicht! du mußt nicht! du wirst kränker werden, es ist regnicht und kalt; aber er hat sich nicht halten lassen und ist doch in die Kirche gegangen. — Was doch das Evangelium nicht kann! Sie sollen nur einmal sehen, was es aus diesen alten Negern gemacht hat; wie herzlich sich die alten Leute lieben und mit welcher zärtlichen Sorgfalt die alte Hanna ihrem alten Simeon aufwartet. Es ist eine wahre Freude, die alten Leute so

zusammen zu sehen. Simeon kann also sehen und nicht sehen. Die Erkältung hat sich auf die Augen geworfen, daß er nicht sehen kann. Wunderlich ist, daß er nur nach unten nicht sehen kann, nach oben kann er sehen. Und was sieht er denn oben? Er sagt, viele weiße sehr schöne Menschen, so schön wie er noch nie gesehen. Simeon sieht nach oben besser mit seinen blinden Augen, als ich mit meinen sehenden. „Herr, öffne ihm die Augen!“ bat Elisa für seinen Knaben, und der Knabe sah die Heere Gottes. O, tröstliche Zeugnisse aus alter und neuer Zeit, daß heilige Engel, selige Geister uns umgeben; denn dafür halte ich auch Simeons schöne weiße Menschen.“

Zu denen, die aus der Verirrung wiederkehrten, gehörte auch der alte Claas (jetzt Johannes) Harden. „Dieser alte Mann (so berichtet Br. Kropf) steckte voller Eigengerechtigkeit. Bei der Anmeldung zur vorletzten Abendmahlsfeier bestrafte ihn Br. Prietsch wegen Sonntagsarbeit. Anstatt zu bekennen, entschuldigte er sich dadurch, daß er den ältesten Corporal, gegen den er bis dahin freundlich gesinnt war, gleicher Sünde fälschlich beschuldigte. Ich redete mit ihm aufs Liebreichste. Da auch dies nicht fruchtete, erklärte ich ihm, daß er mit einem solchen feindseligen Herzen nicht zum heiligen Abendmahl gehen dürfe. Das war für ihn ein Donnerschlag. Er, der sonst bei der Feier des heil. Mahles laut und öffentlich den Herrn pries, wenn er den Kelch nahm — er durfte nicht zum Abendmahle gehen. Bald darauf wurde er krank. Es war keine leibliche Krankheit, der Teufel faßte ihn an. Eine große Unruhe des Gewissens bemächtigte sich seiner, er konnte nicht schlafen, nicht essen und trinken. Er ließ mich rufen. Ich machte ihn auf seine Sünde aufmerksam, nachdem er mir mit wirren Worten erzählt, „er sei so matt vom Arbeiten, er arbeite (schaufele) die ganze Nacht und doch bekomme er nichts fertig.“ Ich verhielt ihm nicht, daß nach meiner Ansicht der Tod nicht mehr fern sei von ihm und daß der Teufel ihn gefangen hielte. Er müßte sich zu Jesu wenden, dem treuen Versühner, er müsse sich auch mit Jeftha versöhnen, wenn er wolle in Frieden heimgehen. Ich ging zu Jeftha und bat diesen, doch zu Johannes Classe — (Loth von Zoar) zu gehen. Dieser thats auch, und noch denselben Abend hatten sich beide versöhnt. Zwei Tage darauf ging ich wieder zu ihm. Es war besser mit ihm. Er sagte: „Von dem Augenblicke an, wo du mit mir gebetet hast, da wurden mir die Augen geöffnet und ich sah meine Sünde, wie noch nie zuvor. Sünde und Tod eilen schnell und Gottes Werk muß heilig und rein sein. Ich sah eine große Menge Sand und dieser wollte ins Wasser.“ Ich wies ihn darauf hin, daß dieser Sand seine Sünden und seine guten Werke seien, worauf er vertraut habe. Am darauf folgenden Sonntag wurde er durch einige meiner Schulkinder aus Gottes Wort erquickt. Ich hatte diesen nämlich gerathen, die übrige Sonntagszeit statt

zum Spazierengehen dazu zu benutzen, daß sie zu den Kranken gingen und ihnen Gottes Wort vorläsen. Sie sind meinem Rathe zuerst bei diesem Joh. Classe gefolgt. Bald darauf besuchte ich ihn und fand ihn auf den Beinen. Er wußte nicht genug seinen Herrn und Heiland zu loben und zu preisen. „Nun weiß ich, daß Gott ein Herr ist, der verderben und erlösen kann. Leiblich bin ich nicht krank gewesen. Der Teufel hat seine Macht an mir bewiesen. Drei Tage habe ich Höllenqualen erlitten. Ich fühlte ein verzehrendes Feuer in meinen Gliedern und hatte keine Aussicht auf Hülfe. Ich konnte nur rufen die ersten Zeilen des Verses: Myn heiland, ik verloren kind, dat nergens trost noch redding vindt, und nichts weiter. Nun weiß in der That, daß ich ein Sünder bin. Andere sind durch mich zur Bekehrung gekommen, ich war aber selber noch nicht gründlich bekehrt.*) Nun will ich bei meinem Heiland bleiben, denn ich habe aufs Neue erfahren: God wil niet, dat wy gaan verloren. Nun kann ich es allen Leuten erzählen, welche Höllenpein ein Sünder ausstehen muß, der sich für gerecht hält. Als ich beim Hausbesuche auch zu ihm kam und ihm meine Freude darüber bezeugte, ihn wieder im Gotteshause gesehen zu haben, sagte er: „Ich mußte doch zu dem gehen, der mich gesund gemacht hat und den ich nirgends besser zu finden meine, als in seinem Tempel. Ich will nun auch nicht aufhören, mit dem Blinden zu rufen, Herr Jesu, erbarme dich meiner!

Dies ist das letzte Wort, welches uns von dem alten „Lot in Zoar" berichtet wird. Wann er heimgegangen ist, wird uns nicht erzählt. Aber wir hoffen, daß er gegenwärtig mit der großen Schaar derer, die in weißen Kleidern das Lob des Lammes singen, dankend und segnend derer gedenkt, die auch seiner Seele den Zugang zum ewigen Leben bereiten helfen durften.

Zwei andere Verirrte, die in dieser Zeit umkehrten und Gott die Ehre gaben, waren **Michel Stoffels** und Cornelius Majaja. Prietsch schreibt von ihnen:

„Nicht weit von meinem Hause steht eine kleine Hütte, in dieser liegt ein armer Krüppel, Michel Stoffels, ein Sohn von Adam Stoffels, der predigt, ohne den Mund dabei öffnen zu müssen, der ganzen Gemeinde gewaltiger, als ich je gepredigt habe: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten." Michel hatte früher ein sehr wüstes Leben geführt, war vorzüglich dem Trunke sehr ergeben gewesen. „Hätte Gott sich nicht über mich erbarmt und mir die Augen geöffnet, ich hätte mich längst todt gefallen, denn wie ich

*) Durch diesen Mann, ehe er noch bekehrt war, wurde ein gottloser Hottentottenmusikant zu Gott bekehrt, so daß der Bauer den fromm gewordenen Musikanten an einen andern Herrn verkaufte, aus Furcht, er möchte toll werden. Später lernte man den Mann schätzen und rief ihn herbei, Kranke zu trösten, weil — die Bauern nicht beten könnten.

es getrieben habe, kann's kein Mensch lange treiben, ich habe zu stark getrunken," hat er oft zu mir gesagt. Gott hat ihn aus diesem Tode errettet, hat ihn heraus gerissen aus der Macht der Finsterniß und ihn versetzt in das Reich des Lichtes. Michel hat eine sehr gute Erkenntniß und konnte sehr erbaulich von Gottes Gnade und Barmherzigkeit sprechen. Nur eins hat mir nie an Michel gefallen, daß Frau und Kinder nie etwas Ordentliches anzuziehen hatten, während er doch immer ziemlich bekleidet ging. Sprach ich mit ihm darüber, dann war der schlechte Verdienst oder die Frau schuld, er nie; und doch ist die Frau, was man von nicht vielen Hottentotten-Frauen sagen kann, sehr arbeitsam. Später gewahrte ich auch Unfrieden zwischen Mann und Frau. Ich fühlte wohl und erkannte immer deutlicher, daß Michel der schuldige Theil sei; er konnte sich aber immer sehr gut vertheidigen und so unschuldig machen, daß es mir bei aller Ueberzeugung nicht möglich wurde, ihn von seiner Schuld gründlich überführen zu können. Ich mußte es demnach bei der bloßen Versöhnung beider Eheleute bewenden lassen, obgleich ich fühlte, daß Michel eine ernste Bestrafung nöthig gehabt hätte. Es geht schnell bergab mit dem Sünder, der sich von seiner Sünde nicht überzeugen lassen will und sich gegen die Stimme seines Gewissens verhärtet. Das zeigt Michels Fall. Er hat sich nicht von seinem Irrwege gekehrt, er mußte endlich wegen Ehebruch und mehrfacher Versuche zum Ehebruch von der Gemeinde abgeschnitten und auf unbestimmte Zeit vom Platze verwiesen werden. Hochmüthig und trotzigen Sinnes zog er fort und obgleich ich die Zeit seines Ausbleibens vom Platze von seinem Betragen abhängig gemacht hatte, um ihn so desto eher zur Umkehr zu bewegen, so machte er es doch je länger desto ärger. Gott aber, der kein Wohlgefallen hat am Tode des Sünders, weiß Rath, wenn aller Menschen Rath aufgehört hat, und hat Mittel, wenn alle menschlichen Mittel fehl geschlagen sind. Michel macht mit dem Bauer, bei dem er wohnte, eine weite Reise, er fällt unter das Rad des Ochsenwagens, das ihm das einzige gesunde Bein, denn am andern war er schon Krüppel, aus der Hüfte verrenkt und bricht. Ein Wunder ist es, erzählt er selber, daß ich noch so weit unter dem Rade weggekommen bin, denn ich war so gefallen, daß es mir gerade über den Leib gehen mußte. Und doch fügte er hinzu, welche Blindheit, ich habe in meinem Unfall noch gemurrt gegen Gott und gefragt, ob ich denn der größte Sünder sei, daß ich solch ein Unglück haben muß, da ich doch ganz andere Sünder kenne, denen es ganz wohl geht. Ein Wunder ist es, daß er noch lebt, auch in anderer Beziehung. Wie viele, die einen gleichen Unfall hatten, dabei aber alle Hilfe und Unterstützung genossen, sind gestorben, Michel aber, um den sich Niemand bekümmerte, der in der größten Kälte liegen und auf einem Wege, der einen gesunden Menschen

krank machen kann, eine so weite Reise zurück machen mußte, lebt noch und befindet sich in der Besserung. Als ich von dem Unfall hörte, war er schon seit einiger Zeit zurück, mußte aber bei dem Bauer, der mehrere leere Häuser auf seinem Platze hat, bei all der Kälte, die in diesem Winter besonders groß war, im Wagen logiren. Ich ließ gleich den Wagen einspannen und ihn holen. Ich konnte mir nicht denken, daß Myn Heer das an mir thun würde, sagte er, da ich Myn Heer so betrübt habe mit meinen Sünden und meinem Trotz. Ich thue es auch nicht an Michel dem trotzigen Sünder, antwortete ich, sondern an dem verunglückten und durch Gottes Hand bestraften Michel. Daß er je wieder gehen lernen wird, ist kaum zu erwarten. Er ist jetzt sehr demüthig und seine Frau ihm nun die beste Ehefrau von der Welt. Es ist aber besser, als ein Krüppel zum Leben eingehen, als zwei Füße haben und in das höllische Feuer geworfen zu werden.

Im Anfang des Herbstes, ich meine unsern afrikanischen Herbst, der im März beginnt, ist auch ein alter treuer Knecht des Herrn, Cornelius Majaja, in die obere Gemeinde aufgenommen worden. Es wurde mir gesagt, Cornelius liegt krank und er spricht so bunt durch einander. Ich ging zu ihm, fand ihn aber nach meiner Meinung nicht so gefährlich krank; er hatte über keine Schmerzen zu klagen, fühlte sich blos schwach, seine Füße waren etwas geschwollen. Kränker fand ich ihn am Gemüth. Er klagte sehr über seine Untreue im Gebet und sagte, diese Untreue sei die Ursache seiner Krankheit. Ich war recht fleißig im einsamen Gebet, erzählte er, und ließ mich durch nichts davon abhalten, ich bin aber in der letzten Zeit lau geworden, habe nachgelassen und gemeint, es sei genug, wenn ich die Gottesdienste besuche und hin und wieder ein Gebet thue. Zuweilen fühlte ich wohl, es sei nicht recht, meinem Gott so wenig zu dienen, und blos so äußerlich, — der Geist hat mich wohl bestraft, mich aber doch nicht gebessert, wenigstens doch nicht gründlich. Doch jetzt habe ich's weg! Es standen Zweie bei mir, der Eine am Fußende, der Andere am Kopfende und der letztere sagte: Sieh, was ich alles für dich und an dir gethan habe, du aber bist von mir gewichen mit deinem Herzen und hast mich verlassen, nun will ich Dir einen Knau geben und wenn du den überwindest, dann sollst du mir eifriger dienen. Nun habe ich den Knau weg, fügte er hinzu, und werde ihn schwerlich überwinden. Es ist aber meine Schuld, ich fühle es, warum habe ich meinem Gott und Heiland auch so lau gedient. Was soll ich nun thun? — Ich zeigte ihm hierauf, was er zu thun habe, dem Herrn nämlich seine Untreue und Lauigkeit zu bekennen, sich ihm aber auch gläubig und vertrauend in die Arme zu werfen, da er auch für solche Sünden sein Blut vergossen und so auch dafür Vergebung erworben habe. Ich schied von ihm mit dem Versprechen, ihn in einigen Tagen wieder zu

besuchen. Doch schon an einem der nächstfolgenden Tage wurde mir gemeldet: Cornelius sei eingeschlafen, um nicht wieder zu erwachen. Er wird aber dennoch wieder erwachen, ich hoffe und glaube es zuversichtlich, zu einem besseren Leben! Obgleich er etwas weit von der Kirche wohnte, hat er doch nie den Gottesdienst versäumt, offenbarte auch in seinem ganzen Wesen und Wandel eine treue und redliche Seele. Daß doch recht Viele seine Gewissenhaftigkeit erben möchten, und auch mir ein reicher Antheil von diesem Erbe würde!

Wir schließen diesen Abschnitt mit kurzen Nachrichten aus dem Leben zweier Männer, die durch alle Unruhen und Aufruhr hindurch Treue gehalten haben und die darum einen besonderen Platz in dieser Geschichte wohl verdienen. Der eine heißt Frederic Oppermann, der andere Theophilus January.

Frederic Oppermann.

Von ihm berichtet Missionar Prietsch: „Als ich neulich den alten F. Oppermann besuchte, dankte er mir aufs herzlichste, daß ich ihm bei seiner letzten Krankheit das heilige Abendmahl in seinem Hause gereicht hatte. „Sonst habe ich — fuhr er nach diesem Lobe Gottes fort — neben der Kanzel gesessen, heute sagte mir aber eine Stimme, du mußt dich vor die Kanzel hinsetzen. Das habe ich denn auch gethan mit dem Gebete: Lieber Gott, gieb mir Ohren, um zu hören und ein Herz, um zu verstehen. Da habe ich denn die Predigt besser verstanden, als je, und meine greisen Ohren haben gehört, was sie noch nie gehört haben: daß ich nicht allein für meine Kinder solle beten, sondern auch mit ihnen, daß ich sie soll bei der Hand nehmen und zu Gottes Thron leiten und ihnen sagen: Siehe, Gott ist dein Vater, ich bin dir nur ein geliehener Vater.“ (Er wußte die von mir gehaltene Taufrede fast wörtlich). Dieser Mann lernte schon in seinem zehnten Jahre durch einen Sclaven beten. So oft der Sclave seinen Spaten bei Seite setzte, so oft ging er in den Busch, um zu beten. Aber Oppermann blieb bei seinem sündlichen Leben und Treiben, bis ihn der Herr auf eine merkwürdige Weise nach Zoar gebracht hat. Oppermann diente bei einem Bauer. Nach Ablauf der Dienstzeit wollte er bei diesem Bauer nicht länger bleiben. Der Bauer machte ihn betrunken und miethete ihn in der Trunkenheit für einen neuen Zeitraum. Als Oppermann nüchtern wurde, erklärte er den Contrakt für nichtig. Der Bauer, darüber aufgebracht, ließ ihn durch andere Hottentotten zum Feldkornet transportiren, damit dieser ihm eine Tracht Schläge ertheile nach der im mitfolgenden Briefe angegebenen Zahl. Der Feldkornet öffnete den Brief

und sagte: Ich soll dir 35 geben, was denn? 35 Ochsen oder 35 Schafe? (Der Absender hatte hinter der 35 das Wort „Hiebe" vergessen.) Der Feldkornet, unterrichtet von der Niederträchtigkeit des Bauern, ließ diesem sagen: Er solle bei Strafe nie wieder jemanden im trunkenen Zustande miethen und den Oppermann fragte er: Wo willst du hin? „Ich will nach Zoar." Hier ist dein Paß nach Zoar. Und hier in Zoar hat ihn der Herr mit Liebesschlägen zu sich gezogen. Er ist ein frommer und fleißiger Mann."

Etwas später berichtet derselbe Missionar: „Von F. Oppermann, von dem ich neulich mittheilte, hörte ich, wie er im Namen Gottes auf Arbeit geht. Die Bauern nennen diesen Mann „den Missionar"; denn er sagt ihnen ohne Scheu die Wahrheit. Er predigt durch Wort und Wandel. „Als ich, sagte er einmal, im vergangenen Jahre zu den Bauern auf Arbeit ging, gedachte ich daran, welches Werk der Herr in mir durch die heil. Taufe gethan und welches Werk (Teufels-) bei den Bauern getrieben wird. Als ich von fern den Bauernplatz sah, bat ich den Herrn, sein Werk in mir zu bewahren, auf dem Bauernplatze, und zu dem Bauer sagte ich: Baas, ich will Euch gehorsam sein und fleißig arbeiten, doch zwei Dinge begehre ich: „daß Baas mich läßt ungestört meine täglichen und sabbathlichen Gottesdienste mit meiner Familie halten und auch andere abhält mich darin zu stören; 2. wenn Baas an mir und meiner Familie etwas sieht, das nicht recht ist, so saget es mir. Um was ich gebeten, das habe ich erlangt von allen meinen Brodherren." Man sieht, die Bauern haben Respekt vor einem wahrhaft gläubigen Hottentotten. Wenn Zoars Einwohner alle so dächten, dann wäre keine Ausschließung mehr nöthig."

Ueber die letzten Lebenstage dieses treuen Mannes berichtet Missionar Meyfarth aus der ersten Hälfte des Jahres 1855:

„Der alte Fredrik Oppermann, 76 Jahre alt, Schuhmacher und Sattler von Handwerk, und einer der arbeitsamsten Einwohner des Platzes. Noch bis zu seiner letzten Krankheit, einen Monat vor seinem Ende, arbeitete er an ein Paar Pferdegeschirren für einen Bauer, hat sie aber nicht mehr fertig bekommen. In seinem einfältigen Glauben hatte er reiche Erfahrungen von der Gnade seines Heilandes an seinem Herzen und in seinem Leben gemacht, und es fehlt ihm daher auch nie an Stoff, dieselbe vor andern zu rühmen. In seiner letzten Krankheit, die in Folge eines alten Bruches sehr schmerzhaft war, besuchte ich ihn oft; er bewies die größte Geduld und pries mitten in seinen Schmerzen den Heiland, der ihn von der Finsterniß errettet und es ihm viele Jahre vergönnt habe, im Lichte Seines Evangeliums zu wandeln und sich zu erquicken. „Ich bin bereit, zu Ihm zu gehen, wenn es Sein Wille ist, mich abzurufen", sagte er oft; und sein abgemagertes Gesicht strahlte

vor Freude, wenn mit ihm an seinem Lager gebetet wurde. Am letzten Tage vor seinem Ende war ich noch bei ihm; seine Hände und Füße waren schon erkaltet, die Sprache ihm benommen; aber er hatte noch das volle Bewußtsein; da versuchte er, mir die Hand entgegen zu strecken, konnte sie aber nicht mehr in die Höhe richten; ich reichte ihm die meinige mit den Worten: Frederik! der Herr kommt, dich zu holen; aus seinen Augen und seinen sich bewegenden Lippen war seine Zustimmung zu lesen. Als wir vor seinem Lager niederknieten und beteten, strengte er seine letzten Kräfte an, um seine steifen Hände nochmals zu falten und es gelang ihm, sie so weit zu bringen, und als wir Amen sagten, bewegte er wieder die Lippen, um es, obwohl lautlos, nachzusprechen. Ich segnete ihn ein im Namen Jesu zu dem wichtigen Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit, und wenige Stunden, nachdem ich ihn verlassen, verschied er sanft und in Frieden.

Der zweite der beiden Treuen ist

Theophilus January.

Derselbe war in der Zeit der Erweckungen als Jüngling miterfaßt und dann nach Gnadenthal auf das Schullehrerseminar gesandt worden. Dort erwarb er sich bald das Lob des Gefördertsten und Tüchtigsten unter allen seinen Mitgenossen. Ueber die Entwicklung seines inneren Lebens soll er uns selbst Nachricht geben durch ein Schreiben zu dessen Abfassung ihn Missionar Kropf veranlaßte. Er schreibt unter dem 6. Februar 1853:

„Mit einem Herzen voll Freude schreibe ich Ihnen diese wenigen Zeilen, da ich weiß, daß Sie alle gern von mir hören, wie es mir in meinem Leben, im Geistlichen wie im Leiblichen, gegangen ist, und ich nicht fürchte, daß Sie es für zu gering halten werden, auch von dem untersten Ihrer Diener zu vernehmen, wie er zu solchem wichtigen Beruf gekommen ist, nämlich ein Schullehrer für seine Landsleute zu werden, und wie der Herr ihn zu sich gezogen hat. Das also sei der Inhalt meiner kurzen Erzählung.

Ich wohnte früher mit meinen lieben Eltern ungefähr zwei Tagereisen von Zoar entfernt, nicht unter dem Schalle des göttlichen Wortes, sondern bei den holländischen Bauern, die sich um unsrer Seelen Seligkeit nicht bekümmerten. Da gefiel es unserm lieben Herrn und Gott, uns durch Seine allweise Regierung aus der Finsterniß und dem Schatten des Todes hervor zu holen, und uns an Sein wunderbares Licht zu bringen. Das geschah im Jahre 1838. Als wir nach Zoar kamen, war Herr Gregorowski hier Missionar. Bei ihm ging ich in die Schule und fand Gefallen am Lernen; das war mir neu und lieblicher,

als bei den Holländischen Bauern zu leben. Nur wenige Jahre währte es und wir mußten unsern lieben Lehrer scheiden sehen. Schwer war es für uns, doch der Herr sorgte für einen neuen Missionar, das war Herr Radloff. Zu seiner Zeit stand der Herr mir bei, daß ich schnell im Neuen Testamente lesen lernte, auch erhielt ich ein Gesangbuch. So erfüllte der Herr meinen lang gehegten Wunsch, Er möchte mich fähig machen, daß ich lesen könnte, und ich kam nun in die erste Schulklasse. Besonders eindrücklich und erbaulich war es mir, als wir in jener Zeit zum ersten Male zu Weihnachten den Christbaum in der Kirche sahen und Ihre Geschenke empfingen. Noch nie zuvor hatten meine Augen so Etwas gesehen und mein Herz so Etwas gefühlt, als an jenem Weihnachtsfeste; ich denke noch oft an jene unaussprechlich große Freude. Von der Zeit an begann ich fleißiger zum Herrn zu beten, denn dazumal war die ganze Zoarsche Gemeinde lebendig, und es war eine Lust anzuhören, wie Tag und Nacht Bitten und Flehen zum Thron der Gnade hinaufgesendet wurden. Das trieb auch mich, den Herrn anzurufen, daß Er mir ein geistlich und heilig Leben schenken möge. Zu jener Zeit hatten viele, wie einst der Kerkermeister gefragt: „Was muß ich thun, um selig zu werden?“ Auch ich konnte durch des Herrn Gnade bald für die heilige Taufe vorbereitet werden. Inzwischen trat ich als Viehhüter in den Dienst eines holländischen Bauern, und gerade stand ich am Wege bei meiner Heerde, als der Herr seinen Knecht Radloff zu mir sandte, mit der Frage, ob ich mich wohl möchte unterrichten lassen, um einmal Schullehrer zu werden. Nach kurzem Bedenken antwortete ich: „Ja, Myn Heer, das ist mein Begehren.“ Ich war voll Freude. Auch meine lieben Eltern gaben ihre Zustimmung, ich wurde von der Heerde weggenommen und nach Gnadenthal geschickt, um da besser unterrichtet und erzogen zu werden. Einige Wochen vor meiner Abreise dahin kam unser Missionar Prietsch in Zoar an.

Als ich nach Gnadenthal kam, war mir alles so lieblich in Schule und Kirche, denn ich hörte da zum ersten Male Orgelspielen zum Preise des Herrn. Es wohnten dort viele Missionare, und wir, die wir zu Schullehrern gebildet wurden, hatten beständig drei Lehrer, die uns in verschiedenen Gegenständen unterwiesen. Schnell lernte ich schreiben und hatte nun die Freude, daß ich meinen Eltern den ersten Brief schicken konnte. Meine Lehrer waren mit mir zufrieden: denn alle meine Aufgaben lernte ich, auch in Violin- und Orgelspielen ward ich unterrichtet, wofür ich jetzt dem Herrn von Herzen danke. Eins nur fehlte mir noch, nämlich ein neues Herz, das recht demüthig und niedrig vor dem Herrn gewesen wäre. Ueber diesen Mangel allein klagten meine lieben Lehrer. Ihre Hauptsorge war auf mein geistliches Wohl gerichtet, und wenn ich sie betrübt hatte,

schmerzte es mich jederzeit, ich fiel in der Einsamkeit auf meine Kniee, damit der Herr mir vergebe, und bat auch sie um Vergebung. Ich vermochte es nicht mehr zu ertragen, daß ich ein Heide sein sollte, und bat den Herrn, daß ich in die christliche Gemeinde aufgenommen würde, und wiewohl es schien, als wolle Er nicht hören, so hielt ich doch an im Gebet unter viel Kampf und Streit. Endlich kam der Tag der Freude und des Segens, der 4. April des Jahres 1847, an dem ich, sammt anderen Erwachsenen aus den Heiden vom Missionar Suhl getauft ward. Solch einen Tag wie diesen hatte ich nie zuvor erlebt; er war mir vor allen andern ein Tag der Freude und der Dankesthränen darüber, daß, nach so viel Hindernissen und Betrübnissen, der Herr auch mich armen Sünder auf- und angenommen hat in Seiner christlichen Kirche als Sein Kind und Seinen Dienstknecht, daß ich hinfort in Ihm lebe und in Ihm sterbe. Ja da habe ich meinem Herrn geschworen, getreu zu sein bis in den Tod.

Ungefähr zwei Jahre darnach nöthigte mich der Herr zu Seinem heil. Abendmahl, wo der Bund mit ihm erneuert ward, und ich muß bekennen, der Herr war gegenwärtig. Er erquickte und stärkte mich, er speiste und tränkte mich mit himmlischer Speise und Trank, mit Seinem Leibe und Blute, für uns in den Tod gegeben. Noch ist's mir immer, als sei ich bei dem Herrn selbst gewesen; solches war der Vorschmack der vollkommenen Seligkeit. O wie unerforschlich sind die Wege des Herrn; heilig und groß, herrlich und prächtig ist er in Seinen Thaten. Er will nicht, daß wir verloren gehn, sondern daß wir selig werden. Das ist ewige Wahrheit, davon zeugt jede neue Gnade und jeder neue Tag, den er uns noch schenkt. — Von mancherlei Versuchungen und Anfechtungen bin ich überfallen worden, und ich hätte unterliegen müssen, hätte der Herr sich nicht über mich erbarmt und mich errettet von den Wegen der Sünde. So sehe ich, daß Er mich und uns alle noch herzlich liebt, wenn wir nur Seine Gnade nicht verachten und mit Füßen treten. O möchte ich nie vergessen diese beiden Wahlstätten des Herrn, wo ich den Bund mit Ihm geschlossen habe, die so großen und wichtigen Stunden meiner Taufe und meines ersten Abendmahles. O möchte mein Herz mehr und mehr entbrennen in herzlicher Liebe und Dank, daß er mich eingepflanzt hat in Seine christliche Kirche und heilige, allerquickende Gemeinschaft; möchte ich nie vergessen, Ihm allezeit demüthig Dank und Preis zu bringen, an Ihn zu glauben und auf ihn all mein Vertrauen zu setzen und unbeweglich zu stehen bei allen Gelegenheiten und Umständen. Das ist mein herzlicher Wunsch und meine Bitte.

Seit zwei Jahren stehe ich in Zoar als Schullehrer, und helfe gegenwärtig dem Herrn Kropf in der Unterweisung der größeren Kinder; die in der kleinen Kinder-Schule unterrichte

ich allein. Ihre Zahl beträgt 180. Der Herr stehe mir in diesem Werke bei mit Rath und That und göttlicher Hülfe. Auch Ihr Werk kröne Er mit Seinem Segen. Er erhöre unsere Gebete und breite Sein Reich aus in allen Ländern, an allen Orten, in allen Häusern und in allen Herzen. Möge Er Ihnen beistehen, daß sie nicht muthlos werden in ihrer Fürbitte für Zoar, ja für alle Völker. Er segne ihren Ausgang und Eingang und stärke und tröste Sie in Zeiten von Noth und Traurigkeit. Gedenken Sie auch meiner, Ihres geringsten Dieners, in Ihrer Fürbitte, wie auch ich stets Ihrer gedenken will.

Theophilus January.

Theophilus hat seitdem Treue bewahrt bis auf diesen Tag, und steht als Lehrer an unserer Schule zu Anhalt-Schmidt noch heute in gesegneter Wirksamkeit. Er heißt jetzt Theophilus Grunewald.

---

10. Der Kirchbau in Amalienstein.

Mitten unter den schweren Unruhen und Kämpfen der Jahre 1850—1853 erstand die neue Kirche für die Zoar'sche Gemeinde, ein Wahrzeichen und ermuthigendes Unterpfand dafür, daß alles Kämpfen und Niederreißen, das Satan versucht, den Bau des Reiches Gottes nicht hindern darf.

Die alte Kirche hatte längst nicht mehr für die um das Dreifache vermehrte Seelenzahl der Bewohner ausgereicht; auch war sie unschön, baufällig und bedurfte, wenn sie erhalten werden sollte, einer gründlichen Reparatur. Br. Prietsch sah daher die unvermeidliche Nothwendigkeit eines Neubaus ein. Aber wo bauen? In Zoar war in der Nähe der dort bereits bestehenden Missionsgebäude kein irgendwie geeigneter Bauplatz aufzufinden. Schwerer noch wog die kühle Haltung, welche seitens der südafrikanischen Missionsgesellschaft je länger, je schärfer hervortrat, und der von einzelnen Mitgliedern derselben klar ausgesprochene Entschluß, daß nach Ablauf des im Jahr 1854 zu Ende gehenden Contracts mit der Berliner Missionsgesellschaft, dieser die Verwaltung der Station nicht länger belassen bleiben solle. Prietsch faßte daher den Entschluß, die neue Kirche lieber auf dem hart an Zoar grenzenden, von der Berliner Missionsgesellschaft als Eigenthum erworbenen Territorium des Bauerhofes Ylandfontein, — welcher den Namen Amalienstein erhalten hatte, zu bauen. Er machte zuvor noch einen Versuch, ob er schon jetzt seitens der südafrikanischen Gesellschaft irgend welche Zusicherung erhalten könne, daß uns die Station Zoar nach Ablauf des Contracts auf längere Zeit überlassen werde. Als er ausweichende Antworten erhielt, schritt er denn in Gottes Namen zum Werk. Der

auserlesene Bauplatz liegt etwa ¼ Stunde von der alten Kirche in Zoar entfernt.

Es war ein großes Unternehmen. Die Kirche sollte massiv, stattlich, und geräumig genug erbaut werden für eine auf nahezu 1000 Seelen herangewachsene Bevölkerung, von welcher 600 bereits getauft waren. Der Bau kostete Tausende von Thalern; woher diese nehmen bei der Armuth der Gemeinde? Dieselbe wandte sich bittweise an das Comité nach Berlin, erhielt auch aus Deutschland manche Beihülfe, aber die Hauptlast ruhte doch auf ihr selbst.

Prietsch schreckte eine Weile zurück. Er schreibt gegen Ende des Jahres 1849: „Die geringen Mittel, die mir zu Gebote stehen, hatten mir nicht geringe Bedenken erregt, und ich wußte nicht recht, ob es nicht besser für mich wäre, wenn ich die Sache noch hinhängen ließe. Bequemer wäre es gewiß gewesen, denn zu den vielen alten Sorgen und Mühen lade ich mir durch dies Werk neue und große auf; ob besser, will ich nicht entscheiden. Die Leute selber haben mich dazu angetrieben, und mir schon gesagt, daß ich allzu ängstlich und kleingläubig sei; ich solle nur beginnen und der Herr würde geben, daß es besser ginge, als ich gedacht hätte. Ich beschloß daher, wenn die Gemeinde einstimmig sei, das Werk in Gottes Namen zu beginnen. Montag, den 14. Januar, ließ ich alle Einwohner zusammen kommen, um ihre Meinung zu vernehmen und einen festen Beschluß zu fassen. Ich stellte ihnen die Nothwendigkeit und den Vortheil vor, und machte sie auch mit den Schwierigkeiten und Lasten eines solchen großen Unternehmens bekannt. Nachdem dies geschehen, hieß ich sie sich alle setzen, und diejenigen aufstehen, die dagegen wären, oder die nicht freiwillig und mit Lust die Lasten auf sich nehmen wollten. Sie blieben alle sitzen. So war denn der Kirchenbau beschlossen, und obgleich es an mancher Unannehmlichkeit, mancher Störung und Sorge nicht fehlen wird, so hoffe ich doch mit Gott, es auch endlich einmal zu vollenden. Es war ferner beschlossen, daß jeder einen Beitrag von wenigstens 5 Ryksdaler (2 R. D. = 1 Thaler preuß.) zahlen solle, und alle Arbeit, zu der sie fähig wären, unentgeltlich durch sie verrichtet würde. Die Beiträge wurden sogleich gezeichnet, und zwar von 5—12 R. D., je nachdem das Herz sie drang oder sie ein Herz für die Sache hatten. Auch die Frauen, auf die ich erst gar nicht gerechnet hatte, wollten Theil daran haben, und zeichneten von 1—5 R. D. Hierauf wurden sogleich die verschiedenen Arbeiten vertheilt. Zuerst wurden die Männer ausgesondert, die in Holz zu arbeiten verstehen. Dann bekam der Schmied seinen Theil, nämlich die Eisengeräthschaften, die beim Steinbrechen gebraucht werden, zu schärfen, und was zerbrochen wird, wiederherzustellen. Die Ochsenbesitzer bekamen auch ihren besonderen Theil; die einen wurden bestimmt, um die Balken und was zum Dach gehört, anzufahren, andere wieder, um

die Sachen, die in der Capstadt gemacht werden müssen, wie Fenster, Thüren u. s. w. von Port Beaufort fortzuholen; wohin sie von der Capstadt aus zu Schiffe kommen, und wieder andere, um hier beim Hause Steine, Sand und dgl. anzufahren. Wagen, das Wichtigste bei der Sache, hatte ich kurz vorher zu diesem Zwecke angekauft, und obgleich ich leider noch 1200 R. D. darauf schuldig bin, so habe ich doch guten Muth, und hoffe, daß der Herr helfen wird, daß ich auch diese Schuld wieder bezahlen kann. Es haben zwar von den Leuten auch einige Wagen, aber einmal ist es so damit gestellt, daß man sie nicht schief ansehen darf, und dann läßt es mein Gewissen auch nicht zu, den Leuten ihr größtes Besitzthum, zu dessen Erwerb sie jahrelangen Fleiß haben müssen verwenden, mit diesem Werke zu ruiniren. Die übrigen Leute wurden hierauf in 15 Spanne geordnet, das Spann zu 10 Mann gerechnet. Jedes Spann arbeitet drei Tage hinter einander, und dann folgt wieder ein anderes Spann, und so alle durch, bis die Reihe wieder an die ersten kommt. Im Beginn arbeiten immer 2 Spanne, also 20 Mann zugleich, 10 sind mit Steinbrechen beschäftigt und 10 mit Mauersteinemachen. Die Arbeit hat schon den 17. begonnen. Am 11. Februar wurde der Grundstein gelegt.

Freilich, als der Bau sich nun in die Länge zog, trat die alte charakterlose, schlaffe Hottentottennatur bald hervor. Prietsch schreibt gegen Ende 1850: „Unser Kirchbau ist ein sehr probates Mittel, den wahren Zustand Vieler zu offenbaren. Bei vollen Schüsseln ist gut beten: „Unser täglich Brod gieb uns heute“— und in Zeiten, wo es nichts zu verleugnen giebt, ist gut glauben, daß man den Herrn Jesum über Alles liebt. Daß unser Kirchenbau von Allen einstimmig beschlossen ist, habe ich Ihnen geschrieben, so wie von der Willigkeit, alle Arbeiten dabei unentgeltlich zu verrichten. Jetzt möchten sich viele zurückziehen. Sie sagen zwar, wenn sie zur Arbeit gerufen werden: „Ich bin willig,“ setzen aber hinzu „Ich habe aber dies oder jenes zu thun.“ Doch darf ich auch hierbei nicht unerwähnt lassen, daß bei weitem der größte Theil der Einwohner bis jetzt unverdrossen gearbeitet hat, und die Zahl derer, die sagen: „Laßt die Schelme nur laufen, die Kirche soll ohne sie fertig werden“ — nicht die kleinste ist. Die meiste Schwierigkeit haben bis jetzt die Balken verursacht; denn da hier in der Nähe keine zu bekommen sind, mußte ich dieselben beinahe zwei Tagereisen von hier bei einem Bauer kaufen, dort fällen und beschlagen lassen, was viel Zeit weggenommen hat, da den Leuten der Speisevorrath immer zu früh ausging. Diese Arbeit ist nun beinahe fertig, doch ist das Schwerste noch zu thun, nämlich dies Holz herzubringen; denn dies Werk müssen die Abgötter, die Ochsen, verrichten. Eine große Hülfe habe ich bei dieser Sache an den Korporalen, von welchen vorzüglich der eine ein sehr energischer Mann ist, was man sonst nicht leicht von einem Hottentotten sagen kann.

Wie die zum Kaffernkriege ausgehobenen 80 Zoaraner die Hälfte ihres Werbegeldes zum Kirchenbau beigetragen haben, das ist oben berichtet worden. Aber mit ihrem Weggange waren zugleich die kräftigsten Arbeiter verloren gegangen. Es mußten also andere Anordnungen getroffen werden. Einige zwanzig Mann übernahmen die ganze Arbeit, wofür einem Jeden ein Stück Saatland auf Lebenszeit und nach vollendetem Bau die Summe von 20 Thlrn. versprochen wurde.

Durch viel Mühen, Sorgen und Kummer wurde das große Werk mitten in der Zeit der Widerspenstigkeit vollendet, und wir können es deshalb dem Br. Prietsch wohl nachfühlen, wenn er den fertigen Bau betrachtend, schrieb: „Ich fühlte deutlicher und stärker als je zuvor, daß der Bau, die Vollendung dieses Gotteshauses sei nicht Menschenwerk, sondern Gottes Werk allein; denn durch Seine Gnade ist es zu Stande gekommen, Ihm, Ihm allein sei der Ruhm und die Ehre und der Dank, ja der herzlichste Dank dafür gebracht! Er erfülle seine Verheißungen, am Tage der Einweihung uns gegeben, und mache die Herrlichkeit dieses zweiten Hauses größer, als die des ersten gewesen ist, Er fahre fort mit Seinen Segnungen, wie Er damit angefangen hat, ja vermehre dieselben über uns."



Kirche in Amalienstein.

Die Einweihung des neuen Gotteshauses sollte besonders festlich begangen werden. Drei Tage, der 17., 18 und 19. September 1853, wurden dazu ausgesetzt. Gäste waren zahlreich von nahe und fern herbeigekommen, und staunten den schönen Bau an, welcher wenige seines Gleichen auf den südafrikanischen Mis-

sionsstationen hatte. Br. Prietsch giebt uns davon eine genaue Beschreibung:

„Tritt man durch die große Thür hinein, dann befindet man sich in einer Art Vorhalle, die durch eine Mauer von der Kirche geschieden ist. Dies ist des Windes und Zuges wegen nöthig. Durch zwei Seiten-Thüren gelangt man in das Innere, die zur linken Seite ist für die Männer, die zur rechten für die Frauen. Gleich am Eingang zur linken Seite ist die Treppe, die auf das Chor führt, das so lang, als die Kirche breit, und 11 Fuß breit ist. Es stehen fünf Reihen Bänke auf demselben, alle festgesetzt und mit Lehnen versehen, die hintern, in Stufenfolge, höher als die vordern. Vorn in der Mitte steht das Aeolodicon, das bei den Gottesdiensten von Theophilus gespielt wird. Es können ungefähr 150 bis 160 Menschen auf dem Chor sitzen. Es wird von 8 achteckigen oder achtkantigen Säulen nach dorischer Ordnung getragen.

Ein 4 Fuß breiter Gang führt mitten durch die Kirche. Auf der linken Seite dieses Ganges stehen 20 und auf der rechten Seite 21 Bänke. Diese Ungleichheit wird durch eine Treppe verursacht. Die Bänke stehen fest, sind mit bequemen Lehnen und, bis auf einige, auch mit Buchbrettern versehen, also ganz in der Art unserer Kirchbänke in Deutschland. Chor, Thüren und Bänke sind mit weißer Oelfarbe angestrichen. Auf jeder Bank können zehn Menschen bequem sitzen. Das Schiff der Kirche ist von dem erhöhten Platz, wo die Kanzel und Altar stehen, durch ein Geländer geschieden. Der Platz ist gedielt, hat die Breite der Kirche und 22 Fuß in der Länge. In der Mitte der Breite, ungefähr 3 Fuß von der Gibelmauer ab, steht die Kanzel und vor derselben der Altar. Auf den Seiten dieses Platzes sind 2 zugemachte Bänke für die Korporale, Diakonen und Aufseher der Gemeinde, so wie 2 kürzere Bänke an der Gibelmauer für die Missionsfamilien. Die Kanzel ist in Capstadt gemacht, ist einfach aber würdig. Der Zwischenraum zwischen der Kanzel und der Mauer ist durch zwei Vorhänge verdeckt. Bei der Austheilung des heil. Abendmahls werden die Vorhänge aufgezogen, die Kanzeltreppe wird weggenommen und die Abendmahlsgänger gehen nun durch diesen Gang um die Kanzel herum. Zu dem Altar hinauf und um ihn herum führt und ist eine breite Stufe. Der Behang des Altars ist von schwarzem Sammet und mit einer weißen fein gestickten Decke bedeckt. In der Mitte hängt die schöne Altardecke mit dem in Silber gestickten Kreuz und der schön in Silber gestickten Unterschrift herab, das Geschenk des Nähvereins in Magdeburg. Auf dem Altar steht das Crucifix und zu beiden Seiten desselben stehen die großen Altarleuchter. Vor dem Crucifix liegt die schöne Altarbibel, ein Geschenk des Jünglingsvereins in Berlin, und die Agende. Die alten Kronleuchter aus der alten Kirche habe ich ein wenig zurecht gemacht

und neu angestrichen, so daß sie wieder gut aussehen. Sie hängen in der Mitte der Kirche in gewisser Entfernung von einander. Die Decke ist mit blauer Oelfarbe angestrichen, und an den Stellen, wo die Leuchter hängen, hat Br. Kropf Sterne gemalt. Vor den 10 Fuß langen Fenstern hängen Vorhänge von feiner Bast-Leinwand und dieselben sind mit rothem Zeuge eingefaßt und besetzt. Hinten am Giebel ist eine ziemlich geräumige Sakristei angebaut.

Während sich meine lieben Gäste zum Frühstück versammelten, zogen die Leute, sowohl die Einwohner als auch die vielen fremden Hottentotten, die sich schon seit einigen Tagen von nah und fern sehr zahlreich eingefunden hatten, im Festschmuck zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, so wie jeder eben konnte, nach Amalienstein hinüber. Es war ein buntes, frohes Gewimmel. Um 9 Uhr machten wir uns denn auch per Karre auf den Weg. Im Zuge von der alten nach der neuen Kirche zu gehen, wäre sehr hübsch gewesen, doch hinderten uns die zwei Flüsse daran, die zwischen den beiden Kirchen liegen und die durch den Regen angeschwollen waren. So bildeten wir denn erst an der andern Seite des zweiten Flusses den Zug. Voran gingen die Schulkinder, diesen folgten die Diakonen mit den heiligen Gefäßen, dann kamen wir Geistliche im Talar; Pred. Parisius trug die Altarbibel und ich die Agende, dann kamen die Arbeiter und diesen folgte die Gemeinde, voran die Männer und zuletzt die Frauen. Den Schulmeister mit den Chorsängern hatte ich vorausgeschickt, und als die Thür geöffnet wurde und wir eintraten, begann der Chor zu singen: Hoch thut euch auf, o ihr Pforten ꝛc. Während dieses Gesanges war die Gemeinde eingetreten und hatten die Männer zur linken und die Frauen zur rechten Seite in den Bänken Platz genommen. Die Geistlichen saßen vor dem Altare. Der Gottesdienst begann mit dem Singen des Liedes: Nun danket Alle Gott ꝛc. Nach dem Gesange hielt ich eine Festagsliturgie, die vom Chor vierstimmig und ziemlich gut gesungen wurde. Nach der Liturgie sang die Gemeinde einen Vers, worauf Herr Prediger Parisius vor den Altar trat und den Act der Einweihung verrichtete. Während des vierstimmigen Gesanges eines andern Liedes bestieg Parisius die Kanzel und hielt die Predigt über Haggai 2, 10: „Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, als die des ersten Hauses“ ꝛc. Thema war: Die Herrlichkeit dieses Gotteshauses. Dieses Thema wurde nach Anleitung des Textes und der Geschichte durchgeführt, und dem Hause die herrliche Verheißung des Textes zugesichert. Gebe der Herr zu dem Amen das Ja, mache Er diese Verheißung aus Gnaden wahr. Hiernach bestieg Herr Prediger Suhl die Kanzel, begrüßte die Gemeinde im Namen der Brüdergemeinde, als Glaubensverwandte und Brüder, die mit ihnen denselben Glauben und dieselbe Glaubenslehre hätten, und sich nur in der äußern

Ordnung von ihnen unterschieden, und hielt eine Ansprache über Ps. 84, 2. „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.“ Thema war: Die Lieblichkeit des Gotteshauses. Zuletzt sprach der Br. Esselen über 1 Mose 28, 17. Sein Thema war: Die Heiligkeit des Gotteshauses. So war die Herrlichkeit, Lieblichkeit und Heiligkeit des Gotteshauses auf eine einfache, heilige, liebliche und herrliche Weise gezeigt worden. Nach der Liturgie sang der Chor wieder einen Gesang vierstimmig, während die Gemeinde die Kirche verließ.

Am Nachmittage fand die Taufe von 7 Erwachsenen und die Confirmation von 14 jungen Leuten, am folgenden Tage, einem Sonntage, die Wiederaufnahme von sechs bußfertigen Sündern, und Abends die Feier der von 200 Abendmahlsgästen gesuchten heiligen Communion statt. Am Montage, als dem dritten Festtage war Missionsfest.

Die Feier, bei welcher an allen drei Tagen in Summa 150 Thlr. Collecte gesammelt wurde, war wie ein Siegel des Herrn, daß die alten Zerwürfnisse der Station nun ihren definitiven Abschluß gefunden hatten, und daß die Gemeinde von neuem gekräftigt und um den Dienst des Worts gesammelt war.

Br. Kropf, der so fleißig mit beim Bau geholfen, konnte der Einweihungsfeier nicht mit beiwohnen; er hatte bereits am 12. April des Jahres, da er nach Beendigung des Kaffernkrieges auf seine Station Bethel zurückkehrte, sein geliebtes Zoar verlassen müssen. Die Gemeinde hatte ihn mit vielen Liebesbeweisen (eine alte Frau, die nichts weiter hatte, schenkte ihm ihren Besen) entlassen. Sie gaben ihm 16 Zugochsen und 4 Vorspanne unentgeltlich her, und geleiteten ihn in großem Zuge bis durch die Caledonskloof, durch deren unwegsame Enge 20 Mann voraufgehend den Weg bahnten. Am Ende der Kloof knieten Alle noch einmal nieder, und dann erfolgte der herzbewegliche Abschied. Kropf hatte diese Liebe wohl verdient, denn seiner umsichtigen und weisen Thätigkeit ist viel zuzurechnen von der Wiederbefestigung und dem Wiederaufblühen der Station.

---

11. Schmerzliche Scheidung und Trennung.

Mit dem ersten März 1854 liefen die zehn Jahre des Contrakts, den die Berliner Missions-Gesellschaft mit der südafrikanischen wegen Verwaltung der Station abgeschlossen hatte, ab. Da eine sechsmonatliche Kündigung vorgesehen war, so konnte der Zeitraum, auch, falls diese Kündigung ausblieb, bis zum 1. September 1854 ausgedehnt werden.

Als nun dieser entscheidende Zeitpunkt herannahte, und die Gerüchte sich mehrten, daß die Südafrikanische Gesellschaft den

Contrakt nicht zu verlängern entschlossen sei, trat das Comité der Berliner Gesellschaft mit ihr rechtzeitig in Verhandlungen, um diese Verlängerung zu erbitten. In einem Schreiben vom 4. November 1852 wurde ausgeführt, wie „ja Zoar nunmehr seit 16 Jahren in der Pflege unserer Mission sich befinde und die dort gesammelte Gemeinde lediglich durch die Arbeiten, Mittel und Kräfte unserer Missionsgesellschaft gesammelt, und so weit erbaut worden sei, als sie gegenwärtig dastehe," und deshalb unser Antrag dahin gehe, „uns entweder mittels eines neuen Contrakts die Station auf einen ferneren Zeitraum zu überlassen, oder dieselbe unter billigen Bedingungen uns abzutreten."

Die südafrikanische Gesellschaft zögerte lange mit der Antwort. Ihr lebhafter Wunsch, Zoar selbst zu übernehmen, fand sein Gegengewicht in dem gänzlichen Mangel an Geldmitteln und Personen; konnte sie doch nicht einmal Mittel genug aufbringen, um ihre Missionsstation und Heidenschule in der Capstadt selbst zu erhalten.

Trotzdem schrieb sie am 6. October 1853 zurück, sie werde nach Ablauf des Contrakts die Station Zoar selbst übernehmen, und fordere uns auf, dieselbe zu räumen; in einem zweiten Schreiben vom 22. Dezember erhielt sie diesen Beschluß aufrecht.

Wer die Lage der Sachen einigermaßen kannte, mußte über diesen Beschluß eben so schmerzlich überrascht als erstaunt sein.

Das nutzbare Land von Zoar ist sehr klein. Der Platz hat zwar viel Gartenland, aber zu wenig Wasser, um es auszunutzen, so daß jährlich kaum 20—30 Scheffel ausgesäet werden konnten. Das Gouvernement hatte nur für eine kleine Anzahl von Hottentotten das Land ausgegeben. Dieses war mit der wachsenden Einwohnerzahl in immer kleinere Parzellen zersplittert, so daß die ganz armen Bewohner auf die bei den umwohnenden Bauern zu leistende Arbeit angewiesen waren, um nur ihren kärglichen Unterhalt zu verdienen. Um den durch die Predigt unserer Missionare von weit und breit herangezogenen Hottentotten überhaupt die Möglichkeit des Wohnens zu verschaffen, hatte, wie wir bereits oben bemerkt haben, Missionar Radloff den benachbarten Bauernplatz Ylandsfontein gekauft, welcher mit seinem sechsfach so großen Ackerlande und seinen beiden Bächen Gelegenheit genug zur Ausdehnung der Bevölkerung darbot. Als Radloff Zoar verließ, wollte Prietsch den Platz für die Berliner Gesellschaft ankaufen. Ehe diese die Genehmigung dazu ertheilte, gab sie dem Missionar auf, sich zu vergewissern, daß jedenfalls der Contrakt verlängert werde. Prietsch's dahin gehende Bemühungen erzielten nichts als ausweichende Antworten. Da nun gerade damals die Gemeinde in mächtigem Aufblühen begriffen war, so wurde der Kauf selbst auf die Gefahr späterer Nachtheile endlich

genehmigt. Ein von Fräulein Amalie von Stein hinterlassenes Vermächtniß setzte die Berliner Gesellschaft hierzu in den Stand. Nach ihr wurde der neue Platz Amalienstein, und der eine der beiden ihn durchströmenden Flüßchen die Amalie genannt.

Die Gemeinde von Zoar also, so wie sie ihrer großen Zahl von Gliedern nach allein durch die Predigt unsrer Missionare aus dem wüsten Heidenthum herausgearbeitet war, verdankte auch die Erweiterung der Seelenzahl der gesammten Bevölkerung (auf circa 900 Seelen) den Mitteln der Berliner Gesellschaft, welche die Kosten für die Erhaltung des Missionars, sowie für den Ankauf der Ländereien getragen hatte, während die äußeren Erhaltungskosten der Station von der durch sie gesammelten Christengemeinde aufgebracht wurden, die südafrikanische Gesellschaft also nur den allergeringsten Theil der Geldzuschüsse an der Station hatte.

Da nun sowohl das äußere Fortbestehen der Gemeinde an den Besitz von Amalienstein geknüpft war, als auch für das innere Bestehen der Gemeinde der südafrikanischen Gesellschaft, die sich dieserhalb vergeblich umgethan hatte und selbst von Holland abschläglich beschieden war, weder eine Persönlichkeit, noch das nöthige Gehalt zu Gebote stand, so war der von ihr gefaßte Beschluß völlig unerklärlich, und da man doch nicht auf Neid und Eifersucht als letzte Motive zurückkommen darf, so wird derselbe auch wohl allezeit unerklärt bleiben. Schmerzlich war es, daß derselbe eifrige lutherische Prediger Stegmann, der seiner Zeit so wirksam für die Versorgung Zoars gewesen war, jetzt, nachdem er zur reformirten Kirche übergetreten war, mit eben so großem Eifer bedacht war, Zoar unseren Händen zu entreißen.

Noch ehe der Kirchbau in Amalienstein beendigt war, traf die Kunde ein, die südafrikanische Gesellschaft habe beschlossen, den Contrakt zu kündigen. Diese Nachricht wirkte wie ein Donnerschlag auf die Zoarsche Gemeinde. Sie war, wie Ein Mann, entschlossen, treu zu ihren Missionaren zu halten. Sie beabsichtigte, an die Capstädtische Regierung die Bitte zu richten, dieselbe möchte das Land von Zoar, welches von ihr ja früher der südafrikanischen Gesellschaft übergeben war, jetzt der Berliner Gesellschaft überweisen. Prietsch hinderte sie an diesem Vornehmen, und wandte sich vielmehr direkt bittweise an die südafrikanische Gesellschaft.

Was sollte denn auch aus Zoar werden, wenn unsere Missionare gingen? Amalienstein hätte müssen verkauft werden, und die südafrikanische Gesellschaft hatte absolut nicht die Mittel, es zu kaufen, und kam der Platz in andere Hände, so mußte die Einwohnerschaft von Zoar mit Nothwendigkeit sich in alle Winde zerstreuen, weil der Platz den vielen Einwohnern keine Existenzmittel gewährte. Deshalb hoffte Prietsch sowohl, als unser Vicesuperintendent Wuras, der denselben Antrag stellte, als auch

die gesammte Zoarsche Gemeinde, die südafrikanische Gesellschaft werde zustimmen.

Allein es kam anders. Die Antwort lautete, sie werden das Missionswerk selbst übernehmen, sobald der Contrakt abgelaufen sei. Unter dem 4. November wurde seitens der südafrikanischen Gesellschaft sub 20. October 1853 folgendes Schreiben gerichtet:

„An die Gemeinde und Einwohner der südafrikanischen Missionsstation Zoar, gelegen am Schwarzenberg!

Geliebte Brüder und Schwestern, Glieder der Gemeinde und alle Einwohner von Zoar! Gnade, Friede und Barmherzigkeit wird euch im reichen Maße zugewünscht von der südafrikanischen Missionsgesellschaft.

Wir, die Directoren obengenannter Gesellschaft, freuen uns, im Stande zu sein, euch diesen Brief zu senden und euch durch denselben mit dem Vorhaben bekannt zu machen, welches wir mit des Herrn Hülfe unter euch zur Ausführung zu bringen wünschen. Es wird euch allen bekannt sein, daß die Missionsstation von uns ums Jahr 1822 angelegt worden ist, und das Missionswerk dort durch uns fortgesetzt wurde bis zum Jahre 1843, wo wir durch viele Ausgaben in die traurige Nothwendigkeit versetzt wurden, die Hülfe einer andern Gesellschaft herbeizurufen, um das Werk da fortzusetzen. Wir gingen damals im Monat August 1843 mit der Berliner Missionsgesellschaft einen Contrakt ein, und Zoar ward derselben für den Zeitraum von zehn Jahren überlassen unter der Bedingung, daß die südafrikanische Missionsgesellschaft das volle Recht behalten sollte, nach Verlauf von zehn Jahren Zoar wieder zu übernehmen und das Missionswerk dort selber fortzusetzen. Die zehn Jahre, im Contrakt festgesetzt, sind nun mit dem abgelaufenen Monat August zu Ende gekommen, und wir freuen uns, daß wir das uns anvertraute Werk wieder aufnehmen können, und hoffen damit fortzufahren im Vertrauen auf den Herrn. Wir können nicht anders als mit rechter Dankbarkeit bezeugen, daß wir in diesem Jahre sehr ermuthigt und erweckt worden sind durch den Eifer, welchen die Christen dieser Stadt an den Tag gelegt haben, indem sie uns mit Gaben und jährlichen Beiträgen unterstützten, das Werk des Herrn unter euch fortzusetzen; darum beeilen wir uns auch, es zu eurer Kenntniß zu bringen, daß es unser Vorhaben ist, wenn die sechs Monate Kündigung vorbei sein werden, durch unsern eigenen Missionar unter euch thätig zu sein, und euch alsdann als unsrer unmittelbaren Pflege anvertraut zu betrachten. Es thut uns von Herzen leid, gehört zu haben, daß unter euch ein Gerücht verbreitet ist, ihr solltet der Vorrechte, welche ihr bisher auf Zoar genossen habt, beraubt werden; wir hoffen, daß ihr euch durch solche Mittheilungen nicht beunruhigen lasset, denn sie sind von uns nicht ausgegangen, und haben so zum Zweck, Unwahrheit zu verbreiten, Wir versichern vielmehr hiermit, daß

ihr im Genuß aller Vorrechte bleiben sollt, so wie es bisher auf Zoar der Fall gewesen ist, in beider Beziehung, d. i. im Geistlichen sowohl als im Weltlichen, und wir hoffen, daß ihr uns das Vertrauen schenken werdet, daß eben, weil das Wort des Herrn durch uns angefangen worden ist, wir nicht würden die Ursache sein, dies Werk zu vernichten. — Nein! Nie war's unser Vorsatz, die Missionsstation Zoar für immer einer andern Gesellschaft zu übergeben oder das Werk zu vernichten; wir hatten sogar gehofft, wir würden schon vor Ablauf der zehn Jahre wieder thätig sein, aber es gelang uns nicht; darum freuen wir uns nun um so mehr, daß wir durch des Herrn Güte dazu in Stand gesetzt sind, und vertrauen, daß es euch nicht unlieb sein wird, sondern daß auch ihr euch freuen werdet, nun wieder unmittelbar unter Aufsicht gebracht zu sein von unsrer Gesellschaft, die durch den Herrn berufen wurde, das Werk unter euch zu beginnen.

Wir hoffen also, im demüthigen Aufblicken auf den Herrn des Weinbergs und im Vertrauen auf Seine Hülfe, mit diesem uns anbefohlenen Werke fortzufahren, zur Ehre das Lammes Gottes, das geschlachtet ward zur Erlösung von Adams gefallener Nachkommenschaft und zur Ausbreitung des Gnaden-Reiches.

Hiermit haben wir denn euch, geliebte Brüder und Schwestern, Glieder der Gemeinde und Einwohner von Zoar, mit unserm Vorhaben bekannt gemacht. Der Herr gebe euch Gnade, dankbar aus Seiner Hand durch unsere Gesellschaft zu empfangen, was zu eurer Erziehung im Leben aus Gott nöthig ist, und Er verleihe uns, im vollen Vertrauen auf Ihn zu eurer Vollbereitung fortzufahren mit Verbreiten der seligen Erkenntniß unsres hochgelobten Herrn und Meisters Jesus Christus! Es sei so!

Im Namen der Directoren der südafrikanischen Missionsgesellschaft habe ich die Ehre zu sein

gez. W. D. Morgenrood, V. D. M.,
Prediger der Gemeinde im südafrikanischen Gestickt
(Stiftung).

Capstadt, den 20. October 1853."

Die Gemeinde von Zoar war über dieses Schreiben, in welchem die Zahlen und Thatsachen nicht einmal richtig angegeben waren, auf das Schmerzlichste betreten. Höchstens die Missionsgebäude und auch diese nicht einmal ganz, sondern nur ein Theil der Rohmaterialen in ihnen gehörten der südafrikanischen Gesellschaft, wie konnte dieselbe Anspruch auf die nicht durch ihre, sondern ganz allein durch der Berliner Missionare Arbeit gesammelte Gemeinde erheben? Dieselbe antwortete daher unter dem 10. November 1853:

„Geliebte und werthe Directoren und alle Mitglieder der südafrikanischen Missionsgesellschaft!

Wir, die Einwohner und Gemeindeglieder zu Zoar, haben eure zahlreichen Schreiben aus der Hauptstadt erhalten, und

haben eure Meinung, über Zoar ausgesprochen, vernommen. Wir danken euch deshalb herzlich für eure Bekanntmachung und Segenswunsch, uns allen angewünscht. Ja wir danken noch mehr für's Einigwerden mit der Berliner Gesellschaft, denn diese Gesellschaft hat an uns gethan, was Ew. Wohlgeboren nicht thun konnten, sie hat uns Prediger gesandt, und durch ihre Thätigkeit sind wir gekommen aus der Finsterniß zum wunderbaren Lichte des theuren Evangeliums und des Herrn Jesus Christus. Durch diese Gesellschaft sind wir zu Menschen geworden. Wir sind darum dieser Gesellschaft zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet, daß sie so viel Mühe und Arbeit an uns gewandt hat. Wie gleichgültig müßten wir sein gegen unsere eigenen Interessen, und wie schändlich wäre es von uns, wenn wir eine Gesellschaft verließen, die uns angenommen hat, als wir ganz verlassen und aufgegeben waren. Wir sind ja unter Aufsicht eines Predigers, und wir haben den rechten Grund gefunden, auf dem wir unsrer Seele Anker können befestigen, und das durch die getreue Sorge, Mühe und Arbeit unsrer Ehrwürdigen Berliner Gesellschaft, und nun sollten wir sie verachten? nun mit einem Male undankbar sein? Nein, wir wünschen, unter Aufsicht unsrer Gesellschaft, die seit so vielen Jahren so getreu für uns gesorgt hat, zu bleiben, und auch auf dem rechten Grunde, den wir unter ihrer Leitung gefunden, zu verharren durch Gottes Gnade. Als wir früher unter Ew. Wohlgeboren südafrikanischer Missionsgesellschaft standen, da waren wir in der größten Finsterniß, und würden vielleicht darin geblieben sein, hätte die Berliner Missionsgesellschaft sich nicht über uns erbarmt und uns einen Prediger gesandt. Unsre Gesellschaft hat für uns viel gesorgt nach Leib und Seele.

Zoar ist nur ein kleiner enger Platz, und unter der Berliner Missionsgesellschaft hat sich die Gemeinde so vergrößert, daß von einem Stück Land, welches Einem Mann gegeben war, vier Menschen leben mußten. Zoar ist nur sehr klein, und weil Zoar zu klein ist für unsre Gemeinde, hat unsre Gesellschaft den Platz vergrößert durch Ankauf von Amalienstein, und hat uns eine neue Kirche mit des Herrn Hülfe aufgerichtet, mit der Absicht, aus uns eine herrliche Gemeinde des Herrn zu machen, und Ihn zu ehren, der nicht will, daß Jemand verloren gehe, sondern daß sie alle selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Bedenkt doch, Wohlgeborne Directoren, daß wir als Kinder unter der Berliner Gesellschaft stehen und sind, und daß diese Gesellschaft uns Vater und Mutter, so zu sagen ist, und wie schwer es ist für ein Kind, seinen Vater, der es erzogen von Kindheit an in aller guten und nützlichen Kenntniß und Wissenschaft, und für dasselbe nach Leib und Seele wohl gesorgt hat, solch einen treuen und der Ehre und Dankbarkeit würdigen Vater zu verlassen und zu verachten. Solch ein Vater und

Mutter ist fürwahr und mit Recht die Berliner Gesellschaft für unsre Gemeinde in Zoar.

Nun denn, so haben wir euch allen, Wohlgeborne Directoren und Mitglieder der südafrikanischen Missionsgesellschaft, unsre Meinung und Begehren gesagt, wir grüßen euch alle herzlich wieder und wünschen euch des Herrn Segen. Amen.

Geschrieben von den Corporalen, Aufsehern und Diakonen auf der Missionsstation Zoar.

gez. Jephta Johannes. Godlof Julies. Adam Stoffels. Hendrik Davids. Martinus Timi. Moses Leoschut. Johannes Oppermann. Brander Jager. Jakobus Alexander. Carel Lof. Thomas Carolus. Hendrik Timi. Jakobus Lakey. Jakob Pieters.

Im Namen der Gemeinde und Einwohner von Zoar."

Die Gefahr, von dem geliebten Lehrer losgerissen zu werden, erweckte in der Gemeinde alle alte Liebe. Die Zustände von 1843 wiederholten sich, zumahl als dem Br. Prietsch in dieser Zeit an Stelle des nach Bethel zurückgekehrten Br. Kropf ein anderer Missionar, Br. Meyfarth aus Pniel zur Seite gegeben wurde, welcher am 4. Adventssonntag 1853 seine Antrittspredigt hielt.

Br. Prietsch berichtet unter dem 17. Februar 1854:

Da steht die hübsche, geräumige Kirche, von der die Spötter sagten: „Sie wird nie fertig." Sie ist fertig und eingeweiht, und schon manch' armer Sünder hat Trost und Erquickung darin gefunden. Sie ist fertig und predigt: „Wer auf den Herrn vertraut, wird nicht zu Schanden." Auch an dem Baum der Gemeinde, den der Herr hier gepflanzt hat, hat im verflossenen Jahre mancher Sturmwind gerüttelt und geschüttelt. Aber alle Bemühungen, die einzelnen Glieder der Zoarschen Gemeinde ihrer Missionsgesellschaft und ihrer Kirche zu entfremden, sind vergeblich gewesen. Der Baum steht fester als je, hat nicht für einen Augenblick gewankt. Die Gemeinde hat ungestörten Frieden und freut sich der Gnade Gottes, ihres Heilandes. Sie hat sich bewiesen als eine Gemeinde, die — wie sie an die Vorsteher der südafrikanischen Missionsgesellschaft geschrieben — den rechten Grund gefunden hat. Dies zeigt sich auch in der Ordnung und Stille, die hier herrschen, ganz besonders am Tage des Herrn. Ich wünschte wohl, die lieben Freunde könnten einmal einen Sonntag im stillen Zoar feiern, könnten mit uns, während die Glocke zum Gottesdienst ruft, auf der kleinen Anhöhe stehen, über die der Weg von Zoar zur neuen Kirche in Amalienstein führt. Es ist für mich immer ein erhebender Anblick, wenn ich dort angekommen, die lange, schnurgerade Straße hinabsehe, und das frohe, bunte Gewimmel vor mir betrachte, wie hier eine fröhliche Kinderschaar frohen Muthes und leichten Schrittes zur

Kirche eilt, dort ein Paar Greise mit Hülfe ihrer Stäbe sich langsam fortbewegen; und dort wieder eilen rüstige Jünglinge und Jungfrauen schnell an einigen Müttern vorüber, die, mit einem Säugling auf dem Arme, ein Kind an der Hand und vielleicht noch ein Paar unter Aufsicht, nur langsam den langen Weg zurücklegen können. Das stille Zoar ist dann noch stiller; das habe ich in den Tagen meiner Krankheit gesehen. Die meisten Häuser und Hütten sind verschlossen, weil Gottes Haus offen ist; sie sind leer, während Gottes Haus voll ist — jeden Sonntag Vor- und Nachmittag. Man hatte Ihnen berichtet, ich hätte die Kirche zu groß gebaut; ich fürchte eher, sie möchte bald zu klein werden. Der Gottesdienst wird in der neuen Kirche fleißiger besucht, als es in der alten Kirche der Fall war. Ich hatte Ihnen dies schon geschrieben; es kann aber heut noch gesagt werden. Könnten Sie einmal einem Gottesdienste bei uns beiwohnen, welchen Eindruck würde eine solche Versammlung auf Sie machen! Diese Verschiedenheit an Farbe und Gesicht! — Hottentotten, Bastarde und gewesene Sclaven. Diese Aufmerksamkeit, während der eine dem gepredigten Worte freundlich nickend beistimmt, ein Anderer eine stille Thräne trocknet, ein Dritter seinen halblauten Seufzer unterdrückt! — Dann der mehrstimmige Chorgesang, das hundertstimmige Hallelujah! Würde nicht mancher der theuren Missionsfreunde freudig ausrufen: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“ Der Herr hat große Dinge an uns gethan; eine zahlreiche Gemeinde hat Er sich gesammelt und dieselbe bis auf diesen Augenblick gemehrt, behütet und bewahrt. Sein Name sei gepriesen!

Der gefüchtete erste März 1854 verlief, der zweite Termin 1. Septbr. 1854 verlief, ohne daß die Kündigung seitens der südafrikanischen Gesellschaft erfolgt wäre. Statt ihrer lief unterm 4. Septbr. ein Schreiben an die beiden Missionare ein, durch welches dieselben ersucht werden, ihre Thätigkeit noch auf fernere 4 Monate fortzusetzen. Sie antworteten, sie würden dort so lange zu arbeiten fortfahren, bis die südafrikanische Gesellschaft selbst in die Arbeit eintreten werde. Der inzwischen aus Europa angekommene Superintendent Schultheiß nahm die Verhandlungen mit der südafrikanischen Gesellschaft wieder auf, und schrieb im December, er habe Hoffnung, daß Zoar unserer Gesellschaft verbleiben werde.

Die Gemeinde schloß sich unter allen diesen wechselnden Hoffnungen und Befürchtungen immer enger an unsere Missionare an. Ein neues Leben regte sich. Am 7. n. Trin. 1855 wurden 20 Erwachsene und 3 Kinder getauft, 50 Erwachsene und 40 junge Leute (zwischen 12 und 17 Jahren) meldeten sich zum Taufunterricht. Alle hofften, Zoar werde dennoch bei Berlin verbleiben, und die Meisten säumten daher, ihre neuen Häuser auf amaliensteinschem Grund und Boden zu bauen.

Die Hoffnungen schienen auch wirklich sich zu erfüllen. Im September 1855 langte in Berlin die Anzeige des Superintendent Schultheiß ein, er habe den erneuerten Contrakt mit der südafrikanischen Gesellschaft abgeschlossen, Zoar verbliebe der Berliner Gesellschaft.

Die Freude über diese Nachricht zerrann aber nur allzubald. Schultheiß hatte seine Befugnisse überschritten. Er hatte nur den Auftrag zu Unterhandlungen bekommen; anstatt dessen hatte er den Contrakt nicht nur selbständig abgeschlossen, sondern auch eine Bedingung mit aufgenommen, die für die Berliner Gesellschaft unausführbar war.

Um das Nachfolgende richtig zu verstehen und zu beurtheilen, müssen wir hier einfügen, daß in der letzten Zeit durch den Eifer und die leidenschaftliche Abneigung der südafrikanischen Gesellschaft die Frage auf das confessionelle Gebiet hinübergespielt worden war. Hierzu hatte die südafrikanische Gesellschaft um so weniger ein Recht, als sie ausdrücklich auf den Grundsatz begründet worden war, daß Christen aller Confessionen in ihr Platz fänden, und gemeinsam am heiligen Missionswerk arbeiten könnten; ein Grundsatz, der ja auch im Statut der Berliner Missionsgesellschaft ausdrücklich ausgesprochen ist. Aber so wie die letztere Gesellschaft ja nur Missionare lutherischen Bekenntnisses aussandte, so waren die Stimmführer der südafrikanischen Missionsgesellschaft jetzt fast ausschließlich dem strengeren reformirten Bekenntniß zugethan, und wollten es nicht leiden, daß die Gemeinde zu Zoar dem lutherischen Bekenntniß angehöre. Daß unsere Brüder dies letztere in seinen Unterscheidungslehren nie betont hatten, daß die Gemeinde von Zoar einfach auf der einfältigen Predigt von Christi Kreuz erbaut war, verschlug ihnen weniger, mit großer Heftigkeit warfen sie sich auf Einen Punkt, der ihnen je länger je mehr ein Dorn im Auge wurde, nämlich daß der Altar unserer neuerbauten Kirche in Amalienstein mit einer Altardecke, Crucifix und Lichtern versehen war. Das nannten sie römisch, und erklärten, es unter keinen Umständen dulden zu wollen.

Eigentlich waren es drei Streitpunkte, welche damals hervorgekehrt wurden: 1) die Vertheilung der zehn Gebote, 2) der Wortlaut der Gebote und 3) die Aufstellung des Crucifix.

Der erste Punkt liegt bekanntlich so, daß der Heidelberger Catechismus das erste Gebot in zwei zerlegt und als das erste Gebot das Verbot der Abgötterei und als das zweite das Verbot des Bilderdienstes angiebt, so daß das zweite Gebot des lutherischen Catechismus im Heidelberger als das dritte erscheint und sofort, bis das 9. und 10. Gebot des lutherischen Catechismus im Heidelberger als eins zusammen gefaßt wird. Die Streitfrage liegt so, daß die älteste Urkunde, nämlich der hebräische Text die Gebote so abtheilt, wie Luther, und daß diesem hebräischen

Text folgend sowohl Augustinus als die römische Kirche, als auch Dr. Luther, der nur so weit reformirte, als er durch den Gehorsam gegen das Wort Gottes gezwungen war, diejenige Abtheilung der zehn Gebote beibehalten hat, die wir im lutherischen Catechismus haben — und daß dem gegenüber ein zu den Zeiten Christi lebender Jude Philo und nach ihm mehrere namhafte Kirchenväter und Lehrer die andere Abtheilung der zehn Gebote vorgenommen haben, und daß die reformirte Kirche, um ein ausdrückliches Gebot dem römischen Bilderdienst entgegensetzen können, sich dieser anderen, mit dem hebräischen Grundtext nicht übereinstimmenden Vertheilung angeschlossen haben.

Der zweite Streitpunkt war, daß im Heidelberger Catechismus die zehn Gebote nach dem Wortlaut des Moses (2 M. 20) aufgeführt werden, während dieser Wortlaut im lutherischen Katechismus in eine kürzere Form zusammengezogen ist. Daraus erheben die Reformirten gegen die Lutherischen den Vorwurf, sie hätten Gottes Wort geändert. Sie haben darin nicht Recht. Denn schon Moses selbst hat 5 Mos. 5 diesen Wortlaut geändert, und der Apostel Paulus hat Eph. 6, 2. 3 den Wortlaut geändert, und zwar mit gutem Vorbedacht. Ja der Herr Christus selbst hat Matth. 12, Marc. 2, 3, Luc. 6, 13. 14, Joh. 5, 7. 9 kundgegeben, daß das Sabbathgebot in der Form, wie es von Moses gegeben ist, nicht für alle Zeiten bindend ist, daß vielmehr, während Moses alles Arbeiten ohne Unterschied am Sabbath verbietet, der Herr Jesus das „Gutes thun" am Sabbath ausdrücklich gestattet, kraft seiner göttlichen Machtvollkommenheit, vermöge deren er gekommen war, das mosaische Gesetz nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen. Das Gleiche hat auch die gesammte christliche Kirche, mit Einschluß der reformirten gethan, indem es keinem reformirten Christen einfällt, den Sabbath (Sonnabend) zu feiern, den Moses vorschreibt, oder auch am Sabbath sich eines jeden Werks ohne Unterschied zu enthalten; er kann eben das Gebot, in der Gestalt, wie es 2 Mos. 20 steht, nicht halten. Darum ergiebt sich, daß der Wortlaut der Gebote in 2 Mos. 20 nicht für alle Zeit, sondern nur für die Juden damaliger Zeit geschrieben worden sind, wie ja auch der Zusatz zum ersten Gebot „der dich aus Egypten, dem Diensthause geführet," und der Zusatz zum 4. Gebot „auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird," also im Lande Canaan, deutlich bekunden. Diese beiden Zusätze passen nur auf das Volk Israel, nicht auf die christliche Kirche. Darum hat uns der Apostel Paulus auch deutlich Eph. 6 gezeigt, daß man die zehn Gebote nicht in der Gestalt, wie sie für Israel gegeben worden sind, sondern in der Gestalt, wie sie für die ganze Menschheit, insonderlich die christliche Kirche, verbindlich sind, halten solle; und er hat deshalb den Zusatz zum 4. Gebot umgewandelt in die allgemeinere Form: „auf daß dirs wohl gehe und du lange

lebest „auf Erden." Darnach folgt, daß wir die zehn Gebote nach ihrem ewigen Inhalt, aber nicht nach der nur für die Juden allein bestimmten Form halten sollen, und die christliche Kirche und ihr folgend auch Dr. Luther hat also dem entsprechend auch in dem Catechismus die zehn Gebote in einer ihren ewigen Inhalt darstellenden Form zum Lernen vorgeschrieben, auf daß ein Christ sie in der christlichen Form erlerne, nach welcher er die Gebote hält, und nicht in der altjüdischen Form, in welcher sie namentlich im 3. Gebot ja doch nicht gehalten werden. Und dies hat die christliche Kirche, die ja die Verheißung hat, daß der Geist Gottes sie in alle Wahrheit führen solle, darum mit Recht thun dürfen, weil sie in dem Punkt Mosen selbst, den Herrn Christum und den Apostel Paulus zu Vorgängern hat.

Der dritte Punkt ist die Deutung desjenigen Theils des 1. Gebots, welcher den Bilderdienst betrifft. Hier, sagen die Reformirten, sei jegliche Anfertigung von Bildern und jede Aufstellung von Bildern in der Kirche verboten. Auch diese Deutung stimmt nicht mit Gottes Wort, denn an jener Stelle wird die Fertigung von Bildern nur so weit verboten, daß man sie nicht anbeten solle, wie dies der Zusammenhang deutlich zeigt und wie auch Moses selbst klärlich dadurch kundthut, daß er Bilder von Cherubim im Allerheiligsten, und Bilder von Palmen und Granatäpfeln, und Blättern, Blumen und Früchten am Armleuchter im Heiligen, und später Salomo Bilder von Ochsen im Vorhof aufgestellt hat. Wollte man also mit Gottes Wort fahren, so müßte man nach 2 Mos. 23, 8 auch nie ein Geschenk annehmen, und nach dem ursprünglichen Wortlaut des Sabbathgebots auch nie irgend ein Werk am Sabbath thun, ja man müßte nie ein Bild von heiligen Dingen und Personen zeichnen oder nachbilden, denn davon, daß Bilder in der Kirche verboten, aber an den Wänden der Zimmer erlaubt seien, steht in jenem Gebote kein Wort. Deshalb hat auch die lutherische Kirche allzeit mit allem Ernst darauf gehalten, daß der römische Bilderdienst, der oft in Abgötterei ausartet, zu verbieten und mit allem Ernst zu bekämpfen sei, daß aber eine Darstellung Christi des Gekreuzigten, und die Aufstellung eines Crucifix auf dem Altar, als wohlgeeignet, um durch das Anschauen des heiligen Leidens Christi die Andacht zu erwecken, wohl erlaubt sei. Es ist auch wohl nie ein lutherischer Christ auf den abgöttischen Gedanken gekommen, vor dem Crucifix niederzufallen, um es anzubeten.

In dem vorliegenden Falle nun steiften sich etliche Glieder der südafrikanischen Gesellschaft auf den dritten der drei angegebenen Streitpunkte, und verlangten ganz bestimmt, daß aus unserer neuerbauten Kirche in Amalienstein die Altarbekleidung, das Crucifix und die Lichter entfernt werden müßten. Andere Stimmen wurden im Eifer des Streites laut, als hätten die Berliner auf dem Altar in Amalienstein eine kupferne Puppe,

einen kupfernen Gott, den sie anbeteten. Schultheiß gab ihnen um des Friedens willen nach, und nahm die bezügliche Bedingung in den Contrakt mit auf.

Nun lag die Sache so, daß der Altar in unserer Kirche zu Amalienstein schon zwei Jahre lang bestanden hatte, ohne daß irgend ein Glied der Zoarschen Gemeinde, der ja alle genannten Streitpunkte sehr fern lagen, und die davon gar nichts verstanden, daran irgend einen Anstoß genommen hätten, oder daß irgend etwas, was auch im Entferntesten auf einen Bilderdienst hindeuten könnte, vorgekommen wäre. Dazu kam, daß die Kirche von Amalienstein von uns aus unseren eigenen Mitteln, auf unserem eigenen Grund und Boden erbaut war, daß sie in voller Uebereinstimmung mit den in der Preußischen Landeskirche üblichen und vorgeschriebenen Formen eingerichtet war, und daß es sich also um die Frage handelte, ob wir uns in unserem Eigenthum von einer fremden Gesellschaft sollten Vorschriften machen lassen, und durch unser Nachgeben hätten bekunden sollen, daß unsere seit zwei Jahren bestehende Ordnung eigentlich unbiblisch und sündlich wäre. Es war ein Angriff auf unsere christliche Freiheit und auf die berechtigte Eigenthümlichkeit unserer heimischen Kirche, dem unsere Gesellschaft unter keinen Umständen nachgeben durfte.

Das Comité schrieb also am 29. September 1855 an die südafrikanische Gesellschaft:

Hochgeehrte Freunde und Brüder in dem Herrn!

Unser Missions-Superintendent Schultheiß hat uns unterm 18. Juni d. J. berichtet, daß er am 15. Juni in Betreff der Station Zoar einen neuen Contrakt mit Ihnen vereinbart und abgeschlossen habe, und er hat uns zugleich eine Abschrift dieses Contraktes eingesandt. Wir haben es Ihnen, theure Freunde, wiederholt ausgesprochen, wie sehr wir es wünschten, daß Sie uns Zoar auch für die Zukunft überlassen möchten, damit wir unser dort angefangenes und bisher mit Segen fortgeführtes Werk noch fernerhin ungestört fortsetzen könnten und damit eine Trennung der beiden Plätze Zoar und Amalienstein vermieden würde. Wir hatten uns auch dazu erboten, für den Fall Ihres Eingehens auf unsere Wünsche, unsrerseits dafür zu sorgen, daß unsre dort stationirten Missionare künftig nicht versäumten, Ihnen von den Fortschritten und Zuständen der Station öfter Mittheilungen zu machen, und überhaupt eine nähere Verbindung mit Ihnen herzustellen und zu pflegen, indem wir es als einen gerechten Anspruch von Ihrer Seite anerkannten, daß Ihren Beziehungen zu der Station künftig mehr Aufmerksamkeit und Rücksicht zugewandt würde, als bisher geschehen war. Deshalb war auch der Superintendent Schultheiß bei seiner persönlichen Anwesenheit im Vaterlande von uns beauftragt, nach erfolgter An-

kunft in Capstadt mit Ihnen in nochmalige Verhandlung wegen Zoar zu treten, und wir hofften, daß es mit Gottes Hülfe gelingen werde, zu einer für beide Theile befriedigenden Einigung und Uebereinkunft zu gelangen. Gewiß würden wir nun den inmittelst geschehenen Abschluß eines neuen Contraktes mit herzlicher und dankbarer Freude begrüßen, wenn der in Abschrift uns vorliegende Vergleich so angethan wäre, daß wir mit gutem Gewissen unsre Zustimmung zu demselben ertheilen könnten. Allein der Contrakt enthält in seinem dritten Satze eine Bedingung, welche ganz außerhalb einer vertragsmäßigen Festsetzung liegt, und auf welche einzugehen unser Missions-Superintendent keine Befugniß und Vollmacht hatte. Seine Vollmacht beschränkte sich auf Rechts- und Vermögens-Sachen; es liegt auch in der Sache selbst, daß wir ihm kirchenregimentliche Abänderungen des Kultus durch Vertrag nicht mittelst einer General-Vollmacht übertragen konnten. Unmöglich kann und darf unsre Gesellschaft die Einrichtung des Gottesdienstes oder einen einzelnen Gegenstand der Kultusordnung auf einer ihrer Stationen von contraktlichen Verpflichtungen abhängig machen, denn dies sind Sachen, welche lediglich unter der Richtschnur unsers kirchlichen Bekenntnisses stehen, und deren Gestaltung auch abgesehen davon, ob und unter welchen Verhältnissen sie wesentlich und nothwendig sind oder nicht, allein dem durch dieses Bekenntniß geleiteten, für unsre Missions-Gemeinden und Stiftungen bestehenden Kirchenregiment, mit Hinsicht auf die jedesmalige Bewandtniß der Umstände, überlassen bleiben muß. Wir würden diesem Recht unsers Bekenntnisses und Kirchenregiments durch Gutheißung jener von unserm Superintendenten eingegangenen und in den Contrakt aufgenommenen Verpflichtung um so größeren Eintrag thun, als die in dem betreffenden Satze enthaltene Bedingung nicht einmal auf die Station Zoar selbst beschränkt ist, sondern auch noch auf das unsrer Gesellschaft zu eigen gehörende Amalienstein übergreift. In dieser Erwägung und auf Grund dieser Verhältnisse können wir, werthe Freunde und Brüder, den zwischen Ihnen und unserm Superintendenten abgeschlossenen Contrakt weder für rechtsverbindlich erachten, noch unsrerseits nachträglich anerkennen, müssen vielmehr denselben und die Uebernahme der darin ausgedrückten Verpflichtungen, so schmerzlich es uns ist, zu dem erhofften Ziele der Einigung mit Ihnen noch nicht gelangt zu sein, hiermit ablehnen. Aber wir können dies nicht thun ohne die herzliche Bitte, daß Sie, werthe Freunde, unsre Gründe vorurtheilsfrei und in der Liebe, die sich in des Andern Lage versetzt, erwägen möchten. Fragen Sie sich selbst — wir bitten Sie brüderlich darum — ob Sie in unsrer Lage anders würden beschließen und handeln können: ob Sie, falls es in unsern Verhältnissen läge, Ihnen einen unsrer Gesellschaft gehörigen Platz zu einer Werkstätte für einen Ihrer Missionare anzubieten, unser Anerbieten dann annehmen würden,

wenn wir Ihnen dabei zur Bedingung machen wollten, daß Sie den Altar nach dem Gebrauch der lutherischen Kirche einrichten sollten. — Möchte es dem Herrn, der die Herzen lenkt, gefallen, Sie von der Gerechtigkeit unsrer Gründe zu überzeugen und uns Behufs einer endlichen, bis jetzt vergeblich erzielten Uebereinkunft Ihre Anerkennung für diese Gründe zuzuwenden.

Die Hoffnung, daß es dazu noch kommen werde, wollen und dürfen wir unsrerseits noch nicht aufgeben. Lassen Sie uns nicht müde werden, in der Wahrheit und in der Liebe mit einander zu handeln, so werden wir gewiß den Weg der Vereinigung noch finden. Sollten Sie aber, geehrte Freunde, von weiterer Verhandlung nunmehr Abstand nehmen, und die Station Zoar in Ihre Verwaltung sofort wieder zurücknehmen wollen, so sehen wir Ihrer Erklärung zu weiterer Maßnahme entgegen. Für den Fall eines neuen Vertrages würden wir jedenfalls darauf Rücksicht zu nehmen bitten, daß die Bestimmung des alten Vertrags darin beibehalten wird, daß Sie entweder die Station selbst übernehmen, oder uns auch ferner überlassen müssen, und daß wir jedenfalls nicht mehr zurückliefern können, als wir übernommen haben, worüber weitere Taxation und Verhandlung vorausgehen müßte.

Wir schließen dieses Schreiben mit dem Wunsche, daß es in christlich brüderlicher Gesinnung von Ihnen aufgenommen werden möge, wie es in solcher Gesinnung von uns abgefaßt worden ist. Der Herr aber, für den beiderlei Sache — die Ihre und die unsre — nur eine ist, wolle gnädig darein sehen und am Ende doch Alles wohl machen und herrlich hinausführen.

Berlin, den 29. September 1855.

Das Comité rc.

Das Schreiben des Comité's, so freundlich und entgegenkommend es in allen übrigen Punkten war, fand bei der Direction der südafrikanischen Gesellschaft kein Gehör. Sie betrachtete den Contrakt als aufgehoben, und beschloß, da es ihr noch immer nicht gelungen war, einen Missionar für Zoar aufzufinden, die Station lieber durch einen Katecheten (Vorleser und Schullehrer) verwalten zu lassen.

Am 21. Mai 1856 traf nach einer fast plötzlich voraufgegangenen Kündigung der Deputirte der südafrikanischen Gesellschaft, Prediger Morgan, in Begleitung des reformirten Predigers Van Velden aus Lady Smith, und des Katecheten Wilson in Zoar ein. Er begab sich sofort nach Amalienstein, um unsere Missionare von seiner Ankunft in Kenntniß zu setzen. Am folgenden Tage Vormittags machte derselbe die von ihm zusammengerufene Gemeinde mit dem Zweck seiner Sendung bekannt. Einige der Zoarschen Einwohner versuchten es noch ein Mal, die Trennung der beiden Plätze abzuwenden, und baten, die südafrikanische Gesellschaft möge doch von ihrem Vorhaben noch

Abstand nehmen. Hiermit abgewiesen, wie ja nicht anders zu erwarten war, baten sie hernach, es möge die südafrikanische Gesellschaft wenigstens dies verwilligen, daß diejenigen zur Zeit noch in Zoar wohnhaften Gemeindeglieder, welche bei der Kirche in Amalienstein bleiben wollten, doch in Zoar ihren Wohnsitz behalten könnten. Dieselben seien erbötig, dafür auch alle äußeren Lasten zur Erhaltung des Zoar'schen Gemeindewesens mitzutragen. Der Prediger Morgan mußte auch dies ablehnen. Er erwiderte den Leuten, daß ein Durcheinanderwohnen von Mitgliedern beider Gemeinden mit dem Bestehen und der Ordnung beider Stationen unverträglich sein würde. Jede von beiden Gesellschaften habe die Aufsicht über die Leute ihrer Station zu führen, und solche Einwohner, welche beiden Stationen angehörten, würden sich dieser Aufsicht leicht entziehen können. Auch erfordere es der Zweck beider Missionsgesellschaften, nur für diejenigen Leute äußerlich zu sorgen, welche in ihrer kirchlichen Verpflegung ständen. Demnach bliebe nichts übrig, als daß diejenigen Leute, welche in der kirchlichen Pflege der Berliner Gesellschaft bleiben wollten, Zoar verließen und nach Amalienstein übersiedelten.

Diese Eröffnung veranlaßte eine große Bewegung in der Gemeinde, zumal Viele der Zoarschen Einwohner darauf hindrängten, daß der Umzug auf der Stelle erfolgen solle. Man wollte den noch in Zoar wohnhaften Amaliensteiner Kirchgenossen nicht einmal so viel Zeit lassen, um ihr bereits geschnittenes Deckgras für ihre Wohnungen vom Zoarschen Felde nach Amalienstein abzufahren. Prediger Morgan ließ jedoch eine solche Härte nicht zu, sondern bewilligte den Leuten eine Umzugsfrist von 20 Tagen, welche später noch verlängert wurde. — Wir können den Gründen, welche Hr. Morgan zur Ablehnung eines Durcheinanderwohnens zweier kirchlich von einander getrennten Gemeinden bewogen haben, unsere Anerkennung nicht versagen; dagegen war es aber auch eine Forderung der Billigkeit, sonderlich der christlichen Liebe, daß unsern Leuten wenigstens noch einige Zeit zur Uebersiedelung gelassen wurde. Freilich hätten dieselben ihren Umzug nach Amalienstein schon früher bewirken können, wie ja ein Theil unserer Gemeinde schon über Jahr und Tag dort wohnhaft war. Doch konnte ihnen bei der langen Unentschiedenheit der Verhältnisse, und da man noch immer hoffen durfte, es würde zu einer Scheidung der beiden Plätze nicht kommen, wohl schwerlich ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie mit ihrem Umzug noch gewartet hatten. —

In den folgenden Tagen fand die Uebergabe der Ländereien, Gebäude und Inventarien von Zoar an die südafrikanische Gesellschaft statt. Etwa 90 Familien hatten schon am ersten Versammlungstage ihren Entschuß erklärt, in Zoar zu bleiben, und in die geistliche Pflege der südafrikanischen Gesellschaft sich aufnehmen zu lassen. Noch andere traten in den nächsten Tagen da hinzu. Es ließ sich von allen denen, welche eine besondere Anhänglich-

keit an die Berliner Mission noch nicht hatten, etwas Anderes nicht erwarten. Für ihre äußere Existenz wurde ja gesorgt, auch wenn sie in Zoar blieben, und obenein ersparten sie die Mühe und Kosten einer neuen Niederlassung. Von den Unterschieden, welche zwischen der kirchlichen Leitung und Einrichtung beider Gemeinden künftig stattfinden würden, hatten wohl überhaupt sehr wenige Gemeindeglieder eine einigermaßen klare und richtige Vorstellung.

Ein Schleier möge gedeckt bleiben über die überaus schmerzlichen Vorgänge, die die Scheidung im Gefolge hatte. Wurden ja doch die Familien zerrissen, indem der Vater nach Amalienstein ging, der Sohn in Zoar verblieb, wurde doch die Frage nach Mein und Dein, nach der Eigenthumsberechtigung an Haus, Garten, Feld je länger je mehr eingemischt, wurden doch die Leidenschaften bis zu dem Grade erhitzt, daß die beiden feindlichen Parteien nicht blos mit schmähenden Worten, sondern auch mit dem Beil in der Hand, einander wüthend gegenüberstanden (denn ein Theil war ja noch Heiden, und auch von den Christen nicht alle tief gegründet). Und letzteres (namentlich die Besitzverhältnisse) waren der Grund, weshalb ein Theil der Gemeinde in Zoar zurückblieb, welches sie nur mit Aufgebung ihrer Häuser, Aecker und Gärten hätten verlassen können.

Etwa 500 Seelen siedelten nach Amalienstein über, die Hälfte der gesammten Seelenzahl, unter ihnen waren 300 Getaufte, auch ungefähr die Hälfte der gesammten Gemeinde.

Die Trennung war vollzogen in schmerzlichster Weise. Die in ihr geschlagenen Wunden haben lange, lange Zeit geblutet, das Werk des Herrn hatte einen schweren Schlag erfahren. Aber die eine Frucht war erzielt: Hemmende Fesseln waren für immer gelöst, und unsere Berliner Mission in der Capcolonie konnte sich von jetzt ab in voller Selbständigkeit in erweitertem Umfange entfalten, wie uns die nachfolgende Abtheilung davon Bericht geben wird.

Zweiter Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Caplande

in selbständiger Entfaltung.



Missionarswohnungen.

Amalienstein.

Kirche.

12. Die Gründung der Station Amalienstein.

Der von Br. Radloff für 5500 Thlr. angekaufte und von diesem durch Br. Prietsch für die Berliner Gesellschaft erstandene Platz Ylandsfontein mißt 2800 holländische (7933½ magdeburger) Morgen, von denen indeß etwa der fünfte Theil unbrauchbares Gebirgsland ist. Das unter den Bergen (den bis zu 8000′ aufsteigenden Zwartebergen) gelegene Land wird von zwei kleinen Bächen durchzogen, an denen oberhalb kein Bauerhof gelegen ist, so daß das ganze Wasser derselben zur Ueberrieselung der unterhalb gelegenen Aecker und Gärten verwandt werden kann. Dieser Ueberrieselung sind aber nur wenige Stellen zugänglich, so daß alljährlich kaum 100 Mud (à 2 Scheffel) ausgesäet werden können, das übrige Land ist Waideland. Aber auch das Ackerland kann nicht beständig benutzt werden; es wird nach wenigen Jahren durch wilden Hafer, Wicken und dergleichen so ausgesogen, daß es dann wieder eine Zeit lang als Waideland liegen muß. Zu diesem Zweck aber muß dann anderes Land urbar gemacht werden, wozu wieder neue Wasserleitungen nöthig sind. Also mit Fleiß benutzt, bietet Amalienstein Platz für etwa 600 Einwohner und mit der Vermehrung der letzteren trat die Nothwendigkeit ein, noch anstoßende Grundstücke hinzuzukaufen. Deshalb wurde im Jahre 1854 noch Gausplaats und Waterval 1933½ M. Morgen für 1080 Thlr., und im Jahre 1858 Fonteinplaats, etwa 1000 M. Morgen für 2324 Thlr. erworben; durch letzteren Kauf wurde zugleich für die Bewohner Amaliensteins das Recht erlangt, ein anstoßendes großes Feld von Gouvernementsweide zu benutzen.

Dies ist unser Grundbesitz auf Amalienstein, in Summa 10866⅔ M. Morgen, welche 8904 Thlr. gekostet haben.

Wie das erste von uns auf unserem Lande errichtete Gebäude, die Kirche, erbaut und eingeweiht worden ist, haben wir oben Cap. 10. gesehen. Während der Verhandlungen mit der südafrikanischen Gesellschaft wurden die nöthigen Missionars-Gebäude ausgeführt, so daß sie schon in der zweiten Adventswoche 1854 bezogen werden konnten. Sie bilden zusammen mit einigen Häusern von Gemeindegliedern eine breite, freundliche, mit Bäumen

besetzte kleine Straße, welche auf die Kirche zuführt. In der Nähe der letztern wurden nun an die Bewohner Bauplätze ausgetheilt. Jeder, der ein festes Haus baute, bekam zwei Stücke Land, eins im Dorf, 60 Fuß breit, 170 Fuß lang zu Baustelle und Baumgarten, das andere außerhalb desselben in der Nähe der Wasserleitung, 40 Fuß lang und 80 Fuß breit zum Gemüsegarten. An 100 solcher Baustellen wurden ausgegeben und die Bauten mit der Uebersiedelung schnell in Angriff genommen.

Unter viel Unruhe und Noth und Störungen wurde die geistliche Arbeit in Angriff genommen. Br. Meyfarth als der Aeltere wurde Stationsvorsteher; die geistliche Thätigkeit wurde zwischen beiden Brüdern gleichmäßig getheilt, aber nicht fröhlich in Angriff genommen. Wenn das Wort: „Aller Anfang ist schwer" seine Wahrheit hat, so war der Anfang von Amalienstein als selbständiger Station doppelt und dreifach schwer. Der Riß bestand nicht blos zwischen Zoar und Amalienstein, sondern zwischen zwei scharf sich anfeindenden Parteien in der Gemeinde Amalienstein, und, was noch schmerzlicher war, zwischen den beiden Männern, welche die Station gemeinsam leiten sollten, den beiden Brüdern Meyfarth und Prietsch.

Der Superintendent Schultheiß hatte, nachdem er den in Cap. 11. angegebenen Paragraphen in den neuen Contrakt mit der südafrikanischen Missionsgesellschaft eigenmächtig aufgenommen hatte, sich hiermit nicht begnügt, sondern sofort auch angeordnet, daß Crucifix, Altarbehang und Leuchter aus der Kirche von Amalienstein entfernt würden. Meyfarth als Stationsvorsteher hatte der Anordnung seines Vorgesetzten Folge gegeben, Prietsch aber dieselbe, als gegen die bestehenden Einrichtungen und die gekannten Intentionen des Comité streitend und außerhalb der Befugniß des Superintendenten liegend verworfen. Hierüber war ein böses Zerwürfniß zwischen beiden Missionaren entstanden, welches sich bald auf die ganze Gemeinde übertrug, die erst jetzt anfing, von der Bedeutung dieser Gegenstände eine Ahnung zu bekommen und in leidenschaftlicher Erregung für den einen oder den andern der beiden Missionare Partei zu nehmen. Die Erbitterung ging so weit, daß es zu offenem Hader und Schmähungen auf öffentlicher Straße kam. Das waren die ersten Tage von Amalienstein, wo es mehr denn je nöthig gewesen wäre, daß die Brüder einträchtig bei einander wohnten.

Das Comité richtete ein Mahnungsschreiben an die Brüder und eins an die Gemeinde. Letzteres wurde zwar öffentlich vorgelesen, aber von den wenigsten verstanden, von fast keinem beachtet, so daß dem Comité schließlich nichts übrig blieb, als beide Brüder zu versetzen, und der Station Amalienstein einen ganz neuen Vorsteher zu geben. Meyfarth ging nach Pniel zurück, Prietsch einstweilen nach dem benachbarten Ladysmith.

Dem vom Vaalfluß herversetzten Bruder August Schmidt erwuchs in Amalienstein eine der schwierigsten Aufgaben, die jemals einem Missionar gestellt worden sind. Nach Jahresfrist berichtet er darüber folgendermaßen: „In den ersten Monaten meiner Wirksamkeit hierselbst ging es in vollem Sinne des Worts durch Trauern und durch Klagen, denn ich ward eingeführt unter Widerspruch von mehr als ⁴⁄₅ des Volkes, und zwar war dieser Widerstand nicht nur passiv, sondern auch aktiv. Wenn ich zur Kirche ging, begleitete mich wohl ein Trupp dahin, aber nicht, um in dieselbe hinein, sondern mit Spott daran vorbei zu gehen. In der Straße, die ich entlang mußte, standen Andere Parade vor den Häusern, und erwiderten meinen freundlichen Gruß mit Hohngelächter oder Schelten, und verschwanden dann hinter mir in den Gärten, machten aber, wenn ich aus der Kirche kam, wieder Parade, um meinen abermaligen freundlichen Gruß mit abermaligem Hohngelächter zu erwidern. Am meisten zeichneten sich dabei aus die jungen Flegel und Flegelinnen, sonst auch Jünglinge und Jungfrauen genannt. In der Kirche hatte ich erbärmlich wenig Zuhörer, oft nur 20 bis 30, und diese saßen auch noch halb scheu da. Es war offenbar darauf abgesehen, mich zu ermüden und irre zu machen; doch war dies Mißrechnung, denn ich war zum vollsten überzeugt, daß der Herr mich hierher gerufen habe, und würde mich nicht gefürchtet haben, auch wenn der Teufel noch zehnmal ärger losgelassen wäre, in des Herrn Namen hätte er doch in seinen finstern Abgrund zurück gemußt. Ich fing deshalb bald an, gegen diese Zustände vorzugehen, aber nicht mit Schwert und Bannstrahl, sondern mit Liebe und Sanftmuth. Ich ging von Haus zu Haus, erkundigte mich bei diesen Besuchen auf's freundlichste nach den Lebensverhältnissen der Leute, bewies hie und da auch leibliche Hülfe, ermahnte, tröstete, aber strafte Keinen. Doch Etliche flohen vor mir, sie verließen scheu ihr Haus, wenn sie sahen, daß ich Miene machte, dahinein zu kommen, ich ging ihnen aber nach in den Garten, und redete dort mit ihnen; doch entwischten mir auch hier Einige, da sie querfeldein liefen. Etliche auch verweigerten mir trotzig jede Antwort, und Einer legte sich zu Bett, und that, als schliefe er den letzten Schlaf. Diese Besuche wiederholte ich in den einzelnen Häusern, in Summa aber redete ich Tag und Nacht mit dem, deß Sach' und Ehr' es war. Er aber hat ja nur stets Gedanken des Friedens, und ließ, als seine Stunde gekommen war, die Hülfe hereinbrechen wie die schöne Morgenröthe. — Zuerst hörte das Hohngelächter hinter mir her auf, und machte einer Scheu Platz; die Leute stellten sich nicht mehr zur Parade auf, sondern verbargen sich in ihren Hütten; später bekam ich auf meinen freundlichen Gruß wenigstens einen Dank, und noch später hatte ich nur nöthig zu danken, da der Hut zeitig schon gezogen wurde. Ebenso ging es Schritt für Schritt zum Bessern

mit dem Kirchenbesuch; fast sonntäglich nahm derselbe zu; aber man konnte den neuen Besuchern die Verlegenheit an den Augen absehen, denn sie saßen da, als ob sie nur halbverstohlen an den Gottesdiensten theilnähmen, bis sie erst wieder in Gewohnheit kamen, und bis es nun letztlich wieder dahin gekommen ist, daß es für Schande gilt, die Kirche nicht zu besuchen. Endlich am lieben Weihnachtsfeste hat unsre Kirche sich wieder als Sammelplatz heilshungriger Seelen gezeigt. Von Nah und Fern waren die Leute herbeigelaufen, Etliche zwei und mehr Tagereisen weit, so daß die Kirche an allen drei Festtagen in allen Gottesdiensten reichlich gefüllt war. Mir wurde die Arbeit dabei desto süßer und leichter, je mehr ich stets die gespannteste Aufmerksamkeit wahrnahm, und die frohe Hoffnung hegte, daß der Herr sein Netz in diesen Tagen nicht vergeblich ausgeworfen habe. Ueber alles dies aber hat der Herr die Gemeinde gemehrt durch die Taufe von 15 Heiden und durch die Confirmation von zehn früher Getauften. Er hat uns auch geholfen, daß wir sein Haus haben ausbauen können, so daß dasselbe nun im würdigen Schmuck dasteht."

Dann weiter: „Die Schule als Kind hat alle Paroxismen der Gemeinde durchgemacht; sie sahe zu Anfang des Jahres frostig aus. Wenige Kinder nur waren darin, und diese auch noch mit demselben Widerstandsgeiste beseelt, wie die Eltern. Der Schulmeister hatte daher auch einen mühseligen Stand, und er klagte mir oft die Ohren voll. Ich ermahnte ihn stets, in meine Fußstapfen zu treten, und nach meinem Vorbild in Demuth, Sanftmuth und Geduld zu wandeln, da solche Zustände sich weder durch Befehl, noch durch Unzufriedenheit ändern ließen, sondern allein durch stilles Erwarten der Hülfe des Herrn. Er hat sich denn auch mit Seufzen gemüht, mir zu folgen, und wie der Herr es in der Gemeinde gebessert, so hat Er auch in gleichem Schritt die Schule gedeihen lassen, so daß jetzt 69 fleißige Kinder in derselben sind, und die Sakristei, in der sie gehalten wird, bereits viel zu klein ist, um in derselben die Schule gedeihlich fortzusetzen. Die Schülerzahl wird aber im neuen Jahre ohne Frage um ⅓ anwachsen, und wie diese auch noch untergebracht werden sollen, ist schwierig zu sagen. Ich muß daher wohl oder übel ein Schulhaus bauen, und werde nächste Woche ohne Säumen daran gehen, denn daß Sie, liebe Väter, etwas dagegen haben werden, fällt mir auch nicht im Traum ein."

Da die Umkehr der Gemeinde bereits drei Monate nach Schmidt's Ankunft vollendet, und die völlige Eintracht in der Gemeinde, Ruhe und Ordnung wieder hergestellt war, da auch zwischen den Brüdern Schmidt und Prietsch ein völliges Ver-

ständniß und Einvernehmen bestand, so daß der letztere von Ladysmith aus überall helfend als willkommener Mitarbeiter in der Gemeinde thätig war, so konnte Wort und Sakrament wiederum ungehindert seine Frucht bringen. Schon am zweiten Advent-Sonntage wurden 25 Erwachsene, die noch unter Br. Meyfarth zur Taufe vorbereitet waren, in die christliche Gemeinde aufgenommen.

Von dieser Zeit ab war es, als ob der Geist Gottes in besonderer Weise geschäftig gewesen wäre, die vorgekommenen Schäden zu heilen und die Gemeinde weiter zu bauen.

Welche Macht die Kirchenzucht in der Gemeinde sei, zeigte sich zunächst besonders an den Excommunicirten, von denen wir hier nur ein Beispiel aus den Berichten des Br. Schmidt anführen wollen:

„Eine wegen grober Sünden ausgeschlossene Confirmandin kam zu mir mit lautem Heulen und sagte, nun sehe sie, was sie so leichtsinnig verscherzt habe, für ihren Schmerz aber seien alle Worte zu klein. Ich wies sie auf den rechten Arzt. Des andern Morgens, als ich noch schlief, war sie wieder da, weinte und klagte, daß kein Schlaf in ihre Augen käme vor Jammer ihrer Seele, und ob denn keine Hoffnung wäre, daß Christus sie wieder aufnähme. Ich half ihr abermals zurecht, und wies ihr, wie Christus eben nur darauf warte, daß sie reuig zurückkehre. Still verließ sie mich; aber Nachmittags kam sie wieder in sehr erregtem Zustande mit derselben Klage. Ich reichte ihr abermals die rechte Arznei, und zum Schluß fragte sie, ob, wenn Christus sie wieder annähme, ich sie wieder aufnehmen würde als Confirmandin. Ich sagte ihr, sie solle nur kommen. Des andern Morgens war sie wieder da in kläglich erbarmungsvollem Zustande, im höchsten Grade erregt. Der Schlaf fliehe von ihr, die Speise ekele sie an, und aller Trost wolle sie nicht trösten, so lange sie nicht die Zusicherung meiner Vergebung habe. Ich that, was meines Amtes ist, und seitdem ist sie ruhig."

Ein gleiches Regen und Suchen that sich in dem folgenden Jahre in der Gemeinde nicht nur, sondern auch unter den Heiden kund. Br. Schmidt berichtet darüber nach Jahresfrist:

„Nachdem ich fast ein Jahr hindurch die nach dem Heile suchenden Heiden (Klaßgänger) und die im Jahre 1856 Getauften (Confirmanden) unterrichtet hatte, und mit der Heilslehre zu Ende gekommen war, nahm ich aus der Zahl der Confirmanden 9, und aus den Katechumen auch 6, an denen ich zureichende Erkenntniß der Lehre und ernstliches Streben nach der Gottseligkeit wahrgenommen hatte, um sie nach nochmaligem kurzen, summarischen Unterricht die Einen durch die heilige Taufe, die Andern durch die Confirmation aufzunehmen. Sobald dies bekannt wurde, begann das geistliche Leben reger zu werden, zunächst unter diesen selbst und dann durch sie in weiteren Kreisen.

Als nächste Folge davon kam einer der noch übrigen Confirmanden mit bitterlichem Weinen, und bat mit beweglichen Worten, ihn doch auch zu confirmiren. Ich hatte dies auch zuerst beabsichtigt, aber grade als ich die Gefördertsten aussuchte, machte er mir bekannt, daß er sich für eine zweimonatliche Reise bei einem Bauer vermiethet habe; da er also während der Confirmation abwesend sein mußte, hatte ich ihn weggelassen, denn unser Platzgesetz befiehlt Jedem, seine Jemand gegebenen Versprechungen treulich zu halten. Ich wies ihn darauf hin, doch hatte er schon einen Ausweg gefunden, nämlich Jemand anders gesucht, der an seiner Statt die Reise machte; er mußte aber diesen Stellvertreter nicht allein gut bezahlen, sondern sich auch verpflichten, in dessen Abwesenheit Garten und Feld desselben zu besorgen, und er nahm das gern auf sich, nur um die Confirmation zu erlangen.

In denselbigen Tagen kamen zwei Brüder (Jünglinge) aus den Klaßgängern, die ich wegen unzureichender Kenntniß des Katechismus zurückgesetzt hatte, weinend und bittend, ich möchte sie doch von der Gnade der Kindschaft Gottes nicht ausschließen, sie wollten ja gern Fleiß thun, den Katechismus zu lernen (sie können selbst nicht lesen). Ich gab ihnen täglich ein Stück auf, das sie treulich lernten, und ertheilte ihnen außerdem noch besonderen Unterricht.

Wieder kam ein Mädchen aus den Klaßgängern, die ich wegen ihrer Jugend zurückgesetzt hatte, und bat mich schüchtern um die heilige Taufe. Als ich ihr sagte, sie sei zu jung, antwortete sie verwundert: Warum soll ich doch erst älter werden, um Christo zu dienen? Ich schämte mich halb und nahm sie mit auf. — Und wiederum kam eine Jungfrau aus den Klaßgängern, und bat und weinte und klagte, ihr ganzes Herz sei zerissen, daß sie vom Heile fern bleiben müßte. Da ich nun vorhin keinen Ernst an ihr wahrgenommen hatte, antwortete ich ihr, sie solle den Herrn um ein aufrichtiges und festes Herz bitten, sonst ihm aber für diese Demüthigung danken. Aber des andern Tages war sie wieder da mit Weinen und Bitten, ich wies sie aber wiederum ab; doch sie ging nicht, sondern verging fast in Thränen, so daß ich sie endlich aufnehmen mußte. Und wieder nach etlichen Tagen kam ein Mann aus den Klaßgängern, den ich zurückgesetzt hatte, weil ich über seinen Seelenzustand mir nicht klar war, er sich auch in dem früheren Streite sehr hervorgethan hatte. Verlegen begehrte er, mich zu sprechen. Ich ließ ihn Platz nehmen und sagte, ich sei bereit zu hören; aber er kämpfte eine ganze Weile mit sich selbst, ehe er sprach, ich ließ ihn ungestört kämpfen. Endlich begann er: Meine Seele ist sehr zerschlagen; im vorigen Jahre wollte ich von Herrn Meyfarth nicht getauft sein, und jetzt, da ich so gern will, werde ich abgewiesen. Ich gab ihm keine Antwort, sondern wollte

mehr hören. Nach einer Pause redete er auch weiter, und entfaltete eine solche Erkenntniß seines Sündenelends, daß ich mich wunderte und zugleich mich überzeugte, daß seine Seele wirklich zerschlagen sei. Da nun aber unser Heiland ja grade der Zerschlagenen Heiland ist, konnte ich ihm die Taufe nicht weigern."

Das Regen und Leben des Geistes Gottes auf der Station zog auch die Heiden aus der Ferne an, so daß sie Aufnahme unter die Einwohnerschaft begehrten. Etliche waren gekommen, um dem Weihnachtsfeste in Amalienstein beizuwohnen. „Am Morgen nach den Festtagen (so berichtet Br. Schmidt) kam ein Mann zu mir, der zwei Tagereisen mit Weib und Kindern hergekommen war, um der Christfeier beizuwohnen, und sagte, er habe nun erkannt, was es sei, ohne Gott in der Welt leben, und begehre sehnlich unter Gottes Wort zu stehen, was er draußen nicht könne, da er von Gottes Wort nie höre. Desgleichen habe ihn seine Frau getrieben, zu mir zu gehen und mich zu bitten, ihnen zu erlauben hierher zu ziehen. Kaum war dieser fort, so trat ein Jüngling herein, der mehr als eine Tagereise weit zum Feste gekommen war, mit demselben Anliegen; und nach einer kurzen Pause ein dritter mit seinem erwachsenen Sohne, die ebenfalls eine Tagereise weit hergekommen waren. Der Vater sagte: Ich muß kommen, da ich fühle, wie groß meine Schuld und Verantwortung ist, daß ich mich und meine Familie (zehn Glieder stark) von der Gnade des Wortes entziehe durch mein Fernwohnen. Meine Kinder wachsen auf ohne Gott und ohne Schule, und ich selbst kenne Gott auch nicht. Nun kann ich das nicht mehr ertragen, und du kannst es mir nicht abschlagen, sondern mußt mich aufnehmen als Einwohner des Platzes. — Ich habe wohl nicht nöthig hinzuzufügen, daß ich allen Dreien die Antwort gab: Kommt in Gottes Namen."

Welcher Geist damals in Amalienstein wehte, gab sich auch am folgenden Neujahrstag kund.

Br. Schmidt schreibt davon in seinem Tagebuche unter dem 1. Januar 1858: „Walt's Gott! Diesen Morgen wurden wir aus dem Schlafe gesungen. Der Sängerchor machte singend die Runde um unser Haus, uns seine Liebe und Hochachtung an den Tag zu legen. Derselbe begann mit dem Liede: „Nun laßt uns gehn und treten" u. s. w. Während dieses tröstlichen Neujahrsgrußes standen wir auf (um 4½ Uhr) und ließen den Sängerchor in's Haus ein, wo wir, Liebe um Liebe, ihm Frühstück vorsetzten. Mit dem Weiteraufkommen des Tages bis Nachmittags hin kamen die einzelnen Platzbewohner, und brachten uns ihren Neujahrswunsch, fast sämmtlich mit denselbigen Worten, nämlich also: Ich wünsche meinem Herrn und Frau viel Glück zum neuen Jahre, daß sie mögen lange leben und selig sterben, und das ewige Leben beerben, und daß der Herr zu meines

Herrn Arbeit reichen Segen geben möge. — Wie gar anders war's doch im vorigen Jahre!"

Die Seelenzahl der Platzbewohner war mit dem Anfang des Jahres 1858 auf 546 gestiegen. Das Jahr selbst verlief in ruhiger stiller gesegneter Entwicklung, kein einziges Gemeindeglied durfte wegen Ausschreitungen in Kirchenzucht genommen werden. Nun war es an der Zeit, daß die stetig heranwachsende Gemeinde auch in feste bürgerliche Ordnungen gebracht, und daß zu diesem Behufe auch die Ausnützung der Ländereien geregelt wurde.

---

13. Die äußerliche Einrichtung der Gemeinde.

Zu diesem Zweck wurden im Jahre 1858 zwei neue Brüder nach Amalienstein abgeordnet. Der eine, Br. Meyer, bis dahin Gärtner in Roßla, erhielt den Auftrag, die Cultur der Ländereien von Ylandfontein zu übernehmen, der andere, Kaufmann Häse, den Auftrag, einen Stationskaufladen aufzusetzen, welcher den Platzbewohnern Gelegenheit verschaffte, ihre nothwendigsten Einkäufe zu machen, ohne genöthigt zu sein, benachbarte Kaufläden aufzusuchen, in denen die Versuchung zum Branntweingenuß drohte.

Br. Meyer berichtet am Schlusse des Jahres 1859 über seine ersten Versuche und Erfolge Folgendes: „Nachdem ich die Einfriedigung des Gartens nach Möglichkeit hergestellt, habe ich circa 400 Bluchum-, 200 Nuß- und 400 Maulbeerbäumchen, einen Weingarten von circa 8000 Stöcken und circa 6000 Tabakspflanzen gepflanzt, etwa 1 Müd Bohnen und ½ Morgen Milis gesäet, den im Winter gesäeten Hafer geerntet und mit dem Trocknen der Aprikosen den Anfang gemacht. Die Bluchumbäumchen sind bis jetzt einigermaßen gediehen, weniger die Nuß- und Maulbeerbäumchen. Es ist schon schwer, dieselben mit ausreichendem Wasser zu versorgen und die noch kleinen Pflanzen vor dem überwuchernden Unkraut zu schirmen.

Von einigen Schmetterlingen, die ich durch Herrn Missionar Knobels Güte erhielt, habe ich gegen 600 Seiden-Raupen mit Blättern der großen schwarzen Maulbeere, von welcher zwei große Bäume hier im Garten stehen, aufgezogen, die auch fleißig gesponnen haben und von deren Cocons ich zur Prüfung einige mir vorzulegen erlaube. Es ist bei diesem Versuche einige Male Gelegenheit zur Nachfrage gewesen, ob noch Niemand in der Colonie die Seidenzucht in größerer Ausdehnung versucht habe. Alle Antworten sind bis daher wenig ermuthigend gewesen; überall wo sie versucht ist, ist sie wieder aufgegeben.

Den Weingarten habe ich mit allem Fleiße in Stand ge-

setzt; die Stöcke, welche ich von einem unserer Nachbarn gekauft habe, sind leider wohl etwas vertrocknet gewesen und ihrer viele sind bis jetzt noch nicht gegrünt, während die von mir selbst gesammelten, fast ohne Ausnahme, gut gediehen, zum Zeugniß, daß das geringere Gedeihen jener in nichts Anderem seinen Grund hat. Das ganze Gartenland ist seit der Reihe von Jahren, daß es nicht besät ist, so voll Unkrautsaamen geworden, daß es bis heute eine recht mühevolle, zeitraubende und kostbare Arbeit ist, den Weingarten zu reinigen, so daß ich kaum Zeit zu anderer Arbeit finde und selbst eines Arbeiters Theil habe. Die Stöcke sind alle von der Rosinentraube, Hahnepote genannt, die auch vortrefflichen Wein liefern soll.

Der Tabak gedeiht bis heute gut, wird auch bald zur ersten Ernte reif sein, hat aber auch viel, viel Mühe gemacht, wird aber erst noch viel mehr machen, ehe er zum Verkauf zubereitet ist.

Die erste Bohnensaat ist durch einen hier zeitweise großen Schaden anrichtenden Wurm bis auf einen geringen Theil verderbt und auch von der zweiten, länger als einen Monat darauf folgenden ist nicht viel zu erwarten.

Der Milis ist sehr mittelmäßig. Das gewaltig wuchernde Unkraut läßt ihn nicht sonderlich gedeihen, doch ist damit wenigstens ein gutes Pferdefutter erreicht, und einigen Ertrag wird er ja auch geben.

Der Hafer, eben zu rechter Zeit, und also früher als das übrige Getreide und fast allein hier auf dem Platze gesäet, hat den ganzen Andrang der Vögel auszuhalten gehabt und ist trotzdem er gehütet ist, sehr dadurch vernichtet; ich hoffe jedoch mit den eingebrachten 1000 Garben das nöthige Winterfutter gewonnen zu haben und dieser lästigen Ausgabe überhoben zu sein.

Zu den bisherigen zwei Pferden habe ich noch eins hier gekauft, weil ich ohne dies nicht auskommen konnte. Br. Wuras hat auf Br. Schmidts Fürsprache noch 6 Pferde, dabei 4 Zuchtstuten, für mich gekauft, die der Treiber, welcher die Brüder Nauhaus &c. dahin gefahren, Auftrag hat, mitzubringen. Bis heute sind sie noch nicht da. Ein recht dringendes Bedürfniß wäre ein Pferdewagen, allein ich habe nicht Mittel dazu.

Mit dem Trocknen der Aprikosen ist der Anfang gemacht; circa 2 Mübd sind trocken und die Bäume versprechen etwa die halbe Ernte des vorigen Jahres. Pfirsich und Feigen sind voller Früchte; für den aber, der für das Trocknen derselben Auslagen zu machen hat, ist davon kein Gewinn zu erwarten; die Nüsse haben mäßig Früchte.

Die Baumwolle ist im vorigen Winter durch den Frost gänzlich getödtet, verspricht also kein günstig Resultat in unsern Bergen."

Seitdem hat dieser Bruder mit rastlosem Fleiße und großer Treue an der Lösung seiner Aufgabe weiter gearbeitet. Der

Seidenbau und die Baumwollenpflanzung haben aufgegeben werden müssen. Dafür hat Br. Meyer größere Strecken Ackerlandes urbar gemacht und bestellt. Die Oekonomie hat durchschnittlich so viel ergeben, daß sie die darauf verwandten Kosten und den Gehalt des sie verwaltenden Bruders gedeckt hat. Ihr großer Gewinn war der, daß eine Anzahl der Platzbewohner Arbeit fanden und zu geregelter Arbeit angehalten wurden. Da nach dem im Jahre 1874 erfolgten seligen Heimgange der durch ihre liebevolle Sorge für die Armen und Kranken allseitig verehrten und geliebten Schwester Meyer dem vereinsamten Bruder (der inzwischen, um seine hervorragenden geistlichen Gaben auch unmittelbar zum Dienst am Worte zu verwenden, zuerst das Amt eines Katecheten, dann die Ordination zum geistlichen Amt empfangen hat) die Last zu schwer geworden ist, so ist im Jahre 1874 die gesammte Oekonomie einem Jahre lang als treu und umsichtig erwiesenen farbigen Gemeindegliede Daniel Lakay um die Hälfte des Ertrages verpachtet worden.

Außerdem wurde 1867 der Bruder Briest als Handwerkerbruder von Bethel nach Amalienstein versetzt, bald darauf an der Sewenweekspoort eine große Mühle angelegt, der Wasserlauf zu derselben erweitert, ein Mühlteich mit Damm angelegt, und bei dieser Mühle der Br. Briest, dessen unmittelbarer Colonistenmissionsdienst in ein Contraktverhältniß umgewandelt wurde, als Müller angestellt. Die Mühle verspricht mit der Zeit schöne Erträge, die der Station zu Gute kommen, zu liefern.

Dem Bruder Meyer aber wurde gleich von Anfang an außer seiner ökonomischen Thätigkeit noch eine wichtigere überwiesen, die eines Ortsschulzen, welcher zugleich das ganze äußere Leben und Gedeihen der Gemeinde zu überwachen und zu leiten hat. In welcher Weise das geschah, darüber wird uns im Jahre 1861 ein ausführlicher Bericht gegeben.

„Die Hauptaufgabe Meyers bleibt die Verwaltung der communalen Angelegenheiten Amaliensteins, die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit unter den Amaliensteinern und die Wahrnehmung der sogenannten Platzgesetze. Im Allgemeinen steht nämlich der Ort unter der englischen Regierung des Caplandes; er muß sich den Landesgesetzen gemäß halten und ist dem Magistrate in Riversdale unterthan. Aber die Mission hat für den Ort noch besondere Gesetze gemacht, welchen sich jeder fügen muß, der die Wohlthat genießen will, ein Glied der Amaliensteiner Commune zu sein. Das ist Christenmenschen schon heilsam und obenein solch jungen Christen, wie die einer Missionsstation, und die Heiden, die auf derselben leben wollen, haben sie um ihrer Herzenshärtigkeit willen erst recht nöthig. Das ist ein nicht genug zu schätzendes Hülfsmittel für die Mission, wenn sie, weil sie den Grundbesitz hat, von diesen Gesetzen Gebrauch machen kann. Es ist eine Art von Patrimonialge-

richtsbarkeit, welche die Missionare zu üben haben. Meyer steht in dem besten Einverständnisse mit dem englischen Magistrate in Riversdale und erst neulich ist es vorgekommen, daß dieser Amalienſteinern, welche ihre Klagen ihm vorbringen wollten, die Wege wies und sie bedeutete, sie sollten sich zu Meyer halten und von dem ihre Sachen schlichten lassen. Der Mann hat Recht; ein Patrimonialrichter, der den Herrn fürchtet und die Leute liebt, ist eine gute Gabe Gottes für ein Dorf. Ich will den Anfang des kleinen Gesetzbuches von Amalienstein herschreiben, damit man sieht, wie die Mission auch in diesem Fache arbeitet. „1. Ein jeder Einwohner ist verpflichtet, sich allezeit still und ordentlich zu betragen und sich ernstlich vor aller Sünde zu hüten. Wer sich daher offenbarer Sünden, als Trunkenheit, Hurerei, Ehebruch, Dieberei u. dgl. schuldig macht, muß von dem Tage an, da er von der Sünde ist überführt worden, nach acht Tagen den Platz verlassen, und soll es ihm eher, als nach Verlauf eines Jahres, nicht gestattet sein, hier wieder zu wohnen und auch nur dann, wenn er sich während des Jahres seiner Abwesenheit gut betragen hat und solches durch einen Schein nachweisen kann. Wer aber zu dreien Malen aus oben genannten Ursachen den Platz hat verlassen müssen, darf niemals zurückkehren. Wer dann den Platz verlassen muß, kann sein Haus oder andere Sachen verkaufen; aber über sein Land und Garten darf er nicht verfügen. Auch wenn er zurückkehren sollte, hat er kein Recht, das Land, was ihm früher gehörte, zu fordern, sondern er muß zufrieden sein mit dem, was ihm auf's Neue zugetheilt wird. Wenn er im oben genannten Falle sein Korn und anderes Gewächs in acht Tagen kann abernten oder verkaufen, so soll es ihm erlaubt sein; wenn er aber dadurch genöthigt wird, länger als acht Tage hier zu bleiben, so ist er verpflichtet, den dritten Theil von allem, was er geerntet hat, an die Armen abzugeben. Es ist ihm auch nur erlaubt, des Sonntags hier in die Kirche zu kommen, aber in der Woche darf er hier nicht bleiben, auch keine Nacht, es sei denn bei gefährlicher Krankheit in seiner Familie. — Wenn der Mann sich des obengenannten Bösen hat schuldig gemacht, so kann es der Frau auch nicht zugelassen werden, hier zu bleiben und wenn die Frau sich Sünden zu Schulden kommen läßt, daß sie den Platz verlassen muß, so darf auch der Mann nicht bleiben. — 3. Der Sonntag, der Tag des Herrn, muß heilig gehalten werden. — 4. Ohne Bekanntmachung und Erlaubniß der Ortsobrigkeit darf Niemand hierher kommen, um zu wohnen. — 5. Niemand darf einen Fremdling beherbergen, ohne davon bei der Ortsobrigkeit Anzeige zu machen; wer dagegen handelt, muß für jede Nacht einen Schilling Strafe zahlen. — 6. Die Eltern sollen verpflichtet sein, ihre Kinder anzuhalten, fleißig und regelmäßig zur Schule zu gehen, und sollen diese nicht ohne wichtige Ursache zu Hause bleiben u. s. w.“

Einen sehr wichtigen Theil dieser Gerichtsbarkeit macht das Flurgericht aus. Kein einziger Einwohner besitzt nämlich eigenes Land; alles, was er bauet, hat er gepachtet. — Ich bemerke übrigens, daß die Amaliensteiner ihren Unterhalt durchaus nicht allein aus dem Grund und Boden unseres Gutes nehmen. Die meisten suchen ihr Bestehen bei den umwohnenden Bauern als Tagelöhner; das Tagelohn ist gut und was sie auf Amalienstein selber bauen, ist nur eine Zubuße. — Die Verpachtung der Ländereien liegt Meyer ob. Sie wird alle Jahre von Neuem vorgenommen. Wer ein guter Wirth gewesen ist, seine Pacht pünktlich bezahlt, den Acker gut gehalten hat, bekommt natürlich sein Land wieder, oder wenn es unrein geworden ist, was auch der beste Wirth kaum hindern kann, ein seinem guten Verhalten angemessenes gutes Stück. Wer den Acker hat verkommen lassen, oder mit der Pacht im Rückstande ist, sich auch sonst nicht zur Zufriedenheit betragen hat u. dgl., kann möglicherweise damit bestraft werden, daß er weder Acker noch Garten zugetheilt bekommt. In diesem Verfahren liegt ein für diese Leute sehr heilsamer Sporn. Der fleißige Arbeiter findet sein Brot; der Faule geht leer aus; das ist Gottes Ordnung so. Bei dem fleißigen Arbeiter muß man nur nicht an deutschen Fleiß und Betriebsamkeit denken; der Afrikaner läßt es langsam angehen, und wären die Amaliensteiner frisch und umsichtig hinter ihrer Landwirthschaft her, so brauchten sie nicht auf Tagelohn zu gehen. Es giebt unter ihnen schon einige, mit denen es sich gut anläßt; sie bezahlen pünktlich, bekommen darum das gute Land und haben ihr gutes Bestehen; die Meisten denken erst ans Bezahlen, wenn der Pflug soll eingesetzt werden und da Niemand pflügen darf, der nicht bezahlt hat, so giebt es immer viel Noth mit ihnen, es bleiben Rückstände, sie müssen mit den schlechtern Ländereien fürlieb nehmen, das Saatkorn ist nicht zur Genüge da u. dgl.; es liegt manches Land da, welches bebaut werden könnte, wenn tüchtigere Arbeiter da wären. Doch wir müssen Geduld haben; es geht ja doch immer etwas vorwärts. Die Pacht, welche die Leute jetzt jährlich bezahlen, beträgt zusammen etwa 350 Thaler. Für ein Stück Land, zu dessen Bestellung etwa zwei Berliner Scheffel gehören, wird ein Jahrespacht von 5 Thalern gegeben. Man kann danach in etwa berechnen, wie viel Land gegenwärtig im Bau ist. Bei der letzten Ernte wurden von den Leuten gewonnen 900 Scheffel Weizen, 150 Scheffel Gerste, 200 Scheffel Milis, 180 Scheffel Bohnen, 90 Scheffel Kartoffeln, 6840 Stück Kürbis und 7342 Pfund Tabak, ungerechnet die Baumfrüchte und sonstige grüne Frucht im Garten und auf dem Felde, welche in der Haushaltung verbraucht wurden. Im Dorfe waren 54 Pferde und 324 Rinder; außerdem noch Ziegen, welche aber immer weniger werden, und die Schafe noch weniger; die Leute hatten 13 Wagen.

Die Besorgung dieser Flur-Angelegenheiten, wozu besonders

die Instandhaltung und Vervollkommnung der Wasserleitungen gehört, so wie die pünktliche Vertheilung des Wassers für jeden Pächter, nimmt Meyer zu gewissen Zeiten des Jahres sehr in Anspruch. Es sind ihm indessen Männer aus der Gemeinde zur Hülfe bestellt, welche nicht blos für die Feldflur, sondern überhaupt für die ganze polizeiliche Ordnung Amaliensteins zu sorgen haben. Die vornehmsten unter ihnen sind die beiden sogenannten Corporale, die Meyers Aufträge in allen Polizei-Angelegenheiten auszuführen und auf Ruhe und Ordnung zu halten haben. Ueber die Wasserleitungen sind außerdem 7 Aufseher gesetzt; die Schlaguhr auf dem Kirchthurme, ein seltener Artikel in Afrika, kommt ihnen vortrefflich zu statten, wenn sie das Wasser auf die einzelnen Grundstücke laufen lassen; Wasser ist Capital in Afrika; das muß mit der größten Sorgfalt verwaltet werden. Außer diesen sind noch 5 Nachtwächter bestellt. Zur Bestreitung mehrerer die allgemeine Wohlfahrt angehenden Ausgaben werden die Einwohner theils zu einer kleinen Geldsteuer, theils zu Handdiensten herangezogen.

Auf diese Weise hat die Mission Formen und Grundlagen des äußeren Lebens bereitet, durch welche es möglich ist, daß ein Haufen von mehreren hundert Menschen, die sonst durch kein Band eines gemeinsamen Volkslebens zusammengehalten sind, der Segnungen des Evangeliums theilhaftig werden kann.

Frägt man nun, wie sich das Amaliensteiner Volk in diesen Formen und Ordnungen bewegt, sie nützt und in dieselben hineinwächst, so muß ja zur Ehre Gottes und seines Evangeliums gestanden werden, daß ein Theil der Amaliensteiner sich gut und untadelig aufführt und unter dem Schirme dieser Einrichtungen zufrieden und dankbar lebt, auch von Jahr zu Jahr mehr voran kommt. Das ist indessen nur ein kleiner Theil. Die Mehrzahl fügt sich den Anordnungen und übertritt sie nicht, es fehlt aber noch viel, daß sie des Segens, den ihnen das Wohnen auf dem Institute gewährt, recht froh würden und seine Früchte in einer wahrhaften Heiligung bewiesen. Daß das bei den Heiden noch nicht der Fall ist, versteht sich von selbst; daß es aber auch vielen christlichen Einwohnern daran gebricht, zeigt, wie das neue Leben bei ihnen noch gar schwach ist. Grobe Sünden kommen verhältnißmäßig selten vor und nur in wenigen Fällen muß von dem Rechte der Ausweisung Gebrauch gemacht werden; leichtere Strafen werden aber oft verhängt und das ist selten, daß der Amtmann einmal eine Woche hat, in der nicht Klagen bei ihm anhängig gemacht werden.

Der Mangel an rechtschaffenen Früchten des neuen Lebens tritt besonders in den im Allgemeinen ärmlichen Verhältnissen hervor, in denen die allermeisten Leute leben. Es ist wahr, sie haben mit mancherlei Hindernissen ihrer äußeren Existenz zu kämpfen und es ist oben angedeutet, welchen Unfällen namentlich

der Landbau in Afrika unterworfen ist. Allein es giebt unter ihnen welche, die ihr gutes Auskommen haben und immer weiter kommen. Das sind die guten Wirthe, die eben den Beweis führen, daß es mit den andern auch viel besser stehen könnte, wenn sie sich danach hielten. Aber die Sorglosigkeit, mit der diese Braunen in die Welt hineinleben, der fast gänzliche Mangel einer umsichtigen, sparsamen Haushaltung, der bei den allermeisten herrschend ist und der ganz enorme Leichtsinn, mit dem sie Schulden machen, läßt sie auf keinen grünen Zweig kommen. Hiermit hängt auch das überaus ärmliche und malpropre Aussehen des Dorfes zusammen. Die Missionare haben den Plan der Anlage mit Umsicht und Verstand gemacht, haben auch die verschiedensten Mittel versucht, den An- und Ausbau des Dorfes nach diesem Plane mit ordentlichen Mauerhänsern von den Leuten ausführen zu lassen, aber überall sieht man angefangene, aber unvollendet stehen gebliebene Häuser. Einige haben ihre Mauerhäuser und das sind wieder die tüchtigen Leute, die sich in allen andern Beziehungen hervorthun; die meisten leben noch in ihren schlechten afrikanischen Pontokken. Sie wollen alle und möchten gern ihre Mauerhäuser haben und wenn die Mission dieselben bauete, so wäre es ihnen schon recht; aber selber sie aufzuführen, dazu fehlen ihnen die Ausdauer und auch die Mittel, die sie haben könnten, wenn sie das Ihre zu Rathe hielten. Doch ist in der neuesten Zeit in dieser Beziehung mancher Fortschritt gemacht worden. Aehnlich ist es auch mit den Handwerkern auf Amalienstein. Einige Schuster abgerechnet, ist noch nicht viel davon zu sehen. Ein Schmied war da, ist aber jüngst davon gezogen. Das Schneidern besorgen die Frauen und Mädchen, welche von der Schw. Schmidt dazu Anleitung bekommen."

Der Herausgeber fand bei seinem Besuche auf Amalienstein im Jahre 1866 den Zustand der Gemeinde genau der obigen Beschreibung entsprechend. Die Amaliensteiner Gemeinde ist eine im Ganzen arme Tagelöhnergemeinde, aus deren Mitte nur einzelne Mitglieder durch einigen Wohlstand sich hervorheben. Zu den letzteren gehörten außer den Pächtern der Vorwerke Waterval und Wolvehuisfontein besonders auch der obengenannte, damals schon auf Ylandfontein unweit der Wohnung des Br. Meyer in einem niedlich eingerichteten festen Hause wohnende Daniel Lakay, ein ordentlicher, frommer und umsichtiger Mann.

Die Leitung des Kaufladens durch Br. Häse entsprach nicht den gehegten Erwartungen. Häse mußte im Jahr 1863 nach Anhalt-Schmidt versetzt werden und übergab das Geschäft dem von Pniel herbeigerufenen Colonistenbruder, Kaufmann Elfert, ziemlich stark verschuldet. Elfert aber hat das Geschäft mit so viel Geschick, Treue und Umsicht verwaltet, daß nicht nur die Schulden bezahlt, sondern auch neue Bauten (auch der Bau der Mühle) aus den Erträgen des Ladens aufgeführt werden konnten,

und daß bedeutende Ueberschüsse aus dem Reinertrage des Geschäfts in die Hauptkasse alljährlich abgeführt werden können. Seine Frau hat ihm hierbei die treueste und werthvollste Hülfe geleistet, und als das weit und breit berühmte und gesuchte Geschäft immer weiter sich ausdehnte, so daß Commanditen in den benachbarten Ortschaften Calitzdorp und Ladysmith angelegt werden konnten, sind dem Bruder Elfert die beiden Brüder Pfeil, Brüder seiner Frau, als Gehülfen beigegeben worden, welche noch heute ihres Amts mit Umsicht, Treue und Erfolg warten.

---

14. Die innere Entwicklung der Station Amalienstein. Außenstationen.

Die innere Entwicklung der Station hat ihren ungestörten, friedlichen Fortgang genommen. Große Ereignisse und Erschütterungen haben nicht stattgefunden, das geistliche Leben ist bisweilen matter, bisweilen angeregter gewesen, das Wort Gottes und die heiligen Sakramente sind regelmäßig in zahlreichen Sonntags- und Wochengottesdiensten verwaltet worden, und es haben sich allzeit Seelen gefunden, die durch diese geistliche Thätigkeit angeregt, erweckt und gewonnen worden sind, und ihre Glaubenskraft und das Maß ihres geistlichen Lebens in höherem oder geringerem Grade bekundet haben. Besonders lebhaft ist das Verlangen nach dem Heil in Christo bei den Taufbegehrenden, bei den Neugetauften und bei den Sterbenden, zum Theil in tief ergreifender Weise hervorgetreten, wie wir hiervon weiter unten etliche Einzelfälle aufführen werden.

Ein Hauptaugenmerk ist von vornherein auf die Schuljugend gerichtet gewesen, deren Zahl zwischen 150 und 200 schwankte. Da für diese Aufgabe die Kräfte des uns aus Zoar gefolgten Theophilus Grunewald nicht ausreichten, wurde 1859 der auf dem Lehrerseminar zu Pyritz tüchtig vorbereitete Br. Heese nach Amalienstein gesandt, der zugleich die Aufgabe erhielt, eine sogenannte Erziehungsschule einzurichten, in welcher die heranwachsenden Kinder unserer afrikanischen Missionare die Grundlage einer wissenschaftlichen Bildung, etwa bis zur Reife der tertia gymnasii, legen sollten.

Die eigentliche Stationsschule zerfiel in zwei Abtheilungen, die sogenannte Juvenils- und die Infantsschule, deren Pensa ungefähr denen einer guten preußischen zweiklassigen Volksschule entsprachen, nur daß außer der holländischen auch noch die englische Sprache — als Sprachen des Landes in den Lehrplan mit aufgenommen wurden. Die sehr tüchtigen Leistungen der Schule verschafften ihr seit dem 1. Septbr. 1861 von Seiten der

englischen Regierung eine jährliche Unterstützung von 50 Pfd. St. (333 Thlr.), welche mit der Zeit, da auch die Nähschule, die Präparandenschule und das Erziehungsinstitut unterstützt wurden, noch um mehrere hundert Thaler sich erhöhte. Da in den von der englischen Regierung also unterstützten Schulen der Religionsunterricht grundsätzlich ausgeschlossen ist, mußte derselbe in eine Zeit außerhalb des geordneten Lectionsplans verlegt werden, d. h. die Schule wurde eine Stunde früher begonnen, der Religionsunterricht blieb aber selbstverständlich für die Kinder der Platzbewohner, Christen und Heiden, obligatorisch. Eine Hauptaufgabe für den Leiter des gesammten Schulwesens blieb die Heranbildung von Helfern und Helferinnen aus der Zahl der Schulkinder selbst, und es sind deren allzeit eine Anzahl, die auch nach vollendeten Schuljahren mit einem kleinen Gehalt angestellt blieben, vorhanden gewesen und haben gute Dienste geleistet. Als unser in Gnadenthal gründlich vorgebildeter und sehr tüchtiger schwarzer Schulmeister Theophilus Grunewald im Jahr 1862 dem Bruder Prietsch als Schullehrer für dessen neu angelegte Station Anhalt-Schmidt folgte, wurde an seiner Stelle der Katechet Br. Kallenberg angestellt, welcher im Februar 1863 in Amalienstein eintraf, aber bereits nach wenigen Jahren zur Unterstützung des Br. Zerwick nach Pniel versetzt wurde.

Die Gemeinde erbaute im Jahr 1864 ein geräumiges Schulhaus auf eigene Kosten, dessen Mauern bei einem Umbau im Jahr 1872 zur Höhe von 12 Fuß, ebenfalls auf Kosten der Gemeinde, erhöht worden sind, so daß für die Schulkinder schöne luftige, mit gothischen Fensterbogen versehene Zimmer vorhanden sind.

Die Leistungen der Schule sind von Anfang an über das gewöhnliche Maß hinausgegangen, so daß der englische Schulinspector (superintendent of education), welcher von Zeit zu Zeit zur Revision kommt, allzeit sein ungetheiltes Lob ausgesprochen hat. Der Herausgeber, welcher sie im Jahr 1866 revidirte, stellt sie den besseren zweiklassigen Volksschulen Preußens gleich, nur daß für das Rechnen die harten Hottentottenköpfe nicht recht offen sind; desto schöner aber sind ihre Leistungen im Singen.

Auch die Erziehungsschule, an der außer dem Br. Heese auch die übrigen Brüder der Station arbeiteten, hat tüchtige Resultate geliefert. In derselben wurden die Zöglinge unterrichtet in der Bibelerklärung, im Englischen, Holländischen, Deutschen und Lateinischen, etliche auch im Griechischen, dazu in der Geometrie, Geschichte, Geographie, Naturlehre, Naturgeschichte, Kirchengeschichte, Algebra und Logarithmen. Dieses Erziehungsinstitut mußte indessen, da die Schwierigkeiten und Kosten der weiten Reisen für die auf so weitem Flächenraum zerstreuten Missionare unserer Gesellschaft sich als unüberwindlich erwiesen, und des-

halb die Zahl der Zöglinge zu unbedeutend war, wieder aufgegeben werden. Der Herausgeber fand im Jahr 1866 nur noch einen einzigen Zögling, Carl Meyer, dessen Prüfung die Reife für Ober-Tertia eines preußischen Gymnasii ergab. Mit ihm starb diese Schule aus.

Außer diesen beiden Hauptschulen unterhielt die Schwester Schmidt eine Nähschule für die Frauen und heranwachsenden und erwachsenen Mädchen, welche durchschnittlich 50—60 Schülerinnen zählte und für die Bekleidung eines großen Theils der Stationsglieder sorgte.

Die Gemeinde wuchs von Jahr zu Jahr, indem alljährlich eine Anzahl Erwachsener und Kinder, theils zu Pfingsten, theils zu Weihnachten getauft wurden, bis späterhin, seit der in ihr entstandene Missionsverein am 6. Juni 1864 sein erstes Missionsfest gefeiert hatte, und dasselbe alljährlich wiederholt wird, die Heidentaufen meistens mit diesem verbunden worden sind. Die Gemeinde hat aber auch bei außerordentlichen Gelegenheiten ihre Opferwilligkeit an den Tag gelegt, indem sie z. B. zur Zeit der Hungersnoth im Kafferlande über 13 Pfd. St. — an 90 Thlr. für die Hungernden collektirte, und zum Bau des neuen Missionshauses in Berlin Kopf für Kopf ihren Beitrag einsandte. Der Missionsverein hat einen jährlichen Beitrag von 100—150 Thlr. an unsere Hauptkasse abgeführt.

Bei der Taufe der Erwachsenen wurde von unseren Missionaren mit großer Vorsicht verfahren.

„Die Erfahrung, so schreiben sie, lehrt, daß man nicht vorsichtig genug sein kann mit der Zulassung zur Taufe, da trotz aller Beobachtung, die jeder Bruder an seinem Theile sich angelegen sein läßt, es doch vorgekommen ist, daß Unwürdige das Sakrament empfangen haben.“ Darum hat sich bei den Besprechungen als Regel herausgebildet, daß jeder Bruder gewissenhaft über jeden Täufling sein Urtheil abgiebt. Nur diejenigen kommen zur Taufe, welche die Stimmen aller Brüder haben; wird auch nur von einem Bruder irgend ein berechtigter Einwand erhoben, so kommt der Betreffende nicht zur Taufe. Es läßt sich ja denken, daß bei dieser ernsten Sache alles als vor dem Angesichte des Herrn vor sich geht, und daß auch der Stations-Vorsteher, welcher die einzelnen aus dem Unterrichte und der sonstigen Seelsorge kennen muß, das Wort sprechen wird, welches am meisten gilt. Die Namen derer, über welche man sich geeinigt hat, werden dann acht Tage vor Pfingsten im Gottesdienste vorgelesen, und es ergeht die Aufforderung und Ermahnung an die Gemeinde, „so Jemand etwas wüßte gegen diese Personen, das eine Ursache sein könnte, ihnen die Taufe zu weigern, er solches um der Kirche und des eigenen Gewissens willen anzeigen möchte, sonst aber fleißig Fürbitte thun.“ Erfolgt auch aus der Gemeinde kein Einspruch, so werden die

Täuflinge am Sonnabend vor dem Feste in der Kirche versammelt, und eine Andachtsstunde wird zu ihrer Vorbereitung gehalten."

Auf diese Weise ist die Seelenzahl der Amaliensteiner Gemeinde im Laufe der Jahre bis auf ungefähr 600 herangewachsen, Heiden sind nur noch wenige am Orte, die Missionsstation ist sonst gänzlich zu einer christlichen Gemeinde umgestaltet und nimmt je länger, je mehr den Charakter einer solchen an.

So arm die Gemeinde im Ganzen ist, so bereitwillig ist sie, an den Gemeindelasten beizutragen. Im Jahr 1873 hat sie an Beiträgen 1125 Thlr. aufgebracht, eine im Verhältniß zu der Armuth und der geringen Zahl der Bewohner höchst bedeutende Summe (an Zehnten Pfd. Sterl. 73. 7. 9, an Stationsbeiträgen Pfd. Sterl. 9. 4. 6, an Missionsbeiträgen Pfd. Sterl. 25. 10, an Kirchenbeiträgen Pfd. Sterl. 35. 13, an Arbeiten für den Schulhausbau Pfd. Sterl. 30; in Summa Pf. Sterl. 173. 15. 3 oder 1125 Thlr.)

In dem Maße, als die Zahl der Heiden auf dem Platze selbst abnahm, mußten unsere Brüder darauf bedacht sein, das Missionsnetz weiter hin auszuwerfen; es wurden daher drei Außenstationen eröffnet, Rietvley, Koufeld und Kalitzdorp; die erstere versah Br. Schmidt von Amalienstein aus, die letztere Br. Pauw (s. u.) von Zoar aus. Die Reisen nach diesen 5, 7 und 8 Meilen von Amalienstein entfernten Orten waren mit Schwierigkeiten und Kosten verbunden; indeß sahen die Brüder, denen jede Reise einen Sonnabend, Sonntag und Montag kostete, ihre Arbeit durch die bis zu 80 Seelen zum Gottesdienst sich sammelnden Heiden reichlich belohnt. In Rietvley konnte 1870 der Erstling getauft werden, ein 22jähriges Mädchen Hester Koopmann, deren vier Brüder sofort nach der Taufe sofort auch zum Taufunterricht sich meldeten. Dorthin kamen auch vier in der Colonie arbeitende Bassuto auf sechs Meilen Entfernung zu den Gottesdiensten.

Kouveld mußte nach einigen Jahren wieder aufgegeben werden, da der Bauer, der das Lokal zum Gottesdienste hergegeben hatte, verzog. Die Leute von dort kamen seitdem zu den Gottesdiensten nach dem um zwei Meilen entfernt gelegenen Rietvley. Schwerer, aber auch lohnender war die Arbeit auf Calitzdorp, woselbst die Farbigen, als wir dort anfingen, in großer Zuchtlosigkeit lebten, und namentlich dem Trunke ergeben waren. Seitdem Br. Pauw dort predigt, hat sich ihr sittlicher Zustand nach dem Urtheil der meisten Bewohner, sichtlich gehoben; 25 Seelen (10 Erwachsene und 15 Kinder) von ihnen haben bereits getauft werden können, und da außer ihnen noch eine Anzahl Getaufter aus Amalienstein hinübergezogen ist, so hat sich dort bereits ein kleines Gemeindlein gebildet, dem ein Diaconus Kogelmann vorsteht. Derselbe unterweist die Taufbegehrenden

im Lesen und im Katechismus und hält dem Gemeindlein an den Sonntagen, wo der Missionar nicht dort sein kann, regelmäßigen Gottesdienst mit Gesang, Gebet und Bibelverlesung.

---

15. Einzelzüge aus dem geistlichen Leben von Amalienstein. Adam Stoffels, der Küster.

Nachdem wir die Gesammtentwicklung der Gemeinde Amalienstein bis auf das Jahr 1874 hin gezeichnet haben, bleibt uns noch übrig, eine Anzahl von einzelnen Persönlichkeiten der Gemeinde und Züge aus ihrem Leben in Einzelzeichnung vorzuführen, damit wir auch von den Früchten, die das Wort dort zeitigt, ein anschaulicheres Bild uns entwerfen können. Wir wollen deshalb von einzelnen Taufbegehrenden, Neugetauften und Heimgegangenen jetzt Näheres mittheilen.

a. Taufbegehrende.

Unsere Missionsberichte aus dem Jahre 1863 melden uns von dreien Taufbegehrenden folgendes: Vor acht bis neun Jahren war ein Mann im Taufunterrichte, der seiner Sache nicht gewiß war, ob er ein Christ oder ein Heide sei. Er berief sich auf seinen Vater und auf einen Oheim, die ihm versichert hätten, er wäre als Kind getauft worden. Aber man traute ihm nicht, und er ließ sich darum zum Sakramente vorbereiten. Leider hielt er nicht aus, sondern blieb aus dem Unterrichte weg, und man hörte bald, er wolle eine Christenwittwe, die am Orte wohnte, heirathen. Er kam und bat bei dem einen der beiden Missionare, die wir damals auf Amalienstein stehen hatten, um das Aufgebot. Derselbe hielt ihn für einen Heiden und lehnte es ab, ihn aufzubieten. Der andere Missionar schenkte ihm vorläufig Glauben und bot ihn auf, wünschte aber zur Trauung den Taufschein herbeigeschafft zu sehen. Der Mann schrieb nun an seinen Geburtsort, wo allerdings ein Kirchenbuch nachgeschlagen werden konnte, aber sein Name fand sich nicht. So blieben die Brautleute aufgeboten und konnten nicht getraut werden. Allgemach ward es ihnen zu lange, und sie zogen zusammen, was bis dahin noch nicht geschehen war. Auch gelang es ihnen, von einem benachbarten Geistlichen der Colonie, den sie wahrscheinlich hintergingen, die Trauung zu erschleichen. Eine Schlägerei mit einer andern Familie des Platzes ward dann vor sechs Jahren der Grund, daß sie auf ein halbes Jahr von Amalienstein verwiesen wurden. Sie blieben aber länger fern, nämlich vier Jahre, dann stellten sie sich wieder ein und pachteten eine Feldmark in der Nähe. Seitdem kam etwas geistliches Leben in die Familie. Die Frau hielt sich zur Kirche. Der älteste Sohn

erster Ehe ward vorige Pfingsten getauft. Drei Töchter, die wohl schon in der Jugend mit dem Sakramente versehen sind, gehen gegenwärtig in den Confirmandenunterricht. Da hat es endlich dem Manne keine Ruhe gelassen. Er trat am Anfang des Februar beim Missionar ins Zimmer und bat, ihm doch „dazu zu verhelfen, daß er in die Gemeinde komme, da ihm sein Draußenstehen unerträglich werde." Der Missionar hörte den Bericht über sein Leben ruhig mit an und entschied: „Da du dein Taufzeugniß nicht beschaffen kannst, muß ich dich für einen Heiden ansehen. Ich fordere dich auf, zum Unterrichte zu kommen, damit du zum Empfange des Sakramentes vorbereitet werdest."

Die beiden nächsten sind zwei ganz alte Leute, ein Ehepaar. Der Mann zählt sechs und achtzig Jahre, er ist der zweitälteste Greis auf Amalienstein. (Der allerälteste weiß sein Alter nicht anzugeben, ist aber augenscheinlich älter als der genannte. Seine Urenkel haben schon Kinder. Er ist ein treuer Christ und steht ohne Zweifel wie ein Patriarch im Kreise seiner großen Familie.) Der Sechsundachtziger ist also im Monat Mai krank gewesen, und als er das erste Mal wieder aufsteht, läßt er seinen ersten Gang den Weg nach dem Hause des Lehrers sein, dem er sein Gesuch vortragen will, daß er in den Taufunterricht eintreten dürfe. Der Missionar hatte ihn für todtgepredigt gehalten. „Es fehlt ihm", so schreibt er über ihn, „keineswegs an Erkenntniß, sondern er kann ganz schön reden, daß man denken sollte, er sei ein Christ." Nun kam er und brachte seine Bitte etwa folgendermaßen vor. „Guten Morgen, mein Herr. Der alte Willem Jefta kommt auch. Ja, mein Herr, die Welt hat mich gefangen, verblendet, betrogen." Der Missionar: „Alter, glaubst Du das nun und erst so spät?" Antwort: „Ja, sie hat mich siegreich festgehalten, aber ich werde sie wieder besiegen, denn sie hat mich betrogen." Der Missionar: „Aber wie willst Du das anfangen?" Antwort: „Ich werde zum Herrn fliehen, der ruft mich und wird den alten Willem nicht verschmähen, wenn er angekrochen kommt." Im Verlaufe der Unterredung wurde er gefragt, ob er im Taufunterrichte auch in seinen alten Tagen noch was lernen würde, und er antwortete: „Mein Herr, der alte Willem ist alt, aber der Herr wird ihm die Ohren öffnen." Nun trug ihm der Missionar auf, er solle mit seinem Weibe Sarah reden, ob sie nicht auch zum Unterrichte sich einstellen wolle: „Ihr beide seid mit einander grau geworden und habt mit einander der Welt gedient: ihr müßt nun auch mit einander den Herrn suchen!" Den Auftrag hat der Alte ausgerichtet. Der Missionar ist dann selbst zu ihr gegangen und hat mit Ernst und Liebe zugeredet, sie möchte doch mitkommen. Und richtig, als er Mitte Juni seinen Taufunterricht beginnen will und in die Stube tritt, wo diese wunderbarste aller Arten von Schülern seiner harren, findet er unter den versammelten

Seelen beide, den Greis und die Greisin. Eine seltene aber überaus köstliche Frucht unserer Missionsarbeit! Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren!

Das letzte ist aber doch noch preisenswerther. Im letzten Jahre hatte der Missionar einen Ackerknecht (Jan van Zyl), einen „echten Heiden, voll Körperkraft und feurigen Gemüthes, aber dem Trunke ergeben.“ Er hielt ihn „noch für zu stark zur Bekehrung.“ Der Mann war der letzte Ueberrest von Heidenthum in seiner Familie. Seine Eltern und sämmtliche Geschwister sind Christen. Sein Weib ist eine Christin. Seine Kinder sind getauft. Er selbst ist auch vielfältig zu den Gottesdiensten mitgenommen worden und gegangen. An unmittelbarer Anwendung des Wortes Gottes auf sein Herz hat es auch nicht gefehlt. Aber er hatte sich bisher hartnäckig verstockt. In hohem Grade jähzornig, suchte er immer eine Klage bei dem Missionar anzubringen, wenn er seine Rache an einem Beleidiger nicht hatte anbringen können. Vor Wuth zitternd und bebend trug er dann seine Sache vor. Vor einigen Monaten hatte er seine Frau geprügelt und war so böse geworden, daß er sie todt stechen wollte. Zum Glück kamen Leute herzu und verhinderten es. Was that er da? Er ging in seinen Stall und erstach sein Schwein, um doch seiner Mordlust Genüge zu thun. Dieser Mann erschien am 17. Juni vor unserem Missionar. Er war wieder todtenbleich und innerlich sehr erregt. Der Missionar dachte nichts anderes, als daß wieder irgend eine Anklage gegen seine Frau herauskommen werde. Und er traute seinen Ohren kaum, als die Bitte um Aufnahme in den Taufunterricht laut wurde. „Gott sei Dank,“ schreibt er, „dieses Mal war sein Zittern ein Gott wohlgefälliges, das auch mir außer Maßen gefiel, da es durch ein heilsames Schrecken Gottes wegen seiner Sünden erzeugt war.“ Denn also lautete ungefähr die Erzählung des Mannes: „Ich bin vor mehreren Wochen vier Stunden von hier in Arbeit getreten und habe mich dort ganz unmäßig betrunken. Darauf bin ich ganz ungewöhnlich krank geworden und habe ein und zwanzig Tage lang zwischen Tod und Leben geschwebt. In dieser Zeit hatte Gott mit mir eine Wiederholungsschule gehalten. Er hat mich an sehr vieles erinnert, an meine Schuljahre, an meine christliche Erziehung, an meine Eltern und Geschwister, an mein Weib, daß sie alle Christen sind, an meine getauften Kinder, an die vielen, vielen Predigten, die ich gehört und überhört habe, an die vielen Ermahnungen, die ich von den verschiedenen Lehrern, von meinen Eltern, von meinen Freunden empfangen habe, an meine eigene Störrigkeit, Gottlosigkeit, Trunkenheit, Undankbarkeit. Ich habe mich auf meinem elenden Lager in Schmerzen gewunden. Ich habe die Hölle gefühlt. Ich habe zu Gott geschrieen, Er möge nur noch dieses Mal meiner verschonen. Ich habe heilig gelobt, nun Christum zu suchen. Vor einigen Tagen bin ich hierher

zurückgekehrt. Noch bin ich nicht wieder hergestellt. Aber ich will mein Gelübde erfüllen. Ich bitte Dich, Lehrer, Du wollest mich zur Taufe vorbereiten." Also der Mann! Und der Missionar? Der sagt in seinem Tagebuche: „Zu Nutz und Frommen dem, der es sich will dazu dienen lassen, habe ich dies aufgeschrieben und füge hinzu: Da diese Art nicht ausfährt denn durch Fasten und Beten, so helfe Jeder, der fasten und beten kann!"

b. Neugetaufte.

Von zweien der im ersten Halbjahr 1860 getauften 19 Erwachsenen schreibt Br. Schmidt:

„Jeremias Jefta, früher Assaf, ein Mann mit grauen Haaren, der lange todt in Sünden war, als er aber erwachte, erwachte er recht; ich habe große Freude an ihm gehabt im Unterrichte und hege die Hoffnung, daß er den Rest seiner Tage zur Ehre des Herrn verleben wird. Er bat mich nach der Taufe mit Thränen, der Gesellschaft seinen tiefgefühlten Dank auszusprechen, dafür daß sie Lehrer hierhergesandt, welche seine Bitte ich hiermit gern erfülle. —

Jacobus Piceur, früher Kobus, ein Mann von ungefähr 50 Jahren, der als Heide sehr trotzig war, aber als seine Buße durchbrach, auch den Trotz verließ, und gesund und krank den 1½ Stunde weiten Weg regelmäßig zum Unterrichte kam. Er bat, ihn auch nach der Taufe an dem Unterrichte Theil nehmen zu lassen, weil, wie er sagte, diese Stunden sein Labsal gewesen, und er mit Heißhunger auf das Läuten der Glocke gewartet. Er ist der Mann der weiter unten genannten Maria."

„Am zweiten Pfingsttag 1864, so melden unsere Berichte, „saßen fünf am Altare und empfingen das heilige Sakrament, ein Greis, zwei Männer, ein Jüngling und eine alte Frau. Der Greis war ein Achtziger, Jeremias Demas mit Namen. Er hat ein Leben hinter sich, wie es am Cap viele erlebt haben. Als Kind von Sklavenhändlern an der Westküste Afrikas geraubt, nach der Capkolonie verkauft, aus einer Hand in die andere, herumgestoßen und herumgetrieben, dann durch die Sklavenbefreiung sein eigener Herr, aber im Dienste der Bauern geblieben, darin alt und grau geworden, zuletzt vor Alterschwäche zu allem Dinge unbrauchbar, daß ihn keiner mehr behalten wollte! Da suchte er auf Amalienstein Zuflucht. Und hier dingte ihn der Herr um die elfte Stunde. Als ihn unser Missionar vor der Taufe fragte: „Alter Vater, was denkst du nun die übrige Zeit deines Lebens zu thun? antwortete er in einem offenherzigen Tone wie ein Kind: „Christum lieb haben!" Gott schenke es ihm! Die Greisin, welche die Reihe schließt, ist die Frau eines alten Mannes, der auch noch in seinem höchsten Alter um Aufnahme in den Unterricht bat, aber dann bald in großer Schwachheit wegstarb. Dieselbe hatte anfangs ihren Ehemann gar nicht

begleiten wollen, aber sie wurde genöthigt, denn ihm wurde es vorgehalten: „Ihr beide seid mit einander grau geworden und habt mit einander der Welt gedient, ihr müßt auch mit einander den Herrn suchen." Da war sie denn zur Unterweisung gekommen, hatte sie weiter mit Willigkeit und Treue besucht, und war nun, während ihr Mann ungetauft dahin gegangen ist, zum Empfange des Sakramentes gelangt. Sie bekam den Namen Katharina, und Schmidt schreibt über sie: „Sie ist eine Seele, die man bei der Hand fassen und leiten muß!"

c. Heimgegangene.

Der Gottesacker von Amalienstein birgt unter seinem grünen Rasen manch edlen Saamen. Eine große Anzahl von den seit dem Beginn unserer Arbeit auf Zoar dort und in Amalienstein getauften 1520 Seelen hat Treue gehalten und harrt der Auferstehung der Gerechten. Wir können, um unsere Mittheilungen nicht allzuweit auszudehnen, hier nur eine geringe Auslese halten.

1. Janette Heuwage, eine alte, blinde, treue Christenwittwe von zwei und achtzig Jahren, entschlief heute Morgen vor dem Gottesdienste, während ich mit ihr betete, gar sanft in dem Herrn, um einen schöneren Sabbath im besseren Heiligthume zu feiern als wir hienieden. Sie war diese sechs Jahr über, daß ich hier bin, blind und krank. Und los von der Erde war sie bemüht, wie sie sich auszudrücken pflegte, ihren Platz im Himmel zu bewahren. Der Herr gebe ihr eine selige Urständ!

2. Elias van Deventer. Br. Schmidt schreibt von ihm: „Er war einer der besten Einwohner Amaliensteins, sparsam, thätig und ordentlich, weshalb er auch einer der Reichsten unter den Armen war. Er ist auch ein treuer Christ gewesen, und zwar seit 1846, also mehr als 19 Jahre hindurch; das Vertrauen der Missionare hatte ihn zum Corporal gemacht vor mehr als zehn Jahren, in welchem Amte er sich vor Anderen bewährt hat."

3. Abraham Julies. „Hundert Jahr begnadigt Gott, sagt das Sprüchwort; und es ist bei uns wahr geworden an dem alten Abraham Julies, der in Frieden und Gnade Gottes zur Ruhe gegangen ist. Im Jahre 1795, als die Engländer hergekommen, war er ein Mann, der heirathen konnte. Seine Familie ist groß. Drei Söhne sind Greise; auch einer seiner Enkel ist ein Greis. Enkel hat er viel und Urenkel noch viel mehr, auch schon Ururenkel. Im Juli starb ein Urenkel von 26 Jahren, und vor mehreren Jahren ein Urenkel von 32 Jahren. Sein zweiter noch lebender Sohn ist 80 Jahre und heißt, wie sein Vater, Abraham. Er war der Großvater aller Familien auf Amalienstein. Ich habe sie alle durchforscht, und finde keine einzige, mit der er nicht durch seine Kinder, Enkel oder Urenkel in Verwandtschaft stände. Der alte Mann war zuletzt bei einem seiner Enkel in Pflege. Doch

denke man sich die Pflege nicht zu groß; denn Armuth ist der Haushofmeister. „Da liegt der Greis auf dem Erdboden," schreibt Bruder Schmidt von einem Besuch bei ihm kurz vor seinem Tode, „ein Arm voll Binsen mit einem alten Sack darüber ist sein Bett, ein alter Sack sein Deckbette. Seine Garderobe besteht aus einem Hemd und abgetragenen Beinkleidern von mir, einem Paar Strümpfen von meiner Frau, einer Zipfelmütze von Schwester Meyer und einem Paar gewesener Feldschuhe. Dazu besitzt er einen hölzernen Pfeifenkopf, in dem ein Stück Schilfrohr als Mundstück steckt. Dies sind seine irdischen Reichthümer. — Glücklich, daß er in Gott reicher ist, und obendrein zufrieden mit seinem Loose. Ich fragte ihn: Alter Vater, bist Du auch Deiner Seligkeit gewiß? Und er gab mir eine Antwort, die nicht Jedermann versteht; nämlich also: „So ganz gewiß, das weiß ich doch nicht; ich hoffe aber, denn ich habe das Gute gehalten!" Das klingt für fremde Ohren wahrscheinlich selbstgerecht, aber er will damit sagen: Das Gute (d. h. das Evangelium von Gottes Gnade in der Gabe seines Sohnes) habe ich angenommen und festgehalten; oder wie St. Paulus sagt: Ich habe Glauben gehalten. — Nun, dies hat der Alte wahrlich alle die dreizehn Jahre, die ich ihn kenne, und ist darin glücklich und zufrieden gewesen! Körperlich ist er noch bis zum Winter rüstig und arbeitsam gewesen; dann wollte der Leib doch nicht mehr. Sein Geist dagegen ist ungeschwächt geblieben, und sein Herz treu im Glauben bis ans Ende.

4. Jefta Johannes (begraben den 23. März 1870), ungefähr 80 Jahre alt, seit Wiedervereinigung Zoars und Amaliensteins Diacon in der Gemeinde. Mit ihm verliert die Gemeinde ein ausgezeichnetes Glied, sein Charakter war edel, und seine Gottseligkeit leuchtend. Auch er fiel als ein Opfer des Fiebers.

5. Andrina Adams, eine 70jährige Frau, ein stilles Gemeindeglied. Br. Pauw betete mit ihr noch. Dann sagte sie „overwonnen" (überwunden). Fünf Minuten darauf war sie zu Hause.

6. Klaas Buschmann. 15. November 1872. Nicolaus Buschmann ist heut im Glauben an seinen Erlöser gestorben, und zwar sehr schnell; wohl war er die letzten Wochen nicht ganz gesund, aber doch auch nicht erheblich krank. Er ging die letzte Nacht aus seiner Hütte, und konnte dieselbe nicht wiederfinden. Da rief er nach seiner Tochter, was andere Leute hörten, die ihm zurecht halfen. Die Nacht war finster und kalt. Als er wieder in der Hütte war, sagte er zu seiner Tochter: Ich sterbe und gehe zu meinem Vater Oben; und ehe der Morgen graute, war er eine Leiche.

Dieser Buschmann war so recht das Bild von Verkommenheit der Seele im Heidenthum, nur ganz wenig über die Thiere erhaben.

Von Kind auf ist er umhergeschwärmt, oder als Rinderwächter beschäftigt gewesen. Von Gott und seinem Wort hat er nichts gewußt, und wenn er es ja einmal gehört, so blieb es ihm etwas durchaus Fremdes. Er kam so halb als Sclave eines Hottentotten hier in unsre Nähe, und hatte nun öfter Gelegenheit, das Wort zu hören, aber er war zu stumpf für dasselbe. Da geschahe es, daß seine Tochter mit ihrem Manne hierherzog, und er mit ihr, und es geschahe weiter, daß der Herr dieser Tochter das Herz erweckte, daß sie Acht hatte auf das Wort und dasselbe glaubte. Da hat sie es denn dem Vater in ihrer Weise wieder gesagt, und der Alte bekam nun auch Verlangen getauft zu werden. Er besuchte in Wind und Wetter treulich den Unterricht, aber verstehen that er wenig. Sein Sündenelend fühlte er mehr, als daß er es beschreiben konnte, und die große That der Erlösung ahnte er mehr, als daß er sie verstand, sein Geist war dafür zu stumpf und abgelebt.

Im Mai wurde er mit seiner Tochter zusammen getauft; der erste Buschmann hier. — Die Tochter hat guten Verstand und beträgt sich lobenswerth. Es ist also nicht die Buschmann-Natur an sich, die so stumpf ist, daß man an dem Volk verzagen möchte; sondern es ist das Alt- und Grauwerden ohne Gott in der Verachtung aller Menschen obendrein; denn einen Buschmann verachtet Jedermann, und er selbst lebt in der Wüste wie das Gethier.

Wir wollen unsere Sterbeliste schließen mit der ausführlichen Lebensbeschreibung eines Mannes, der vor Anderen Treue gehalten hat bis in den Tod, und der zu den köstlichsten Früchten gehört, welche unsere Mission in Afrika zeitigen durfte, des alten Küsters von Zoar und Amalienstein.

Adam Stoffels

wohnte unweit Zoar und war ein Heide, wie andere Heiden. Nur in einem Stück war er doch ein anderer, denn als ein gläubiger Bauer in seiner Nähe seinen Dienstleuten aus Gottes Wort erzählte, da kam er auch heran, um zu hören, was das Wort sage. Und da hörte er von einem Kinde, das von einer Frau geboren worden sei, welches einen großen Schatz habe. Er horchte hoch auf; von dem Schatz und von dem Kinde hätte er gern mehr gewußt, und kam deshalb immer wieder und wieder zu dem Bauer in den Gottesdienst. Und als er nun gar hörte, auf Zoar habe ein Missionar sich niedergelassen, der nur für die farbigen Leute Gottesdienst halte, da hielt ihn nichts zurück. Er war einer der ersten, die den Gottesdienst unseres Br. Gregorowsky regelmäßig besuchten, ja einer der ersten, die ihm ihr Verlangen nach dem Heil in Christo kundthaten und darum auch einer unserer vier Erstlinge, die am Weihnachtstage 1839 durch unseren Br. Gregorowsky getauft wurden.

Als dieser durch den Br. Radloff ersetzt wurde, zog das einfältige, schlichte Wesen des frommen Mannes diesen bald an; er zog ihn näher an sich, und machte ihn zum Küster von Zoar. Hören wir, was Radloff damals von ihm schreibt:

„Er ist verheirathet und hat fünf Kinder. Seine Frau ist auch von Bruder Gregorowsky getauft. Bald nach meiner Ankunft hier machte ich ihn zum Küster, seit welcher Zeit er auch beinahe stets in meinem Dienst war, und in meinem Garten arbeitete. Ich hatte also Gelegenheit, ihn mehr als zwei Jahre zu beobachten, kann ihm aber kein anderes Zeugniß geben, als daß er in allen Stücken unsträflich gewandelt hat; dies Zeugniß müssen ihm selbst die Bauern und alle Einwohner von hier geben. Und da er selbst in dem für so Viele schwierigen Verhältniß eines Dienstboten zu seinem Herrn, wo so vieler Dienstboten Christenthum sich als schwach offenbart, sich so exemplarisch bewiesen hat, so habe ich ihn, nebst seiner Frau und Kindern, zu mir genommen, werde ihm ein Haus neben dem meinigen bauen lassen, und hoffe, daß er wohl nicht sobald aus meinem Dienst kommen wird. Wiewohl ich mich nur als ein Freund zu ihm stelle, so übertritt er doch nie die Schranken seines Verhältnisses. Er ist so treu im Kleinen, daß er keinen Gang weggeht, ohne erst zu fragen. Obgleich er körperlich nur schwach ist, so arbeitet er durch seinen anhaltenden Fleiß, wenn nicht mehr, doch wenigstens eben so viel als der stärkste. Was aber das Köstlichste ist, daß dies Alles Früchte seines lebendigen Glaubens und seiner innigen Liebe zu dem Heilande sind. Er war einer von denen, die nach der Capstadt waren, ja er war es, der dem Wagen voraus zwei Tage und Nächte lief, um nur den Sonntag hier zu sein, und die freudige Botschaft von meinem Bleiben auf Zoar zu bringen, wovon ich in meinem frühern Bericht meldete. Da er als Küster bei dem Unterricht der Taufcandidaten und bei jeder gottesdienstlichen Handlung zugegen ist, so hat seine Erkenntniß der christlichen Wahrheit sehr zugenommen. Seine liebste Beschäftigung in den Mußestunden ist das Lesen der heiligen Schrift. An jedem Sonnabend Abend hält er in der Kirche eine Erbauung, wo ich mich, aber besonders meine liebe Frau, die mehr gegenwärtig war, schon recht oft sich erbauet hat. Auch hält er bei den Begräbnissen der Ungetauften und in den Betstunden meistentheils die Erbauung; und da er auch so wandelt, wie er spricht, so hat Alt und Jung Achtung vor ihm. Auch Bruder Fichardt hat sich an seinem ganzen Wesen und in seiner Erbauung recht erquickt. Kurz, ich bin fest überzeugt, daß Adam hunderte von Christen tief beschämt, und daß er einst mit zu denen gehören wird, die vom Morgen und vom Abend kommen werden, vor denen die Kinder des Reichs zurückstehen müssen. Sein Verlangen nach dem Herrn, so wie seine himmlische Freude ist oft sehr groß.

Es läßt sich denken, was für ein Schmerz die Seele eines solchen Mannes durchziehen mußte, als es mit einem mal (November 1843) hieß, der allseitig geliebte Missionar solle der Gemeinde genommen werden. Adam war deshalb einer der ersten, der den Gedanken einer nach der Capstadt zu sendenden Deputation anregte, und selbst Mitglied dieser Deputation geworden, sich den Mühen und Beschwerden der weiten Reise willig unterzog. Wie er nach wohl vollendetem Auftrage die Zeit der Heimreise mit der frohen Botschaft nicht erwarten konnte, sondern zwei Tage und zwei Nächte durchlaufend der Deputation voraus eilte, haben wir oben berichtet.

Sein Küsteramt verrichtete Adam nicht blos äußerlich mit den Händen, sondern während er läutete, gedachte er im Gebet derer, die durch die Glocke zum Worte gerufen wurden. „Schon heute früh, so sprach er sich einst am Charfreitage gegen den Missionar aus, als ich zum zweiten Mal die Glocke läutete, und die Leute so herauf nach der Kirche kommen sah, hatte ich solche Freude, denn ich dachte noch daran, wie ich bei den Bauern war, und keinen stillen Freitag kannte, sondern an dem Tage mit dem Spaten und der Hacke arbeitete; hier auf Zoar habe ich erst vom stillen Freitage gehört."

Wenn dann wieder Jemand aus seinem Volk vom Worte erfaßt wurde, dann gab es einen Jubeltag in der Seele des frommen Küsters.

„Gestern Abend," schreibt Br. Prietsch unter dem 25. Juni 1847, „kam unser Küster Adam Stoffels zu mir und sagte: Ich muß meinem Herrn etwas erzählen. Schon seit 14 Tagen war es in meinem Herzen: In diesen Tagen wird ein alter Sünder mit dem Netz des Evangelii gefangen — ich wußte zwar nicht wer, aber ich dachte auf den alten J., auf welchen ich dann auch Sonntag vor acht Tagen, als Herr Radloff predigte, genau Acht gab; aber ich bemerkte nichts. Als nun vergangenen Sonntag Ihre Reihe war, ward die Stimme: Es wird jetzt ein alter Sünder gefangen, besonders als ich ging, um die Glocke zu läuten, in mir lebendiger als je. Ich dachte wieder an den alten J. und gab auf ihn besonders Acht. Doch ich hatte mich versehen, es hatte einen andern getroffen. Als Sie von dem verlornen Schafe, von seinem verlornen Zustand und seinem großen Elend, in das es sich durch die Sünde gestürzt, sprachen, kam auf einmal ein alter lahmer Mann, der zwar schon lange hier wohnt, der aber erst zum zweiten Male in der Kirche war — man hatte ihn mit Wagen gebracht — auf allen Vieren nach der Kirchthür gerutscht, um hinaus zu kommen. Da dachte ich: Ha, ha, bist du gefangen! Es war mir, als sähe ich die Bande um seinen Leib, die ihn fest hielten, und bedauerte nur, daß er nicht blieb, um auch den Trost zu empfangen. Doch er kam noch zur rechten Zeit wieder. Der alte Mann, fügte er bei, hat

sonst nie von Gottes Wort gesprochen, doch jetzt ist seine Seele voll davon. Er hat sich als das verlorne Schaf erkannt, und die Furcht hatte ihn hinausgetrieben, aber auch wieder hinein.

Mit welcher Wärme und Innigkeit Adam vor seinen Landsleuten vom Heil in Christo zeugen konnte, das bekundet uns eine Ansprache, die er einmal an einem Missionsfeste hielt, und die uns durch den Missionar Prietsch mitgetheilt ist. Sie lautet: „Noch nie ist es mir so klar geworden, so oft Sie auch zu uns über diese Sache gesprochen haben, und noch nie ist es mir so schwer auf's Herz gefallen, als heute, welche Schuld wir dadurch auf uns laden, daß wir noch nicht mehr Hand angelegt an das Werk der Ausbreitung des Reiches Gottes unter denen, die noch in Finsterniß wandeln, Gottes Wort noch nicht haben, und den Weg zur Seligkeit noch nicht kennen. Ja, geliebten Freunde, es ist fürwahr unsre heiligste Pflicht, an diesem Werke des Herrn nach allen Kräften mitzuhelfen, damit noch Vielen, die jetzt noch im Schatten des Todes sitzen, auch, gleich uns, die Sonne der Gerechtigkeit aufgehe und so ihren unsterblichen Seelen geholfen werde. Doch wollte ich euch dabei ein ernstes Wort, das mir schon den ganzen Tag auf dem Herzen gebrannt hat, an das Herz legen. Laßt uns doch ja nicht bei unserm Wirken vergessen, was Apost.-Gesch. 5 von Anania und Saphira geschrieben steht, die auch ihr Gut und Geld brachten, und es zu den Füßen der Apostel legten, aber unter dem Vorgeben, daß es Alles sei, doch einen Theil zurückbehielten. Sie erhielten den rechten Lohn für ihre Scheinheiligkeit. Darum laßt uns thun, was wir können, meine Freunde, doch ja mit einem recht aufrichtigen Herzen an dies Werk zu gehen. Nicht um Menschen zu gefallen, oder als Mithelfer mit so und und so viel Geld im Buche zu stehen, sondern laßt uns thun, was wir können, allein um des Herrn willen. Laßt uns dabei den Herrn um Licht und um Seinen heiligen Geist bitten. Denn wenn Er nicht Seine Liebe in unsre Herzen ausgießt, und diese allein uns antreibt, dann sind alle unsre Gaben nichts. Leider ist es nur allzuwahr, daß so lange wir hier in der Kirche sind und das Wort Gottes über uns schwebt, fühlen wir die Kraft desselben und sind von Liebe für die Sache durchdrungen; haben wir aber das Gotteshaus im Rücken, dann fangen wir an zu rechnen und zu entschuldigen, und je weiter von der Kirche weg, desto mehr erkaltet die Liebe in uns. Laßt uns darum ernst und eifrig im Gebete bleiben, damit wir einst aufrichtig erfunden werden vor dem Herrn. Denn wer, wie Ananias, die Hand an den Pflug legt und sieht hinter sich, ist nicht geschickt zum Reiche Gottes."

In seinen hohen vierziger Jahren lernte Adam noch die edle Schreibkunst, und freute sich wie ein Kind, als es ihm erlaubt wurde, auch einmal den lieben Missionsfreunden in Deutschland, denen er sich in innigster Liebe und Dankbarkeit verbunden

wußte, ein Brieflein zu schreiben. Dasselbe ist in seinem holländischen Wortlaut von ihm ganz selbständig aufgesetzt worden, und in der deutschen Uebersetzung, wie folgt mitgetheilt:

Freunde in Deutschland!

Ich danke Gott durch Jesum Christum, meinen Herrn, daß Er mich angenommen hat, mich, der ich ein so großer Sünder war! Er hat Seine Gnade an mir geoffenbart; ich war blind, aber Jesus hat meine innerlichen Augen geöffnet, da konnte ich erst recht sehen, wer Er war; aber Gott, der reich ist, hat Seinen Geist mir gegeben durch Seinen Sohn Jesus Christus; darum danke ich Gott. Ich schreibe durch die Liebe, die Jesus in mein Herz gegeben hat, was Gott an mir gethan hat, daß Er mir meine Sünde vergeben hat. O, welche große Liebe hat Er mir bewiesen! Ihm, sage ich, sei die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen. Ich danke allen Kindern Gottes in Deutschland, die für uns beten, und grüße Alle vielmal.

Adam Stoffels.

Den Missionaren blieb Adam mit Leib und Seele treu ergeben, und genoß deren volles Vertrauen, eben so wie das der ganzen Gemeinde, so daß, als zur Befestigung des Platzes das Amt der Rathsherren eingerichtet wurde, welche auf Ordnung und Zucht in der Gemeinde zu halten und vorkommende Streitigkeiten zu beurtheilen und zu schlichten hatten, die erste Wahl der Gemeinde auf Niemand anders fiel, als auf unsern Adam, welcher als der erste der viere von der Gemeinde erwählt und vom Missionar mit Freuden bestätigt wurde.

Als dann die schmerzliche Trennung zwischen Zoar und Amalienstein sich vollzog, blieb Adam mit unverbrüchlicher Treue bei seinem alten Lehrer und ließ lieber Haus und Hof und Garten und die Rathsherrnwürde dazu im Stich, als daß er sich von seinen geliebten Lehrern hätte trennen sollen. Er wurde wieder einfacher Küster, jetzt in Amalienstein.

Hier hat er in schlichter Treue weiter gedient, hat aber in seinen letzten Jahren noch viel Kreuz erfahren müssen. Seine Kinder starben ihm eins nach dem andern fort. Wie sein verkrüppelter Sohn Michel nach langen Irrwegen endlich seinen Heiland gefunden, haben wir bereits früher berichtet. In Amalienstein starben ihm drei Kinder binnen Jahresfrist kurz nach einander. Zuerst unterlag sein 35jähriger Sohn der Schwindsucht. Dann raffte dieselbe Krankheit seinen 22jährigen zweiten Sohn Rudolf hinweg, einen trefflichen jungen Mann, die Hoffnung und Freude seiner Eltern. Endlich kam die Reihe an die 17jährige Tochter. Dieselbe klammerte sich, wie gewöhnlich die Schwindsüchtigen, an Lebenshoffnungen, die arme Mutter desgleichen. Aber die Tochter sah eher, als die Mutter ein, daß ihr Ende nahe sei. Sie hatte nun nur noch zwei Wünsche, den einen,

daß sie noch bis zur Einsegnung leben und dann den Leib des Herrn empfangen könne, den anderen, daß sie an der Seite ihres heißgeliebten Bruders Rudolf möchte begraben werden. Beide Wünsche wurden ihr erfüllt. Sie raffte ihre letzten Lebenskräfte zusammen und besuchte regelmäßig den Confirmandenunterricht, lernte dazu auch alle Sprüche und Liederverse pünktlich auswendig.

Unmittelbar nach ihrer Einsegnung und dem an dieselbe sich knüpfenden heil. Abendmahl nahm sie zusehends ab; nach sechs Wochen ruhte Els Stoffels unter einem stillen Grabhügel neben ihrem geliebten Bruder. Die Mutter war untröstlich. Der Vater suchte und fand Trost beim Herrn. Er sprach: „Wenn ich die Leute so abfallen sah, habe ich immer gedacht: Was soll doch aus meinen Kindern werden, wenn ich nicht mehr bin und ihnen aufpassen kann? Nun nimmt mir der Herr eins nach dem andern vor mir hinweg! Und ich verstehe: Er will mich der Sorge entheben!“

Nicht lange nach dem Tode der geliebten Tochter meldeten sich auch bei Adam die Vorboten des Siechthums. Er wurde schwächer und schwächer und mußte um Enthebung von seinem lieben Küsterposten bitten. Sie wurde ihm gewährt, und zugleich die Benutzung eines Stückes Freiland für ihn und seine Frau, so lange sie lebten.

Seine Gedanken richteten sich heimwärts. Bruder Schmidt schreibt damals von ihm: „Er ist auf sein Ende wohl zubereitet. Wenige Wochen seines Lebens sind nur noch sein, was er auch weiß, und mit Hoffnung sieht er der Auflösung seines Leibes entgegen. Wenn sein körperlicher Zustand es erlaubt, sitzt er auf, und liest in der Bibel, und wenn er liegen muß, studirt er den Ernst und die Liebe Gottes und freut sich, daß er Theil habe an der Liebe. Der Herr bescheere ihm ein seliges Ende!

Sein Scheiden zog sich noch einige Monate hin. Dann rief der Herr seinen alten Knecht heim. Br. Schmidt schreibt von ihm, als er sein seliges Stündlein (2. Juli 1865) uns mittheilte: „Fünfundzwanzig Jahre lang hat er Treue gehalten, und ist durch Bitten, Beten und Warnen vielen ein Vorbild und Wegweiser gewesen, arm aber immer fröhlich in Gott. Ein rechter Küster war er, insonderheit in den letzten Jahren, in welchen es ihm mehr Lust als Pflicht war, seines lieben Gotteshauses zu pflegen. Als er nicht mehr zur Kirche kommen konnte, hat er die Bibel sein Labsal sein lassen, und als ihm Augenlicht und Leibeskraft auch hiezu gebrach, hat er das liebe Wort im Herzen wiederholt. Als auf dem Todesbette ihm etliche danken wollten, er sei ihr geistlicher Vater, antwortete er: „Weg Satan, du sollst mich nicht zuletzt noch hochmüthig machen. Die Ehre gehört allein dem Herrn.“ Im letzten Monat seines Lebens erbat er sich's von unserem Br. Schmidt, daß derselbe an jedem Morgen

zu ihm kommen mußte, mit ihm zu beten; das, sagte er, solle ihm Weihe und Segen sein, damit er in Frieden einschlafen könne. Ein Freund mußte ihm seinen Sarg vors Bett bringen. Als er den sah, da wurde der Alte ganz fröhlich und sprach: Der liebe Herr sei gelobt, daß ich mein klein Häuschen sehe, wo mein alter Leib wird ruhen. Während die Gemeinde im Gotteshause versammelt war, hat der Herr seinen alten Knecht (2. Juli) in Frieden heimgerufen zur reichen Erndte. Br. Schmidt giebt ihm das Zeugniß: „Sein Glaube war echt und recht.“

Herr gieb mir aus Gnaden, daß mein Ende sei wie das Ende dieses Gerechten!

---

16. Ladysmith.

So oft im Reiche Gottes heftige Stürme wehen, hat der Herr vor, den Saamen auf fernere Aecker zu streuen. Dies geschah auch durch die heftigen Stürme, die die Losreißung Zoars von Amalienstein begleiteten. Als damals die Umstände es nöthig machten, daß beide Missionare, Prietsch und Meyfarth die Station Amalienstein verließen, begab sich der erstere der beiden Genannten zunächst nach dem 2—3 Meilen von Amalienstein gelegenen Bauerndorfe Ladysmith, zu dem unsere Brüder von Amalienstein aus schon seit einigen Jahren in engere Beziehung getreten waren.

Ladysmith, gleich Amalienstein am Fuße der Schwarzenberge, nicht weit von dem steilen Toverkop gelegen, gehörte nicht zu den wohlhabenderen Ortschaften der Capcolonie. Der starke Wasserbach, der die Fluren des Dorfs zu speisen hat, wird ¼ Stunde oberhalb des Dorfes durch einen großen Bauerhof abgefangen, so daß die Bewohner des Dorfes nur spärlich mit Wasser versorgt werden. Dazu führte keine Hauptstraße durch den Ort, der aus diesem Grunde nur wenige weiße Einwohner, und unter ihnen auch keine sonderlich begüterte, und deshalb wiederum nur wenige — etwa 120 — Farbige zählte. Unter diesen die sämmtlich Heiden waren, herrschte viel Unordnung und ungöttliches Leben, namentlich fand die Trunksucht unter ihnen durch die beiden Branntweinschenken des Dorfes reichliche Nahrung.

Trotzdem fanden die Brüder von Amalienstein Eingang bei Einzelnen der Farbigen, und ihre regelmäßigen Besuche im Orte und die in einem Privatlokal von ihnen alle 14 Tage gehaltenen Predigten weckten so viele auf, daß sich bald ein Häuflein Täuflinge und aus diesen eine kleine Gemeinde Getaufter bildete. Diese waren um so schwieriger zu behandeln, als einestheils kein Missionar ständig auf dem Platze wohnte, die Neugetauften also



Loverkopf.
Reformirte Kirche.

Ladysmith.
Missionskirche.

in ihrer Vereinsamung den Verführungen ihrer Umgebungen allzeit ausgesetzt blieben, und als andererseits eine Anzahl ausgeschlossener Glieder der Amaliensteiner Gemeinde dort sich niederließen.

Trotzdem gewannen die Amaliensteiner Brüder, und insonderheit auch Br. Prietsch, der in jener Zeit eine Reise nach Deutschland unternahm, Freudigkeit, dem Berliner Comité vorzuschlagen, daß Ladysmith als Nebenstation von Amalienstein mit einem unordinirten Katecheten besetzt werden möchte.

Das Comité ging auf die Vorschläge ein und entsandte im Jahr 1859 den Br. Howe, welcher unter schwierigen Verhältnissen die Arbeit seit dem Jahr 1860 übernahm. Schule und Erbauungsstunde mußte in der Gerichtsstube gehalten werden, die nur durch eine Wand von dem Gefängniß getrennt war. Ausfallen des Unterrichts und Störung durch die Gefangenen war daher nichts seltenes. Howe mußte also bald darauf Bedacht nehmen, für seine 11 Catechumenen, 17 Gemeindeglieder und durchschnittlich 40 Kirchgänger ein Kirchlein zu erbauen, und für seine 44 Schulkinder ein passendes Schullokal zu erlangen. Letzteres gewährte ihm ein angesehener Bewohner des Orts, der Friedensrichter Herr Ziervogel unentgeltlich, dazu wurde der auch von weißen Kindern besuchten Schule von der Regierung eine jährliche Unterstützung gewährt.

Die Berliner Gesellschaft hatte inzwischen 2½ Erben (Bauplätze, die für Haus, Hof und Garten Raum gewähren) im Dorf erworben, und Howe beschloß, auf dem einen derselben eine Missionarswohnung und eine Kirche zu errichten. Er sammelte bei Weißen und Schwarzen, (die arme Gemeinde von Amalienstein steuerte 83 Thaler bereitwilligst bei), von Berlin aus wurden Hülfsgelder gewährt. Br. Howe war auch nicht träge, selbst mit Hand ans Werk zu legen, und so erhob sich denn zu seiner Freude neben einem schmucken Missionarshause bald die freundliche Kirche, welche am 2. Februar 1862 mit Freuden eingeweiht werden konnte. Br. Prietsch, welcher als Gast zugegen war, schreibt über die Feier: „Sonntag, den 2. Februar Morgens 9 Uhr zogen wir von dem Hause des Herrn Ziervogel nach der neuen hübschen Ev. Luth. Kirche. Wir drei, Br. Schmidt, Howe und ich mit Bibel, Agende und Gesangbuch voran unter dem Geläute von zwei Glocken. Vor der Kirche war ein Gehege von grünen Zweigen gemacht, in welches eine prächtige Ehrenpforte führte. Auf den 4 Ecken der Kirche weheten von hohen Stangen mächtige Fahnen. Vor der Kirchthüre angekommen, überreichte mir Br. Howe den Schlüssel und ich öffnete die Thür im Namen des dreieinigen Gottes. Als wir eintraten, wurden wir von dem Amaliensteiner Sängerchor des Theophilus mit dem Gesang: Thut euch auf ihr Pforten u. s. w. empfangen. Doch um dem Br. Howe nicht etwa vorzugreifen,

will ich bloß noch erwähnen, daß ich die Liturgie, Weihrede und Weihe verrichtete, Br. Schmidt die Predigt hielt, und Br. Howe Bericht lieferte, und daß die ganze Feier gewiß eine reich gesegnete war, ganz besonders auch für mich. Die Collecte betrug 9 Pfd. St. Nachmittag wurden zwei Erwachsene getauft und die Collecte betrug 2 Pfd. St. Die Kirche war innen recht nett und freundlich und war bei dieser Gelegenheit sehr gefüllt."

Der Bau der sehr freundlichen Kirche brachte neues Regen und Bewegen in die farbige Bevölkerung, die Getauften wie die Ungetauften. Außer dem regelmäßigen Gottesdienst des Br. Howe besuchte Br. Schmidt als Stationsvorsteher der Hauptstation jeden zweiten Montag im Monat diese Nebenstation, um zu predigen und wo es nöthig war, die Sakramente zu verwalten. Die vom Br. Howe zur Taufe Unterrichteten wurden in Amalienstein mit den Uebrigen getauft.

Da dies Verhältniß für den Br. Howe drückend wurde, beantragte der Herausgeber, welcher bei seiner Revision der Station im Jahr 1866 die Gemeinde auf 42 Erwachsene angewachsen und die Schule in guter Ordnung fand, die Ordination des Br. Howe, die ihm am 28. April 1868 ertheilt wurde, so daß seit dem 3. Mai, als dem Tage der feierlichen Einführung des Br. Howe in das heil. Predigtamt Ladysmith zu einer eigenen Mutterstation erhoben wurde.

Von dieser Zeit hob sich das Missionswerk zusehends; ein neues Schulgebäude, zu welchem Herr Ziervogel den der Kirche gegenüberliegenden Bauplatz, die Gemeinde 48,000 Steine und 5000 Bündel Deckgras schenkte, wurde erbaut, ein einträgliches Kaufgeschäft, zunächst als Commandite des Geschäfts von Br. Elfert in Amalienstein, wurde errichtet; aber, was schöner ist als dies, die Zahl der Einwohner selbst und der Getauften und der Schulkinder mehrte sich in schnellem Wachsthum.

Zu diesem trug besonders die Eröffnung einer Außenstation bei, für welche Br. Howe in Begleitung des Herausgebers im Jahr 1866 den Platz aussuchte. Ein Bauer Neeft in Büffelsdrift gab unentgeltlich ein Predigtlocal her für die in der Umgebung des Platzes Büffelsdrift zahlreich wohnenden, nach Predigt und Taufe verlangenden Heiden, von denen im Jahr 1870 dreißig an der Zahl in den Taufunterricht traten. Die Bewegung theilte sich auch den weiterhin wohnenden Heiden mit, daß im Jahr 1871 nicht nur ein zweiter Predigtplatz in Grootrevier eröffnet, sondern auch der Plan zur Erbauung einer Kirche auf diesen Platz gefaßt werden konnte, zu welcher im Jahr 1873 die Baustelle käuflich erworben wurde.

Die Schülerzahl der Station war im Jahre 1872 auf 85, und die Seelenzahl sämmtlicher Getauften am Epiphanientage 1874 auf 204 herangewachsen, so daß wir Ladysmith, da auch das Dorf sich zu heben beginnt, und dadurch eine größere Zahl



Missionarshaus und Kirche in Lady-Smith.

Kirche. Toverkop. Missionarswohnung. Schwarze Berge.

von Farbigen dort seßhaft wird, zu unseren hoffnungsvollen Stationen zählen dürfen.

---

17. Einzelnes aus den Erlebnissen der Station Ladysmith.

a. Suchende Heiden.

Unter den neun Catechumenen, welche Br. Howe im Jahr 1863 unterrichtete, war auch ein alter Heide, den das Begräbniß seiner Frau, die eine Christin war, auf den rechten Weg geleitet hat. So lange sie lebte, war er ihr Quälgeist gewesen, eine Noth, die sie, wie Howe schreibt, „bis zum letzten Tage sehr geduldig in der Kraft des Herrn trug, denn anstatt Hilfe bei Menschen zu suchen, suchte sie dieselbe nur bei ihrem Heilande.“ Als sie nun begraben wurde, machte das solchen Eindruck auf das bis dahin harte Herz ihres Mannes, daß er kam und um Aufnahme in den Taufunterricht bat. Mit ihm ist auch sein Schwiegersohn eingetreten, dem das Kreuz auf seiner Schwiegermutter Grabe gepredigt haben wird. Unter den Catechumenen ist weiter eine ältere Frau, die früher nicht auf Ladysmith wohnte, aber eine Tochter hatte, die hingezogen und eine Christin geworden war. Die Mutter besuchte sie jüngst, ging mit in die Kirche und will nun nicht wieder weg, sondern möchte gern getauft werden.

b. Neugetaufte.

Ein Greis von siebenzig Jahren, Namens September, war in seinem heidnischen Wesen alt und grau geworden und hatte zu vielen andern Sünden schließlich auch noch das Laster der Trunkenheit als einen Krebsschaden an seiner Seele. Seine Frau war eine Christin, der aus seinem Leben viele trübe Tage, Noth und Herzeleid erwuchsen. Dieselbe starb vor einiger Zeit. „Nach ihrem Tode,“ erzählt der Missionar, „nahm er sich fest vor, sich jetzt seinem Gotte zuzuwenden und die wenigen Tage, die er vielleicht noch zu leben habe, ihm zu weihen. Er kam und bat um Aufnahme in den Unterricht. Den Grund, warum er aufgenommen zu sein wünschte, gab er dahin an, er möchte doch gern einmal zu seiner seligen Frau kommen; ob in den Himmel oder zu ihr auf dem Kirchhofe, (die Heiden werden außerhalb der Kirchhofsmauer begraben), war damals nicht recht klar herauszubringen. So hat er denn lange im Unterricht gesessen, gestrauchelt, ist gefallen, verloren und wiedergefunden, wieder todt und wieder lebend, so hat es bei ihm allezeit abgewechselt. Endlich ist seine Stunde gekommen; es war die elfte, wenn nicht gar schon darüber. Die letzte Zeit hat er sich gut gehalten, und als

ich ihn fragte, ob er jetzt wohl möchte getauft werden, war unbeschreibliche Freude auf seinem Gesicht zu lesen. Er sagte: Dann komme ich doch zu meiner verstorbenen Frau! Ich sagte zu ihm: Wirst du aber noch nach Amalienstein gehen können, oder wie denkst du dahin zu kommen? Darauf sagte er: Ich werde früh beginnen, dann kann ich bisweilen ausruhen! So ging er denn auch schon zwei Tage zuvor hin." Am 29. Mai wurde er mit andern auf dem Amaliensteiner Missionsfeste getauft.

Klein Hendrik, ein elfjähriger Knabe (so berichtet Missionar Howe im Jahr 1871) war, als er mit Frederic Willemse zusammen die heil. Taufe erhalten sollte, zum angesetzten Tage krank geworden. Als ich ihn am Abend zuvor besuchte, lag er in einem heftigen Fieber und gab wenig Hoffnung, daß er am anderen Tage würde in der Kirche sein können. Auch am andern Morgen war ich bei ihm. Da er sich nicht besser befand, sagte ich zu seiner Mutter, sie müsse ihn nun zu Hause behalten, da es nicht rathsam sei, ihn in die Kirche zu bringen. Nachdem ich fort war, fragte er seine Mutter, was ich gesagt habe, und als er es erfahren, springt er auf von seinem Lager und sagt, das könne doch nicht gehen, getauft müsse er heute werden — und läßt nun seiner Mutter keine Ruhe, bis sie geht, um mir zu sagen, daß er sich besser befinde, und zu fragen, ob ihn seine Mutter doch nur in die Kirche tragen dürfe, er wolle doch zu gern heute getauft werden, mit seiner Schwester zugleich. Die Mutter wartete auf mich bei der Kirchthüre und als sie mir dies mitgetheilt, war ich selbst verwundert, auch etwas rathlos, sagte ihr aber, wenn er sich besser fühle, ihn nur gegen Ausgang der Kirche zu bringen (sie wohnt dicht neben derselben). Aber der Hauptgesang war noch nicht zu Ende gesungen, da wurde Hendrik schon hineingetragen, sah allerdings sehr bleich und krank aus, war aber recht erfreut. Er hat sich auch nach der Taufe nicht wieder zu Bette gelegt, sondern sehr schnell erholt.

c. Ein Tauftag.

Von dem Epiphaniensonntag 1869 schreibt unser Bruder Howe aus Ladysmith: „Der Sonntag war der beste meines Lebens. Da saßen sechszehn erwachsene Personen, Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen um den Altar und empfingen das Sakrament der heiligen Taufe. Neun aus der Zahl waren aus Büffelsdrift. Außer den Erwachsenen konnten zwei Kinder getauft werden. Im Sommerhalbjahr desselben Jahres wurde kein Erwachsener getauft, sondern nur elf Kinder. Unter diesen war auch ein achtjähriger Schulknabe, der am Typhus erkrankte. Er bat dringend um die Taufe, denn er wisse gewiß, daß er sterben werde. Als er ermahnt wurde, um Gesundheit zu beten, antwortete er: „Ik ga darom dood" (Ich sterbe doch). So ist er denn auch wenige Tage nach seiner Taufe sanft eingeschlafen.

d. Zwei Heimgegangene.

Hester Abrahams war in der Schule ein begabtes Mädchen, aber sehr leichtfertig. Nachdem sie aus der Schule entlassen war, schien es, als ob der Satan in sie gefahren wäre; sie war bisweilen zweimal am Tage betrunken. Alle angewandte Aufsicht und Strafe war völlig vergeblich; zu ihrer Mutter sagte sie in dieser Zeit: „Ich habe nur noch Angst vor dem lieben Gott und vor Herrn Howe." Endlich drangen die Fürbitten der Gläubigen durch; sie entsagte plötzlich und mit einem mal dem alten wüsten Wesen und meldete sich zum Taufunterricht, den sie 8 Monate lang genossen hatte, als sie vom hitzigen Nervenfieber ergriffen wurde. Sie hatte von Anfang an das Gefühl, daß sie nicht wieder genesen werde, und bat daher dringend um die heil. Taufe. Auf die Frage, was sie denn von der Taufe erwartete, antwortete sie: „Sie wirket Vergebung der Sünden, erlöset vom Tode und Teufel und giebt die ewige Seligkeit Allen, die solche Worte und Verheißung glauben." Da die Krankheit zunahm, taufte Howe sie am 26. Juni. Tags darauf fingen ihre Gedanken an sich zu verwirren, und ihr Gehör wurde schwach; doch wenn Howe sie zu besuchen kam, nannte sie ihn bei Namen, und zeigte mit dem Finger nach Oben. So ist sie heimgegangen, ein Brand aus dem Feuer.

Von der im Jahr 1869 heimgegangenen Frau des Küsters Mathäus Orange schreibt Howe: „Sie war eine bejahrte stille Frau, und eine ziemlich geschickte Hebeamme, daher auch von Farbigen und Weißen geliebt und gesucht. Die Kirche hat sie treu besucht und fleißig ihres Amtes gewartet, welches darin bestand, daß sie jeden Sonnabend die Kirche rein machen mußte. Es ist wohl keine farbige Frau auf dem Dorfe, die auf die Worte der alten Hanna nicht gehört haben sollte, die aber auch wenig darum gab, wenn sie nicht hören wollten, es ihnen fühlbar zu machen, wozu sie schnell bereit war, ihren Schuh auszuziehen. Ihre letzten 6 pence schickte sie mir, als sie schon krank war, und ließ mir sagen, das sei ihr letztes Geld, ich müsse das als Beitrag für die Seraphine (Harmonium) annehmen; sie habe aber noch einen Thaler an Juffrouw (meine Frau) zum Aufbewahren für den Bazar gegeben, den könne ich auch nur nehmen, denn sie würde wohl keinen Bazarkaffee mehr trinken; dieser Thaler hat aber nachher gedient für Schrauben zu ihrem Sarge. Obwohl sie über drei Wochen krank gelegen hat, konnte sie doch nur die kürzeste Zeit sprechen, da ihre Zunge gelähmt war; aber ihren vollen Verstand hat sie behalten bis zum letzten Augenblick. Wenn ich sie hinwies auf ihr baldiges Ende, verklärte sich ihr ganzes Gesicht, und wenn ich sie fragte, ob sie gern stürbe und auch Frieden habe, nickte sie bejahend mit dem Kopfe. „Christi Blut und Gerechtigkeit" war der Vers, den ihr ihres Mannes

Sohn (sie hat keine Kinder gehabt) immer wieder auch noch in der Sterbestunde hat vorbeten müssen, mit dem sie auch hinüber geschlummert ist in jene selige Ewigkeit. Ich glaube fest von ihr, daß sie der Herr einst zum bessern Leben erwecken wird."

e. Johannes und Jacobus.

Als der Herausgeber am 2. October 1866 in der Karre von der Capstadt aus in Worcester eintraf, traten ihm, noch ehe er absteigen konnte, zwei farbige Männer entgegen, die laut auflachten, und von denen der eine seines Lachens gar nicht Meister werden konnte. Da mir die Sache unangenehm wurde, erklärte mir Br. Schmidt, mein Begleiter, das Lachen wäre die pure Freude über meine Ankunft; übrigens stelle er mir in den beiden Männern meine beiden Kutscher vor, die mich durch Südafrika fahren sollten, bessere und brauchbarere Leute als diese würde ich in ganz Südafrika nicht antreffen. Mir war die Sache zuerst etwas fremd; ich einzelner Mann sollte zwei Diener auf der Reise gebrauchen? Ich kannte eben die Verhältnisse nicht, und sah erst später ein, daß dieselben zugleich das Amt von Kutscher, Jäger, Boten, Koch, Kellner, Reitknecht, Hausdiener und wer weiß noch was zu erfüllen hatten, und daß wenn die beiden wirklich nicht so ausgezeichnete Leute gewesen wären, ich wohl drei oder vier Leute zur Bedienung für mich und meine 12 Ochsen resp. 8 Pferde nöthig gehabt hätte.

Diese beiden Knechte, Johannes Abrahams und Jacobus Antony aus Ladysmith, habe ich nun 10 Monate in meiner nächsten Nähe um mich gehabt auf meiner Reise durch Südafrika, und habe an ihnen sehen können, was das Evangelium auch nach der Seite der Cultur aus einem Heidenmenschen machen kann. In christlicher Erkenntniß und Heiligung des innern Menschen waren sie, wie mir der Missionar mittheilte, nicht eben die Gefördertsten und Hervorragendsten aus der Zahl unserer Gemeindeglieder, aber an Brauchbarkeit und Treue, meinte er, würde ich keine Besseren finden. Und so habe ich sie in der That erprobt. Johannes war ein wahres Muster von Geschick und Brauchbarkeit, ein gelernter Hufschmied, ein geschickter Koch, der mir in der Wüstenreise alle Tage mit der herzlichen Freundlichkeit einer besorgten Hausfrau, die das Bewußtsein hat, diesmal habe sie etwas Gutes vorzusetzen, den Tisch deckte, ein geübter, kühner Reiter, der auch die wildesten Pferde bewältigte, ein sicherer Schütz, dessen Kugel selten fehlte, ein ausgezeichneter Ochsenwagentreiber, der mit seiner langen Peitsche und fortgesetztem Gebrüll, die Ochsen, so lange noch Kraft in ihnen war, in Spannung erhielt; dazu allzeit aufmerksam, freundlich, dienstfertig und fast ausnahmslos demüthig und bescheiden; Jacobus äußerlich nicht so gewandt, dafür aber innerlich viel geförderter, ebenfalls anstellig, willig und allzeit dienstbereit. Das waren

meine Reisegefährten auf der Reise durch Südafrika. Ich werde sie nicht leicht vergessen.

Johannes setzte mich in Erstaunen durch die Geschicklichkeit, mit welcher er seine Ochsenpeitsche, ein Instrument mit einem



Johannes und Jacobus bei Körboomsrevier.

10—12′ langen Peitschenstiel von Bambus, und einem mehr als noch ein 2mal so langen Peitschenstrick regierte. Er traf, mit beiden Händen sie schwingend, jeden Fleck wie ein Viergroschen=

stück groß, den er treffen wollte, an einem seiner zwölf Ochsen. Mit solchen Hieben war er übrigens nicht sehr sparsam; er sagte: De oss moet zynen slag hebben, op dat hy zyne schuldighyt doet; en wen de oss zyne schuldighyt doet, moet de oss toch zynen slag hebben.

Nicht selten erlegte er sich zum braten durch einen Schlag mit dieser Peitsche ein Vögelchen, das 20—30 Fuß weit vom Wagen am Wege saß; einmal sah ich ihn mit dieser Peitsche athemlos und in höchster Aufregung regieren, er kämpfte mit einer großen Schlange, die er glücklich erlegte; ein andermal tödtete er mit ihr eine große wilde Katze. Aber daneben übte er seine Christenpflichten auch mit allem Fleiß. Keinen Morgen und Abend versäumte er sein Gebet, und hätte auch nie eine Mahlzeit eingenommen ohne Gebet. Des Sonntags hätte er nie eine Arbeit gethan; da saß er mit seinem Gebetbuche und neuen Testament und las; oder er rief, wo wir mitten unter den Heiden reisten, den einen oder den andern, welcher holländisch verstand, zu sich heran, um ihm von Jesu zu erzählen. Als ich ihn an einem Sonntags-Rasttage, den wir mitten in der Wildniß hielten, auf die Probe stellte, er solle uns doch den Pfau, der neben dem Wagen aufflatterte, zum Mittagsbraten schießen, da wurde er ganz ernst und sagte: Nee Mynheer, zulke zonde zou ick toch nooit doen, als an Sondag een diertje te schieten (Nein, Herr, solche Sünde würde ich doch nimmer thun, am Sonntag ein Thier zu tödten).

Von diesem Johannes nun muß ich hier einen Zug erzählen, der darthun soll, wie auch die besten Leute unter den Hottentotten in ihrer südländischen Erregtheit sich weit verirren können. Das soll uns die Schwierigkeit der Missionsarbeit erläutern, und wird hoffentlich auch dem alten guten Johannes in den Augen der Leser keinen Schaden thun; denn wo wäre ein Mensch, der nicht einmal etwas thörichtes begangen hätte, und noch oft genug beginge!

Dem Johannes war eine Tochter, die nach längerem Unterricht im Januar 1871 getauft werden sollte, aber aus erheblichen Gründen zurückgestellt werden mußte, plötzlich gestorben. Johannes wünschte sie auf dem Gemeindekirchhof unter den Christen zu begraben, was ihm Br. Howe, weil sie als Heidin gestorben war, ohne zuvor thatsächliche Beweise der Umkehr aus einem ärgerlichen Leben gegeben zu haben, abschlagen mußte. Nun legten sich etliche Weiße, die in ihren schlaffen Humanitätsideen das Verfahren des Missionars mißbilligten, ins Mittel, und verboten dem Johannes, in seinem eigenen Garten ein Grab zu graben, mit der Weisung, er solle nur auf unserem Kirchhof das Grab seiner ältesten Tochter öffnen, und in demselben auch die Jetztgestorbene begraben. Als Howe hörte, daß Johannes dies wirklich thäte, begab er sich auf den Kirchhof und befahl,

das bereits halbgeöffnete Grab wieder zuzuwerfen. Darauf erhoben zwei weiße Bewohner von Ladysmith eine scharfe Widerrede, und namentlich der eine von ihnen, der Friedensrichter ist, befahl, daß das Grab auf unserem Kirchhofe wirklich geöffnet wurde. Ein Theil der Gemeinde war von dem durch seine weißen Gönner zu offenbarer Widersetzlichkeit aufgestachelten Johannes zur Begräbnißfeier eingeladen worden. Es galt ein energisches Einschreiten, wenn nicht Zucht und Sitte in der Gemeinde völlig untergraben werden sollte.

Bruder Howe begab sich also mit dem Küster und seinem Pferdejungen aufden Kirchhof und ließ das aufgeworfene Grab wieder zuschaufeln. Sofort aber folgten ihnen sechs Arbeitsleute, die der eine der beiden Weißen gesandt hatte, um das Grab wieder aufzugraben. So standen beide Parteien ruhig einander gegenüber, die einen gruben auf, die andern schaufelten wieder zu, die Leute von Howe blieben Sieger, das Grab war zu drei Viertheilen zugeworfen, als der Leichenzug ankam. Howe verbot ihnen, den Kirchhof zu betreten, sie aber drangen mit Gewalt hinein. Der Friedensrichter gab Befehl, unsern Br. Howe ins Gefängniß abzuführen, welchen Befehl aber der Gerichtsbote auszuführen sich weigerte.

Die Leiche wurde neben dem Grabe niedergesetzt; der Friedensrichter gab als Leichenrede eine Auseinandersetzung, daß er hier über den Kirchhof zu disponiren Recht habe, was ihm Br. Howe bestritt. Johannes aber, dieser treue Knecht, wurde so aufgestachelt, daß er im Begriff stand, seine Hand gegen seinen Lehrer aufzuheben, und daran nur durch seine Frau verhindert wurde. Br. Howe verließ den Kirchhof, die Leiche wurde begraben.

In dem Augenblick aber, wo Johannes die Hand gegen seinen Lehrer erhoben hatte, wurde er plötzlich ernüchtert aus des Teufels Verblendung, es wurde Licht in seiner Seele. In größter Unruhe eilt er nach Hause, sattelt sein Pferd und reitet hinüber nach Zoar, um sich vor Bruder Pauw auszuschütten. Von dort zurückgekehrt, ging er zu Br. Howe, warf sich vor ihm auf die Kniee und bat unter heißen Thränen um Vergebung. Bruder Howe antwortete ihm, daß er dieselbe so lange nicht erhalten könne, als die Leiche auf dem Kirchhofe wäre. Johannes eilte also sofort auf den Kirchhof, grub die Leiche aus und bestattete sie auf dem anstoßenden heidnischen Begräbnißplatz. Dann kam er zu Br. Howe zurück, und erbat abermals, und erhielt nun die Vergebung für seinen Trotz und Verachtung christlicher Zucht und Ordnung.

Aber damit war die Sache nicht abgethan. Nun war jener Weiße, der den armen Menschen aufgestachelt hatte, sein Freund nicht mehr; er fluchte, drohte, unsere Kirchhofsmauer umzubrechen, begnügte sich aber damit, einen Durchbruch zu machen nach der

heidnischen Begräbnißstätte hin; dann wollte er um diesen her eine Mauer aufführen lassen (also aus purem Haß den Heiden eine Wohlthat erweisen), und zwar ohne besonderen Eingang, so daß die heidnischen Leichen wenigstens über unsern christlichen Gottesacker getragen werden müßten. Als die Mauer einen Fuß hoch gewachsen war, war er seines Liebeswerks müde geworden, und ließ es liegen. Johannes aber mauerte den in unsere Mauer gemachten Durchbruch wieder zu. Alle Gemeindeglieder, die sich hatten aufreizen lassen, kamen reumüthig, und baten um Vergebung. Als einige Tage später eine heidnische Mutter bei dem Friedensrichter fragte, wo sie ihr als Heide gestorbenes Kind zu begraben hätte, antwortete dieser: „Da, wo es hingehört, hinter die Mauer, wo alle Ungetauften begraben werden!“ — Der Sturm war abgeschlagen, Zucht und christliche Sitte gewahrt.

f. Theodor (Frederic) Willemse.

Am Donnerstag den 18. October 1866 fuhr der Herausgeber auf einer Karre von Amalienstein nach Ladysmith. Johannes Abrahams saß neben ihm als Kutscher. Mit einem mal rief er lebhaft aus: O Mynheer! Mynheer! — Wat is tenn, Johannes? — O Mynheer! Ziet Mynheer niet het blanke, daarzoo, daarzoo verr, verr? (Sieht mein Herr nicht das Weiße dort in der Ferne?). — Ja, Johannes, dat zie ik; maar wat is dat? — O Mynheer, dat zyn de schoolkinderen uit die Dorp, die zyn gekomen, om Mynheer te groeten!“ — Und richtig, da standen oben auf einer Felsklippe etwa 30 farbige Kinder, Christen und Heiden, und hielten in der Hand eine lange Bambusstange mit zwei weißen leinenen Tüchern; das war ihre Standarte; und als ich unten am Felsen ankam, sangen sie alle mit glockenreiner Stimme, auf holländisch: Nun lob mein Seel den Herrn! Ich hielt still und hörte bewegt den Gesang mit an. Als der Vers zu Ende war, waren die Kinder auch im Nu unten und umringten mich. Sie waren, da sie von meinem Kommen gehört hatten, ganz aus eigenem Antriebe in ihren Sonntagskleidern mir eine Viertelstunde weit von Ladysmith aus entgegengegangen, um den großen Lehrer, der von Deutschland kam, feierlich zu begrüßen.

Ich ließ Johannes mit der Karre (einem zweirädrigen Cabriolet) allein ins Dorf fahren, und nahm zur Rechten und zur Linken ein Kind an die Hand; hinter mir gruppirten sich die Kinder unaufgefordert zu dreien, die sich theils an der Hand, theils um die Schulter faßten; dann wurde ein Lied nach dem andern gesungen, als „Laßt mich gehn! — Jesu geh voran! — Wo findet die Seele die Heimath der Ruh? — Allein Gott in der Höhe — Nun danket alle Gott“. — Es klang hell und klar in den Gebirgsklüften und friedsam und lieblich in meinem Herzen. So hielt ich meinen Einzug in Ladysmith.

Hier erzählte mir Br. Howe: „Drüben in jenem Hause unweit der Kirche ist einer, dem thut es gar zu leid, daß er nicht mit hat hinausziehen können, um Sie zu begrüßen. Das ist ein achtjähriger kleiner lahmer Heidenjunge, Frederic Willemse mit Namen. Das ist ein originelles Kind; er hat immer so merkwürdige, schlagende Antworten, und weiß die aufgegebenen Bibelsprüche und Liederverse immer fast besser, als die anderen Kinder! — Warum ist er denn noch nicht getauft?“ — Seine Mutter hat vor etwa 6 Jahren ausgeschlossen werden müssen, und hat sich noch nicht entschlossen, Buße zu thun; deshalb kann das Kind auch noch nicht getauft werden, bis es groß genug ist, um selbständig seinem Christenberuf treu zu wandeln. Jetzt ist er tief betrübt, und sagt: Die anderen Kinder haben alle den großen Lehrer zu sehen bekommen, und ich muß hier auf dem Bette liegen und das Fieber haben! Aber ich weiß etwas. Sag doch dem großen Lehrer, ich hätte eine kleine Schildkröte mir gesucht; die kann schön kriechen! dat is altemooi! (Das ist allzuschön)! So etwas hat der große Lehrer in Deutschland sicher nicht gesehen. Wenn er das sehen will, kann er zu mir kommen an mein Bett. Ich habe sie in meinem Bette!“

Ich lachte und beschloß, den neckischen kleinen Heidenjungen aufzusuchen. Als ich in das Zimmer trat, erglänzten seine stechend schwarzen Augen und funkelten licht; ohne ein Wort zu sprechen, hatte er mit einem Griff seine Schildkröte in der Hand, richtete sich auf und rief: Hier ist sie! dann setzte er sie auf sein Bett, kratzte ihr hinter die Ohren und sagte: dat is mooi! Ich ließ mich nun mit dem Jungen in ein Gespräch ein, und fand, daß er wirklich ein aufgeweckter Junge war mit guter Kenntniß der biblischen Geschichte und einem schönen Schatz von Bibelsprüchen und Liederversen ausgestattet. Als ich gehen wollte, gab er die kleine Schildkröte seiner Mutter, und sagte, die könne sie nun schlachten, daß der große Lehrer die Schaale zum Andenken mit nach Deutschland nehmen könne.

Am folgenden Tage kam denn auch die Mutter und brachte die Schale, aber mit einer neuen Botschaft von Klein Frederic. „Die Schale solle der große Lehrer gar nicht haben; derselbe hätte gewiß zu Hause ein kleines Söhnchen, dem solle er sie mitbringen.“ Ich freute mich über die zarte Aufmerksamkeit des Heidenjungen, und habe hernach seinen Auftrag ausgerichtet. Dem Missionar Howe aber gab ich den Auftrag, den Jungen im Auge zu behalten und mir über ihn besonders zu berichten. Ich selbst wechselte auch wohl ab und zu ein Brieflein mit ihm.

Nach einiger Zeit bekomme ich ein Brieflein von Br. Howe, des Inhalts, klein Frederic sei inzwischen Schullehrer und Seelsorger geworden. Er erzählt, seine Frau sei an Frederic's Thür vorbeigegangen und habe da zwei Leute mit einander sprechen hören; klein Frederic's Stimme habe sie erkannt, und dann in

die Stube eintretend, denselben in Schulmeisterhaltung stehen, und seine Mutter, die Ausgeschlossene, vor ihm hocken sehen; klein Frederic habe der Mutter gesagt, in der Schule habe er so viele Bibelsprüche und Bibelverse gelernt, die seien alltemooi, die müsse sie auch lernen. Was wollte die Mutter thun? Sie mußte ihrem neunjährigen Jungen schon zu Willen sein, und lernte auf diese Weise manches schöne Bibelwort, das wie ein Stachel in ihrem Herzen blieb. Eines Sonnabends aber kommt dieselbe tief bewegt zum Missionar, und bittet um Wiederaufnahme in die Gemeinde; sie ist nun bereit, Kirchenbuße zu thun. Was war geschehen? Klein Frederic hatte, so oft Abendmahl war, der Mutter immer zugerufen: „Wie kommt denn das, daß alle andern Christen immer zum Abendmahl gehen, und du nicht? Und nun eben hatte er wieder zu ihr gesagt: Vorigen Sonntag ist zu morgen das Abendmahl angekündigt, nun muß ich doch sehen; ob du endlich einmal hingehen wirst. Das hatte die Eisrinde gebrochen! So hatte der Heidenjunge das Werk eines Schulmeisters und Seelsorgers an der christlichen Mutter geübt.

Wiederum nach etwa Jahresfrist, als der Hottentottenjüngling Claas Koen nach Deutschland kam, um im Missionshause zum Lehrer seines Volks ausgebildet zu werden, sendet mir Frederic eine Kalabasse (Flaschenkürbis) voll weißer Bohnen, die solle der große Lehrer sich kochen. Dazu zwei Fell-Beutel, einen großen und einen kleinen, die er selbst gefertigt hatte; dazu die schriftliche Botschaft: „Sage dem großen Lehrer, das habe mir gefallen, daß er mich damals am Krankenbette besucht hat; nun kann er einmal wiederkommen. Und dazu schicke ich ihm zwei Beutel. In den kleinen kann er sein Reisegeld stecken, und in den großen das Geld, das unterdessen im Missionshaus verbraucht wird.“

Diese beiden Beutel sind hernach vielen Missionsfreunden zu Gesicht gekommen; ich pflegte sie auf Missionsfesten bei der Nachversammlung zu zeigen, und die Geschichte von klein Frederic zu erzählen, mir aber bei der Gelegenheit auch etwas Reisegeld zu erbitten für Missionare, die etwa aus Afrika hereinkommen würden. Ich habe aus dem Beutel Pfennige und Doppel-Louisdor's und Thaler in Papier und Silber herausgeschüttet, über 2000 Thlr., die haben für die Reisen der Brüder Schmidt und Posselt und Rein und Merensky und Stefan Schween gute Dienste geleistet, und außerdem manches Loch gefüllt in Afrika, das nicht gut aus der großen Kasse gefüllt werden konnte.

Wiederum nach einiger Zeit kommt die Nachricht aus Ladysmith, Howe habe den kleinen Frederic, der gute Anlagen besäße, gern zum Schulgehülfen ausgebildet; aber seine Mutter habe sich bei einem benachbarten Bauer vermiethet und sich nicht entschließen können, ihre Herzkrone auf dem Dorf zu belassen, damit er die Schule regelmäßig besuche. Der Weg von seinem neuen Wohn-

ort wäre auch für ein Kind mit gesunden Füßen nicht zu weit gewesen, ihn alle Tage zu laufen, aber der arme Frederic mit seinem Humpelfuß hat doch nicht so behende ihn finden können. Und da er allein gehen mußte, hat es ihm manchmal doch unterwegs lustiger gedünkt, in den Büschen nach Fröschen und Sprinkhahnen (Heuschrecken) zu jagen. Deshalb wollte es mit seinem Lernen lange nicht recht vorwärts. Zuletzt hat der kleine Frederic selbst eingesehen, daß es in dieser Weise nicht weiter gehen könne. Da ist er denn um Ostern 1870 zu Bruder Howe gekommen, er käme doch allzusehr zurück im Lernen. Wenn er auch bei seinem Baas noch an die Schule dächte, wäre es doch zu interessant für ihn, wenn er die kleinen Bocklämmer so springen sehe, so daß er viel mehr Zug nach den Lämmern als nach der Schule hätte. So hat ihn denn Bruder Howe in sein Haus aufgenommen, und er vergißt über dem Lernen bereits all seine Lämmer und Frösche und Sprinkhahnen, und hat sich vorgesetzt, er will so etwas werden, wo er tüchtig mit der Latte (dem Stock) zu werken hätte.

Das heißt also, Br. Howe gedachte aus dem Jungen mit Gottes Hülfe einen Schulmeister heranzuziehen für sein Volk, wozu er gute Gaben hat.

Endlich kam die Nachricht, daß der kleine Frederic auch durch die heilige Taufe der Gemeinde zugefügt worden sei. Am 1. Advent 1870 ist er getauft worden. Er hat den Herausgeber sich zum Pathen, und ihm zu Ehren den neuen Namen Theodor erwählt. Jetzt wirkt er bereits als Schulgehülfe unter seinen Landsleuten. Der Herr gebe seinen Segen!

---

18. Anlegung der neuen Station Anhalt-Schmidt.

Parallel mit der Südküste von Südafrika, etwa eine starke Tagereise von ihr entfernt, zieht sich ungefähr 20 Meilen östlich von Amalienstein beginnend ein über zwanzig Meilen langes Gebirgsthal in der Richtung von Westen nach Osten, die Lange Kloof (Langenthal) genannt. Ein holländischer Fähnrich, der mit seiner Mannschaft auf einem Kriegszuge gegen die Kaffern zum ersten Mal dieses Thal der Länge nach durchzogen hat, soll ihm, da es kein Ende nehmen wollte, diesen Namen gegeben haben. Es ist nach Süden zu von dem hohen Gebirge begrenzt, welches die zweite Terrasse von Südafrika gegen die südliche erste abgrenzt, nach Norden von einer Hügelkette, hinter welcher sich abermals ein höherer Gebirgszug erhebt, zuerst die Kamanassie- dann die Kaucha-Berge. Der Boden der Langekloof ist fruchtbarer, als der im Süden, obschon nicht so fruchtbar, als der an

den Zwartebergen und in der Karroo. Die Gebirge haben ziemlich regelmäßige Niederschläge von Nebel und Regen, so daß das Klima gemäßigt ist und mehr dem süddeutschen gleicht. Daher gedeihen die edleren Südfrüchte nicht, dagegen kann man dort Getreide und Schälobst gewinnen, wie in Deutschland. Die Rhinosterbüsche, mit denen die Thalsohle bedeckt ist, und das zwischen ihnen wachsende Gras machen das Land besonders für die Schafzucht geeignet. Wasserreich, nicht allzu heiß, gewährt es dem europäischen Einwanderer bequeme und behagliche Wohnplätze und ist deshalb mit mehreren Dörfern und Bauergehöften besetzt.

Eins der Dörfer, namens Haarlem, verdankt sein Entstehen dem Spekulationsgeist des Besitzers eines Bauerhofes, Welgelegen, welcher einen Theil seines Platzes in Parzellen von einem halben Morgen vermessen ließ, die er als „Erben" einer neu anzulegenden Stadt öffentlich verauctionirte. Der Branntwein wurde nicht gespart, die Gemüther dadurch erhitzt und hohe Preise erzielt. Ein Bauer hatte sich so bekauft, daß er, nüchtern geworden, erkannte, er könne sich nur dadurch retten, daß er den Rest des Landes für eine Gesammtsumme an sich brachte und davon die einzelnen Erben aus freier Hand wiederverkaufte. Weiße Käufer fanden sich nicht; so mußten denn etwa 50 Erben an Hottentotten verkauft werden, und Haarlem wurde ein ganz armes Hottentottendorf, eigentlich nur aus Hütten bestehend, aus deren Zahl sich nur wenige etwas größere Häuser abheben.

Ein etwa drei Meilen entfernt auf Hopedale wohnender Indepedentenmissionar Hood nahm sich der Verwahrlosten an, besuchte sie allmonatlich, taufte ihrer etwa 40—50; dann aber, als er alt und kränklich wurde, und seine auf sehr weitem Umkreis zerstreuten Gemeindeglieder nicht mehr versorgen konnte, gab er die Besuche auf, setzte für Haarlem zwei Ouderlings (Aelteste) ein, die mit den Getauften, so gut sie vermochten, sonntäglich Gottesdienst hielten, aber im Uebrigen weder Schule noch Kirche besaßen. Die anglikanische Kirche sandte einmal einen Schulmeister hin, um sich der Leute anzunehmen. Weil aber die Art der Anglikaner den Hottentotten durchaus nicht zusagte, so schickten sie ihm keine Kinder und er zog wieder seine Straße. Die kleine Gemeinde war ziemlich verwahrlost und lebte nur von der geringen geistlichen Speise, die ihnen die beiden hottentottischen Ouderlings bieten konnten.

Im Jahr 1860 nun reiste unser Br. Prietsch, um einen passenden Ort zu suchen zur Anlegung einer neuen Station. Sein Antrag ging dahin, einen Platz nahe der Meeresküste zu finden, woselbst wir ein Erziehungs-Institut für Missionarskinder zu gründen gedachten. Die Wasserverbindung sollte die Möglichkeit gewähren, daß auch Kinder unserer Missionare aus anderen entfernter liegenden Strichen von Südafrika, namentlich aus Kafferland mit Leichtigkeit

den Ort erreichen könnten. Die Mosselbai wurde vom Comité zunächst in's Auge gefaßt, weil sowohl für den Personen- als den Sachenverkehr dieser Ort auch von Amalienstein und Ladysmith



Der Hafen von Kneisna.

aus besser zu erreichen war, als die Capstadt. Die neue Station sollte also gewissermaßen der Stützpunkt werden für unsere südafrikanische Mission.

Br. Prietsch machte sich daher im Juni 1860 von Georgstown auf den Weg in Gemeinschaft des reformirten Missionars Kretzen, der in Georgstown stationirt ist. Die Reise wandte sich zunächst nach der Kneisna- und Plettenbergsbai; aber es wollte sich keine Gelegenheit zum Ankauf eines geeigneten Missionsplatzes darbieten. Da hört er von dem kaum eine Tagereise entfernten Hottentottendorf Haarlem und seiner kleinen Gemeinde, die sehnlichst nach einem Missionar aussehe. Er wendet also seine Schritte, und kommt mit seinem Begleiter, dem Bruder Kretzen, am 15. Juni auf Avontuur bei dem Bauer Sonntag an, der die Reisenden, weil sie so spät am Abend eintrafen, nicht eben allzu freundlich begrüßte.

„Im Laufe des Abends aber, so schreibt Prietsch, wurden wir denn auch noch so gute Freunde, daß der Bauer meinte, mein Gesicht gefiel ihm ganz besonders, ich wäre mooij kerl, und die alte Frau, die zu Anfang so grimmig aussah, als wollte sie uns beißen, hatte ihre ganz besondere Freude an mir und gab mir sogar bei unserer Rückkehr einige Aepfel mit für meine Frau. Das Haus war noch eins von den alten mit einer großen, wohl 50 Fuß langen Vorhalle, die in den alten Zeiten Vormittags zum Gottesdienst und Nachmittags zum Tanz diente. Das gegenwärtige Geschlecht in Langekloof kennt wohl nur noch den letztern Gebrauch. Zur Kirche kommen sie gewöhnlich nur, wenn sie sich trauen und wenn sie ihre Kinder taufen lassen. Die Parochie von George streckt sich nach dieser Seite 21 St. weit aus, d. h. so weit man in 21 St. zu Pferde reiten kann. Die große Vorhalle des alten Sonntag war mit acht beinahe Mannshohen Gemälden geschmückt, die unter andern König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Kaiser Alexander von Rußland, Napoleon und den alten Blücher vorstellen sollten. Früher war auf dem Platze eine Art Missionsstation vom Missionar Hood gewesen."

Am folgenden Tage machte Prietsch von dort aus einen Besuch in dem etwa zwei Meilen entfernten Dorf Haarlem und suchte das Haus des einen Ouderlings auf. Es war eine elende Hütte, der Ouderling war nicht zu Hause. Seiner Frau wollte, aus wohlerklärlicher Eifersucht um die Ehre ihres Mannes, die von Prietsch kundgegebene Absicht, am folgenden Tage dort Gottesdienst halten zu wollen, nicht sehr gefallen. Ein Paar Männern, die er traf, schien indeß der Vorschlag besser zu behagen, und so wurde der Nachmittag des folgenden Tages zum Gottesdienst festgesetzt. Bruder Prietsch kehrte zu dem Hause des frommen Bauer de Jager auf Ongelegen zurück, und hielt dort am folgenden Vormittag Gottesdienst. Der Regen goß in Strömen, und man rieth ihm deshalb allgemein von dem beabsichtigten Nachmittagsritt nach Haarlem ab. Doch er beschloß seinem eigenen Gewissen zu folgen. „Hatten sich, so schreibt er in seinem Bericht,

die Leute nicht versammelt, so war ich doch frei von Schuld, hatte es nicht an mir fehlen lassen. Ich hatte eine Stunde gegen Wind und Regen anzureiten. Als ich in die Hütte eintrat, hielt der Hottentotte grade Betstunde mit einigen Frauen. Er war eben dabei ein Kapitel vorzulesen, dann wurde gesungen; hierauf forderte er eine Frau zum Beten auf, es wurde wieder gesungen, noch eine Frau betete und den Schluß machte wieder das Singen eines Verses. Die Gebete wurden knieend gesprochen. Ich fand in den Gebeten der Frauen viel mehr, als ich erwartet hatte. Es waren keine ewigen Wiederholungen, kein Durcheinanderwerfen, sondern ein geordneter Gedankengang und Fortschritt, auch zeugten sie von einer guten Erkenntniß. Nach dem Schluß begrüßte mich der Mann und räumte mir seinen Platz hinter dem Tische, auf dem Bibel und Gesangbuch lagen, ein. Mit einem Instrument, ob es eine Glocke, ein Topf oder Kessel war, weiß ich nicht, wurde ein Zeichen gegeben oder geläutet, worauf denn auch bald die Hütte sich mit Menschen füllte. Dicht vor mir setzten sich die zwei Gemeindeältesten, der Hottentotte, der eben Betstunde gehalten hatte und dann noch ein ziemlich bärbeißig aussehender stämmiger Schwarzer von den gewesenen Sclaven und hinter diesen saßen dann die Männer, während ich die Frauen und erwachsenen Mädchen zur Rechten hatte in einem Anbau oder Flügel der Hütte, der als Küche gebraucht zu werden schien. Ich predigte über das Sonntags-Evangelium vom großen Abendmahl. Die ganze Versammlung hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Hier und da floß auch wohl eine Thräne, selbst mein bärbeißig aussehender Onderling wischte sich mehrmals mit dem Rockärmel über das Gesicht, mein Hottentotten-Onderling aber bekam ein ganz verklärtes Gesicht und nickte bei treffenden Stellen wohl unbewußt Beifall, während ihm die Thränen über das lächelnde Gesicht rannen. Nach dem Gottesdienst war alle Zurückhaltung verschwunden und er war sehr vergnügt und gesprächig und meinte, ich sei ihnen auf ihr Gebet von Gott gesandt. Ihr alter Lehrer würde wohl nicht mehr kommen; Unterricht für das heranwachsende Geschlecht hätten sie auch nicht und das läge ihnen schwer auf dem Herzen. Ich sagte ihm, er solle sich über die Angelegenheit mit seinem Lehrer besprechen, dann würde ich weiter sehen, was zu thun sei und ob ich den Platz als einen Posten aufnehmen könnte. Vor allem sollten sie aber die Sorge dem Herrn befehlen. Da es schon anfing dunkel zu werden, mußte ich mich auf den Heimweg machen. Der Regen strömte nur so herab, aber die Pferde, die vor Kälte zitterten, hatten auch keinen Sporn nöthig und brachten mich schneller nach Ongelegen, als sie mich nach Haarlem gebracht hatten; ganz durchnäßt kam ich daselbst an."

So einladend indeß die Erlebnisse des Tages waren, so bedurfte es doch noch mancher ernsten Erwägung, ehe Prietsch zu

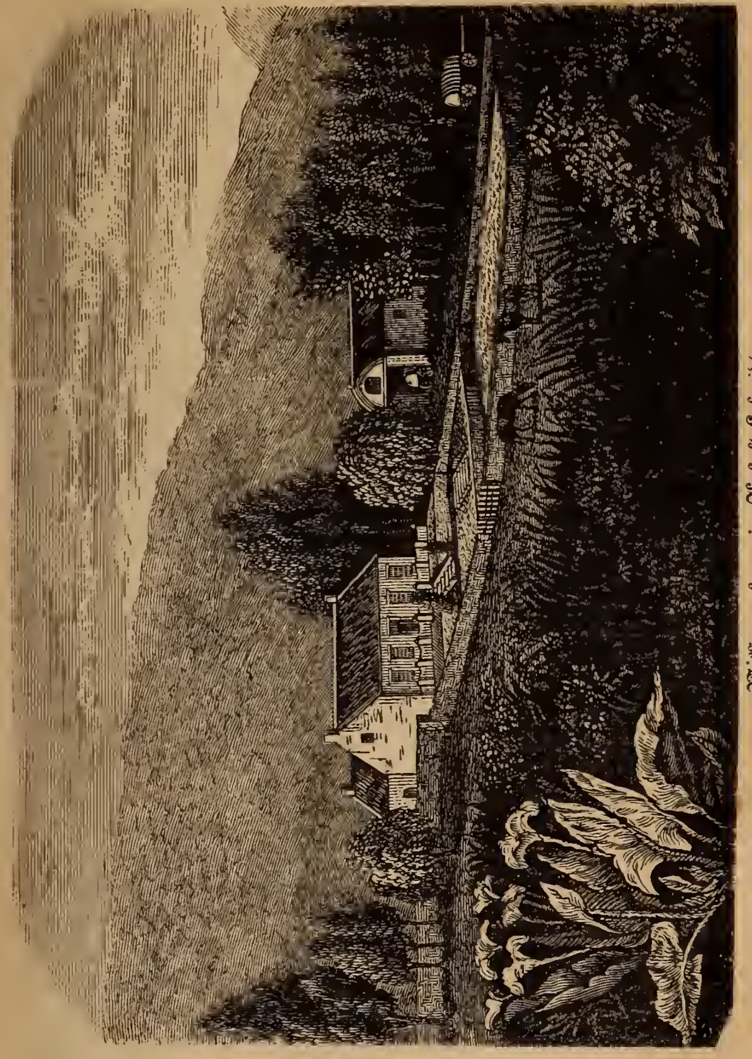
einem Entschluß kommen konnte. Er trat mit den Amaliensteiner Brüdern in Berathung und machte dann in ihrer Gemeinschaft eine neue Recognoscirungsreise nach Haarlem.

Am Tage vor ihrer Ankunft träumte Dina Jacobus, eine Hottentottenfrau, einen merkwürdigen Traum, den sie dem Herausgeber selbst erzählt hat, und der aus dessen Tagebuch (S. 143) hier wiederholt werden möge. Sie erzählte, daß vor der Ankunft des Bruder Prietsch, weil kein Hirte da war, es hier recht traurig ausgesehen habe. Da sei sie einmal in die Stille gegangen, um zu beten; und wie sie nach Hause kommt, so sieht sie ihre eigenen Kinder mit den Weltkindern lustig und auf Sündenwegen. Sie ruft erschreckt ihre Kinder zurück, und während sie diese ermahnt, fällt es ihr selbst schwer auf das Gewissen, daß ja auch sie die erste Liebe verlassen habe. Sie kehrt zum Gebet zurück und betet so inbrünstig, daß sie darüber einschläft. Im Schlaf hat sie einen Traum; sie sieht drei Männer ganz deutlich und hört dazu eine Stimme: Das seien drei Engel, die ihr etwas zu sagen hätten. Sie wacht auf und weiß nicht, was dieser Traum zu bedeuten habe, und wer die drei Männer seien. Am folgenden Tage aber kommen Prietsch und Schmidt und Howe an und predigen alle Drei, und sie erkennt in ihnen die drei Männer wieder, die sie im Traum gesehen hatte. Da ist sie hoch erfreut und ruft ihre Freunde zusammen und erzählt, was sie geträumt hat.

Auch die Amaliensteiner Brüder fanden die Gelegenheit auf Haarlem so günstig, daß sie für die Eröffnung einer Missionsthätigkeit an diesem Orte stimmten, und Br. Prietsch glaubte daher auf das Anerbieten des Besitzers von Welgelegen (2333 Magd. Morgen) für den Preis von 10,000 Thlr. zu verkaufen, eingehen zu müssen. Das eine Bedenken, was der alte Independentenmissionar Herr Hood dazu sagen werde, hatte dieser selbst auf die unzweideutigste Weise — schriftlich, weil er den persönlichen Besuch unserer Brüder auf Hopedale verfehlt hatte — zu erkennen gegeben, weil bei seiner Altersschwäche ihm die Versorgung dieses Theils seiner Gemeinde durch einen besonderen Missionar höchst willkommen erschien.

Nicht so leicht waren die Bedenken des Comité's gehoben. Der Plan der Erziehungsschule und eines Verkehrplatzes am Meeresstrande mußte ja aufgegeben werden. Auch schien es nicht gerathen, in ein Arbeitsfeld einzutreten, in welchem vorher ein anderer Mann mit ganz anderen kirchlichen Grundanschauungen gearbeitet hatte; endlich war die große Frage, woher das Geld zu nehmen zu dem theuren Ankauf des Platzes. Man schwankte lange, ob man den dringenden Vorstellungen des Bruder Prietsch, den gekauften Platz für die Gesellschaft zu übernehmen, nachgeben solle. Endlich entschloß man sich dazu, da so eben der Herr die Mittel zu dem Kauf uns in die Hand gegeben hatte.

Am 19. März 1860 nämlich starb zu Bitterfeld ein achtzigjähriger Greis. Den alten ehrwürdigen Herrn hatte Jung und Alt in der Stadt gekannt. Er war seit vielen Jahren schon er-



Missionarshaus in Anhalt-Schmidt.
Wagenhaus (erstes Kirchlokal).

blindet und pflegte sich durch ein Kind führen zu lassen. Es mochte Wetter sein, welches da wollte, so sah man ihn hinaus ins Freie seinen Spaziergang machen, rüstig trotz seiner hohen

Jahre, aber gar demüthig und einfach, ganz unscheinbar, ein Stück guter alter Zeit. Und wer zur Kirche ging, konnte ihn regelmäßig auf seinem Platze finden; er war gewiß krank, was selten kam, wenn sein Sitz leer blieb. Des Herren Wort war seines Fußes Leuchte geworden und das Licht auf seinen Wegen und hatte jenen hellen Schein in die Seele des Blinden fallen lassen, den wir alle suchen, wenn wir singen: „O, daß wir Gott möchten finden in uns durch der Liebe Licht und uns ewig ihm verbinden! Außer ihm ist lauter Nicht." Der „Liebe Licht", die Kraft des Wortes, war in ihm besonders hell. Das wußte ganz Bitterfeld, denn viele Arme der Stadt und Umgegend hatten es erfahren und manch wandernder Handwerksbursch hat seinen Groschen von dem guten alten Herrn erhalten und noch etwas dazu, was mehr als Silber und Gold war. Herr Joh. Friedrich August Schmidt, in frühern Jahren Tuchmachermeister, später als er blind geworden, von nicht unbedeutendem Vermögen seinem Gotte und seinen Nächsten lebend, hatte in seinem Testamente unserer Gesellschaft ein Legat von zehntausend Thalern ausgesetzt, was uns nach seinem Heimgange von seinem Erben mit der anerkennungswerthesten Bereitwilligkeit ausgezahlt worden ist.

Das Geld war also vorhanden, aber die Bedenken freilich noch nicht geschwunden. Denn der alte Herr Schmidt hatte ausdrücklich bestimmt, daß das „Capital unangreifbar sein, und nur die Zinsen, resp. Revenuen desselben dazu verwendet werden sollten, einen tüchtigen Missionar mehr unter die Heiden zu senden." Da indeß nach Br. Prietsch's Bericht das angekaufte Land durch die zu erwartenden Pächte mindestens 15 Prozent Revenuen zu geben versprach, und diese doch zur Erhaltung des Missionars verwandt wurden, so schlugen jene Bedenken nicht durch, das Capital wurde zum Ankauf der Station verwandt. Späterhin sind, als die erwarteten 15 Prozent Revenuen ausblieben, jene Bedenken allerdings wieder wach geworden, allein der bekannte liberale Abgeordnete Parisius hat der Gesellschaft aus aller Noth geholfen, indem er durch seinen Antrag, daß der Missionsgesellschaft der von Friedrich Wilhelm III. zuerkannte jährliche Zuschuß von 500 Thlrn. entzogen werden solle, einen solchen Eifer der Missionsgemeinde erweckte, daß in dem Jahre 10,000 Thlr. mehr als nöthig war, einkamen, welche zur Wiederherstellung des Schmidt'schen Legats hypothekarisch sicher angelegt wurden.

Prietsch konnte also gegen Ende des Jahres 1860, da mit dem gekauften Lande ein ganz wohnliches, nur noch einigen Ausbaues benöthigtes Bauernhaus, und in dem Wagenhause desselben ein provisorisches Kirchlein mitgekauft war, sich auf Welgelegen wohnlich niederlassen. Der neuen, hart an Haarlem grenzenden Station gab er, als ein geborner Dessauer, den Namen Anhalt, und weil das Kaufcapital ein Legat des alten

Bitterfelder Bürgers Schmidt war, so wurde dessen Name auch hinzugefügt, so daß die Station seitdem den Namen Anhalt-Schmidt führt. Wie der Name Bitterfeld hierbei auch noch seine Berechtigung behauptete, das werden wir aus dem Nachfolgenden ersehen.

19. Entwicklung der Station Anhalt-Schmidt.

Als Prietsch das ihm befohlene Arbeitsfeld ein wenig näher kennen lernte, mußte er nur zu bald gewahren, daß er es hier mit anderen Leuten zu thun hatte, als auf Zoar und Amalienstein. Dort sind die Getauften alle Kinder unserer Mission, hier hatte sie einen anderen geistlichen Vater und mußten an den neuen sich erst gewöhnen. Dort ist der Missionar als Platzherr auch Gebieter, dessen Anordnungen die Gemeindeglieder sich fügen mußten, wenn sie nicht vom Platz gewiesen sein wollten; hier bestand die Macht des Missionars nur in der Predigt des Evangelii. Dort wußten sich die Einwohner in ihrer ganzen Existenz in Abhängigkeit von der Missionsgesellschaft als Grundherrn, hier waren sie selbst Grundherrn und meinten, der Missionar müsse froh sein, wenn sie sich zu ihm hielten; dort waren sie gewohnt, die Ausgaben für die Erhaltung der Gebäude und anderer Aeußerlichkeiten selbst aufzubringen, hier konnten sie nicht begreifen, daß der reiche Herr dort im schönen großen Bauernhause, der so viel Vieh auf der Weide zu gehen hatte, von ihnen auch etwas verlangen könne. Dazu hatten sie als Independenten kaum einen Begriff von der Bedeutung des heil. Abendmahls, das sie vornehmlich darum besuchten, weil sie dabei alle zusammen kamen. Etliche schlossen sich gar nicht der Gemeinde an, sondern hielten sich entweder nach Hopedale zu ihrem alten Seelsorger, bis zu dessen im Jahr 1863 erfolgtem Tode, oder blieben auch gänzlich vom Worte Gottes fern. Dazu herrschte der Branntwein, bei den Heiden Dieberei, und bei der ganzen Einwohnerschaft große Neigung zu Lustbarkeiten; der Neujahrstag wurde regelmäßig mit einem großen Pferderennen gefeiert, zu dem die fremden Hottentottinnen aufgeputzt wie die Affen erschienen; und als Prietsch dagegen sprach, wurde ihm entgegnet, das möchte er doch lieber unterlassen, der alte Herr Hood habe auch oft dagegen geredet, es habe ihm aber nichts geholfen.

Dem Br. Prietsch gefiel der Wechsel zunächst nicht übel. Kam doch bei dem vorliegenden Verhältnisse viel deutlicher und klarer an den Tag, was die Leute eigentlich wollten und dachten, und konnte er da, wo wirklich sich geistliches Regen kund that, doch auch viel sicherer darauf rechnen, daß es aufrichtig und beständig sei. Er suchte deshalb den Unverständigen unter seinen Gemeinde-

gliedern und den Heiden zunächst verständlich zu machen, daß er unabhängiger sei, als sie, daß sie von ihm nicht blos kostenfreie Bedienung mit Wort und Sakrament, sondern auch sonst noch mancherlei Vortheile hätten, daß er ihrer nicht bedürfte zu seiner Existenz, sie aber seiner, wenn sie überhaupt brauchbare Menschen und Himmelserben werden wollten, daß aber einem jeden, der letzteres nicht wolle, völlige Freiheit gelassen sei, Pavian zu bleiben.

Solche Sprache waren die Leute von ihrem Missionar nicht gewohnt. Sie stutzten, etliche verhärteten sich, andere gaben vor der Hand nach und dachten, der Missionar wird wohl noch lernen, daß er uns nöthig hat. Unordnung, Völlerei und Streit aber werden nicht mit einem Schlage aus einer Gemeinde ausgerottet; sie machten sich in den ersten Jahren viel mehr geltend, als Prietsch erwartet hatte.

Der Missionar zog nun gegen diese Masse mit der gewohnten Waffenrüstung ins Feld. Er predigte das Wort, „zur rechten Zeit und zur Unzeit", er mahnte, bat, strafte, hielt die geordneten Gottesdienste, seine Frau hielt in Ermangelung eines Lehrers allein die Schule mit den vorhandenen 70 Schulkindern. Prietsch aber suchte vornehmlich durch eingehende Gespräche mit den zum heiligen Abendmahl sich Meldenden die harte Oberfläche der Herzen zu durchbrechen. Ueber seine ersten Erfahrungen auf diesem Gebiete berichtet er: „Bei diesen Besprechungen fand ich mit wenigen Ausnahmen nicht die beste Selbsterkenntniß. Die Meisten kamen mit den hier gewöhnlichen oder gebräuchlichen Redensarten, und besonders die jungen Leute hielten mir eine hübsche Ansprache, die, wenn ich sie einmal aus dem Text brachte, gewöhnlich wiederholt wurde. Zu meiner Freude war es beim letzten Abendmahle anders, es ist mir wenigstens so vorgekommen, daß die Sprache mehr Sprache des Herzens war. Ganz besondere Freude machte mir das Bekenntniß eines jungen Mädchens, die sonst immer die jämmerlichste Ansprache gehalten hatte, jetzt aber erklärte, sie habe bis dahin sich selber nicht gekannt und ihr ganzes Christenthum sei, wie sie jetzt erkenne, nur Einbildung gewesen, doch von Weihnachtsheiligenabend an sei es anders mit ihr geworden; es wäre ihr, als ob der Glanz des Christbaumes in ihr Herz gefallen und sie erleuchtet habe, so daß sie es nicht habe aushalten können in der Kirche, sie hätte müssen hinausgehen und dem Herrn, der so groß und herrlich und doch um ihretwillen ein kleines armes Kind geworden sei, ihr Herz ausschütten und über ihre Sünden weinen; sie fühle sich jetzt noch immer getrieben, in der Einsamkeit zu beten und ihre größte Sorge sei, der liebe Herr möchte sie doch so erhalten und immer mehr wachsen lassen."

Neben diesen Beichtbesprechungen suchte dann Br. Prietsch die Hülfe der Geförderteren unter den Gemeindegliedern zur Erweckung der übrigen aus der geistlichen Stumpfheit heranzuziehen.

Er fand besonders zwei sehr tüchtige und brauchbare Männer, ernste Christen, die er zu Diaconen anstellte, Piet Kuhn und Cornelius Mei. Der erste war eine mehr innerliche Natur, ein Mann des Gefühls, dessen Mund leicht überfloß, der andere mehr ein Mann des Gesetzes und der Zucht, der wenig Worte machte, aber, was er sprach, auch ausführte. Beide ergänzten einander auf das Beste. Prietsch ließ sie übrigens nicht nach der bei den Independenten gewohnten Weise von der Gemeinde wählen, sondern setzte sie selbst in ihr Amt ein, indem er der Gemeinde nur eine Frist ansetzte, binnen welcher sie begründete Einsprüche vorbringen könnte.

Einen dritten werthvollen Gehülfen bekam Prietsch im Jahre 1862 in der Person des uns bereits von Zoar und Amalienstein her bekannten frommen Schulmeisters Theophilus January, oder wie er jetzt heißt, Theophilus Grunewald, welcher die Verwaltung der Schule übernahm und mit gewohnter Treue fortführt bis auf diesen Tag.

Neben diesen drei wackeren Gehülfen hatte Br. Prietsch noch eine vierte Helferin, deren Mission war, den Missionar selbst aufzurichten und zu trösten und erquicken, so oft derselbe an der schweren Lektion lernen mußte, daß es schwerer sei, ein altes Haus auszubauen, als von Grund aus neu zu bauen, an welcher Lektion er bisweilen müde wurde. In solchen Stunden war ihm dann der Anblick der alten Hanna, die ihm nebst 6 Familien aus Amalienstein nach Anhalt nachgefolgt war, eine große Aufmunterung. Die Alte war ganz krumm und gebückt, und konnte sich nur langsam und am Stock fortbewegen. Ganz erfroren kam sie auf dem Ochsenwagen an. Als er sie frug, wie es ihr ginge, meinte sie, das Fleisch wäre zwar nicht viel mehr werth, aber am Herzen sei sie frisch und dankbar. Diese alte Greisin wurde eine rechte Trösterin des abgearbeiteten Missionars. „Die Alte, schreibt er, ist aus Liebhaben und Dankbarkeit zusammengesetzt. Meine Frau meinte, die alte Hanna gleiche dem alten Johannes, ihre Hauptaufgabe sei das Liebhaben". Später schreibt er von ihr: „Die alte Hanna hat nie zu klagen; hat sie Schmerzen, leidet sie Mangel, ist sie krumm zusammengefroren, sie ist immer frisch und dankbar. Sie predigt und ermahnt andere nicht, wie das die Hottentottenfrauen so gut und übergut können, sondern sie ist nur frisch und dankbar. Seit sie hier ist, wohnt sie bei uns im Hause, liegt am Feuer und thaut auf. Ich kann wohl sagen, daß ich mich sehr freue, die alte Hanna hier zu haben, mehr als wenn mich die Frau Königin mit ihrem Besuch beehrt hätte. Es ist mir etwa so, wie einem sein muß, wenn man einen Schirmengel sichtbar bei sich hätte, der ohne Geräusch nur immer seine schützenden Hände über mich und die Gemeinde ausbreitet und betend zum Himmel blickt."

Nicht lange sollte der Missionar diesen Segen in seinem

Hause haben. Hanna war eine reife Frucht und konnte eingeheimst werden. Am 6. Juli 1862 empfing sie zum letzten Male das heil. Sakrament zur Wegzehrung. Sie schickte sich zur Heimfahrt, und sprach ihre Hoffnung aus, nun bald nach Hause zu kommen. Das Sprechen fiel ihr schwer, doch klagte sie nicht. Frau Prietsch schickte ihr zu ihrer Labe noch etwas Weinsuppe. Die hat sie noch dankbar genossen, und ist dann gleich darauf eingeschlafen, um nicht mehr im Thränenthale zu erwachen. „Das ist nicht Sterben, schreibt Prietsch. Wie ihr Leben, so war ihr Tod, sanft und stille."

Allmählich begann denn das Wort des Herrn auch seine umwandelnde Kraft in der Gemeinde zu bezeugen. Dieselbe wurde im Ganzen gehorsam und ordentlich, schon im Jahre 1864 fiel das gewohnte Pferderennen aus, Trunksucht und Hader und Streit nahmen ab, die Gottesdienste wurden gut besucht, eine Zahl von Taufbegehrenden fand sich ein; nur herrschte im Ganzen eine gewisse Schlaffheit, die dadurch gemehrt wurde, daß ein großer Theil der Gemeinde Monate lang auf Arbeit gehend, weit umher sich zerstreute. An Einzelnen hatte der Missionar seine große Freude, z. B. an Mietje Matheus, die früher die Krone aller zänkischen Frauen, seitdem sie vom Wort erfaßt war, sanft wurde und still, wie ein Lamm, an Eva Filander, welche, wie sie selbst sagte, früher nur immer die Perle gewesen war und den Ton angegeben und Viele vom Glauben zurückgehalten habe, nun aber als eine arme Sünderin Vergebung suchte, Theunis, der früher so viel über die Sünden seiner Frau, der Sarah, zu seufzen hatte, und nun nicht mehr über seiner Frau, sondern seine eigenen Sünden weinte und mit ihr gemeinschaftlich den Taufunterricht besuchte, an einer anderen Frau, welche nach einer Predigt zu dem treuen Diaconus Piet Kuhn kam, um ihm zu offenbaren, daß sie während derselben ein „Loch ins Herz" bekommen hätte. Das alles waren Trostesblicke für den Missionar während der Zeiten seiner schweren Arbeiten und Sorgen um das Leben der Gemeinde.

Aber inmitten dieser Freude traf den Missionar und die ganze Station ein harter Schlag. Piet Kuhn, der treue Mithelfer begann zu kränkeln und sichtlich hinzuscheiden. Seine guten treuen Augen hatten sich noch erfreuen können an den neuen schönen Abendmahlsgeräthen, die von Deutschland aus geschickt waren, seine für das Wort des Herrn allzeit so offene Ohren, hatten sich noch an den Klängen des ebenfalls geschenkten Harmoniums erquickt. Die neue Glocke sollte er nicht mehr läuten hören, der Herr eilte mit seinem treuen Knecht zur ewigen Ruhe. Einen Tag vor seinem Heimgange besuchte ihn noch Frau Prietsch. Durch diese ließ er deren über die spärliche Frucht in der Gemeinde damals gerade recht bekümmerten Ehemann die Botschaft, gewissermaßen als sein Vermächtniß überbringen, er möchte doch

ja nicht daran denken, Haarlem zu verlassen, sondern gläubig ausharren; es werde noch durch viel Unterdrückung und Schwachheit gehen, aber der Herr habe auf Haarlem noch ein großes Volk; eine Zeit sei nicht fern, in welcher er eine große Freude haben werde. Da werde ein Lehrer kommen aus Europa, breitschultrig und kräftig von Gestalt, an der Wange erkennbar, er sehe ihn deutlich im Geiste vor sich. Derselbe werde auch nicht allein kommen, sondern mit vielen in Gesellschaft; zu der Zeit werde eine große Erweckung und schönes Leben auf der Station sein. Tags darauf ging Piet Kuhn heim. Ganz Haarlem folgte seiner Leiche, auch solche, die sonst nie zur Kirche kamen. Dies war etwa im Juni 1862. Den beiden Trauertagen des Heimgangs von Kuhn und der alten Hanna folgte noch in demselben Jahre ein großer Freudentag, die Glockenweihe und die erste Taufe von vier Frauen, welche beiden Feiern am 13. Septbr. 1862 stattfanden. Hören wir den Bericht aus der Feder des Missionars selbst:

Den 11. September gegen Abend brachte unser Wagen uns die deutschen Kisten mit, wobei auch die Kiste mit der Glocke war. Natürlich wurden die Kisten noch denselben Abend geöffnet, um uns an all den Herrlichkeiten, welche die Liebe uns für unsere Kinder schickte, zu erfreuen. Kommen mir immer wie Liebesboten und Liebesträger vor, diese Liebesgaben, denn man fühlt sich so recht in die große Liebesgemeinschaft der Kinder Gottes hineingezogen. Aller Augen waren diesmal vorzüglich auf die Kiste mit der Glocke gerichtet, die konnte aber an diesem Abende doch nicht mehr geöffnet werden. Sonnabend früh hatten mehrere Freiwillige sich eingestellt, um beim Aufrichten der Glocke zu helfen. Die Kiste wurde endlich geöffnet, und die schöne große Glocke herausgehoben. Ich war recht bange gewesen, sie möchte Schaden gelitten haben, weil die Kiste beinah ganz auseinander gegangen war, aber zu meiner sehr großen Freude war sie gut erhalten. Die Bewunderung und Freude war allgemein. Man hatte solch eine schöne und große Glocke durchaus nicht erwartet. Jeder hatte zu ihrem Lobe etwas zu sagen. Der eine meinte: Eine solche Glocke hat ganz Lange Kloof noch nicht gesehen; der andre, sie sei sicher so groß als die auf George*), aber viel schöner; und wieder ein andrer hatte in seinem Leben solch eine Glocke noch nicht gesehen. Auch der Klang wurde gleich probiert und wunderschön befunden und so stark, daß er wer weiß wie weit gehört werden müßte. Wir hatten jedoch nicht viel Zeit auf die Bewunderung zu verwenden, wenn die Glocke noch zu morgen läuten sollte. Es ging nun schnell an die Arbeit. Einige machten Löcher, andere holten die verschiedenen Balken und Hölzer zusammen, die ich bereits für den Glockenstuhl ausersehen hatte, andere sägten und kappten und stemmten aus, und noch ehe die

*) Eine Stadt in der Nähe von Anhalt-Schmidt.

Sonne unterging, hing die Glocke an ihrem Platze und ließ ihren feierlichen Klang über das Thal hin vernehmen.

Sonntag vor dem Gottesdienste war Glockenweihe oder Glockenfeier. Statt bei der Kirche versammelte die Gemeinde sich bei der Glocke, die 250 Schritte von der Kirche ab liegt und dem Dorfe näher. Etwa eine halbe Stunde vor der gewöhnlichen Gottesdienstzeit begann die Glockenweihe mit ein paar Liederversen, die vierstimmig gesungen wurden, worauf eine Ansprache von mir folgte. Diese Ansprache enthielt erstens die Geschichte der Glocke, nämlich eine Wiederholung meines Briefes an die Freunde in Anhalt, indem ich die Trägheit und Gleichgiltigkeit der Einwohner schilderte, aus der sie durch das Bim Bim des alten Eisens nicht aufgeweckt werden konnten. Zweitens deutete ich ihnen das an der Glocke befindliche Zeichen, nämlich das Kreuz, das nach dem Dorfe hinsieht. Drittens legte ich ihnen die Bibelstelle unter dem Kreuze aus, daß alles vergehe und nur das Wort Gottes in Ewigkeit bleibe, und ermahnte sie, sich auf diesen Felsen zu retten. Daran schloß sich die Anwendung der Aufschrift: „Anhalt.“ Haltet am Wort, haltet am Gebet! Ich schloß die Ansprache mit einem kurzen Gebete, enthaltend die Bitte, uns dem Rufe der Glocke gehorsam zu machen, uns dankbare Herzen zu schenken für alle uns erzeigte Liebe, die lieben Wohlthäter reichlich zu segnen und ihnen zu vergelten, was sie an uns gethan, auch die Glocke vor allem Schaden in Gnaden zu bewahren, damit sie noch kommende Geschlechter zum Hause des Herrn rufen könne u. s. w. Nach dem Amen wurde wieder der Gesang angestimmt, und unter dem Geläute der Glocke singend nach dem Gotteshause gezogen. Diese Glockenfeier hat einen großen Eindruck gemacht. Es war eine gute Gelegenheit, die Leute auf die Liebesgemeinschaft aufmerksam zu machen, in der sie mit den fernen lieben Christen stehen. Man kann mit Fingern auf diese Liebesgemeinschaft hinweisen, was tieferen Eindruck macht als das bloße Wort, das nur zu leicht verhallt.

Mit der Glockenfeier hatte die Festlichkeit des Tages nicht geendet, sie war vielmehr nur der Anfang. Der Vormittagsgottesdienst verlief zwar wie gewöhnlich, doch am Nachmittage war Tauffest, das erste auf Anhalt und Haarlem, die erste Taufe von Erwachsenen, die Einsammlung der Erstlingsgarben. Es waren vier Frauen, die ich mit noch einem Manne seit beinah ein und einem halben Jahre unterrichtet hatte. Trotz der mancherlei Schwierigkeiten, die mit solch einem länger dauernden Unterrichte für Erwachsene verknüpft sind, haben sie treu ausgehalten und haben zugenommen nicht allein in Erkenntniß sondern auch im Glauben. Der Mann konnte leider nicht mit getauft werden, weil er, als ich den Tauftag feststellte, gerade abwesend war und wider Erwarten viel länger aufgehalten wurde, so daß er nicht rechtzeitig eintraf. Er soll bei der Confirmation der jungen Leute,

die im Oktober stattfindet, getauft werden. Die Tauffeier der vier Frauen begann mit Gesang und Gebet. In meiner Ansprache redete ich erst über die Bedeutung der Taufe zu allen, wandte mich dann an die Gemeinde und zuletzt an die Täuflinge und legte ihnen die Größe der Gnade, die sie empfangen sollten, aber auch die Pflicht der Verantwortung dringend an das Herz. Auf den Gesang eines Liederverses folgte das Examen und die Taufe, die sie knieend empfingen. Nach Dank- und Bittgebet für die Täuflinge folgte wieder eine Ansprache, in der ich mich zuerst an die Täuflinge wandte, sie mit herzlich dringendem Worte ermahnend und bittend bei dem Herrn Jesu zu bleiben und in seiner Kraft mit ihm Welt, Sünde und Teufel zu überwinden; ermahnte dann die Gemeinde sich zu prüfen, ob sie den Taufbund gehalten, Buße zu thun und den Bund zu erneuern, und schloß mit der dringenden Bitte an die Heiden, die Gnadenzeit nicht zu versäumen sondern den Herrn zu suchen, so lange es noch Zeit, und er mit seiner Gnade nahe bei sei. Nach Gebet, Gesang und Segen zog die zahlreiche Versammlung tief bewegt von dannen.

Meine liebe Frau hatte die Neugetauften mit ihren Taufzeugen und des Singens wegen auch die Confirmanden zu einer Tasse Kaffee eingeladen. So hatten wir das Haus gehörig voll fröhlicher Gäste. Es ward Kaffee getrunken, manch nützliches und erbauliches Wort geredet, dazwischen gespielt und gesungen, bis in den Abend hinein. Fröhlichen Herzens begaben sich endlich die Gäste nach Hause.

Dieser 13. September wird mir ein Tag gesegneten Andenkens bleiben. Ich darf nun nicht mehr denken, daß meine Arbeit vergeblich sei. Möge der treue Herr und Heiland mich noch recht viel solche Tage erleben lassen! Zur Erfüllung dieses Wunsches hat dieser Tag selber nicht wenig beigetragen. Feier und Wort hat einen mächtigen Eindruck auf die Herzen gemacht. Dies wurde zunächst an den jungen Leuten offenbar, die seit längerer Zeit Catechismusunterricht erhalten. Tief bekümmert und weinend kam zuerst ein Mädchen, Rath und Trost bei mir suchend, und nach und nach kamen auch die andern. Gewiß ist, daß sie nicht alle gleich tief ergriffen waren; doch angefaßt waren sie alle. Ich sagte einem jeden, was ich für ihn nach seiner Herzensstellung für zuträglich hielt, und betete mit ihnen. Auch von den Heiden und jungen Leuten kam eine ganze Anzahl und frug weinend: Was muß ich thun, daß ich selig werde?

Ich täusche mich über den Werth und die Tragweite solcher Eindrücke nicht, habe dazu zu viel Erfahrung gemacht und weiß, daß manche, ja viele Erweckte nach kürzerer oder längerer Zeit wieder ihre alten Wege wandeln. Dennoch jauchzt mein Herz über das, was der Herr in diesen Tagen an uns gethan hat. Denn es ist schon etwas großes, wenn der Sünder aufgeweckt wird und erwacht aus seinem Sündenschlafe, und ich lasse mir

meine Freude keineswegs verkümmern durch die Frage: Werden sie auch standhaft bleiben? Freuen sich die Engel im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, desto mehr Ursache habe ich armer Sünder mich zu freuen und meinem Heilande mit Freudenthränen zu danken, wenn arme Mitsünder aus dem Todesschlafe erwachen und nach dem Sünderfreund und Sünderheilande fragen. Will fort und fort getrost und freudig weiter arbeiten und zeugen von dem, der uns geliebt hat bis in den Tod."

Neben dieser inneren Erbauung der Gemeinde gingen äußere Arbeiten her, die mit rüstigem Fleiß und großer Anstrengung ausgeführt wurden. Es galt, eine Wasserleitung herzustellen, welche einen schönen Theil der Ländereien unserer Station mit Wasser versehen, außerdem aber eine neuerbaute Mühle treiben sollte. Die Arbeit war sehr schwer und stieß nicht selten auf unerwartete Hindernisse, der fast eine halbe Stunde lange Canal stieß hier und da auf Felsen, die gesprengt und durchbrochen werden mußten, an anderen Stellen durchlöcherten die lästigen Krabben die ausgeführten Bauten und machten langwierige Reparaturen nöthig, die Kosten stiegen auf das doppelte und dreifache der ersten Veranschlagung. Außerdem mußte ein Anbau an das Missionarsgebäude hergestellt und vor allen Dingen ein neues Schulhaus errichtet werden, denn bisher hatte ein alter Wagenschauer des früheren Besitzers die Stelle der Kirche vertreten. Endlich war der schöne, 47 Fuß in der Länge und 22 Fuß in der Tiefe messende Neubau vollendet, und wurde acht Tage vor Weihnachten 1865 eingeweiht. Das Weihnachtsfest selbst setzte der Feier die Krone auf, indem am 2. Festtage 12 Erwachsene getauft und 4 confirmirt werden konnten.

---

20. Ein Besuch in Anhalt.

Am 8. November 1866 traf der Herausgeber zwei Meilen von Anhalt-Schmidt in Avontuur ein. Mit ihm waren die Geschwister von Amalienstein sammt ihren Kindern, so viele ihrer konnten, gekommen, drei Ochsenwagen voll, über 20 Personen, eine stattliche Karawane. Es wurde zum letztenmal eingespannt, und nun ging es, so scharf die Ochsen gehen mochten, auf Anhalt zu. Gegen halb fünf Uhr bemerkten wir in der Ferne eine zweispännige Karre, die uns entgegenkam. Es war Br. Prietsch, der nach freudiger Begrüßung den Direktor nebst den beiden Schwestern Schmidt und Meyer aufnahm und in gestrecktem Trabe der Station zuführte. Am Eingange des mit Guirlanden schön bekränzten Hauses stand Theophilus Grunewald singend mit der Schuljugend. Dem Herausgeber war es vergönnt, die Tage der Freude, welche der alte Piet Kuhn vor seinem Tode

im Geiste geschaut hatte, selbst mitzuerleben. Derselbe hielt sich Wochen lang auf der Station auf, besuchte jeden Einzelnen, und konnte 16 Erwachsene, nachdem er sie noch einmal gründlich in den fünf Hauptstücken des Catechismus unterwiesen hatte, durch die Taufe in die Gemeinde des Herrn aufnehmen. Die nachfolgenden Mittheilungen aus seinem Tagebuche mögen den Segen veranschaulichen, den er auf Anhalt-Schmidt mit Augen schauen durfte.

Die ersten Tage meines Aufenthalts wurden mit eingehenden Conferenzbesprechungen ausgefüllt, die ich mit den versammelten Brüdern des Conferenzkreises der Cap-Colonie pflog. Nachdem die lieben Gäste am 17. November zum Theil abgereist waren, begann die eigentliche Besuchung der Station, über welche das Tagebuch nun berichten soll.

„Sonntag, den 18. November. Das war ein gesegneter Sonntag, an dessen Abend ich mit dem Lobgesang der Maria mein Lager suchte. Früh fuhren wir nach Avontuur. Der Fluß war so geschwollen, daß das Wasser bis in die Karre drang und wir die Füße hochheben mußten, um nicht naß zu werden; aber wir kamen glücklich hindurch. Dann spielten unsere vier Pferde und brachten uns den zwei Meilen langen Weg in 1¼ Stunden. In Avontuur fand ich eine große Menge Bauern und Noois (Bauerfrauen), die zur Kirche wollten. Die Kirche, dem einen Bauer als Eigenthum gehörend, hatte nebst dem daneben stehenden Bauernhause früher den Independenten als Missionsstation gedient, jetzt war sie stark im Verfallen, da Niemand die Reparaturkosten tragen will. Wir konnten in dem starken Zug kaum sitzen. Bruder Howe hielt die Predigt, gut durchdacht, obgleich nicht recht zündend warm. Dann predigte ich über Offenb. 1, 5 ff. Die Bauern, die etwa die Hälfte der Versammlung ausmachen mochten, hörten, wie es schien, mit vieler Aufmerksamkeit zu, von den Farbigen hatte ich diesmal weniger den Eindruck. Nachher waren wir bei der Frau Wehmeyer, neben der Kirche, zu Tische. Es war etwas mehr Leben in der Unterhaltung, als gewöhnlich bei den Bauern.

Nachdem wir Nachmittags zurückgekehrt waren, suchte Bruder Schmidt ein seelsorgerisches Gespräch mit mir, in welchem er sein ganzes, innerstes Herz ausschüttete; er wurde mir sehr lieb in dem tiefen Ernst, in welchem er seinen Missionsberuf auffaßt. Dann suchte ich ein ähnliches Gespräch mit Heese, der mir mit viel Thränen dankte; er ist ein sehr ernster, gewissenhafter Mann. Dann gingen wir in die Kirche zum heiligen Abendmahl. Bruder Prietsch predigte über 1. Cor. 10, 16, und zeichnete in warmer, ergreifender Rede das heilige Abendmahl als das Hauptmittel der Gemeinschaft a) mit Gott, b) unter einander, c) mit der Gemeinde der Seligen. Die ganze Gemeinde war gekommen, auch die von Avontuur, es war für mich, und wie es schien,

für die ganze Versammlung, eine tief ergreifende Feier. Nach derselben hatte ich wieder meine Taufcandidaten versammelt, ich wollte sie nur eine halbe Stunde lang unterweisen, aber als ich ihnen bei Gelegenheit des Worts im dritten Artikel: „Vergebung der Sünden" die Geschichte des verlornen Sohnes erzählte, und ihnen warm klar zu machen suchte, wie sie dieser verlorene Sohn seien, da ergriff sie alle eine so mächtige Bewegung, daß fast alle in lautes Schluchzen ausbrachen und ich selbst hierdurch tief ergriffen, noch länger mit ihnen verkehren mußte. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn meine Seele, Hallelujah!

Montag den 19. November, galt es ein Abschied nehmen. Die Amaliensteiner Geschwister zogen heim und wir (Prietsch und ich) schickten uns zu einer Reise nach George, woselbst drei verschiedene Missionsgesellschaften neben einander wirken, und namentlich die bischöfliche Mission ihre größte Gemeinde (in dem Gebiet der Colonie) hat. Wie gewöhnlich drängten sich heute früh auch die verschiedenen Gemeindeglieder heran, um zu groeten, d. h. den Abziehenden Lebewohl zu wünschen. Ich hatte mit Bruder Meyer und Howe noch stundenlange, eingehende, liebe Gespräche über ihre Amtsführung und über ihre Herzensangelegenheiten. Als ich in die Küche kam, faßte mich die alte Emilie de Lähn bei der Hand: „Mynheer heeft my opgescherpt, en daar moet ik met Mynheer nog enkel spreken, en moet Mynheer dank. Mynheer heeft gezegd, dat daar uuren der duisternis komen, maar dat de Heer by zyne geloovigen is. Dat is waar. Ik is eene weduwe 18 jaaren, maar myn borg en myn man en myn vriend die leevt; hy heeft beloovt, dat de weduwen het zwart in zyn oogappel zyn; en dat heeft hy my bewezen; ja ik is verblyd in myne ziel, dat ik myn heiland heb." („Mein Herr hat mich aufgeschärft, und nun muß ich mit meinem Herrn noch einzeln sprechen, und muß meinem Herrn danken. Mein Herr hat gesagt, es werden Stunden der Finsterniß kommen, aber der HErr sei bei seinen Gläubigen. Das ist wahr. Ich bin eine Wittwe seit achtzehn Jahren; aber meine Burg und mein Mann und mein Freund der lebt. Er hat versprochen, daß die Wittwen das Schwarze in seinem Augapfel sind, und das hat er mir bewiesen. Ja ich bin erfreut in meiner Seele, daß ich meinen Heiland habe.")

In die Stube zurückgekehrt, faßte mich der alte Mr. Harris, ein frommer, mehr als 80jähriger Schottländer, der sich zu unserer Gemeinde in Haarlem hält, und dessen Lippen allzeit, wie des alten Simons, übersprudeln von Dank für die Gnade und Freundlichkeit des Herrn. Den alten Mann habe ich wiederholt gesprochen und mich an der Wärme, mit der er in einer aus Englisch und Holländisch gemischten Sprache seiner Liebe

zum Heilande Luft machte, erbaut. Jetzt faßte er zärtlich meine Hand und drückte sie: „Ja, ik weet, wherefore Mynheer over het groote water moest komen. Ja de Heer Jesus has u gezonden; ja for mee, for mee. De Levenswoorden, die Mynheer gezegd heeft, o! die heb ik opgefat; ja die weren for mee, for mee, for mee. En ik has ook Mynheer in myn hart ingesloten. Mynheer is in myn hart, en God is in myn hart; en waar God is, daar is de liefde. („Ja, ich weiß, weshalb mein Herr über das große Wasser hat kommen müssen. Ja der Herr Jesus hat dich gesandt; ja für mich, für mich! Die Lebensworte, die mein Herr gesprochen hat, o, die habe ich aufgefaßt; ja die waren für mich, für mich, für mich! Und ich habe meinen Herrn in mein Herz eingeschlossen. Mein Herr ist in meinem Herzen; und Gott ist in meinem Herzen, und wo Gott ist, da ist die Liebe!") — Dann kamen auch drei Leute aus Avontuur groeten, und für den empfangenen geistlichen Segen danken.

Nachdem eine mehrtägige Reise nach Hopedale, Georgstown und Kneisna eine Unterbrechung gemacht, berichtet das Tagebuch weiter:

Freitag, den 30. November. Heute machte ich meine Hausbesuche in der Gemeinde, zunächst im Dorfe Haarlem. Ich fand neben manchen Mundchristen doch auch recht ernste, liebe Seelen. Da ich auch die Heiden aufsuchte, so konnte ich mich an manchem Zeugniß suchender Seelen, denen ihr Heidenthum kein Genüge giebt, erfrischen.

Die alte Dina Jacobus, ist ein lebendiges, fröhliches Kind Gottes. Jetzt war sie voller Freude, daß ihr Mann, der bisher ein Heide gewesen ist, am nächsten Sonntag getauft werden sollte.

Ebenso lebendig fand ich die Aletta Rietsenberg, die auch im Taufunterricht ist, und deren Mann noch Heide ist. Zu einem Jan Rietsenberg kam ich und redete ihn ernst darauf an, daß er so lange schon das Wort vom Kreuze kenne und immer noch nicht dem Herrn sein Herz schenken wolle. Der Mann war wie vom Blitz getroffen. „Ja", sagte er, während auf seinem Angesicht ein ernster Seelenkampf sich abspiegelte, „Ja, myn huis is klaar (er hatte sein Haus soeben von außen und innen neu abgeputzt), en ik ben noch buitenkant; neen zoo kan het niet langer blyven; myne frouw is gedoopt, myne kinderen zyn gedoopt, en ik kan ook niet meer zonder god in de wereld leven. Maar de Heer zal my niet alleen laten; en wil ik tot hem komen; de wereld is te kleen, en de tyd te kort; ik kan niet meer zonder god leven" („Ja, mein Haus ist klar, und ich bin noch draußen; nein, so kann es nicht länger bleiben; meine Frau ist getauft, meine Kinder sind getauft, und ich kann auch nicht länger ohne Gott

in der Welt leben. Aber der Herr wird mich nicht allein lassen, und ich will zu ihm kommen. Die Welt ist zu klein, und die Zeit ist zu kurz; ich kann nicht länger ohne Gott leben!" Diese Worte sprach er in tiefster Herzensbewegung und innerer, heftiger Aufregung. — Aehnlich sprach sich auch ein anderer Heide tief bewegt aus und versprach, nicht länger säumen zu wollen, sondern bald zum Taufunterricht sich zu melden. — Viele Andere erzählten mir ganze Stellen aus meiner ersten Predigt, in welcher ich „eine Botschaft aus fernem Lande," nämlich vom Herrn aus der Ewigkeit her, den Leuten gebracht hatte. Ja, sagten sie, so wäre es, wie ich gesagt hätte; wie die beesten hätten sie gelebt, so lange sie zonder god gelebt hätten, aber nun hätten sie sich auch vorgenommen, von jetzt ab einen neuen Anfang zu machen. Es scheint, als ob die Weissagung des alten Piet Kuhn sich erfüllen wollte.

Die Wittwe dieses Piet Kuhn besuchte ich; sie sprach unter andern: „Mein Haus ist klein, aber das hat es, daß der Herr Jesus in demselben wohnt." Dann wurde sie traurig und tief bewegt: „Vier Jahre ist es her, da hat der Herr meinen lieben Mann mir genommen, aber das habe ich doch, daß nun der Herr Jesus in meinem Hause wohnt."

Die Schwiegermutter des seligen Kuhn ist die alte Emilie de Laine, von der ich bereits oben einen lieblichen Zug erzählt habe. Jetzt wohnt sie mit ihrer Tochter zusammen, zwei Wittwen in einem Häuschen, in Frieden. Sie erzählte ferner aus ihrem äußern und innern Leben: „Ein Sklav bin ich geboren, aber nun hat mir der Herr die Freiheit geschenkt, daß ich auf meine alten Tage kann für mich selbst arbeiten; ich habe das Schwere der Sklaverei gefühlt, deshalb weiß ich, was Freiheit ist. Aber was ist diese Freiheit gegen die Freiheit der Kinder Gottes, zu welcher mich mein Heiland befreit hat." Dabei leuchteten ihre klaren schwarzen Augen wie mit prophetischem Feuer. „Achtundachtzig Jahre lang hat der Herr mich in Geduld getragen, nun wird er mich bald heimrufen, o welche Herrlichkeit wird das sein!" — „Als ich noch ein Sklav war, da habe ich immer insgeheim gewünscht, daß ich einmal möchte zusehen können, wenn die Weißen das heilige Nachtmahl feiern und nun hat der Herr so Großes an mir gethan, daß ich selbst seinen Leib essen und sein Blut trinken kann." — „Ja" sagte ich, „Mütterchen, nun habt ihr wohl Euren Heiland auch so recht sehr lieb?" — Da leuchteten ihre Augen wieder auf: „Von ganzem Herzen, von ganzer Seele habe ich ihn lieb. Er hat mich aus der Grube gerissen, und hat meine Füße auf weiten Raum gesetzt. Jetzt muß ich ihm Tag und Nacht mein Seufzen und meine Thränen geben, und meinem Jesus danken für die Barmherzigkeit, die er an mir unnützem Wurm gethan hat!" — „Sorgt Ihr aber auch recht dafür, daß auch den Andern, die noch in

der Finsterniß sind, das Wort Gottes süß werde? — „Ach Mynheer, lesen kann ich nicht, denn ich bin nur ein ongeleerdes Schepsel, aber ich bete zu dem Herrn. Ja, und ich fühle, daß mein Gebet aufsteigt, und daß ich mit meinem Heiland rede und er mich hört. O! O! (das sprach sie in tiefergreifendem Ton) ich weiß, daß ich auch darin ein armer Sünder bin und daß ich schuldig bin. Ich habe nichts von seiner Gnade verdient; aber ich habe die eine Bitte, daß ich mich betten möchte zu den Füßen meines Herrn Jesu. Ja, und er verstößt seine alte Magd nicht. Achtundachtzig Jahre hat er mich bisher gespart, obgleich durch Armuth und Schwachheit; aber hätte ich mehr besessen, ich würde es wohl nicht haben tragen können, meine Seele hätte sich gewiß daran gehängt. Aber eins weiß ich, eins habe ich; ich habe die köstliche Perle, die halte ich, und die ist mir genug! Ich weiß, für mich ist ein Erbtheil aufgehoben, das kann mir kein Dieb rauben. Und wie danke ich dem Herrn, daß vor meinen Augen meine Kindeskinder das Vorrecht haben, was ich in meinen früheren Tagen habe entbehren müssen; und darum streite und ringe ich, daß der Herr in meinem letzten Augenblick mir möge seine Hand entgegenstrecken.“ Es war in der Rede dieser alten Jüngerin ein solches Feuer, solcher Schwung, solche Kraft, daß ich tief beschämt vor ihr stand, wie sie mit leuchtendem Auge und sprechendem Angesicht so ihren Herrn bekennen und preisen konnte.

Sonnabend, den 1. December, machte ich am Vormittag zunächst einen Besuch bei der Wittwe des Bauer Heinz, der durch seinen Versuch, dem Br. Prietsch einen Theil des Wassers abzuschneiden, diesen zum Prozeß genöthigt hatte, und vor dessen Endentscheid gestorben war. Die Wittwe fürchtete, weil die Sachlage des Prozesses gegenwärtig für sie nicht günstig stand, Alles zu verlieren, und bat mich um meine Vermittelung. Ich konnte ihr freilich keinen Trost geben, da zur Zeit kein berechtigter Vertreter ihres verstorbenen Mannes zur Aufhebung des Prozesses vorhanden war.

Nachmittags setzte ich meine Hausbesuche fort. Ich kam zu einem Heiden, Namens Philipp Esau. „Was steht denn noch in Deinem Wege, daß Du nicht zum Herrn Jesu kommen willst?“ — „Nur mein Ungehorsam.“ — „Wenn Dein Kind ungehorsam ist gegen Dich, was thust Du dann? — „Ich strafe es!“ — „Was meinst Du, daß der allmächtige Gott thun wird, wenn Du also weißt, Du bist ihm ungehorsam, und Du bleibst in dem Ungehorsam?“ — „Er wird mich sicherlich strafen.“ — „Du weißt doch, daß Du durch des Herrn Jesu Tod der Strafe entgehen kannst, was hindert Dich denn noch, seine Gnade zu suchen?“ — „Ach, Mynheer, es ist so etwas in meinem Kopf, was herumdwalt, und da kann ich nicht dagegen aufkommen; darum muß ich in meiner Traurigkeit bleiben; das muß ich be-

kennen, so wie ich jetzt lebe, habe ich keine Freude!" — „Nun, ich lade Dich ein, als des Herrn Jesu Bote, er läßt Dir sagen: Komm zu meinem Hochzeitsmahl, es ist Alles bereit, Du bist mir ein willkommener Gast." — „Ja, ich will kommen, ich will den Herrn bitten, daß er mich annehme!" Neben ihm saß weinend sein Weib, einen Säugling an der Brust; sie soll morgen getauft werden.

Zu einem Cäsar Terblans kam ich, der hatte in vier Monaten zwei Kinder verloren; sein vierzehnjähriger Sohn lag in schwerem Fieber hoffnungslos. Der alte war geknickt; er sagte mit Thränen im Auge: „De heer neem de tacken weg, en de boom laat hy nog staan, dat hy mag vruchtbar worden!" („Der Herr nimmt die Zweige weg, und den Baum läßt er noch stehen, daß er fruchtbar werden möge.")

Adolf, der Küster, ist ein frommer, aufrichtiger Mann. Er bekannte: „Ich wünsche wohl und habe rechtes Verlangen, dem Herrn treu zu sein, aber ich bin es noch so wenig; es ist lauter Gnade, daß ich noch gespart werde. Ich habe den Herrn lieb, aber mein sündiges Herz macht mich alle Tage wieder betrübt. Der Herr hat mich schwer mit Krankheit heimgesucht (Nervenfieber); ich konnte nichts, gar nichts mehr, mit Leib und Seele; aber in jenen Stunden hat sich der Herr meiner angenommen, da hat er mich in meinem Elend besucht, und ich habe erfahren, daß seine Kraft in Schwachen mächtig ist. Und mein einziger, lieber Sohn hat dieselbe Krankheit gehabt; er war vierzehn Jahre alt; ich dachte, er sollte meine Stütze im Alter sein. Den hat der Herr mir genommen. Aber der hat mir ein Wort zurückgelassen, von welchem ich nicht weiß, ob ich es in meiner letzten Stunde auch mit solcher Freudigkeit werde sprechen können. Er sprach: „Ich gehe nach Hause; meine Sünden sind mir vergeben." Er konnte in diesen letzten Tagen kaum noch reden, aber so viel konnte er, daß er sein herzlich Verlangen nach der heiligen Taufe aussprach, und daß er antworten konnte, als er kurz vor seinem Tode getauft wurde. Nun ist er wohl geborgen." Bei diesen Worten rollten dem Manne die hellen Thränen über die Backen. Seine Frau war inzwischen eingetreten, und fuhr fort: „Ja, der Herr ist mir auch gnädig, das hat er mir selbst gesagt. O, das war schwer, den einzigen Sohn so hinzugeben; aber der Herr hat deutlich zu mir die Worte gesprochen: „Willst Du Abrahams Tochter sein, so thue auch wie Abraham gethan hat und gieb gern Deinen Sohn hin!" Das war acht Tage vor seinem Tode. Ich lag wachend bei dem Jungen, da habe ich jene Stimme deutlich mit meinem Geist gehört. Und am andern Tage hat der Junge auch zu mir gesagt: „Mutter, laß mich ziehen, ich gehe nach Hause." Da habe ich geantwortet: „Du gehst heute, und ich komme morgen Dir nach." Und dann habe ich dem Herrn mein Kind geben können, und er hat mich auch

endlich getröstet. Nun lebe ich heute noch, und Alles ist Gnade und Alles ist Liebe des Herrn. Er wird mich auch festhalten, daß ich nicht falle, bis ich endlich einmal auch zu ihm kommen werde!" Diese Worte sprach die Frau mit leuchtendem, tiefbetrübtem und doch sichtlich getröstetem Mutterauge. — Am Abend hatte ich meine Täuflinge zum letzten Unterricht.

Sonntag, den 2. December, war ein heller Segenstag. Um ½10 Uhr ging es in das, jetzt noch als Kirche benutzte Schulhaus. Das ganze Haus bis in den Giebel des Strohdachs bildet den luftigen Raum, der nur durch die Lage der halb durchgesägten Balken durchbrochen ist. Die Guirlanden und Festons, die seit meiner Ankunft die Kirche schmückten, waren noch nicht ganz ihres Farbenschmucks entkleidet. Ich saß hinter dem Katheder, der Altar und Kanzel zu gleicher Zeit ist; um mich herum auf der Erhöhung, die gleichsam den hohen Chor ausmacht, saßen sechszehn vom Kopf bis auf die Zehen völlig weiß gekleidete Frauen und Mädchen, auf der andern Seite vier Männer, auch so viel als möglich in Weiß. Ich hielt die Taufrede über Matth. 28, 18 und examinirte in allen fünf Hauptstücken des lutherischen Katechismus, welche die Täuflinge gut gefaßt hatten, mehr als mit dem Kopf allein; eine tiefe Bewegung ergriff die Täuflinge und den Täufer und die Gemeinde, als ich die Sechszehn taufte, — drei Mädchen und ein junger Mann waren bereits als Kinder getauft und wurden am Nachmittage confirmirt.

Bei dieser Handlung war auch jener Bauer Wehmeyer zugegen, welcher hernach sein Versprechen, die Schenkung der Kirche zu Avontuur zu bewirken, erneuerte. Dann nahm ich bewegten Abschied von Theophilus Grunewald, unserem treuen farbigen Schulmeister, und auch von Kupfernagels. Nach Hause zurückgekehrt, fand ich die Neugetauften zu einem Liebesmahl von Kaffee und Kuchen versammelt; dabei wurden ihre Namen in das Kirchenbuch eingetragen; ich schenkte jedem ein Bild und einen Traktat zum Andenken. Die Abendstunde versammelte die ganze Gemeinde zum letzten Abschiedsgebet in der Kirche.

Montag, den 3. December, ging es denn in Gottes Namen auf den Weg. Die Liebe der Gemeinde hatte acht Ochsen auf dem Pfarrhofe versammelt, die meinen schweren Wagen zwei Stunden Weges fahren mußten, um die Kräfte meiner Pferde zu sparen. Nach zwei Stunden standen vier Pferde bereit, die ihn noch eine Station weiter brachten. Alle Viertelstunde trafen wir, Br. Prietsch und ich, die wir auf der Karre bis zur Ausspannung jener Pferde fuhren, neue Gruppen von Gemeindegliedern, die, obgleich schon alle, die Schulkinder und die Alten, vor dem Hause „gegrüßt hatten", noch einmal die Hand zum Abschied reichen wollten. Alette Rietsenberg, die neugetaufte Helene, war untröstlich; in lautem Schluchzen sank sie vor mir auf die Erde nieder, und bedeckte meine Hand mit

Küssen. Ihr ist das Wort tief ins Herz gedrungen; sie sog jede Sylbe von meinen Lippen. Endlich nach vier Stunden Weges nahmen wir auch von der Schwester Prietsch, die uns in der Karre begleitet hatte, Abschied, bestiegen unsern Wagen und fuhren, zum Theil in ungemüthlichem Regen, an diesem Tage noch bis Krakeelrevier".

Die genannte Aletta Rietsenberg, welche in der heil. Taufe den Namen Helene empfangen hatte, ist inzwischen schon in die ewigen Hütten eingegangen. Seit der Geburt ihres jüngsten Kindes begann sie zu kränkeln. Auf ihrem Krankenlager träumte sie, sie sähe eine große, grüne Fläche mit so köstlichem Gras, wie sie noch nie gesehen hätte. Da habe der Herr Jesus gestanden, und als sie zu ihm eilen wollte, habe er gesagt, sie müsse ihr Angesicht ganz zur Erde neigen, sonst könne sie nicht zu ihm kommen. Das habe sie gethan, und wisse nun gewiß, daß der Heiland sie angenommen habe. Wenige Tage darauf ist sie sanft und selig im Glauben entschlafen.

---

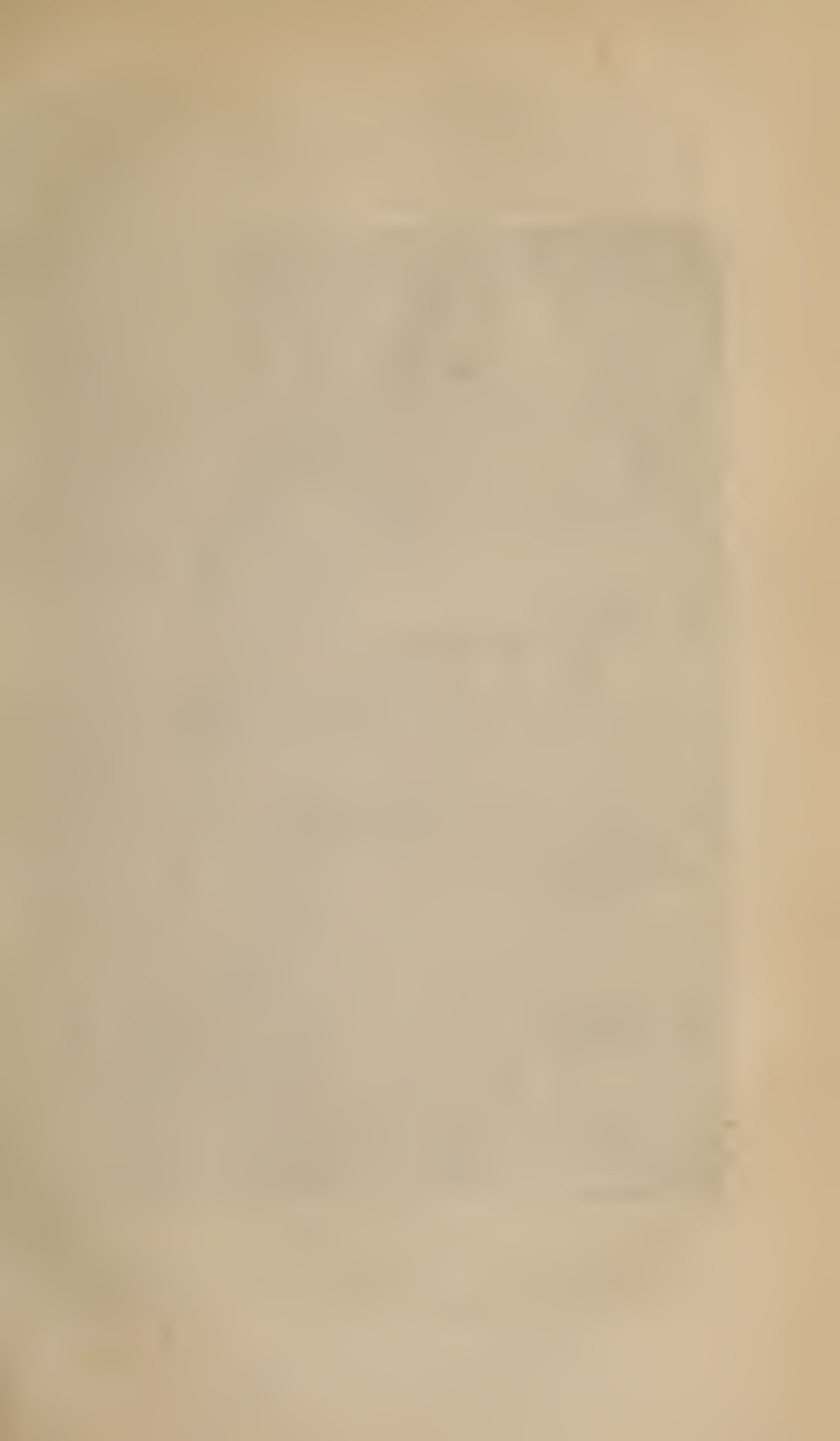
21. Schlußbericht von Anhalt-Schmidt.

Das geistliche Leben der Gemeinde hat sich nicht in derjenigen Machtfülle entfaltet, welche wir hofften. Getauft sind von Zeit zu Zeit eine Anzahl suchender Seelen, auch die Zahl der Einwohner von Haarlem hat sich vermehrt. Die Gesammtzahl der gesammelten Christengemeinde vermag Br. Prietsch, da allzeit ein großer Bruchtheil der Bewohner auf Arbeit abwesend ist, nicht ganz sicher anzugeben. Er schätzt sie auf 450 Seelen, also das Zehnfache der Zahl, die er vorfand.

Es hat im Laufe der Jahre auch nicht an Früchten, faulen und guten, gefehlt, von denen wir etliche hier aufführen.

Im Anfange des Jahres 1869 wurde auch das zu unserer Station Anhalt-Schmidt gehörende Dorf Haarlem durch Krankheiten aller Art, besonders durch Fieber also schwer heimgesucht, daß fast kein Haus ohne Kranken war. Die Folge war natürlich bei Leuten, die nicht gewohnt sind, für den kommenden Tag zu sorgen, große Noth und Elend. Doch half der Herr gnädiglich durch eine reiche Erndte, also daß im Jahre 1870 diese äußerlichen Nothstände völlig wieder gehoben wurden.

Und welches war die geistliche Frucht der Heimsuchung? Br. Prietsch schreibt im Anfange des Jahres 1870: „Es hat sich nur das Wort der Schrift bewährt, daß das Herz ein trotzig und verzagtes Ding ist. So lange die Trübsal dauerte, fühlte man allgemein die Hand des Herrn. Mancher, auch von den Heiden, bekannte mit Thränen im Auge, daß er die Trübsal als



Anhalt-Schmidt und Haarlem.

Schule. Kaufladen. Missionarswohnung.

ein gerechtes Gericht Gottes über sich erkenne, weil er die Gnade gemißbraucht habe, und gelobte mit Mund und Hand Besserung, so daß ich von Manchem glaubte, es werde wirklich eine neue Zeit und ein neues Leben für ihn anbrechen. Und nun? Ich sehe keine Früchte, ja es scheint schlechter geworden zu sein, als es vordem war, und zwar gerade bei solchen, die am bußfertigsten zu sein schienen. „Ich weiß nicht," sagte neulich eine Frau aus der Gemeinde, „was aus uns noch werden soll! Denn Gott sendet neben seiner Gnade ein Gericht über das andere, theure Zeit, Hunger, Krankheit, und doch bessern wir uns nicht. Was kann Gott mehr an uns thun? Wir werden noch alle ins Verderben gehen!"

Ein halb Jahr später schreibt Br. Prietsch: „Viele gelobten in der Zeit der Krankheit Besserung, wenn der Herr sich ihrer noch einmal erbarmen werde. Er hat sich auf's Neue erbarmt; er hat geholfen. Theure Zeit und Krankheit sind vorübergegangen; aber wieder sind die guten Vorsätze vergessen. Der Herr schlägt sie, sie fühlen und erkennen es auch: Es ist der Herr, der uns schlägt und durch Trübsal ins Reich Gottes bringen will; dennoch bekehren sie sich nicht!"

Welcher treue Seelsorger in unseren deutschen Gemeinden hätte nicht ähnliche Erfahrungen gemacht?

Freilich seufzt auch mancher Seelsorger: Ich aber dachte, ich arbeitete schier vergeblich! Und doch ist's in seiner Gemeinde wie mit einer Portalthür im Magdeburger Dom. An diese führte unser Br. Weber einst eine Zahl von unsern Missionszöglingen, die eben auf der Reise nach Afrika waren, und zeigte ihnen die schönen Steingebilde über dem Portal, und fragte sie: Was seht ihr da? — Blätter, antworteten sie. — Seht genauer hin! — Ja, wir sehen Weinblätter! — Seht noch genauer hin! — Und nun erst wurden sie gewahr, wie ganz unscheinbar verborgen, so daß man's kaum gewahr wird, unter jedem Blatte eine kleine Beere, eine Frucht steckt. Das war unseren Brüdern ein fröhliches Glückauf, für manchen müden Missionar kann's ein Trost sein, wenn er meint, er arbeitet schier vergeblich, und der Herr hat, seinen Augen verborgen, doch schon die Frucht bereitet.

So ist auch in Anhalt die verborgene Frucht nicht ausgeblieben. Hat es nicht besonders lieblich geblüht, so hat doch auch das Unkraut nicht aufkommen können. Frühere Sünden, als Trunkenheit, Zuchtlosigkeit, christliches Schwatzen ist weniger geworden, und die Gemeinde hat nicht nur, als ihnen ihr Missionar deutlich machte, daß sie für Erhaltung von Schule und Kirche auch einen jährlichen Beitrag aufbringen müßten, diesen willig gebracht, sondern auch, als in Amalienstein die Noth so sehr groß war, aus ihrer Armuth Lstr. 8, also mehr als 50 Thlr. den Armen der bedrängten Schwestergemeinde, und im Jahre 1870

fast Lstr. 18, d. h. an 120 Thlr. zu Missionszwecken gesteuert. Das kommt doch auch nicht aus dem Fleisch, sondern ist ein Zeugniß, daß Gottes Geist dort Wurzel geschlagen hat. Wo ist in Deutschland ein armes Tagelöhner- und Büdnerdorf, das so viel beiträgt? Etliche haben sich das Geld geborgt, um nur auch ihren Beitrag geben zu können zur allgemeinen Collecte, und nicht selten konnte man an den fröhlichen Gesichtern der Beitragenden bemerken, wie ihnen das Geben wirklich seliger war als das Nehmen.

Ein Zeugniß von heiligem Ernst gab ein Hottentot, welcher die vom englischen Magistrat geleitete und aus mehreren Herren vornehmeren und geringeren Standes zusammengesetzte Commission beschämte. Die Commission sollte Grenzstreitigkeiten schlichten, und beschloß, um Zeit zu sparen, auch den Sonntag dazu zu benutzen, daß sie die Grenzsteine aufsuchte und besah. Der Hottentott, der als Zeuge herzugerufen war, weigerte sich auf das Bestimmteste, am Tage des Herrn mitzugehen. Auf die Erwiderung des Magistrats, es sei ja doch blos ein Gang in's Freie, und keine Arbeit, entgegnete der Hottentott: „Bekommt ihr Herren denn nicht dafür eure Bezahlung? Also wirds doch eine Arbeit sein. Hier gilt es aber nicht einen Gang allein, sondern bei den Steinen wird gestritten und gezankt. So kann ich den Tag des Herrn nicht feiern. Wollt ihr gehen, so geht ohne mich!" Also hat der Hottentott den weißen Herren eine Sonntagspredigt gehalten, und das Geschäft mußte an dem Tage unterbleiben.

Abraham Ruyter

war schon vor seiner Bekehrung ein stiller ordentlicher Mensch, der aber an Getauftwerden nicht dachte, bis ihn die Taufe seiner Frau und Kinder daran gemahnte. So trat er auch in den Unterricht, den er ein Jahr lang genossen hatte, als er erkrankte, und in dem Gefühl zunehmender Schwäche innigst nach der Taufe verlangte. Br. Prietsch taufte ihn daher kurz vor seiner Abreise zur Bezirksconferenz. Als er von der Reise zurückkehrte, war Abraham sanft und selig im Herrn entschlafen.

Apploon

lebte auf Ladysmith und war dort und in der ganzen Umgegend übel berüchtigt. Trunksucht, Fleischessünden und eine scharfe Zunge machten sie allen widerwärtig, mit denen sie in Berührung kam, bis sich der Herr endlich auch dieser Armen erbarmte, und sie durch viel Trübsal zum Reiche Gottes einführte. Sie heirathete einen Engländer, der ebenfalls dem Trunk ergeben, ihr mit gleicher Münze zahlte. — Vor etlichen Jahren kam sie, des beständigen Umschwärmens müde, krank an Leib und Seele nach Anhalt-Schmidt. Hier wurde sie von der Macht des Wortes

Gottes so erfaßt, daß sie sich mit aufrichtigen Magdalenen-Thränen zum Herrn bekehrte, und in der heiligen Taufe den Namen Katharina erhielt.

Sie sollte aber auch jetzt noch nicht Ruhe finden. Der Mann zog wieder weg und lebte mit ihr Jahr und Tag in der Wüste, wo sie allen Versuchungen, besonders zur Trunksucht ausgesetzt war. Sie widerstand aber in der Kraft des Herrn; so oft sie zum heiligen Abendmahl kam, wußte sie viel von ihrem Streite zu erzählen, aber auch von der Hirtentreue des Herrn, welcher sie auch in der Wüste nicht allein ließ.

Etwa ein halbes Jahr vor ihrem Tode ließ ihr Mann sich bewegen, wieder nach Anhalt zu ziehen. Sie wurde kränker und kränker, besuchte aber, so lange sie noch kriechen konnte, regelmäßig den Gottesdienst, sprach sich auch gern und oft über ihren Seelenstand aus. Der treue Hirt, der auch dieses sein armes Schäflein zur Ruhe bringen wollte, hatte die rechte Zeit ersehen. Sie stand von ihrem Krankenbett nicht wieder auf, am 18. Juli 1869 ging sie heim.

Ihre Krankheit bot ihr Gelegenheit, ihr ganzes Leben gründlich zu überdenken, und sie war eine der Wenigen, die das auch wirklich thun. Deshalb konnte sie dem Br. Prietsch doch kurz vor ihrem Ende die Barmherzigkeit des Herrn nicht genug rühmen. „Was Mühe und Arbeit ich Ihm gemacht habe, mit welcher unendlichen Geduld Er mich getragen hat, das erkenne ich erst jetzt so recht, und wills Ihm ewig, ewig danken!“ rief sie aus. „Kurz vor ihrem Tode (so schreibt Br. Prietsch) empfing sie noch demüthig und gläubig das heilige Abendmahl zur Stärkung für die wichtige Reise, und ist nun, wie ich gewißlich hoffe, eingegangen zu der Ruhe, die sie hier nicht finden konnte!“

Henriette Standaar

ist (wie Br. Prietsch schreibt) im Februar (1870), wie ich zuversichtlich hoffe, zur oberen Gemeinde versetzt. Wenn ich nicht irre, war sie eine meiner ersten Täuflinge auf Zoar. Später fiel und lebte sie in Sünden auf Ladysmith. Daselbst verheirathete sie sich mit Adolf Standaar, und kam nicht lange nach Anlegung der Station Anhalt-Schmidt mit ihrem Vater und Ehemann hierher. An ihrem Betragen war nichts auszusetzen; in ihrer Liebe zum Gotteshause war sie ein Muster, in ihrem Hause herrschte Ordnung, und ihr Arbeitseifer verließ sie selbst in ihrer Krankheit nicht. Ihre Krankheit hat zwar Jahr und Tag gedauert, ein Magenleiden; doch war sie nicht lange bettlägerig. Ihr Glaube war kein freudiger; die Sünden ihrer Jugend, so wie die täglichen Mängel drückten sie sehr nieder, eine Seltenheit unter den Hottentotten, die gern Gras wachsen lassen über ihre Vergehen. Ich hatte deshalb bei meinen Krankenbesuchen Gelegenheit, vorzugsweise das Troſtamt zu üben.

Als sie ihr Ende nahen fühlte, wiewohl wir anderen es noch lange nicht vermutheten, begehrte und empfing sie das heilige Abendmahl, und verschied unmittelbar darauf!

Eine liebliche Frucht ist auch der Eifer jenes Schafwächters, der doch gar zu gern mit der Gemeinde am Charfreitag zum heiligen Abendmahl gehen wollte. Aber er wohnt an 3 Meilen weit von der Station, und sein Bauer giebt ihm nicht frei; so „muß er am Donnerstag erst sein Tagewerk vollbringen, dann hierher laufen; er kommt noch zur Vorbereitung, die des Abends ist, zurecht; kehrt in der Nacht wieder zurück, verrichtet Charfreitag sein Tagewerk, und läuft dann, fast schneller als ein Pferd, und unter beständiger Angst, daß er zu spät kommen möchte, hierher und kommt eben an, als ich mich umsehe, ob noch Jemand übrig ist."

Eine reifere Frucht war

Aurora Dray,

die unter großen Schmerzen und noch größerer Ergebung und Geduld Jahre lang krank gewesen ist und endlich am 19. Mai von allem Uebel erlöst wurde. „Sie war früher Sklavin, eine der ordentlichsten Frauen des Platzes, ordentlich in Kleidung, ordentlich im Haushalten, ordentlich in der Kinderzucht, fleißig beim Kirchenbesuch, regelmäßig beim Abendmahl, und verstand, was sie hörte aus Gottes Wort. Daß sie sich ihrer Respektabilität auch sehr bewußt war, war nicht zu verwundern; doch der Herr hat sie im Schmelzofen gehabt und hat Alles abgeschmolzen, so daß sie den schlechtesten gleich nur aus lauter Gnaden selig werden wollte. Und, sie ist, deß bin ich in Hoffnung gewiß, aus Gnaden selig geworden."

Auch eine der von mir getauften Frauen

Maria Ezau

ist am 22. Juni nach einem Krankenlager von wenigen Wochen an den Folgen einer Lungenentzündung im Glauben an den, der die Todten lebendig macht, und im Vertrauen auf sein Verdienst im Herrn entschlafen. Leider hat sie es nicht erlebt, daß auch ihr Mann sich bekehrt hätte; doch scheint der Tod seiner Frau oder vielmehr ihr selig Sterben Eindruck auf ihn gemacht zu haben; denn er besucht seitdem den Gottesdienst sehr regelmäßig. So wird wohl auf Hoffnung gesäet, doch darf man auch hin und wieder schon die Frucht sehen, ganz besonders an Sterbebetten, aber auch bei der Jugend, die Schule und Unterricht gehabt! —

Von einer anderen Kranken schreibt Br. Prietsch: „Da liegt nun das arme Weib in ihrer elenden Hütte, ohne Hoffnung, jemals ihr Krankenlager verlassen zu können, auf einem alten Strohsack, muß Tag und Nacht husten und arge Schmerzen

leiden, ohne andere Hülfe, als von ihrem Mann, und dabei nichts zu beißen und zu brechen, als was wir ihr schicken. Bei all dem Elend kommt keine Klage über ihre Lippen; im Gegentheil! „Wie dankbar bin ich doch dem treuen Heiland, sagte sie mir heute, daß Er mich gesucht hat in meinen gesunden Tagen; denn in meinen Schmerzen würde ich nicht an Ihn denken. Nun aber steht Er mir so treulich bei, daß ich alle Schmerzen im Hinblick auf Sein Kreuz geduldig ertragen kann. Ach, Er hat ja vielmehr um meiner Sünden willen gelitten, als ich leide!"

So hat es in Anhalt-Schmidt nicht an Frucht der Arbeit gefehlt. Aber im Ganzen und Großen klagt Br. Prietsch doch über die Stumpfheit seiner Gemeinde, und über Lauigkeit. Im Jahr 1873 konnte er keinen erwachsenen Heiden taufen.

Der Hauptgrund dieses Zustandes ist wohl darin zu suchen, daß Br. Prietsch mit äußerlichen Arbeiten zu sehr belastet war, die ihm die Zeit zur eigentlichen Missionsthätigkeit vielfach verkürzt und geschmälert haben.

Als nämlich bald nach dem Ankauf der Station die gehoffte Gelegenheit, unsere Ländereien an die einzelnen Bewohner parzellenweise zu verpachten, sich nicht finden wollte, beschloß Br. Prietsch, damit das auf die Station verwandte Capital nicht nutzlos ausgegeben sei, sämmtliche Ländereien selbst in Pacht zu nehmen. Er hoffte, daß dadurch die gesammten Erhaltungskosten der Station bestritten, und wo möglich das Anlagecapital auch wieder gewonnen werden könne. Ein förmlicher Pachtcontrakt mit der Missionsgesellschaft wurde abgeschlossen — ein unglückliches Unternehmen; denn nun waren dem Comité die Hände gebunden in der Ueberwachung der zur Verbesserung der Station zu verwendenden Summen. Br. Prietsch war unermüdlich thätig, den Platz auf alle Weise zu verbessern. Die Mühle wurde erbaut, ein Kaufladen errichtet, Ländereien wurden meliorirt, Wassergräben gezogen, Mauern aufgeführt — mit großer Mühe, aber auch mit großen Kosten. Br. Prietsch konnte in seinem Eifer die von dem Comité im Contrakt festgestellten Grenzen der Summen, welche zur Melioration aufgenommen werden durften, nicht innehalten. Er überschritt sie mehrfach und sie wuchsen zu einer Höhe heran, welche den des ursprünglichen Kaufpreises noch überstieg. Da Br. Prietsch unter der äußeren Arbeitslast unterliegen wollte, wurde ihm 1863 der aus Amalienstein versetzte Br. Haese, und als dieser auch in dem dortigen Kaufgeschäft nicht fertig werden konnte, und deshalb 1865 aus dem Verbande der Gesellschaft schied, der aus dem Transvaal versetzte Br. Kupfernagel zu Hülfe gegeben. Als auch dieser im Jahre 1867 entlassen werden mußte, behalf sich Br. Prietsch mit gemietheten Hülfsarbeitern, bis ihm auch diese Last zu schwer wurde, und er dringend um die Aufhebung des beiden Theilen sehr peinlich gewordenen Con-

trakts bat. Eine Commission wurde hingesandt, die das unnatürliche Verhältniß löste. Aber die Gesellschaft, welche den Br. Prietsch, der unermüdlich gearbeitet und den Werth des Platzes um ein sehr Beträchtliches erhöht hatte, nicht im Stiche lassen konnte, mußte nun auch eine sehr beträchtliche Schuldsumme übernehmen, an welcher unsere Kasse schmerzlich blutet bis auf diesen Tag. Ein Oeconomieverwalter wurde im Jahre 1870 in der Person des Br. Markötter hingesandt, welcher aber, wie jeder, der afrikanische Verhältnisse nicht kennt, erst bedeutendes Lehrgeld zu zahlen hat, bevor er Erträge aus der Wirthschaft erzielt, so daß nach mehr als einer Seite hin, Anhalt uns zu einem rechten „Bitterfeld" geworden ist.

Der Hauptgewinn, den wir aus der Verwaltung der Oeconomie in Anhalt Schmidt gezogen haben, ist die Erkenntniß, daß wir ähnliche Unternehmungen in unserer Mission nie wieder beginnen werden.

Br. Prietsch aber ist mit allem Eifer darauf bedacht, wie er seine Missionarsthätigkeit über die Grenzen von Haarlem hinaus in ferneren Kreisen ausdehnen könne. Schon von Anfang an hatte er auf dem benachbarten Avontuur eine Filialgemeinde gesammelt. Daselbst steht ein kleines, früher zum Dienst der Independentengemeinde bestimmt gewesenes Kirchlein, das der Familie Wehmeyer gehört. Als dieses baufällig geworden war, erbat und erhielt es Br. Prietsch zum Geschenk, baute es aus und hält der kleinen auf Avontuur gesammelten Gemeinde, für die von Zeit zu Zeit auch ein geregelter Schulunterricht bestellt werden konnte, so wie den einwohnenden Weißen regelmäßige Gottesdienste.

Außerdem konnte er eine Zeit lang beim Bauer Taute einen Predigtplatz eröffnen, und erwarb auf einem nach der Kneysna gelegenen Dorfe Vlucht einige Gebäude; auch dort hält er regelmäßige Gottesdienste. In der neuesten Zeit hat er noch an einem anderen Orte, Wageboomsrevier, Gelegenheit gefunden, die Heiden um das Wort Gottes zusammen zu rufen. Daneben sammelt er fleißig die Mittel zur Erbauung einer eigenen Kirche in Haarlem, zu welcher der Bauplatz bereits käuflich erworben ist.

Eine liebliche Frucht seiner Wirksamkeit ist, daß der Sohn des alten Piet Kuhn, namens Klaas, den Br. Prietsch, dazu von einzelnen Missionsfreunden der Heimath mit den nöthigen Mitteln versehen, bis in seinem 17. Lebensjahr in seinem Hause sorgfältig erzogen hat, im Jahre 1868 nach Deutschland gesandt werden konnte, um zu einem Prediger des Evangelii unter seinem Volk ausgebildet zu werden.

Derselbe ist eine Zeitlang in der mit unserer Mission eng verbundenen Hülfsanstalt zu Ducherow vorbereitet und dann 1870 in das Missionsseminar zu Berlin aufgenommen worden, von wo aus er, wills Gott, im Jahre 1875 als Missionar nach



Zwischen Kneisna und Avontuur.

Afrika ausgesandt werden soll, der erste Farbige, aus unserem Missionsgebiete, der diesen Lebensweg eingeschlagen hat. Der Herr wird seinen Segen geben.

Und wenn gleich Anhalt-Schmidt in seiner äußeren Entwickelung zur Zeit noch ein bitteres Feld geblieben ist, so haben wir die feste Hoffnung, daß auch diese Dornensaat noch einmal eine bessere Erndte tragen werde. Es kommt nur darauf an, daß Anhalt durch anhaltendes Gebet, und die Hülfe vieler Fürbitter und Mitbitter in Afrika und daheim ein wirkliches Bitterfeld werde, d. h. ein Arbeitsfeld, für das viele Bitten von vielen Bittern zum Thron des Herrn gebracht werden. Unser starker Anhalt und Anwalt im Himmel, der Herr Jesus selbst wird, wenn er erst mit dem starken Hammer, mit dem er als der allermächtigste Schmidt die Felsen und Herzen zu zerschlagen pflegt, sein Werk gethan hat, auf dem aufgebrochenen Acker seine Saat reifen lassen zur reichen Erndte!

---

22. Ein Hungerjahr.

Südafrika ist ein Land, in welchem Reichthum und Ueberfluß mit Armuth und Elend oft als ganz nahe Nachbaren aneinander gerückt sind. Hier ist ein Stücklein Ackerland, das unter Berieselung liegend, seine dreißigfache, sechzigfache und hundertfache Frucht bringt, dicht daneben dornenbestandener Felsboden, kaum zur dürftigsten Viehweide benutzbar; heute prangen die Ebenen der Capcolonie im saftigsten Grün, die Auen mit den prachtvollsten Feldlilien besät, die das Auge des deutschen Kunst-

gärtners trunken machen könnten, nach wenigen Wochen ist auf denselben Flächen kaum ein grüner Halm wahrzunehmen; heute strotzen die Schaf- und Viehheerden in ihrem Fett, nach wenigen Monaten fallen sie zu Hunderten aus Mangel an Futter; heute schmachtet die dürre Saat nach dem langersehnten Regen, morgen vielleicht schon kommt der Wolkenbruch, der Saat und Erndte und das Saatland dazu mit sich hinwegspült; heute ist das reiche Kornfeld des Bauern Augenweide, morgen haben ihm die Heuschrecken keinen Halm übrig gelassen. Besonders ist es der Regenmangel, der das Land von Zeit zu Zeit verdorren und seine Bewohner verarmen macht.

Kein Jahr aber ist seit Menschengedenken ein solches Hungerjahr gewesen, nicht blos für Afrika insgemein, sondern auch für unsere Missionsstationen insonderheit, als das Jahr 1865.

Nachdem im October 1864 der letzte durchdringende Regen gefallen war, hat der Herr fünfzehn Monate lang jenes heiße Land mit versengender Dürre heimgesucht. Während dieser Zeit hat zum öftern der „so schön bewölkte" Himmel die Lechzenden getäuscht, indem entweder gar kein Regen, oder nur ganz kleine Schauer fielen. Der empfindliche Futtermangel bewirkte, daß schon Anfangs Mai zwanzig Kühe und Pferde verhungert waren; und dann hat es bis zum Ende des Jahres noch nicht geregnet. Mancher Bauer ist mit vollbespannten Ochsenwagen auf den Togt (Fahrt) gezogen und zu Fuß wieder heimgekehrt, weil ihm all sein Vieh auf dem Wege verreckt war. Da auch die vorjährige Erndte nur mäßig ausgefallen war, und kaum hingereicht hatte, die Winterschulden der meisten Gemeindeglieder zu decken, so brach die Noth als ein starker Gewappneter herein. Die Saatzeit konnte nicht eingehalten werden, die Felder wurden dürr, die Weide trocken, das Vieh fiel schaarenweis; was übrig blieb, war arbeitsunfähig. Der Brodvorrath ging zu Ende, und da kaum der sechste Theil des Saatfeldes bestellt werden konnte, hatte der Arme nicht einmal in der Hoffnung auf eine kommende Erndte einen Trost. Alles schrie nach Brod, die Väter und Jünglinge wanderten hierher und dahin, Arbeit zu suchen, auf die umliegenden Bauernplätze; aber auch dort war Mangel, und man richtete sich auch mit der Arbeit auf das knappste ein. Die Arbeitslöhne fielen in demselben Maß, als die Kornpreise stiegen, und doch priesen sich diejenigen noch glücklich, die auch nur um das tägliche Brod für die eigene Person Arbeit fanden. Die meisten kamen zurück, hungrig und zerlumpt, wie sie gegangen waren, und ließen den Missionaren die Alten und die Kinder und die Schwachen zur Speisung zurück. In ihrer Hoffnungslosigkeit zerstreuten sich die Meisten, die Kirchen und die Schulen leerten sich; die Kleidungsstücke zerfielen in Lumpen, und Geld, sie zu ersetzen, war nicht da. Sonst, wenn ein Missionar zur Conferenz reiste, erquickte er sich am saftigen Grün der Landschaft;

in diesem Jahre gab es nichts zu sehen als vertrocknete Bäche, leere, unbestellte Felder, ausgedörrte Flüsse und weit und breit Wüstenstaub, der sich auf die gebleichten Gebeine des gefallenen Viehes lagerte; kein Vogel Strauß, kein Wild kam zu Gesicht. Die Noth lagerte sich über Menschen, Thiere und Felder mit bleiernem Gewicht. Der Herr klopfte an, ob nicht manches harte Herz weich werden wollte. Dazu kamen Krankheiten aller Art, so daß zeitweise kein Haus in ganz Amalienstein war, das nicht seine Kranken gehabt hätte, an Augenleiden, Klimafieber, Dyssenterie. Auch die Erwerbsquellen der Mission stockten; die Pachtzinse für das Land blieben aus, der Kaufladen brachte wenig Ertrag, die Mühle stand vielfach still.

In Haarlem ist in dieser Zeit ein Mann, freilich ein Heide, buchstäblich verhungert. Frau Prietsch schreibt von ihm: „Solche Hungersnoth habe ich aber doch in den achtzehn Jahren meines Hierseins noch nicht erlebt. Daß es hier bei uns auch so arg werden würde, hatte ich doch nicht geglaubt. Ja in voriger Woche haben sie wirklich einen alten Heiden buchstäblich verhungern lassen in Haarlem. Sage ihnen einer: Ihr seid Heiden! — wie sie das übel nehmen! Und giebt es etwas heidnischeres als ihren Nebenmenschen vor Hunger umkommen zu lassen? Eine Gemeindefrau holte sich Mehl und theilte mir dabei mit, daß ihr Sohn gestern Abend beim alten Mentor vorbei gegangen sei, da hätte er gedacht: Mußt doch mal zu dem Alten hinein gucken! Und wie er in die erbärmliche Hütte hineingesehen, habe der Alte auf ein paar abgeschabten Schaffellen gelegen und erbärmlich gejammert; das kleine Feuerchen sei schon erloschen gewesen, er habe es dann aber wieder anblasen wollen, sei aber vor Mattigkeit mit dem Gesicht in die Asche gefallen; Holz sei auch nicht mehr dagewesen. Ich frage die Frau: „Warum habt ihr denn nicht gestern Abend mir davon Nachricht gegeben?" Ich lag selber krank zu Bette, war die Antwort; aber ich hatte gestern Abend gleich gesagt, morgen früh gehe ich und erzähle es dem Lehrer. Ich schickte unsern Klaas Kuhn augenblicklich mit einem Stück Brod, einem Stück Fleisch und einem Hemde zu dem Alten, der brachte aber die Nachricht, daß der ganz steif vor Kälte daliege; die Nachbarsfrau habe aber versprochen, heißes Wasser zu machen, um dem Alten das Brot dahinein zu brocken. Die Botschaft gefiel mir nicht sonderlich. Unterdeß war die Mittagssuppe gar geworden, und mit einem Topf warmer Suppe, einer Jacke und einem Tuche schickte ich unsere Katharine wieder hin, und die Frau, die mir die erste Nachricht gebracht hatte, ging mit ihr. Es fand sich, daß der Alte in der Nacht mit den Knieen nach der heißen Asche gerutscht war und sich dieselben ganz verbrannt hatte. Kaum hatten sie ihm die Jacke anziehen können, so steif war er. Von der Suppe konnten sie ihm nur mit Mühe einen Löffel voll einflößen. Nun wurde Wein warm gemacht,

und der ihm mittelst einer Spritze eingeflößt, ebenso nach einigen Stunden etwas lauwarme Milch. Ich schickte ein paar Männer, ihm den ganzen Körper zu reiben, und ließ ihn dann in einige neue warme Schaffelle einwickeln. Unser Niklaus übernahm es, in der Nacht bei ihm zu bleiben. Ich hatte gemeint, er würde noch aus dem Dorfe einen zur Gesellschaft bekommen, aber nein, er hatte allein gewacht. Am anderen Morgen kam er und erzählte uns, es sei nun aus mit dem alten Mentor. Er habe schön Feuer gemacht, daß der Alte nicht habe zu frieren brauchen und ihm seine Felle dicht eingestopft; er habe auch ganz stille gelegen, aber um Mitternacht habe er angefangen zu röcheln, und er sei dann gelaufen, die Nachbarsweiber zu rufen, die hätten aber durchaus nicht aufstehen wollen, da sei er wieder zum alten Mentor gegangen, habe ihm über die Augen gestrichen, und wie der dann noch geschnickt habe und nachher ganz stille gelegen, habe er ihm seine Glieder gerade gezogen, sich dann ihm gegenübergesetzt und gesagt: „Ja Mentor, ich habe dich nicht bei deiner Lebzeit gekannt und du mich nicht. Ich bin hier ein Fremdling, du hast auch Niemanden, der nach dir umsieht; ich habe dir den letzten Liebesdienst erwiesen, ich habe heute an dir zum ersten Male gesehen, wie ein Mensch stirbt!" In der Weise hatte sich der getaufte Hottentottenjunge beim Schein des mitten in der Hütte unterhaltenen, flackernden Feuers mit der Leiche des ihm sonst ganz unbekannten Alten unterhalten, bis der anbrechende Tag ihn von seinem allerdings etwas melancholischen Liebesdienste erlöste."

Aber der Herr, der die Meßschnur in der Hand hat, ließ die Noth nicht höher steigen, als man es konnte ertragen. Im Vaterlande brachte die helfende Liebe mehrere Tausende zusammen, um den Bedrängten beizuspringen, und auch dort in Afrika wußte er auf die wunderbarste Weise zu zeigen, daß er der Wittwen und Waisen Vater und Versorger sei.

Auf besonders liebliche Weise hat er unsere Brüder getröstet an einem Tage, wo die Noth ihnen am schwersten das Herz niedergedrückt hatte.

Unser Br. Elfert hatte eilf Säcke mit Mehl von der Capstadt bestellt. Der Brief, der ihm anzeigte, daß die Sendung zu Schiffe abgegangen sei, konnte die frohe Kunde mittheilen, daß dasselbe Schiff auch die heißersehnten Kisten mit Missionssachen von Berlin mitbrachte. Das Schiff aber ist noch nicht vor Anker gegangen im Hafen zu Beaufort, da strandet es; und der Brief aus Beaufort bringt die niederschlagende Nachricht, daß alles Frachtgut des Schiffes untergegangen sei; was geborgen war, das sei durch das Wasser so verdorben, daß alles zur Auktion gestellt werden solle. Traurig und niedergeschlagen reisen unsere Brüder Schmidt und Elfert nach der Stadt, um wenigstens in der Auktion etwas von den vielleicht geretteten

Missionssachen zurückzukaufen. Aber wie sie zu ihrem Agenten nach Beaufort kommen, da führt derselbe sie in einen Schuppen, und siehe — die sämmtlichen Missionssachen liegen ganz trocken und unversehrt da, auch die Säcke mit Mehl so trocken, als wenn sie eben aus der Mühle gekommen wären. Der Herr hatte gemacht, daß die Ecke des Schiffes, auf der unsere Missionssachen standen, bei der Strandung hoch auf eine Klippe auflief, so daß diese Sachen — die einzigen aus der ganzen Ladung — trocken und unversehrt ans Land gebracht werden konnten, bevor nach kurzer Frist die Wellen das Wrack aus einander brachen. — Unser lieber treuer Herr und Gott hatte wohl gewußt, daß unsere Brüder dort nicht blos der Sachen, sondern noch mehr des Trostes und der Aufrichtung in ihrer Trübsal benöthigt waren, und die Gebete, die die Sachensendung begleiteten, hat er auch gehört; darum hat er unseren Brüdern diese Freude bereitet! — Sein heiliger Name sei hoch gelobt!

Doch die Hungersnoth sollte noch eine lieblichere Frucht zeitigen helfen, von welcher das nächste Capitel berichten wird.

---

23. Wiedervereinigung von Zoar und Amalienstein.

Als der Herausgeber am 11. October 1866 auf seiner Inspectionsreise in Zoar einfuhr, traten ihm die Folgen und Spuren der Hungersnoth überall in erschreckender Weise entgegen. Die zum weitaus größten Theil zerfallenden oder zerfallenen Hütten standen meistens leer. Ihre Bewohner hatten sich weit hin über das Land zerstreut, um für das tägliche Brod Arbeit zu suchen; von 700 Einwohnern waren kaum mehr als 70 zurückgeblieben. Und denen sah das bleiche Elend aus den abgemagerten Gesichtern, die meisten gingen in Lumpen einher. Welch anderes Bild bot Amalienstein dar! Die Liebe der deutschen Christen hatte reichliche Mittel gesammelt, um den Hungernden Speise zu senden und die Nackten zu kleiden. Fast alle Einwohner waren auf dem Platz und bewillkommten den aus Deutschland kommenden Vater in festlichem Gewande. Der Unterschied war schneidend.

Und die Zoaraner fühlten ihn auch, und hatten jetzt handgreiflich einsehen lernen, wie viel väterlich sorgende Liebe sie bei ihrer Trennung von der Berliner Missionsgesellschaft weggeworfen hatten.

Am Sonntag den 14. October Abends stand der Missionsdirektor auf der massiv aus Lehm errichteten Kanzel der Kirche von Zoar, unserer alten lieben Kanzel, und predigte über 1 Mos. 19, 22. 23. Einzelne der wenigen Zoarschen Kirchgänger kamen hernach und drückten ihm die Hand, eigenthümliche Gefühle durchbebten beiderseits das Herz. Mynheer Rotsky (Gregorowsky) und Mynheer Radloff waren noch nicht vergessen.

Der Direktor konnte aber noch andere Botschaft mitbringen. Auf seiner Reise hatte er in Stellenbosch auch den reformirten Prediger Rethling aufgesucht, den Vorsitzenden der sogenannten Sendelingscommission der capisch reformirten Kirche, welcher ihm eröffnete, er sehe ein, es sei seiner Zeit ein großes Unrecht geschehen damit, daß Zoar von der Berliner Missionsgesellschaft losgerissen sei, und er sei mit den übrigen Mitgliedern der Commission einverstanden, daß wenn wir Zoar wieder übernehmen wollten, es uns übergeben werden solle; er warte nur noch das letzte Wort von einem seiner Mitcommissionare ab, um mir die nöthigen Vorschläge zu machen. Da dieses letzte Votum während meines Aufenthalts in Amalienstein noch nicht eingetroffen war, so mußte ich weiter reisen, ohne die Sache selbst schon in Ordnung gebracht zu haben. Aber als ich auf der Zoarschen Kanzel stand und diese Stätte so vielen Gottessegens mit Augen sah, da war mir beklommen zu Muthe, als warten der Sache noch schwere Hindernisse, und ich konnte der Zoarschen Gemeinde meinen Friedensgruß nur mit bangem Herzen bringen.

Bevor wir jedoch die Entwickelung der nachfolgenden Catastrophe im Einzelnen hinzeichnen, müssen wir uns im Geiste in das Jahr 1856 zurückversetzen und da einsetzen, wo wir die Geschichte Zoars abgebrochen hatten.

Die Scheidung beider Gemeinden hatte eine heftige Erbitterung hervorgerufen, welche besonders auf Seiten der Zoaraner hervortrat. Hören wir, was Missionar Schmidt dreiviertel Jahr nach jenen trüben Tagen über den erfolgten Riß an seine Vorgesetzten berichtete: „Es ist kläglich, daß die beiden Plätze geschieden sind; denn daraus sind geradezu widernatürliche Verhältnisse erwachsen. Zum Beispiel der Vater gehört nach Zoar und der Sohn nach Amalienstein, und umgekehrt, ebenso die Mutter nach Amaliensten und die Tochter, der Sohn u. s. w. zu Zoar und umgekehrt, und diese feinden einander an; es liegt sogar vor, daß der Sohn die Mutter verstoßen hat, weil sie zu unserer Kirche gehört. Die Gärten der vierzig Lutheraner auf Zoar sind längst andern zuerkannt, die vierzig aber haben dieselben nicht abgegeben. Nun beanspruchen beide, der erste Besitzer unsrerseits und der zweite Besitzer von Seiten Zoars dieselben Gärten. Der eine gräbt und säet, und der andre gräbt das wieder um und säet auch. Natürlich giebt so etwas fortgehenden Zwist. Ebenso thun sie bei den Fruchtbäumen. Dieser will die Früchte und jener auch. Das schlimmste dabei ist, daß es in diesem Falle gar nicht geschlichtet werden kann, also muß gehen gelassen werden. Ueber dies alles sind die Streiter meist Schwäger, Schwieger und Eltern gegen Kinder und umgekehrt. Wenn man dann noch dazu nimmt, daß dies Getaufte sind, so wird man halb dumm. Es geschieht oft, daß die Leute von Amalienstein mich um Erlaubniß fragen, ob sie dies oder das

gegen die Zoarischen verüben könnten, gewöhnlich Dinge, die gegen das weltliche Recht nicht verstoßen. Zum Beispiel die Zoarischen holen von unserm Platz Holz — also dies zu verbieten! Ebenso, das Zoarsche Vieh läuft auf unsre Weide — dies zu bestrafen! Ich antwortete ihnen aber stets: Nein, denn auch die Zoarischen sind Kinder unsrer Väter, von unsern Vätern auferzogen und gepflegt gleich wie ihr, ihr aber unter einander seid Brüder, so sollt ihr sie lieben und ihnen Gutes thun; sind sie euch aber feind, so wißt ihr gut, daß unser Heiland befiehlt: Liebet eure Feinde! Auf solche und ähnliche Weise ist es mir bisher gelungen, unsre Leute abzuhalten von feindseligen Handlungen gegen Zoar. Von Zoarischer Seite scheint dies nicht zu geschehen, aber nichts desto weniger sagen die Zoarischen, die Feindschaft ginge von Amalienstein aus. Das sind ein paar Proben von dem, was sich zwischen Amalienstein uud Zoar zuträgt."

Missionar Schmidt blieb seinem Vorsatze getreu; er setzte den Anfeindungen der Gegner nur Liebe und Wohlthaten entgegen. Es hätte ja in seiner Macht gestanden, die Zoaraner durch empfindliche Repressalien zur Vernunft zu bringen. Dieselben waren in ihrer Armuth und in der Dürftigkeit ihres Grundbesitzes durchaus auf Amalienstein angewiesen. Sie bedurften amaliensteiner Weide für ihr Vieh, amaliensteiner Holz und Rohr zu ihren Bauten, amaliensteiner Wasser zur Berieselung ihrer Aecker. Schmidt durfte gar nicht etwa zu einer Gewalt oder Härte schreiten, er durfte nur einfach seines Rechtes wahrnehmen, wie es zehn andere gethan haben würden, aber er gedachte des Worts: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen; er that den verblendeten Zoaranern Vorschub, wo er konnte und hielt auch seine Gemeindeglieder zu gleichem Thun an. Das hat der Herr reichlich gesegnet, zunächst darin, daß der äußerliche Friede zwischen beiden Nachbargemeinden wiederkehrte.

Inzwischen blieb der von der südafrikanischen Gesellschaft eingesetzte Katechet nicht lange auf Zoar, die Gemeinde war wieder hirtenlos und scheint es eine Reihe von Jahren gewesen zu sein, bis endlich die südafrikanische Missionsgesellschaft völlig außer Stande, die Station weiter zu versorgen, im Jahr 1862 dieselbe mit allen ihren Gebäuden, Rechten und Gütern für ewige Zeiten an die capländisch reformirte Kirche abtrat, welche aus Holland den in Rotterdam vom Prediger Schwarz ausgebildeten, jungen Missionar Pauw berief, und in Zoar einsetzte.

Zwischen diesem, einem lieben frommen Mann und eifrigen Missionar, und den amaliensteiner Brüdern entspann sich bald ein inniges Freundschaftsverhältniß, dem sich auch der reformirte Pastor van Velden im benachbarten Ladysmith eng anschloß.

Auch ihre Familien fingen an, unter einander verbunden zu werden. Zur deutschen Weihnachtsfeier und zum Missionsfest kamen sie von Ladysmith und Zoar gern nach Amalienstein. Das Verhältniß gestaltete sich immer freundlicher. Der Missionar Pauw in Zoar und der Prediger van Velden in Ladysmith, sammt unseren Brüdern Howe in Ladysmith, Heese, Meyer und Schmidt in Amalienstein kamen alle zwei Monate abwechselnd in Ladysmith, Zoar und Amalienstein zusammen, um sich mit einander vor Gottes Angesicht zu erbauen und zu erquicken. Dabei besprachen sie einen biblischen Abschnitt und vorliegen depraktische Fragen und beschloßen den Tag mit einem kirchlichen Abendgottesdienst für die Gemeinde. An unserem Missionsfest haben die Brüder Pauw und van Velden ebenfalls Predigt und Ansprache gehalten. Im Zusammenhang mit diesem guten Einvernehmen stand der Beschluß der reformirten Cap-Missionsgesellschaft, daß künftighin unsere amaliensteiner Gemeindeglieder auf Zoar unbehelligt wohnen dürfen, wenn sie nur die für die sämmtlichen Bewohner jener Station vorgeschriebenen jährlichen Abgaben und Arbeiten mit den Zoarschen in gleicher Weise leisten wollten. Hiermit war einer langjährigen Feindschaft und Eifersucht zwischen beiden Stationen die Wurzel abgegraben.

So war denn die Frucht reif, um so mehr als Br. Pauw schon durch seinen Bildungsgang der lutherischen Lehre zugethan war, und zwischen seiner biblischen Anschauung und der unserer Brüder ein Unterschied eigentlich nicht vorhanden war.

Bald nachdem der Direktor die Capcolonie verlassen hatte, traf auch der Brief von der reformirten Sendlingscommission ein, welche in der freundlichsten und entgegenkommendsten Weise das Anerbieten machte, daß sie uns mit Abtretung aller Rechte, Gebäulichkeiten und Güter die Station Zoar mit sammt ihrem Missionar, dem theuren Bruder Pauw, abzutreten gewillt sei. Wir gingen natürlich mit Freuden auf das Anerbieten ein, und so konnte derselbe reformirte Prediger van Velden, welcher im Jahr 1856 als Commissarius der südafrikanischen Gesellschaft uns Zoar abgenommen hatte, mit fröhlichem Herzen jetzt als Commissar der capisch-reformirten Kirche uns dasselbe wieder übergeben.

Am 15. Mai 1867 versammelten sich beide Gemeinden in der Kirche von Zoar. Van Velden hielt eine Ansprache über 1 Cor. 1. und las dann das Uebergabedocument vor. Darauf erklärte Br. Schmidt als Beauftragter der Berliner Gesellschaft die Aufnahme Zoars in deren Verband, verkündigte, daß in Zoar künftig die Gesetze und Einrichtungen von Amalienstein gelten sollten, und forderte zur Theilnahme an der feierlichen Vereinigung beider Stationen auf, die am folgenden Sonntage durch die gemeinsame Feier des heil. Abendmahls vollzogen werden sollte. Br. Pauw, der von der reformirten Synode ausdrücklich die Erlaubniß erhalten hatte, das Amt auf Zoar gemäß

der ungeänderten augsburgischen Confession zu führen, sprach über die Worte: „Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor meinen Augen.“ (Ps. 118, 23.) Br. Prietsch endlich erinnerte an die früheren lieblichen Zeiten, wünschte, daß sie wiederkehren möchten und schloß die Feier mit Gebet und Gesang.

Am folgenden Sonntage Cantate fanden sich eine große Anzahl Communicanten zum heil. Abendmahl ein, 192 Amaliensteiner und 72 Zoaraner. Prietsch hielt die Vereinigungsansprache und führte Br. Pauw, der nun in die Zahl der Berliner Missionare aufgenommen wurde, in sein Amt ein, und dieser hielt seine Antrittspredigt über das Sonntagsevangelium.

Die Seelenzahl der Zoarschen Bewohnerschaft betrug damals 760, unter ihnen 583 Getaufte, in der Schule waren 184 Knaben und Mädchen. Diese Alle wurden nun unserer Pflege wieder übergeben, und außerdem an todtem Gute außer den Gebäuden und sonstigem Zubehör das alte Stammcapital von Zoar 315 Lstr. (2100 Thlr.), die auf der Cap'schen Bank verzinslich angelegt waren. Das ganze Abkommen wurde durch ein gerichtliches Uebergabedocument fest gemacht.

Das war ein Tag, an welchem die Engel im Himmel sich freuten. Der alte Hader war beigelegt, und was zusammen gehörte, wieder zusammen gebracht. Was Eifersucht und Parteisucht zerstört hatte, war durch Feindesliebe und Bruderliebe wieder geheilt.

Aber der errungene Sieg war zu groß und zu rein in seinen Motiven, als daß der Erbfeind des Herrn Jesu dazu hätte still sein sollen. Er säte neuen Unkrautssaamen, und stiftete neue Zwietracht in einer Weise, daß die böseſten und schwersten Tage für Zoar und seinen treuen Missionar noch kommen sollten.

Satan erregte einen einflußreichen Mann der Zoarschen Gemeinde, der wegen Sünden gegen das sechste Gebot unter Kirchenzucht stand, daß er öffentlich mit der Behauptung auftrat, der ganze Akt der Uebergabe Zoars sei ungesetzlich, und daher null und nichtig. Es genüge nicht, daß die Kirchenvorsteher und Gemeindevertreter ihre Zustimmung gegeben haben, die ganze Gemeinde hätte befragt werden müssen; denn das Land sei vor Zeiten den Hottentotten übergeben und nicht den Missionaren, die gesammte Einwohnerschaft Zoars habe an Missionsgebäuden und Kirche und Schule mitgearbeitet, sei daher der einzige rechtmäßige Eigenthümer, man wolle nicht unter den (ernst-christlichen) Platzgesetzen von Amalienstein stehen, sondern sich selbst regieren. —

Es gelang dem leidenschaftlichen, einflußreichen Mann sehr bald, den gesammten Pöbel und alle, die nicht ernste Christen

waren, — und das war die große Mehrzahl, — auf seine Seite zu bringen, alle Leidenschaften wurden wachgerufen, die hottentottische Streitlust fand willkommene Nahrung, das Feuer brannte bald lichterloh. Zu den Berlinern hielten sich nur 118 Personen, die ernstesten aus der Gemeinde. Die übrigen aber benutzten ihre überwiegende Majorität dazu, um die bestehenden uns günstigen Kirchen- und Gemeindevorstände aufzulösen, ihre Mitglieder abzusetzen und durch neue zu ersetzen; dann sandten sie eine Deputation an das Gericht nach Riversdale, mit der Beschwerde, ihnen werde in Zoar kein Gottesdienst gehalten, und sie selbst würden an der Abhaltung eines solchen gehindert, man möge ihnen zu ihrem Recht verhelfen. Das Gericht mußte natürlich die Kläger abweisen, da dergleichen nicht in seiner Competenz lag.

Dagegen fanden sich eine Anzahl böswilliger Leute unter den benachbarten Weißen, welche die Opponenten aufstachelten, sie seien in ihrem vollen Rechte, und sie zur Durchführung desselben nicht blos ermunterten, sondern auch mit Mitteln versahen, in der schadenfrohen Lust, den ernsten Missionaren Hindernisse in den Weg zu legen. In weiten Kreisen wurde die Ansicht verbreitet, und fand ihre Vertreter auch unter anständigeren Leuten bis zum Gouverneur hinauf, als handle es sich hier um die Frage, ob Zoar durch Selbstregierung oder durch Autorität der Kirche verwaltet werden solle, und das selfgovernment ist ja dem Engländer so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er unbesehens für dasselbe Parthei ergreift.

Hierdurch ermuthigt schritten die Opponenten dazu, sich einen eigenen Missionar zu suchen. Sie fanden einen solchen in der Person eines gewesenen Juden, Namens Witstyn, der zur Episcopalkirche übergetreten, dann von dieser geschieden Independent geworden war, und nachdem er sich auch von dieser Gemeinschaft gelöst hatte, nun kein Unterkommen mehr finden konnte.

Dieser ging nun, gestützt auf unsere liberalen Gegner, mit offenbarer Gewalt vor. Er drang mit seinem Anhange in das Schullocal und entfernte aus demselben mit Gewalt die Tische und Bänke. Der herbeigerufene Friedensrichter befiehlt, dieselben wieder in das Local zu bringen, muß aber, da ihm nicht Gehorsam geleistet wird, unverrichteter Sache sich entfernen.

Die Sache wird vor den Richter gebracht, aber dieser erkennt dem englischen Gesetz gemäß, es handle sich nicht um ein Vergehen gegen die öffentliche Ordnung, sondern um eine Frage nach dem Privatbesitz, also eine Civilklage. Das gleiche Urtheil giebt er ab, als die Opponenten, nachdem sie vorher schon die Kirchenschlüssel geraubt und sich in Besitz der Kirche gesetzt hatten, sich mit Gewalt auch die Glocke aneigneten, an welcher sie auch nicht einmal einen Antheil von Privatrecht besitzen. Der Richter erklärt unsern Brüdern, die die Sache vor ihn bringen, sie

würden in der Civilklage unzweifelhaft Recht bekommen, aber er müsse ihnen doch davon abrathen, die Klage anzustrengen. Denn nach englischem Recht müsse der Kläger, auch wenn er gewinne, für die Kosten des Verfahrens aufkommen in dem Fall daß der Verklagte unfähig sei, sie zu bezahlen. Die Opponenten seien Leute, die nichts zu verlieren hätten, also würden die Gerichtskosten, die jedenfalls den Werth der Glocke überstiegen, auf uns fallen. Von der Klage mußte also Abstand genommen werden.

Ueber solche Entscheidungen schwoll den Gegnern der Kamm immer mehr, sie wurden in der Ueberzeugung, sie seien im Recht, gestärkt, und sie gingen zu immer offneren Gewaltstreichen vor. Trotzdem die reformirte Synode erklärte, das Besitzrecht auf die vorhandenen Güter sei in aller Form Rechtens auf die Berliner Missionsgesellschaft übergegangen, drangen die Opponenten in den an einen Colonus verpachteten Pfarracker, pflügten ihm die Saat um, und säeten ein Neues. Er klagte, aber der Civilrichter wies ihn ab und er mußte die Kosten bezahlen. Der Richter wußte keinen Rath, als Gewalt gegen Gewalt zu setzen.

Darauf unternahmen die Dissidenten einen allgemeinen Sturm auf Br. Pauw's Haus, um unsern Missionar herauszuwerfen und den ihrigen einzusetzen. Sie schraubten bereits die Fensterladen ab, als der herzugerufene Feldcornet sie zwar in dieser Arbeit nicht hinderte, aber ihnen doch die fernere Demolirung des Hauses verbot. Schließlich traf er mit ihnen ein Uebereinkommen, daß die Ruhestörer einhalten wollten, bis direkte Instruktionen von der Capstadt eingetroffen seien. Am 18. October hatten die Gegner bei einer Abwesenheit unseres Bruders Pauw dessen Haus mit drei Vorlegeschlössern verbarrikadirt, daß er wirklich nicht in dasselbe hineinkommen konnte und in Amalienstein übernachten mußte. Als am folgenden Tage die beiden Friedensrichter Dr. Riet und Hr. Ziervogel die Schlösser abbrachen, erhoben die Feinde einen so abscheulichen Tumult mit Schimpfreden und Drohungen, daß die beiden Richter unseren Bruder Pauw nur mit offener Gewalt in sein Haus hineinführen konnten. Sie schworen sofort 20 Constabler ein, und befahlen denselben, jeden zu binden und ins Gefängniß zu werfen, der es wagen würde, wiederum seine Hand an das Haus zu legen. Ein anderes Mal, als die Opponenten sich mit Gewalt in Besitz des Pfarrhauses setzen wollten, konnten sie nur durch die Hülfe der herbeigerufenen Amaliensteiner zurückgewiesen werden. Deshalb wählten sie von jetzt ab zu ihren Gewaltstreichen die Zeit, wo die Unsrigen zur Beichte waren, mit der ausgesprochenen Absicht, sie dadurch zu ärgern und zum Genuß des heil. Abendmahls untüchtig zu machen.

Als Dr. Dale, der Unterrichtsminister, bei Gelegenheit einer Schulrevision den wahren Sachverhalt erfuhr, stellte er sich offen auf unsere Seite, versprach auch, dem Gouverneur Vortrag zu

halten, damit die Angelegenheit zu unsern Gunsten vor das Parlament gebracht würde. Der Gouverneur wurde auch umgestimmt, aber einige liberale Mitglieder des Parlaments wußten es zu verhindern, daß die Sache zur Verhandlung kam.

Die Opponenten riefen nun einen Feldmesser herbei, der für sie das Feld vermessen sollte. Derselbe kam auch, reiste aber, sobald er das Nähere erfuhr, sofort wieder ab.

Hierauf ging Witstyn, der unbesehens alles was sich taufen lassen wollte, taufte, — sogar offenbare Trunkenbolde — selbst nach der Capstadt, um mit Hülfe seiner liberalen Gönner dort die Civilklage gegen uns auf Herausgabe der Gebäude und des Kirchenvermögens anzustrengen; allein er stieß dort durch sein anmaßendes Benehmen alle Anständigen so von sich ab, daß er unverrichteter Sache zurückkehrte. Die Opponenten verloren überhaupt je länger je mehr bei den Weißen den Credit, so daß nicht leicht mehr Jemand sich findet, der sich für sie aussprechen möchte. Ihr letzter Versuch, dem Br. Pauw den Eingang zu seinem Gehöfte zu vermauern, ist dadurch vereitelt worden, daß der Friedensrichter die von ihnen aufgeführte Mauer wieder entfernen ließ.

Unsere Brüder hätten ein leichtes Mittel gehabt, sich all diesen Gewaltthätigkeiten zu entziehen, nämlich wenn sie Gewalt wider Gewalt setzten. Daran hätte, da unsere Civilansprüche an das bestrittene Eigenthum zum mindesten eben so sehr, aber sicherlich in weit höherem Maße begründet sind, als die unserer Gegner, keine Obrigkeit und kein Richter gehindert. Es wurde ihnen vielmehr wiederholt angerathen. Aber das wollten sie nicht. Sie wollten dem Satan den Triumpf nicht lassen, daß er sie zu offen tumultuarischen Scenen nöthigte; sie erachteten als die einzige eines Christen würdige Handlungsweise, das angethane Unrecht schweigend zu ertragen, dem Herrn ihre Sache anheimzugeben, und so viel als sie konnten, mit Wohlthun die Feindschaft der Unwissenden zu dämpfen.

Die Gelegenheit dazu fand sich mehrfach. Da die Opponenten eine Schule zu erhalten nicht im Stande waren, so nahm Pauw deren Kinder gern in die unsrige auf; die arme Jugend konnte ja um der Sünden der Eltern willen nicht ohne Unterricht bleiben. Witstyn selbst, dem die Seinigen den nöthigen Unterhalt nicht gewähren konnten, kam öfters in bitterer Noth zu Br. Pauw und erbat und erhielt von demselben Unterstützung. Als eine schwere Fieberepidemie viele Menschenleben hinraffte, war Pauw, während Witstyn sich zurückzog, unermüdlich bei Tag und Nacht thätig, die Kranken, auch der Gegner zu besuchen und mit leiblicher und geistlicher Speise zu versorgen, so daß diejenigen der Gegner, welche nach geistlichem Trost und Zuspruch verlangten, vielfach zu Pauw schickten, anstatt zu ihrem eigenen Missionar. Er ging immer wieder hin, obgleich er selbst zwei mal in der Zeit der Epidemie vom Typhus erfaßt und dem Tode sehr nahe

gebracht wurde. Eines Tages wurde er auch zu dem eigentlichen Anführer der Opposition gerufen. Hören wir seinen eigenen Bericht:

„Auch auf Zoar hat der Herr Gericht gehalten. Das Fieber wüthete hier fürchterlich. Dadurch kam ich durch Medicin und Krankenbesuch vielfach mit den Leuten in Berührung. Etliche kamen ganz elend zu Tode. Unter diesen auch der bei Ihnen so bekannte Johannes Oppermann, der Urheber und Leiter des Aufstandes gegen uns. Nach Leib und Seele war er ein Bild des tiefsten Elends, und es war unmöglich, ihn ohne das innigste Mitleid anzusehen. Während der letzten Tage seiner Krankheit besuchte ich ihn täglich, weil keiner sich um ihn kümmerte. Herzzerreißend war es, auf meine Frage, ob er Friede mit seinem Gott habe, das „Nein!" zu hören. Wiederholt habe ich auf seinen Wunsch mit ihm gebetet, und ihm in die Seele gedrungen, er solle doch das theure Blut der Versöhnung zu seiner Rettung nicht kraftlos achten, es blieb immer dieselbe Antwort: „Kein Friede!" Den letzten Tag, als ich ihn besuchte und er nicht mehr sprechen konnte, und sein Ende sichtlich nahete, fragte ich ihn, ob der Weg offen wäre? Er nickte: Ja!

Ich erinnere mich keiner Seele, die mir so drückend auf dem Herzen gelegen hat, als gerade dieser. — Es würde ein unergründliches Erbarmen, aber auch eine gewaltige Rache an Satan sein, wenn diese Seele seiner Gewalt entzogen wäre. Denn er hatte es versprochen, wenn es nicht anders ginge, seiner Seelen Seligkeit daran zu geben, daß Zoar nicht in die Hände der Berliner käme. Gott habe ihn selig! Ich habe einen Schimmer von Hoffnung dafür!"

Gott segne unseren lieben Br. Pauw für seine treue Liebe, die er an diesem unserem und insonderheit seinem heftigsten und erbittertsten Widersacher in seinen letzten Stunden erwiesen und vielleicht durch die auf sein Haupt gesammelten feurigen Kohlen seine Seele vom Verderben gerettet hat. Das dürfen wir sicher hoffen, daß wenn unsererseits in diesem Geiste gekämpft wird, daß wir segnen, wo man uns flucht, und daß wir lieben, wo man uns haßt, und daß wir wohlthun, wo man uns beleidigt und verfolgt, da der endliche Ausgang des traurigen Aufruhrs nicht zweifelhaft sein kann, und es mehren sich die Zeichen, daß die Feindschaft der Gegner überwunden wird.

Freilich so leicht läßt Satan sich seine Beute nicht entreißen, das zeigte sich sehr bald bei einem andern Todesfall, der ein grausiges Gegenstück zu dem eben erzählten bildet.

Jacob Oppermann, Sohn jenes Feindes und Aufrührers, war seines Vaters Fußstapfen nicht gefolgt; er war bei der Spaltung treulich auf unserer Seite geblieben, und war von Br. Pauw seelsorgerisch besucht worden. Er hatte den lebhaften Wunsch, auf dem Kirchhofe von Zoar neben seinem Vater be-

erdigt zu werden. Als er nun im Sterben lag, schickte seine Mutter, welche die Bitterkeit des alten Oppermann ererbt hat, zu dem Gegenmissionar Witstyn, welcher dem Sterbenden nichts zu bringen wußte, als die eindringliche Zumuthung, daß er ihm die Leichenpredigt halten wolle. — Als nun Jacob starb, und Br. Pauw auf Einladung der Wittwe und nach Anordnung des Verstorbenen kam, um ihn zu beerdigen, fand er das Haus verschlossen. Die ergrimmte Mutter hatte den Schlüssel zu Missionar Witstyn gebracht.. Die Wittwe verlangte denselben, er verweigerte ihn. Da veranlaßte die Wittwe etliche ihrer Angehörigen, durch ein offenstehendes Fenster in das Haus zu steigen und die Leiche durch das Fenster hinaus zu heben in den draußen stehenden Sarg. Schluchzend verrichteten diese den traurigen Dienst. Wie aber die Leiche heraus gehoben wird, schwingt sich die Mutter wie eine Furie wüthend hinein in den noch leeren Sarg und schwört, sie werde die Leiche zerreißen, wenn sie in den Sarg gelegt werde. Pauw verbot seinen Leuten, gegen die Gegner, die sich des Sarges bemächtigten, irgend welche Gewalt zu gebrauchen, und so trugen diese den Leichnam im Triumpf davon, während unser lieber Bruder Pauw mit tiefem Weh im Herzen sein Pferd bestieg, um auf die Außenstation Calitzdorp zu reiten. Am folgenden Tage hat Witstyn die Leiche beerdigt.

Der Herr bekannte sich schließlich zu der Treue unseres Missionars. So oft die Gegner einen außerordentlichen Gewaltstreich gegen ihn ausgeführt hatten, tröstete der Herr seinen Knecht damit, daß er etliche der Feinde, einmal 10 an der Zahl, unter ihnen einen ihrer Diaconen und einen Corporal, erweckte, daß sie zu unserer Gemeinde übertraten.

Ein gewisser Andreas de Jager, ein trotziger Gegner, weigerte, sein Kind in Witstyns Abwesenheit durch Pauw taufen zu lassen. Das Kind wurde krank und starb ungetauft. Darüber brach das trotzige Herz des Vaters und er trat zu uns zurück. Seine Frau, die noch Heidin war, trat in den Unterricht und wurde von Pauw getauft. Eine junge Frau, Maria Oppermann, war sehr heftig in ihrer Opposition, sie erkrankte an der Lungenschwindsucht, und kam bis zum Sterben. Da schlug sie in sich, bat um Verzeihung und begehrte das heilige Sakrament. Sie empfing es von Pauw und starb bald darauf in Frieden.

Ganz merkwürdig aber ist die Erweckung einer früher gläubigen, dann aber zurückgefallenen Frau, Elisabeth Oppermann, die zu den entschiedensten Eiferern auf Seiten unserer Gegner gehört hatte. Dieselbe kam gerade am Sonntage Jubilate 1870 in tiefer Zerknirschung zu Br. Pauw, und bekannte ihm, wie sie lange vom Herrn entfernt gewesen, in große Noth und Anfechtung gekommen sei. Jetzt aber habe der Herr sie zu ernster Buße erweckt und ihr zugleich den Auftrag ertheilt, überall in den (durch Fieber und Hunger heimgesuchten) Häusern umher-

zugehen und den Leuten zu sagen, sie sollten die Wiedergeburt suchen, da der Herr sie sonst von der Erde vertilgen werde. Auch daß es des Herrn Wille sei, daß von nun an nur eine Gemeinde, eine Liebe und ein Glaube auf Zoar sein solle. Dazu bat sie den Missionar, ihre Kinder doch in unsere Schule aufzunehmen. Das war ein Sonntag Jubilate für unseren so schwer geprüften Bruder Pauw. So zog diese Frau, ohne daß sie zu uns übergetreten wäre, predigend, und mit gewaltigem Feuereifer zur Buße rufend durch die Häuser, erzählte von den Visionen, die sie gehabt habe, und richtete überall ihren Befehl aus. Witstyn kann mit allen Anstrengungen, die er macht, sie als eine Unsinnige darzustellen, nicht gegen sie aufkommen. Endlich ist diese Frau geradezu zu uns übergetreten, und hat am 24. Juli 1870 zum ersten Mal wieder in unserer Gemeinde das Heilige Abendmahl mit empfangen.

Also wird der Kampf in Zoar fortgeführt bis auf diesen Tag, von den Gegnern mit fleischlichen Waffen, von Br. Pauw mit geistlicher Ritterschaft. Es ist ein Heldenkampf, wie kaum ein zweiter auf dem ganzen Gebiete unserer Mission, und wenn man in einem armen Christenleben von Lorbeeren reden darf, so verdient unser treuer, schlichter Bruder Pauw von allen unseren Missionaren den schönsten Kranz. Einmal, als die Gegner ihm sein letztes Stückchen Gartenland geraubt hatten, und die Seinigen es mit Gewalt wiedernehmen wollten, schreibt er: „Dies wäre unserem Gegner, dem Satan nach Wunsch gewesen; darum habe ich lieber leiden und tragen müssen. Da mußte der alte Adam stark gefesselt werden; denn er war sehr böse. Ich weiß hier keinen anderen Rath, als beim großen Richter oben eine Klage einzusetzen. Der wird doch gewiß endlich Recht verschaffen. Bis dahin Hoffen und Harren!“ Dies ist das schärfste Wort, welches er in diesem Kampfe geschrieben hat. Alle seine Briefe bekunden, daß er keine Bitterkeit im Herzen trägt gegen die, die ihn aufs Blut kränken, sondern daß er nur die Eine Sorge hat, daß ihre Seelen gerettet werden. Sein Haar ist über alle Kämpfe und Aufregungen bereits weiß geworden, ob er schon erst 37 Jahre zählt. Das ist wahrlich mit Ehren weißes Haar!

Die Gegner aber beginnen bereits in ihrem Kampfe zu ermatten und ihre Sache als hoffnungslos anzusehen. Ueber 50 der Angesehensten von ihnen sind als Siegesbeute unter den Kämpfen uns zugefallen, während kein einziger zu ihnen von uns aus gegangen ist. Der Kampf wird enden, der Sieg wird errungen werden. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum, unserm Herrn.

---

24. Gründung unserer neuesten Station Riversdale.

Es war im Mai 1867, als unser Bruder Heese, damals noch unordinirter Vorsteher unserer Schule in Amalienstein, von einer Reise nach Gnadenthal zurückkehrte. Eine Anzahl Missionare hatten an diesem gesegneten Ort, dem Mutterschooße der südafrikanischen Mission, eine Conferenz gehalten, um mit einander Wohl und Wehe des heiligen Werks der Heidenbekehrung zu berathen. Heftige Regengüsse hatten die Flüsse angefüllt, so daß Br. Heese genöthigt wurde, einen Umweg zu machen und in Riversdale, der Hauptstadt des Distrikts, in welchem unser Amalienstein und Ladysmith liegt, einzusprechen.

Er fand, was er gesucht hatte, gastliche Aufnahme; aber er fand noch mehr, was er nicht gesucht hatte, eine große Heidenschaar, die wie eine Heerde ohne Hirten der Nahrung aus Gottes Wort schmerzlich entbehrte.

Der dortige reformirte Prediger zwar hatte sich, mehr als viele andere seiner Amtsgenossen, der Farbigen in der Stadt und Umgegend nach Kräften angenommen. Weil aber seine eigene Parochie so umfassend war, daß seine Kräfte kaum zu ihrer Besorgung hinreichten, wußte er einen jungen holländischen Lehrer, Namens Pos, zu gewinnen, der eine Zeit lang mit allem Eifer bemüht war, die zerstreute arme Schaar zu sammeln. Da diesem aber die Abhängigkeit von dem Presbyterium der reformirten Gemeinde zu drückend wurde, löste er sein Verhältniß zu der reformirten Kirche, und begann selbständig aus seinen Farbigen eine kleine Gemeinde zu sammeln, und erbaute mit ihnen ein Kirchlein von 70 Fuß lang und 30 Fuß breit. Er hatte die Kosten nicht überschlagen, zerfiel mit Farbigen und Weißen und kehrte 1865 nach Europa zurück, nachdem er Kirche und Gemeindlein ohne Wissen und Willen der letzteren an die Londoner Gesellschaft übergeben hatte.

Den Londonern aber fehlte es an Energie, und an Leuten; vergeblich versuchten sie es mit einem Missionar Williams, dann mit einem Kaufmann Kate, die Lücke auszufüllen; dann übertrugen sie die Arbeit dem Dr. Helm, einem Missionar in Hydelberg, daß er das Gemeindlein vierteljährlich besuchen sollte. Dieser aber hatte in seiner eigenen Gemeinde so vollauf zu thun, daß ihm für die Besorgung des fern abliegenden Riversdale ebenfalls keine Zeit übrig blieb und er selbst sich sehnte, Arbeit und Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen.

In dieser Zeit kam Heese (s. o.) nach Riversdale und wurde von dem reformirten Ortsgeistlichen aufgefordert, sich der armen verwahrlosten Schwarzen durch Gründung einer neuen Missionsstation anzunehmen.

Sorgsamen Auges prüfte er das Arbeitsfeld und befand,

daß nicht blos in Riversdale und seiner nächsten Umgebung eine große Anzahl darbender Heidenseelen lebten, sondern daß auch auf die Entfernung von etlichen Meilen an sechs verschiedenen Orten Haufen von Heiden wohnten, die alle sich zu Außenstationen sammeln ließen, wenn Riversdale selbst zum selbständigen Stationsort gemacht wurde. Er erwog zu gleicher Zeit, daß in Riversdale die trefflichste Gelegenheit war, für die weiße Bevölkerung eine Töchterschule anzulegen, welche im Stande sein würde, nicht blos die Erhaltungskosten der Station zu decken, sondern auch durch ein anzuknüpfendes Töchterpensionat den Kindern unserer Missionare des südlichen Conferenzkreises die ersehnte und erwünschte Möglichkeit einer Schulerziehung zu gewähren. Er berichtete über alles genau, und das Comité in Berlin fand alle vorliegenden Thatsachen so günstig, daß es trotz der nicht eben erfreulichen Lage unserer Kasse sich nicht ermächtigt sah, diesen Fingerzeig des Herrn von der Hand zu weisen. Nachdem auch das Gutachten des Conferenzvorstehers, Bruder Prietsch eingefordert und dem Unternehmen günstig ausgefallen war, ertheilte es dem Bruder Heese die Erlaubniß, die Station anzulegen, unter drei Bedingungen: 1) daß die Londoner Missionsgesellschaft ihre Anrechte an die Kirche und Gemeinde freiwillig an uns abträte; 2) daß die gesammte Gemeinde der Farbigen freiwillig sich dafür ausspräche, daß das Missionswerk in unsere Hände überginge; 3) daß er ihnen offen und klar vorher sage, daß er Lutheraner sei und sein Amt nach dem Bekenntniß der lutherischen Kirche und nach der in Preußen üblichen Ordnung des Gottesdienstes verwalten werde.

Inzwischen hatte Dr. Helm selbst eine Zusammenkunft der Gemeinde auf den 11. November 1867 berufen und den Versammelten vorgetragen, daß er nicht im Stande sei, sie so weit, als sie es benöthigt seien, mit Gottes Wort zu bedienen, daß er deshalb völlig einverstanden sei, das Werk in die Hände des Br. Heese zu übergeben. In der schwarzen Gemeinde war großer Jubel und große Freude, und alle erklärten einstimmig ihre Zustimmung. Dr. Thomson, der Superintendent der Londoner Missionsgesellschaft, erklärte sich ebenfalls bereit, die Kirche an uns abzutreten, wenn wir die auf gegen 40 Pfund Sterling sich belaufenden Bauschulden übernähmen; was denn auch geschehen ist.

So war denn alles vorbereitet, und Br. Heese konnte in der Osterwoche 1868 voll fröhlicher Hoffnung nach Riversdale reisen, versammelte zum Sonntag Quasimodo geniti die gesammte Gemeinde, und alle einstimmig erklärten sich für ihn, so daß damit die Station für eröffnet gelten konnte.

Nachdem Br. Heese am 28. April die Ordination empfangen hatte, nahm er unter vielen Thränen am 13. Mai Abschied von seinem lieben gesegneten Amalienstein, wo er unter Alt und

Jung so manches liebe Jahr das Wort hatte ausstreuen können, und langte am 15. Mai an dem Orte seiner neuen Bestimmung an.

Hier hatte der Herr auch schon für ein Haus gesorgt. Die Geldnoth in der Colonie machte, daß mehrere Hoflagen zu verhältnißmäßig billigem Preise zu Verkauf standen. Er erwarb für 250 Pfd. Sterl. ein Haus mit Hintergebäude, nebst einem Wassererbe, das für Hof und Garten genügenden Raum bot, und das früherhin 800 Pfd. Sterl. gekostet hatte. Das Vorderhaus sollte sein Wohnhaus werden und zugleich für die Töchterschule Raum gewähren, während das freilich etwas zerfallene Hinterhaus den Raum für die Heidenschule hergeben mußte.

Zunächst wurden nun für 11 Pfd. Sterl. 40 Gelbholzplanken gekauft, die zuerst Kirchensitze und dann Schulbänke abgeben sollten. Dann wurde der Umbau des Hinterhauses mit allen Kräften in Angriff genommen. Doch wurde über den äußern Bau der innere Bau nicht vergessen. Die Schüler wurden gesammelt, zuerst 26 an Zahl, und in 4 Abtheilungen vertheilt. Am 26. Mai wurde der Schulunterricht begonnen.

Mit den Alten wurde über die Kirche und deren Schulden verhandelt, die auf circa 60 Pfd. Sterl. (400 Thlr.) sich beliefen; aber alle waren bereit, nach Kräften für Riet, Holz, Kalk und Steine zu sorgen. Die Kinder brachten fröhlich und willig ihren kleinen Beitrag wöchentlich zum Schulgeld. Missionsstunden wurden gehalten und dabei nach Kräften gesteuert. Am Sonntag, den 12. Juni, wurde bei Crucifix und Lichtern der erste lutherische Abendmahlsgottesdienst in Riversdale gefeiert. Dieser Tag ist also der eigentliche Geburtstag der neuen kleinen Gemeinde.

Nun begann die Maurerarbeit beim Schulhause. Eine alte Steinmauer mußte Fundamentsteine liefern, aber von dem alten Hintergebäude freilich mußte der größte Theil abgebrochen und neu aufgeführt werden. Das Gebäude wurde 71 Fuß lang und 18½ Fuß breit.

Am 28. September gab es ein fröhliches Regen auf dem Missionarshofe. Mehrere Männer mit Spaten und Kumkarren planirten, wo noch eine Unebenheit geblieben war. Die Hände der Frauen und Mädchen waren geschäftig, Kränze zu winden und das Fest mit Maien zu schmücken bis an die Hörner des Altars. Denn fertig stand das stattliche Schulhaus da, verjüngt aus dem Schutthaufen des ältesten Hauses von Riversdale hervorgegangen.

Am 14. August 1869 war wiederum ein sehr hoher Festtag für unsere neugegründete Gemeinde in Riversdale. Das kleine, unsererseits von den schwachen Resten der früheren Gemeinde übernommene Kirchlein war baufällig und kaum so viel werth, als

die Schulden, die darauf lasteten. Zu ihrem Aus- und Umbau war die Summe von ungefähr 250 Lstr. (1700 Thlr.) nöthig, ein um so bedeutenderer Posten, als soeben der Br. Heese einen kostspieligen Bau des Schulhauses vollendet hatte, und wir von Berlin aus ihm zu dem neuen Bau nur eine kleine Unterstützung gewähren konnten. Dennoch ging dieser unermüdliche Bruder frisch an's Werk, klopfte hier an und dort an, erhielt hier ein Geschenk, dort den Erlös aus einem von ihm veranstalteten Verkauf — und siehe, am Einweihungstage war bereits die Hälfte der Baukosten gedeckt, die andere Hälfte wurde später aufgebracht, so daß nun schon an der Abtragung der alten überkommenen Schuld-Summe (von circa 70 Lstr.) gearbeitet werden konnte. Der Engländer hat ein Sprüchwort: „Wo nur der Wille da ist, findet sich auch der Weg." Das Sprüchwort hat Br. Heese bewahrheitet, ohne daß er Schulden über Schulden häufte, die schließlich doch der Missionskasse zur Last gefallen wären.

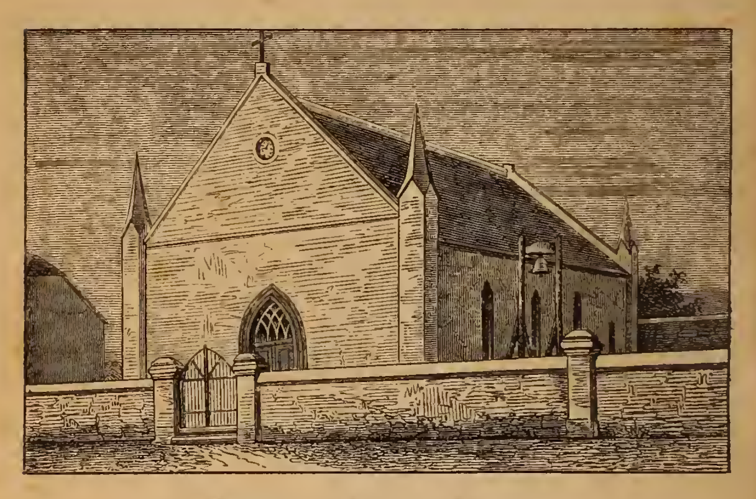
Zwar hatte unser Bruder nicht nöthig, mit Kelle und Senkblei, Deckbrett und Decknadel zu arbeiten. Denn wo dergleichen für Geld beschafft werden kann und die vorhandenen Mittel nicht übersteigt, da läßt man es besser von Handwerkern machen, und der Missionar spart Zeit und Kraft für sein geistlich Amt. Aber trotzdem mußte Br. Heese vom ersten Fundamentstein an bis zum Kreuz auf der Gibelspitze mit beständigem Rath und Aufsicht mitarbeiten, wenn nicht die schwarzen — und auch die weißen Arbeiter alles hätten confus oder schlecht ausführen sollen. Und wenn es schon hier in Deutschland bei Ausführung von Bauten nicht abgeht ohne viel Aerger und böse Zwischenfälle, so ist das alles in Afrika noch viel schlimmer. Br. Heese hätte zwar die ganze Arbeit auf Accord geben können, aber das hat in Afrika so viel Bedenkliches, ist auch so theuer, daß unser Bruder lieber Arbeit und Verdruß und Sorgen mit in den Kauf nahm.

Nun mußte er aber auch für Alles sorgen, für Balken und Bretter, für Thüren und Bänke, für Mauern und Pfeiler. Für die Kanzel fand er zu seiner nicht geringen Freude unter seinen alten Papieren eine Probezeichnung einer Kanzel, die er früher als Seminarist in Pyritz gefertigt hatte; diese mußte ihm nun als Modell dienen. Grundriß und Plan für das Innere holte er sich theils aus Amalienstein, theils aus Bethel. Die meisten Kopfschmerzen aber hatte er des Sonnabends, wenn es galt, den Arbeitern ihren Lohn auszuzahlen.

Ja da gab es mancherlei Noth. Die besten Gemeindeglieder konnten ihm nicht einmal das Geld bezahlen, was sie noch für gekaufte Sachen an Br. Heese schuldeten; seine besten Freunde klagten über Geldnoth. Alles tröstete mit dem Wollmarkt Ende October; aber damit ließen sich die Handwerker nicht

vertrösten. Die Lstr. 40, die auf der Bank standen, waren bald aufgebraucht, eben so das eingehende eigene Gehalt des Bruders, der für seine Person wohl eine Zeit lang seine Hausbedürfnisse auf Borg nehmen konnte. Aber die Rechnungen und Forderungen kehrten alle Woche wieder.

Da hat der Herr dann freilich oft wunderbar geholfen. Einmal schickte eine Freundin aus Belgard 3 Lstr. (20 Thlr.), ein andermal brachte eine Subscription dieselbe Summe, dann sammelten die Frauen die Summe von 3¼ Lstr., die Frau Heese steckte ihrem Manne aus dem Verkauf von Nähzeugen 9 Lstr. zu, aus dem Erlös von Juwelen, die hier der Mission geschenkt und unverkauft geblieben waren, erhielt er beinahe 60 Thlr. „So," schreibt er, „wurde es mir möglich, durch Seine treue



Aeußeres der Kirche zu Riversdale.

Vatersorge Alles auf Heller und Pfennig bezahlen zu können. Ich hatte am Sonnabend Abend noch immer Collectengeld für meine Hausgenossen zum nächsten Sonntage übrig. — Nur einmal nicht. — Ja, lieben Väter, der Herr half zusehends, und mir wuchs der Muth von Tag zu Tage. Auch für den Muth sei Er gepriesen."

Da verstehen wirs denn, wenn nach Vollendung des Ganzen Bruder Heese an den Herausgeber schreibt:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen! Denn unsere liebe Kirche ist fertig, und eingeweiht, alle Sorgen und Nöthe und Berechnungen sind überstanden. Da steht sie, die liebe Wohnstätte des Friedens! Man hört nicht mehr den Hobel- und Hammerklang! Ihr Herz

würde sich freuen, dies Haus von außen und innen zu sehen. Die vier Eckthürmchen mit dem Kreuz im Vorgiebel erheben es über alle anderen Häuser, zwischen denen es eingeengt ist (ein Bild unserer Kirche in diesem Lande). Der Cement-Anstrich giebt den Mauern ein gefälliges Ansehen. Eine gothische Gitterthür von Holz führt auf den (130′ mal 65′) Kirchhof, der mit einer 5½′ hohen Mauer eingeschlossen ist. Ueber dem Eingang der Kirche stehen die Worte: Eene veste Burg is onze God!" Die Kirche in ihrer äußeren Erscheinung steht den beiden anderen (der reformirten und anglikanischen) nicht nach; ja sie ist freundlicher, und doch zeugt sie von großer Sparsamkeit und Einfachheit!"

Aber wo der Herr solch Werk gelingen läßt, ist Satan so-



Inneres der Kirche zu Riversdale.

fort geschäftig, alles wieder zu verderben. Welche Gemeinde in Deutschland macht nicht bei einem Kirchen-Neubau die schmerzliche Erfahrung, daß die Arbeit durch Unwilligkeit der Verpflichteten, und hernach die fertige Kirche durch Zank und Neid bei der Plätzevertheilung geschändet wird. Wenn der erste Verdruß unserem Br. Heese erspart blieb, so sollte der letztere ihn um so empfindlicher treffen.

Spaltungen entstanden und wurden durch böswillige Anbläser geschürt. Die Leidenschaften wurden erregt; es hieß, das Recht, die Plätze zu vertheilen, dürfe sich der Geistliche nicht anmaßen, das sei Sache der Gemeinde. Dazu sei es verkehrt, daß die oben die Kirche deckenden Bretter oberhalb und nicht unterhalb der Balken angenagelt seien, die weißen Leute seien

bei Vertheilung der Plätze bevorzugt, und was der Beschwerden mehr waren. Insgeheim wurde eine aufrührerische Versammlung bestellt, in der etliche Rädelsführer es dahin zu führen gedachten, daß wenigstens eine Anzahl aus der Gemeinde schiede, und also ein Spalt entstände.

Da kostete es viel Gebet, Weisheit und Festigkeit von Seiten des Bruder Heese, um alles ins Gleis zu bringen; er sprach mit den Einzelnen, und ging dann selbst in die ausgeschriebene Versammlung, wo er durch seine Gegenwart den Schreiern das Maul stopfte. Es galt, gleich von vorn herein das falsche Prinzip, das durch die meisten Missionsgemeinden Südafrikas geht, auszurotten, als sei der Prediger eigentlich nur der Ausführer und nicht der Führer des Gemeindewillens. — Gott gab Gnade. Als es zum endlichen Beschluß kam, trat der eigentliche Anführer der Aufsässigen mit dem Bekenntniß hervor: „Ich habe sehr verkehrt gethan, es thut mir leid; ich bitte, vergeben Sie mir!“ Die beiden anderen Anführer folgten seinem Beispiel, und Satan hatte wieder verloren Spiel. Br. Heese konnte den Anwesenden sagen, daß er diesen Ausgang schon in der vergangenen Nacht durch einen Traum erfahren, und mitten im Schlaf mit heller Stimme, so daß die Hausgenossen erwachten, begonnen hätte zu singen: „Nun lob mein Seel den Herrn!“

Sofort stimmte die ganze Versaumlung dasselbe Lied an, und wurde mit Gebet und Segen entlassen.

Nachdem dieser Block beseitigt war, traf den Br. Heese ein anderes Kreuz; sein Söhnlein Daniel fiel aus dem Wagen und verrenkte sich den Arm, und zwei Tage später fiel sein Töchterlein auf einen Stein und verletzte sich erheblich die Stirn; und während sein Töchterlein in Fieber und Phantasien lag, mußte er alles besorgen für den Empfang der Festgäste.

Endlich am 14. August 1869, 10 Uhr fanden sich alle Freunde und Gemeindeglieder in dem Regierungs-Schulgebäude ein, und gingen im festlichen Zuge mit Gesang zur Kirche, unsere Brüder trugen Schlüssel, Agende und heilige Geräthe, die Aeltesten der reformirten Kirche zwei Bibeln, die die Taufcandidaten und die Schulkinder geschenkt hatten. Dann folgte der Magistrat und die drei Friedensrichter, darnach die Frauen und viele Leute. Br. Schmidt aus Amalienstein öffnete die Kirche und weihete; Br. Heese hielt die Liturgie, der Sängerchor der Schwarzen sang. Der Klingelbeutel brachte über 24 Thaler ein.

Am Nachmittage wurden zweiundzwanzig Heiden getauft und fünf confirmirt, alles aufrichtige, liebe Seelen, deren Herz hüpfte über all diesen Segen. Am Abend versammelte sich die ganze Gemeinde zu Beichte und Absolution, und am Sonntag früh hatte Br. Heese die große Freude, daß Sofia, die eine der ärgsten gewesen war unter den Aufständischen, unter Thränen

ihr Unrecht bekannte, und um Zulassung zum heil. Abendmahl bat. So wurde denn das heilige Sacrament gefeiert, an dem alle Brüder, die gekommen waren, sich mit der neuen Gemeinde vereinigten. Am Nachmittage predigte Br. Heese vor gefüllter Kirche, während zur selben Zeit Br. Howe im Gefängniß die Kindesmörderinnen besuchte. Am Abend hielt Br. Schmidt die schöne Schlußpredigt. In einer Nachfeier am Montage wurden zwei Brautpaare zur christlichen Ehe eingesegnet.

So vereinte diese kirchliche Feier alle heiligen Handlungen, Heidentaufe, Beichte, Absolution, Abendmahl, Gesang, Liturgie, Predigt, Ehesegnung. — Und der beste und größte Segen, ein Siegel auf das Ganze, die Gemeinde wuchs an diesem Tage um das Doppelte, so daß sie darnach hundertsechsunddreißig Seelen, darunter sechzig Communikanten zählte. Satan gedachte sie zu zerspalten, der Herr verdoppelte sie. Br. Heese schreibt von ihnen: Hundertsechsunddreißig Seelen, eine Armsünderschaar, aber der es ein Ernst ist, dem Herrn und seinem Volke anzugehören. Fragst Du: Sind sie lebendige Christen?, so antworte ich am besten: Sie sind im Schafstalle, sie gehen täglich mit auf die Weide und Tränke, und erfreuen sich der Hut und Pflege. Die Weide ist die beste der Welt, das Wasser ein heller Krystall, und der Hut und Pflege mangelt nichts! Das muß gesunde und kräftige Schafe geben. — Ich könnte wohl von einigen der Neugetauften erzählen, von der dicken Sarah, und ihrem Schulmeister, der lieben Johanne, von dem alten Trunkenbold Simeon und dem alten Mozambiker mit seinem lahmen Bein — aber der Bericht würde zu lang werden."

Ehe wir von der Art berichten, wie die gewesenen Heiden in Riversdale gegenwärtig unter der Pflege von Gottes Wort und Sakrament stehen, müssen wir noch hinzufügen, daß sowohl der 30. October als der 6. November besondere Festtage für die Gemeinde wurden. Am 30. October wurde die große neue Glocke, welche die Liebe der Pyritzer Missionsfreunde zu der schon vorhandenen, aber nicht ausreichenden kleinen hinzugeschenkt hatte, zum ersten mal geläutet. Ein Bauer hatte das Holz, ein Handlungscommis das Eisen zum Glockenstuhl geschenkt, einige Freunde die Frachtkosten gegeben, so daß das laute „Komm! Komm!", welches diese eherne Stimme gegenwärtig den Heiden in weiterem Umkreise einladend zuruft, jedesmal so recht ein Liebesgruß ist von der alten Christengemeinde in die neue hinein.

Der 6. November war ein Verkaufstag, aber auch ein gesegneter; er brachte über 100 L. (an 700 Thlr.) ein, zum großen Theil aus dem Erlös für die Sachen, die hiesige Missionsfreunde für die Mission gearbeitet haben, zum guten Theil aber aus Geschenken, namentlich an Vieh und Korn, welche die Schwarzen zum Bazar gemacht hatten. Da ein späterer Verkauf

ebenfalls einen guten Ertrag gab, so sind die Bauschulden der Kirche jetzt gedeckt auf Heller und Pfennig.

Am Weihnachtstage glänzten in der Kirche zwei mächtige Christbäume und lockten Schwarz und Weiß zu dem lieblichen, in dieser Weise in Riversdale bisher unerhörten Feste und zu der Bescheerung für Kinder und Arme!

Und nun wollen wir noch, wenigstens in kurzen Grundzügen vernehmen, wie der große Erzhirte, der Herr Jesus, durch seine Unterhirten, den Missionar und die ihn versorgende Missionsgemeinde des Vaterlandes, die Heerde weidet, die er zu jenem neuen Kirchlein um Wort und Sakrament gesammelt hat.

Die Gemeinde, welche im Laufe des Winters 1869/70 um zwei Communikanten, und am Pfingstfeste 1870 um 17 neu getaufte Erwachsene sich gemehrt hat, macht dem Bruder Heese im Ganzen viel Freude durch ihr Trachten nach tieferer Erkenntniß des Worts und nach einem unbescholtenen Wandel. Fünf Glieder hatten wegen mancherlei schwerer Sünden ausgeschlossen werden müssen, aber wenigstens ein Theil von ihnen hatte aufrichtige Reue bezeugt und hatte wieder aufgenommen werden können. Im besonderen Vorbereitungs-Unterricht für Taufe und Abendmahl hatte Bruder Heese zu Michaelis 1871 26 Heiden und 14 erwachsene Confirmanden. Manche von ihnen machten unserem Bruder Kummer durch Lauheit und Trägheit; an anderen dagegen hatte er seine rechte Freude. Manche haben dem Trunke völlig entsagt, und andere zeigen, daß es ihnen mit dem gesuchten Heil in Christo ein völliger Ernst ist. Etlichen, die außerhalb wohnen, ist ein Weg von 2—3 Stunden nicht zu weit, um in Gottes Wort unterwiesen zu werden, und große erwachsene Leute demüthigen sich gern, um mit dem jungen Volk zusammen auf der Schulbank zu sitzen.

Die Gottesdienstordnung ist ähnlich wie in unseren preußischen Gemeinden eingerichtet, mit Gesang, Liturgie, Predigt und Abendmahl; außer den drei sonntäglichen Predigtgottesdiensten wird in der Woche noch eine Bibelstunde gehalten. Zu einer monatlichen Katechismusstunde muß jedes Gemeindeglied kommen, damit alle festgegründet werden auf dem Grunde der heilsamen Lehre und ihrer klaren Erkenntniß. Eine wöchentliche Gemeindebetstunde, um welche die Leute baten, um sich untereinander im Gebet zu erbauen, hat Bruder Heese für jetzt noch abgeschlagen, weil er aus Erfahrung weiß, daß die Hottentotten eine solche nicht gut ertragen können; sie lernen nur zu leicht erwecklich und gefühlig beten und — schwatzen, und gewöhnen sich an den Gedanken, daß der Glaube um so kräftiger sei, je mehr einer im Stande ist, Gefühle in sich und anderen zu erregen, und von göttlichen Dingen viel zu reden. Solche Gebetsversammlungen sind sehr schön und löblich bei solchen, die wirklich in der Erkenntniß gegründet und ernst auf dem Wege der Heiligung geübt

sind. Deshalb hat Bruder Heese einstweilen an ihre Stelle die gedachten monatlichen Katechismusstunden eingerichtet, bei denen ja auch natürlich gebetet wird. Wenn die jetzt recht eigentlich aus der Zuchtlosigkeit herausgerissenen Schwarzen erst zu einiger Reife erzogen worden sind, wird es auch an der Zeit sein, solche Gebetstunden zu fördern.

Die Einrichtung der Gemeindeordnung kostete zuerst einige Noth. Es giebt etliche solche schwarze Missionsgemeinden, denen es darum zu thun ist, selbst alles zu regieren, trotzdem daß ihnen die nöthige Umsicht und Einsicht fehlt. Da hat denn Bruder Heese von vorn herein ihnen erklärt, daß er gern einen Gemeinderath aus den Schwarzen um sich sähe, und der Hülfe und des Raths derselben sich gern bedienen werde, aber ihnen nicht gestatten könne, in kirchlichen Dingen auch gegen seinen Willen endgültig zu beschließen. Das haben sie denn auch endlich eingesehen und sich darin gefunden. Auf die Kirchenplätze haben sie selbst eine Miethe gelegt, welche im ersten Jahre zwei Hundert und dreißig Thaler, hernach etwas weniger eingetragen hat, immerhin ein beträchtlicher Beitrag zur Verminderung der Erhaltungskosten.

Als Vorbereitungsstufe für den Taufunterricht hat Bruder Heese eine Abendschule eingerichtet, in welcher außer den die Taufe Begehrenden auch andere erwachsene Gemeindemitglieder theilnehmen, um im Lesen und im Katechismus unterrichtet zu werden. Er begann mit 26 Männern und Jünglingen und 25 Frauen und Mädchen, von denen jedes wöchentlich 1 penny (10 Pfennige) bezahlt. Er hält darauf, daß wenn irgend möglich Niemand getauft wird, der nicht auch lesen kann und seinen Katechismus weiß; das giebt — natürlich neben dem einen Hauptgrund eines bußfertigen und nach dem Heil in Christo verlangenden Herzens — einen guten Halt für die fernere Entwicklung der Neugetauften. Für diejenigen, welche an der Abendschule nicht theilnehmen können, ist eine Sonntagsschule eingerichtet, die sich unmittelbar an den Nachmittagsgottesdienst anschließt.

Einen besonderen Fleiß verwendet Br. Heese auf die Schule, die zur Zeit von 130—150 in zwei Klassen vertheilten Kindern besucht wird. Zwei Helferinnen, Christiane und Charlotte, hat er sich herangezogen, welche beim Unterricht tüchtig mit eingreifen müssen, da ja doch Br. Heese nicht in beiden Klassen zugleich sein kann, und auch sonst durch seine kirchlichen Obliegenheiten und seine Missionsreisen auf die Außenplätze vielfach gebunden ist. Zur Erhaltung der Schule hat auch die Regierung einen „grant“ bewilligt, zunächst von 200 Thalern jährlich, dann aber einen höheren Beitrag in Hoffnung gestellt. In dieser Schule werden die schwarzen Kinder in Gottes Wort, Katechismus, Singen, Geographie, Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet.

Der englische Schulinspector, der sie geprüft, hat sich sehr lobend ausgesprochen.

Außerdem hat der unermüdliche Br. Heese auch noch eine Erziehungsschule für Töchter höherer Stände eingerichtet.

Eine Anzahl von begüterteren Einwohnern Riversdale's hatte sich an ihn mit der Bitte gewandt, eine solche Schule aufzurichten, zu der sie selbst das Gehalt der Lehrerin auf eine Reihe von Jahren garantiren würden. Eine solche Schule, wenn sie gut einschlägt und wohlgeleitet wird, wäre eine wesentliche Hülfe auch für unsere Missionsgeschwister. Es wäre nämlich zu hoffen, daß wenn eine größere Anzahl von Kindern diese Schule füllte, so viel von dem Ertrage des Schulgeldes übrig bleiben könnte, daß dafür Töchter unserer Missionare unentgeltlich oder gegen eine geringe Entschädigung Aufnahme, Unterweisung und Erziehung in dieser Schule fänden. Dazu dient es zu nicht geringer Befestigung des Ansehens unserer Mission in Süd-Afrika, wenn von derselben auch eine Mithülfe zu der immerhin noch sehr mangelhaft versorgten Erziehung der weißen Kinder geboten würde. Die sehr reichen Beiträge der in Frage stehenden Eltern zu dem Bau unserer Missionskirche und Missionsschule waren ein Beweis dafür, daß eine in dieser Weise angeregte Theilnahme für unsere Mission auch selbst reiche Unterstützung für deren Einnahme in Aussicht stellte. Deshalb beschloß der Herausgeber dieser Berichte, den Plan des Bruder Heese nicht bei Seite zu legen, und war hoch erfreut, als bei einem Missionsfest in Hinterpommern eine sehr gut gebildete Erzieherin ihm ihre Kräfte für eine ähnliche Stellung anbot.

Da auch das hiesige Comité, die Wichtigkeit der Sache erkennend, gern einstimmte, so wurde gedachte Fräulein Peters aus Danzig im Missionsbetsaal des alten Missionshauses zu ihrem wichtigen Berufe feierlich eingeweiht, und ihr unter Gebet der Segen des Herrn mit auf den Weg gegeben. Da die gedachten Familienväter in Riversdale sowohl zu der Aufbringung der Reisekosten, als auch zu der Bezahlung des Gehaltes der Lehrerin sich verpflichtet hatten, so erwuchsen der Mission aus dieser neuen Schule keinerlei Kosten. Es war nur nöthig, ein bereits auf unserem Missionsgrundstück stehendes Nebenhaus zu einer Schule und Lehrerinnenwohnung einzurichten. In demselben befindet sich nun ein schönes Klassenzimmer, zwei Schlafräume, ein Musikzimmer und neben demselben das Wohnzimmer der Lehrerin. Die Kosten der Einrichtung (etwa 200 Thlr.) sind aus der Missionskasse bestritten, welche aber dafür nun auch eine jährliche Miethe bezieht.

Ende Juni 1871 reiste Br. Heese nach Stellenbosch und Capstadt, um Fräulein Peters zu empfangen. Der Herr hatte sie glücklich

über das Meer geleitet, und am 2. August 1871 konnte die neue Schule mit 20 Kindern eröffnet werden.

Diese Erziehungsschule hat der Herr reich gesegnet. Die Zahl der Schülerinnen wuchs bis 56, Pensionärinnen kamen hinzu, so daß sie bereits nicht nur die Kosten deckt, sondern auch schon Ueberschüsse abwirft.

Mit rastloser Thätigkeit hat Br. Heese gearbeitet, theils als Baumeister, theils als Lehrer, theils als Seelsorger, theils als Prediger, theils aber auch als Reisender. Denn bei aller rührigen Arbeit im Dorf ließ es ihm keine Ruhe noch Rast, bis er alle irgendwie erreichbaren Plätze in der Umgegend bis zu 3 Meilen, ja etliche zu 6, einen zu 8 Meilen Entfernung untersucht, überall mit den Bauern Verbindung angeknüpft, und die im Umkreise wohnenden Heiden zu kleinen Gemeindlein gesammelt hatte. Er fand bei vielen Bauern bereitwillige Theilnahme, sie gaben ihre Stuben her zu dem Gottesdienst, bewirtheten und beherbergten den zureisenden Bruder Heese mit größter Freundlichkeit und thaten ihm alle mögliche Handreichung und Liebesdienste. Eine fromme alte Bauerfrau erbot sich sogar, ihm als Helferin zu dienen, indem sie, da der Missionar doch nur selten kommen konnte, die Kinder im Katechismus und im Lesen unterrichtete, und auch die erwachsenen Täuflinge, so gut sie vermochte, zur Taufe vorbereitete. Acht bis zehn Außenstationen wurden auf diese Weise der Hauptstation Riversdale hinzugefügt, etliche wieder aufgegeben, andere hinzugewonnen. Der letzte Halbjahrsbericht (1874) nennt die Namen Klipdrift (mit sechs den Taufunterricht besuchenden Heiden), Aasvogelberg (woselbst Br. Heese bereits eine von einer farbigen Lehrerin versehene und durch die Regierung unterstützte Schule eröffnen konnte), Wydersrevier (mit einem bereits gesammelten Gemeindlein von neun christlichen Familien), Valserevier (mit einer kleinen durch einen Farbigen gehaltenen Tages- und Abendschule), Novo (mit vier Taufcandidaten), Corinthrevier (mit zwölf die Taufe Begehrenden), Halbeck und Spiegelsrevier (mit zwei Gemeindegliedern).

Vor allem aber richtete Br. Heese sein Augenmerk auf ein kleines Dorf von Hottentotten,

Hemelrood,

oder Herbertsdale genannt, welches ähnlich wie Haarlem durch die Speculation eines Bauern Herbert entstanden war, der sein Grundstück in Erben parzellirte, um daraus ein Dorf zu machen. Die Erben (Baustellen) sind zum großen Theil unverkauft und unbebaut geblieben; mit Anlegung eines Dorfes ist es also nicht so recht geglückt. Dagegen hat der der refor-

mirten Synode angehörige Missionar Kretzen in Georgtown dort eine kleine Kirche erbaut für die Farbigen, hat auch von Zeit zu Zeit Besuchsreisen dorthin gemacht und dort gepredigt. Da er alt wurde, und deshalb die lange Reise von Georgtown sich gern erspart hätte, und außerdem bei der Seltenheit seiner Besuche eine eigentliche Missionsarbeit nicht zu Stande kam auch keiner dort getauft werden konnte, so wurde ihm das aufgeführte Kirchengebäude mit der darauf haftenden Bau-Schuld zur Last, und als er den regen Eifer unseres Br. Heese zur Besuchung der Außenplätze wahrnahm, so stellte er diesem das Anerbieten er wolle ihm die beiden Erben mit dem Kirch- und Schulgebäude gern überlassen, wenn er die noch darauf lastenden 110 Pfd. Sterl. (circa 700 Thlr.) Schulden übernehmen wolle. Heese griff sofort zu, und berichtete nach Berlin; wir konnten ihm nur antworten, daß wir für die Eingliederung einer circa 8 deutsche Meilen von Riversdale entfernt liegenden Nebenstation in seine Amtsthätigkeit bei der schon jetzt auf ihm lastenden Arbeitslast nicht für unbedenklich erachten könnten, daß wir unsere Missionsarbeit in diesem bereits von anderen Missionsgesellschaften in Angriff genommenen Theile der Capcolonie nicht weiter auszudehnen gedächten, daß wir aber im Uebrigen seinem Eifer nicht Fesseln anlegen wollten, also den Platz Herbertsdale für künftige Zeiten im Auge behalten wollten. Wir gedachten schon damals an die wahrscheinlich bevorstehende Nothwendigkeit, dem Bruder Heese einen zweiten Bruder zur Hülfe senden zu müssen, mit dessen Hülfe dann auch wohl Herbertsdale von Riversdale aus verwaltet werden konnte.

Auf diese Antwort hin ging Br. Heese auf eigene Hand vorwärts, verhandelte das Nöthige mit Br. Kretzen, und dieser übergab am 25. November 1872 gegen eine Kaufsumme von 110 Pfund Sterl., welche Br. Heese aus eigenen Mitteln in Afrika aufzubringen gedachte, Kirche und Erben in Herbertsdale nebst der dort von ihm gestifteten Schule unserem Bruder Heese.

So glatt aber sollte die Sache doch nicht abgehen. Je öfter unser Bruder Heese nach Herbertsdale reiste, desto mehr sammelte sich dort eine Anzahl von Farbigen, so daß Kretzen wohl zu der Ueberzeugung gelangen mochte, daß der Ort doch nicht so unfruchtbar wäre zu einer Missionsthätigkeit, wie er sich bis dahin erwiesen hatte. Bruder Kretzen verdoppelte also seine Bemühungen und raffte in der Eile zusammen, was irgend sich zusammenraffen ließ, so daß er kurz vor der Uebergabe (im September) noch schnell 19 Farbige taufte, die er nun als seine Gemeinde ansah.

Als nun am 25. November die Uebergabe vollzogen werden sollte, fand Br. Heese abermals den Br. Kretzen damit beschäftigt, vier Erwachsene zur Taufe vorzubereiten. Am Sonntag Morgen predigte Kretzen und taufte die vier. Am Nachmittage

erfolgte die Uebergabe. Eine große Schaar von Farbigen hatte sich eingefunden. Br. Kretzen stellte ihnen in einer Ansprache vor, daß es für ihn unmöglich sei, sie weiter mit dem Worte Gottes zu versorgen, und daß er sie keinen besseren Händen anvertrauen könne, als der Berliner Mission. Heese sagte darauf auf Grund von 1 Cor. 2, 2, was wir sollen, und was wir wollen; nur ihrer Noth zu Hülfe kommen. Er sei gekommen, die Station zu übernehmen, sei aber eben so bereit, sofort wieder zu gehen, wenn sie erklärten, mit der Uebergabe unzufrieden zu sein. Nur eine einzige Familie that Einspruch, und so wurde die Uebergabe vollzogen. Auch der Schulmeister Bastiange, obgleich ein eifriger Calvinist, erklärte sich willig, unter Aufsicht des Br. Heese die Schule weiter zu verwalten, obgleich mit Vermeidung dessen, was von der Lutherischen Lehre abweiche. Drei Katechismen und ein Lesebuch wurden sofort von Br. Heese gekauft und eine Frau meldete sich zum Taufunterricht. Kretzen aber taufte noch wieder eine Anzahl Kinder, und feierte dann mit den 23 auf reformirte Weise das heil. Abendmahl.

Am 4. December schrieb Br. Kretzen einen Brief an Br. Heese, in welchem er ihn um Jesu willen bat, den Kauf der Herbertsdaler Kirche rückgängig zu machen, weil ihm sein Gemüth keine Ruhe lasse bei Tag und Nacht. Heese antwortete ihm, es sei der Kauf in aller Form Rechtens ohne Ueberstürzung und nur dann geschehen, nachdem der reformirte Kerkenraad erklärt hätte, die Mission auf Herbertsdale werde nach dem Tode des (bereits bejahrten) Br. Kretzen weder von Georgstown noch von Mosselbai aus fortgesetzt werden können, deshalb sei in der That kein Grund vorhanden, die Sache rückgängig zu machen; wolle er (Kretzen) noch ferner wie früher auf Herbertsdale predigen, so stände ihm dazu die Kirche offen, aber eine Gegenmission dürfe er unter keinen Umständen aufrichten.

Als aber späterhin im März 1873 Br. Kretzen noch einmal bestimmt erklärte, ihm thue der Verkauf leid, so erklärte Br. Heese sich bereit, ihm die Kirche zurückzugeben, wenn er die von Heese getragenen Unkosten wiedererstatten wolle. Bald darauf wurde es kundbar, daß Br. Kretzen inzwischen auf Herbertsdale gewesen sei, und fünf Gemeindeglieder, die sich aus freien Stücken an uns angeschlossen hatten, nebst fünf unserer Taufcandidaten, zu seiner Gemeinde aufgenommen, und dann in unserer Kirche Abendmahl und Taufe verwaltet habe. Bei seinem nächsten Besuche auf Herbertsdale erfuhr Br. Heese, daß der Schulmeister Bastiange viel zur Verwirrung der Gemüther gewirkt habe, und daß nun die alten Zoarschen Klagen, von der Eintheilung der zehn Gebote, von dem roomsch werden 2c. wieder hervorgeholt und die Gemüther in ziemliche Gährung gebracht waren. Heese drang also darauf, daß Kretzen die Angelegenheit vor seine zuständige Behörde, die reformirte Synode in der Capstadt,

bringen und deren Entscheid einholen sollte. Wolle diese die Kirche gegen Erstattung unserer Kosten zurücknehmen, so sei Heese gern bereit zurückzutreten.

Zu Ostern 1873 kehrte Kretzen von der Capstadt zurück, woselbst von seiner zuständigen Behörde der Verkauf der Kirche in der Weise legalisirt und bestätigt war, daß Kretzen hinfort in Herbertsdale weder das Abendmahl verwalten, noch taufen solle. Kretzen hatte sich hierin gefunden und wollte nur noch einmal hingehen, um seine Abschiedspredigt zu halten.

Nachdem auf diese Weise die Angelegenheit geordnet war, galt es, zunächst einen passenden Schulmeister für Herbertsdale zu finden. Denn der alte Bastiange folgte einem Ruf nach einem anderen Orte, und sein Weggang konnte dem Br. Heese nur willkommen sein, weil er die eigentliche Stütze der durch Br. Kretzen noch in der letzten Stunde gebildeten Oppositionspartei war. Nach längerem vergeblichen Suchen entschloß sich Br. Heese, ein Pflegekind von sich, die noch junge Sofia Ernst, die er zum Schuldienst ausgebildet hatte, dorthin zu senden, und ihr zugleich, damit sie einen elterlichen Anhalt hätte, ein längst bewährtes, altes, treues Ehepar, Jacobus Prinzlow mit seiner Frau, als Hauseltern über die von uns gekauften Grundstücke mitzugeben. Alles war wohl vorbereitet, als der alte Großvater von Sofie plötzlich Einspruch that. Er hoffte, da er selbst ganz hülflos war, an ihr eine Stütze seines Alters zu haben. Schon schien sich die ganze Sache zerschlagen zu sollen, als eines Tages Sofie athemlos zu Br Heese kommt: „Oupà (Großpapa) heeft Ja gezegd" (hat Ja gesagt). Der Alte war sehr zufrieden, daß Br. Heese ihm Unterstützung und Pflege in der Krankheit versprach. So zogen denn die drei hin nach Herbertsdale, und die Sache gelang über Erwarten gut. Selbst die Trompetenstimme von Sofie, die früher den musikalischen Br. Heese so oft verdrossen hatte, war hier in der Schule ganz an ihrem Platz.

Als im August 1873 unser Br. Heese wieder den Platz besuchte, traf er alles in bester Ordnung, und konnte seine neun Erstlinge auf der Station taufen, und fand nach dem Gottesdienst die Männer der Gegengemeinde willig zu einem Gespräch über die streitigen Punkte, die ihnen in den Kopf gesetzt worden waren. Ende September reiste Br. Heese wieder hin, um mittelst eines veranstalteten Bazars ein wenig zur Deckung der Kirchenschulden zusammenzubringen. Diesmal begleitete ihn seine Frau. Die Lehrerin kam ihnen mit der Schule singend und mit Blumen entgegen. Die Freude auf beiden Seiten war sehr groß. Es war rührend, zu sehen, wie von allen Seiten die Beiträge kamen, um die Schulden decken zu helfen. Einer brachte trotz der herrschenden schweren Hungersnoth einen Eimer Waizen vier Stunden weit auf dem Rücken herbei. Durch Kaufen und Wiederschenken wurden aus den kleinen Beträgen etwa 50 Thaler.

Die ganze Einnahme betrug 60 Thaler baar und über 70 Thaler auf Schuld. Am Sonntag konnte 25 Katechumenen Unterricht ertheilt werden, neue meldeten sich im Laufe des Tages.

Da außerdem ein großer Complex Erben des Dorfes durch Br. Heese (Mr. Reiz streckte unverzinslich den Kaufschilling mit 140 Pfd. Sterl. vor) für unsere Gesellschaft angekauft ist, so steht nach den bisherigen Erfahrungen zu erwarten, daß Herbertsdale eine früchtereife Zukunft haben werde.

Nach dem letzten Halbjahresbericht (Mich. 1874) zählt unsere auf Hemelrood gesammelte Gemeinde bereits 80—90 Glieder.

Aus dem reichen Segen von Einzelfrüchten, die Br. Heese einsammeln durfte, können wir hier, um nicht zu ausführlich zu werden, nur beispielsweise einige aufführen:

In Riversdale war ein Musikus, Namens Klaas, der sich einen vollständigen Chor gebildet hatte, mit dem er den Bauern bei allen festlichen Gelegenheiten aufspielte, und dabei bisweilen seine 5 Pfd. (33⅓ Thlr.) an einem Abend verdiente, aber auch alles Verdiente ebenso schnell vergeudete. Als dieser sich bekehrte und getauft wurde, und nun nicht länger aufspielen mochte, da rief eine Bauerfrau erzürnt aus: „Ein Ding werde ich dem Sendeling (Missionar) nie vergeben, daß er den Klaas vom Spielen abgebracht hat.“ Klaas hat dieserhalb auch schon mancherlei Anfechtungen und Anläufe zu bestehen gehabt. Ein reicher Herr hat ihn Stunden lang geplagt, und Geld über Geld geboten. Klaas aber hat standhaft alles abgewiesen, weil er die Gefahr kannte, die seiner Seele aus solchen Gelagen erwuchs. So mußten denn die Herrschaften nach der Geige zweier zerlumpter Hottentotten tanzen.

An den Tauftagen, wo er eine Zahl heilsbegieriger Seelen dem Herrn zuführen darf, hält Br. Heese dann immer sein Erntefest, und erlebt an den Täuflingen manche Freude in der Weise, wie sich die Engel freuen.

Ein Weib, die 2 Meilen weit zum Unterricht kam, schleppte sich jedesmal mit ihrem 1½ Jahre alten Kinde über den Weg, um nur nicht den Taufunterricht um ihres sonst nicht versorgten Kindleins willen entbehren zu müssen. Ein Greis sagte am Tage seiner Taufe zu seiner Frau: „Heute bin ich wieder ganz jung!“ Von einem andern Täufling urtheilt Br. Heese: „Er ist ein ehrlicher Mensch, kann nicht viel von sich geben, hat aber desto mehr erfahren!“ Ein anderer Täufling hatte aus Versehen in der Taufe einen andern Namen bekommen, als den er sich ausersehen hatte. Aber hernach wollte er den empfangenen Namen nicht fahren lassen, weil er in seiner Einfalt meinte: „Mit diesem Namen bin ich ja im Himmel angeschrieben!“

Von einer Getauften berichtet Br. Heese: „Sie ist eine frühere Ehebrecherin, die jetzt wie Magdalena den Herrn liebt. Sie ernährt sich und ihre zwei Kinder und eine alte Mutter mit ihrer Hände Verdienst, und ist dabei mit ihrem Schulgeld und Gemeindebeitrag nie im Rückstande. Vor einigen Tagen träumte sie, ihre alte Mutter sei gestorben und ganz entstellt zu ihr gekommen und habe gesagt: Der Herr hat mich verstoßen, ich bin in der Hölle, ich brenne! Der Brand geht von der Fingerspitze bis zum Herzen, ich sterbe, aber ich höre nicht auf zu sterben, und der Herr sagt: Du bist daran Schuld! Hättest Du mehr für mich gethan, daß ich wäre in die Kirche und zur heiligen Taufe gekommen, dann wäre ich nicht in der Hölle!" Seitdem ist Johanna's einzige Hauptsorge, daß auch ihre alte Mutter zur Erkenntniß des Heils gelange.

Von etlichen der zu Weihnachten 1871 Getauften berichtet Br. Heese:

Jacobus Valentyn,

ein Säufer und rauher Mensch, fing schon vor drei Jahren an, den Herrn mit seiner Frau zu suchen, und zu lernen. Der Satan wurde ihm jedoch in der Sucht zum Trunke zu mächtig. Der Mann wurde wieder Säufer, und die Frau schämte sich, ohne Umschlagetuch zur Kirche zu kommen. Darüber verlor sie die Gelegenheit, mit dem Ehrenkleide vor Gott zu erscheinen, und starb. Der Herr sahe jedoch die ganze Familie an und erweckte sie zum Leben aus Gott. Jacobus ist nun ein stilles, nüchternes Kind Gottes, mit guter Erkenntniß und geistlichem Leben.

Johannes Valentin,

ein getreuer Bruder des vorigen, getreu im Saufen, und jetzt getreu im Suchen. Ein langes Krankenlager brachte ihn an den Rand des Grabes. Mit seinem Testamente und Catechismus ging er hinter seinen Schafen her in den Dünen, und suchte Gnade, 6 Meilen entfernt von Kirche und Schule. Sein Herr kaufte dann einen Viehplatz in der Nähe des Dorfes, und nun spannte der Mann seine Kräfte an, um seinen Bruder einzuholen, und es gelang.

Von zwei andern Säufern, die vor drei Jahren getauft waren, berichtet Heese, daß sie jetzt wandelten als eine Zierde der Gemeinde.

So hat der ganze Character der farbigen Bevölkerung von Riversdale und Umgegend durch die sechsjährige Thätigkeit des Br. Heese bereits eine gründliche Umwandelung erfahren, Trunksucht und Zügellosigkeit hat in sehr spürbarer Weise abgenommen, christliche Zucht, Ehrbarkeit und Ordnung ist an die Stelle getreten. Die meisten Familien unserer Getauften sammeln sich

bereits zu geregelten Hausandachten, zu welchem Zweck Br. Heese eine „Huisagende“ (Hausagende), ähnlich der Dieffenbachschen, in Holländischer Sprache verfaßt und durch den Druck veröffentlicht hat. Die Zahl unserer sämmtlichen Gemeindeglieder, die bei Heese's Antritt 19 betrug, war am Schluß des Jahres 1873 bereits auf 469 gewachsen, und wird heute, am Neujahrstage 1874, bereits weit über 500 betragen.

Einen empfindlichen Hemmschuh in der Aufrechterhaltung der Zucht und Ordnung findet Br. Heese an der anglikanischen Kirche seines Orts. Der dortige anglikanische Geistliche vertritt die Lehre seiner Kirche, daß wenn Jemand nur erst in den kirchlichen Verband der anglikanischen Kirche aufgenommen ist, er unter einer ganz besonderen in der evangelischen Kirche nicht gleicher Weise kräftigen Einwirkung des heiligen Geistes stehe. Deshalb sucht er so viel als möglich Seelen für seine Kirche zu gewinnen, und hält es für minder wesentlich, sie durch fortgesetzte ernste Zucht und Unterricht im Glaubensleben zu stärken. Mit dem Branntweintrinken der Hottentotten wird es nicht so genau genommen, und auch sonst die strengere Kirchenzucht nicht gehandhabt. Die Folge ist, daß namentlich die störrigen, trotzigen Männer in Fällen, wo unser Br. Heese Ernst mit der kirchlichen Zucht macht, ihm den Rücken kehren und bei der anglikanischen, auch wohl der reformirten Kirche Aufnahme suchen — und meist auch finden. Die Frauen dagegen, welche mehr auf wirkliche christliche Anregung und Gemeinschaft geben, folgen nur selten ihren Männern, kommen vielmehr vielfach von der englischen Kirche zu uns zurück, so daß es darüber hier und dort ärgerliche Familienzerwürfnisse giebt. Da nun die anglikanische Kirche außerdem durch Befreiung vom Schulgeld und andere Unterstützungen mit uns concurrirt, und auch sonst gern den Spuren unseres Br. Heese auf den Außenkraalen nachgeht, so ist letzterem mancher Aerger und Verdruß erwachsen: aber im Ganzen hat doch alle diese Feindseligkeit das schnelle Gedeihen unserer Mission nicht hemmen können.

Dem erfreulichen innerlichen Wachsthum der Gemeinde entspricht auch ihr äußerliches Gedeihen. Br. Heese hatte sich, als er vor einigen Jahren die Gemeide stiftete, das Ziel gesteckt, die Kosten der Anlegung, und möglichst bald auch die Kosten der Erhaltung derselben ganz aus dortigen Mitteln zu bestreiten. Er hatte deshalb die Anlegungskosten mit 3000 Thlr. nur leihweise von dem Comité erbeten, und nur für die nächsten Jahre noch sein Gehalt aus der Hauptkasse begehrt. Dieses kühne Erbieten hatte damals hier zu Lande manches Lächeln erweckt. Jetzt hat Br. Heese die Zweifler zu Schanden gemacht. Er hat nicht blos die Kirche der Station wie neu gebaut, dazu umfassende neue Schulgebäude errichtet, einen Kirchhof gegründet und mit Mauer und Leichenhalle versehen, und zu dem Ende

jenes Anlage-Capital wohl doppelt und dreifach verausgabt, sondern er hat alle dargeliehenen Gelder bis auf einen geringen Rest baar zurückgezahlt, und gedenkt mit nächstem auch auf die direkte Beziehung seines Gehalts aus der Gesellschaftskasse zu verzichten. Zu diesem einzig in unserer Mission dastehenden Resultat haben ihm zwar die Sachensendungeu aus unserer Lagerstube, sowie die lebhafte Theilnahme auch der weißen Bevölkerung an den von ihm veranstalteten Bazaren, wesentlich geholfen; aber sehr viel hat auch der Eifer seiner Farbigen, und das Meiste seine eigene und seiner Frau unermüdete Energie und rastlose Thätigkeit gethan.

So ist der neuste Sproß unseres capländischen Missionsbaumes ein blühender, grünender, große Hoffnungen erweckender, und dem Br. Heese ist deshalb auch im Jahr 1872 ein Gehülfe in der Person des Br. Procesky II. gesandt worden, mit dem er in herzlichster brüderlicher Eintracht arbeitet.

Schluß.

Blicken wir zurück auf die nunmehr 40jährige Thätigkeit unserer Berliner Missionsgesellschaft im Caplande, so können wir nur ausrufen: „Herr, ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit, die du an deinem Knecht gethan hast. Ich hatte nichts als diesen Stab, da ich über den Jordan zog, und nun bin ich zwei Heere geworden!“ Eine Summe von fast 2000 aus der Finsterniß des Heidenthums geretteten Seelen, welche in unsern fünf verschiedenen Stationen mit dem Worte Gottes gespeist werden und zu ordentlichen Gemeinden gesammelt worden sind, ist die Siegesbeute schwerer Kämpfe und der Gnadenlohn treuer Arbeit, den der Herr seinen Knechten bescheert hat; und vielleicht eben so viele sind im Laufe dieser Zeit bereits heimgerufen, unter denen eine große Schaar vor dem Thron des Lammes dem Herrn Dankopfer bringt für die Gnade, die sie in dem durch unsere Arbeit ihnen gebrachten Wort vom Kreuze gefunden haben. Der Herr aber segne und mehre unsere ferneren Arbeiten. Er fördere das Werk unserer Hände. Ja das Werk unserer Hände wollest Du fördern! Amen!

Druck von Carl Hermann Müller in Berlin, Münzstraße 3.

Geschichte

der

Berliner Missionsgesellschaft

und ihrer Arbeiten

in

Südafrica

mit vielen Bildern

von

Dr. Wangemann,
Missionsdirektor.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)

Dritter Band, zweite Abtheilung,

enthaltend:

Die Geschichte der Berliner Mission im Zulu-Lande.



Berlin 1875.
Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin.



d'Urban.

Die Berliner Mission

im

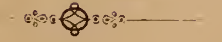
Zulu-Lande

mit Bildern

von

Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)



Berlin 1875.
Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin.

Erster Abschnitt.

Land und Leute.

1. Vorbemerkung.

Die Arbeit der Berliner Mission in Natal bietet das Eigenthümliche dar, daß sie zum Gegenstande ein Volk hat, welches nicht nur unter allen Kafferstämmen das mächtigste ist, sondern auch kurz vor dem Eintritt der Mission durch einen hervorragenden gewaltigen König zu einem imponirenden Reiche organisirt worden war. Tschakka, der „Napoleon Südafrica's," hatte in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts die bei seinem Regierungsantritt kleine Nation zu einer Kriegesmacht emporgehoben, vor der ganz Südafrica zitterte; seinem weniger begabten Bruder und Nachfolger Dingan hatten Bauern-Emigranten das Natal-Land abgerungen — doch nur um es nach kurzer Zeit der Oberherrschaft der Engländer abzutreten, welche bei der Organisation der neugestifteten Colonie unsere Missionare als willkommene Hülfe in's Land riefen.

Dieselben fanden deshalb ein durchaus urwüchsiges Volk vor, welches bis in die neuste Zeit außer Zusammenhang mit Europäern geblieben, die Grundlagen des Heidenthums in so unmittelbarer Gestalt sich erhalten hatte, wie wir derselben auf den bisher in diesem Werk beschriebenen Missionsgebieten noch nicht begegnet sind. Religion, Sitte und Gewohnheiten der Zulu waren noch bis zur Mitte unsers Jahrhunderts in so ursprünglicher Ausprägung vorhanden, daß uns die ersten Berichte unserer Missionare viel tiefer in die Kenntniß des eigentlichen Heidenthums, seiner Anschauungen und Lügenkräfte hineinführen, als die aus dem Capland, Kafferland und Oranje-Freistaat es vermochten.

Da aber auch die geschichtliche Entstehung der Zulu-Kriegermacht in ihrer Tiefe nur von ihren ursprünglich heidnischen Religionsanschauungen aus richtig verstanden werden kann, haben wir die, unter anderen Voraussetzungen nicht gerechtfertigte Anordnung des Stoffes befolgt, daß wir der von uns zu gebenden Geschichtsdarstellung ein zusammenhängendes Gesammtbild von den religiösen und politischen und sozialen Anschauungen der Zulu vorausschicken. Wenn auf diese Weise einzelne Namen schon in dieser Uebersicht

vorweggenommen werden, die in der geschichtlichen Darstellung später wiederkehren, so glaubten wir diese kleine Unregelmäßigkeit gegenüber dem für das Verständniß des Ganzen erzielten Gewinn nicht in Anschlag bringen zu dürfen.

2. Eine Familie von Denkern.

Als Missionar Döhne unterhalb des Tafelberges (Table mount) unweit Pietrmaritzburg seine Station eingerichtet hatte, wurde seine Aufmerksamkeit bald auf eine in den tiefen Felsschluchten jener zerklüfteten Gegend wohnende Familie gezogen. Der Vater, ein alter Kaffer, war eine Art Philosoph, der tiefer als irgend einer seiner Stammesgenossen in die Mythologie und die allgemeinen Religionsvorstellungen seines Volks eingeweiht, nicht nur die Erforschung der traditionell überlieferten Geheimnisse sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte, sondern auch seine vier Söhne gewissermaßen systematisch in denselben unterwies.

Einer dieser Söhne, namens Umpengula, trat mit Döhne bald in einen innerlichen geistigen Verkehr. Döhne bezeichnet ihn als einen Mann von hohen Anlagen, bei nervösem Wesen tief sinnenden Charakter, „ein wahrer Plato in seinem versunkenen Geschlecht," einen speculativen Kopf, der mit aller Anstrengung seines Geistes nach Wahrheit über die Geheimnisse Gottes forschte, und dieserhalb mit Döhne die eingehendsten Gespräche führte, bis er von der Nichtigkeit seines Heidenthums überzeugt, mit aller Inbrunst die Wahrheit des Evangelii ergriff, und durch Döhne zur Taufe vorbereitet wurde.

Als er reif war, dies heil. Sakrament zu empfangen, wurde Döhne nach der Capstadt abgerufen, und behielt sich seine Taufe für die Rückkehr vor. Die längere Verzögerung der letzteren hatte zur Folge, daß Pengula auf eine englisch-bischöfliche Station ging, dort getauft wurde, dem Dr. Calloway bei der Uebersetzung der Bibel in die Zulu-Sprache die wesentlichsten Dienste leistete, und noch heute als einer der hervorragendsten Kaffern-Nationalhelfer für die Mission thätig ist.

Vornehmlich den Mittheilungen dieses Pengula und seines Vaters verdankte Döhne den tieferen Einblick in die Religion der Zulu, welchen er durch sorgsame anderweitige Beobachtungen erweitert hat. Auf diese Weise ist uns die Kenntniß von einem geistigen Gebiet eröffnet, welches gemeinhin selbst den Missionaren verschlossen bleibt, welches aber die landläufige Meinung, als hätten die Kaffern als solche gar keine ererbte religiöse Vorstellungen mehr, schlagend widerlegt.

Den Ausgang zur Zeichnung dieser Vorstellungen bietet uns der

3. Unkulunkulu.

Der Name bedeutet der „Große Große," doch nicht nach der Seite der Macht und Gewalt, sondern nach der Seite des durch Abstammung Ehrwürdigen; etwa wie wir das Wort Groß in dem Namen Großvater, Urgroßvater gebrauchen. Am besten wird es daher als Urahne, Urgroßvater verstanden; der Unkulunkulu ist Gründer des gesammten Menschengeschlechts, so wie noch jetzt der Gründer eines Stammes, einer Nation der Unkulunkulu des Stammes, und des Volkes genannt wird. Deshalb gehen dem Kaffer in dem Worte Unkulunkulu die Begriffe „Gott-Schöpfer," und „der erste Mensch" durcheinander.

Neben Unkulunkulu nennen die Zulu (ähnlich wie die Xosa, die ursprünglich den Unkulunkulu nicht kannten) den Unvelingangi (wörtlich: der zuerst zum Vorschein Kommende, der Ursprung) als Schöpfer aller Dinge, in einer Weise, daß beide bald als zwei verschiedene Personen, einer der Vater des anderen, bald als eine einheitliche Person erscheinen. Unvelingangi gebar den Unkulunkulu aus der umhlanga (Schlamm, Urmaterie*)) und zwar als ein Doppelwesen, also daß Unkulunkulu zuerst als Mann, dann als Weib zum Vorschein kam, doch also, daß er bald als Erschaffer des Weibes, bald als ihr erster Mann uns entgegentritt. Fragt man den Zulu-Gelehrten: Wann ist dies geschehen? so antwortet er: ekuqala d. h. „Im Anfang."

Dieser Gott-Schöpfer, der selbst im Anfange aus der umhlanga (Urmasse) entsprungen war, erschuf auch den ersten Menschen aus uhlanga (Masse, Schlamm) wörtlich: „Er ließ ihn aus einer zeugenden Materie entstehen." Mit ihm zugleich, aber den Menschen zuerst, erschuf er die übrige Creatur. „Unkulunkulu rief aus und sprach: Es kommen hervor Menschen; es kommen hervor alle Dinge, Hunde und Vieh, Heuschrecken und Bäume, Gras und Korn." Er gebot, daß die Menschen ihre Nahrung von der Erde nähmen, daß das Vieh von Gras leben solle. Auch gebot er, daß Brüder und Schwestern miteinander Kinder erzeugen, damit das Menschengeschlecht sich ausbreite und also die Blutsverwandtschaften immer ferner würden, damit Niemand später eine nahe Verwandte heirathen dürfe."

Und der Schöpfer sah die Sonne, nachdem sie bereitet war, und sprach: „Das ist die Leuchte, die euch vorleuchten soll, damit

*) Daher sagt man auch: Er entstand aus umhlangeni; vergleiche den Namen des berühmten Kafferpropheten in Bd. II, Abth. 2.

ihr sehet." Und er sah das Vieh, und sprach: „Das ist das Vieh, seht es euch an, es ist zu eurer Speise, damit ihr Fleisch und Milch habet." Und er sah das Wild, und sprach: „Das ist solch und solches Thier, das da ist ein Elefant, das da ist ein Büffel." Er sah alle Dinge an, und sprach: „Dies und dies ist der Name von jedem Dinge."

Und der Unkulunkulu sprach: „Diese Dinge habe ich für euch gemacht, auf daß ihr mich daran erkennen sollt!"

Und als nun das Korn völlig reif war, sprach der Mann zum Weibe: „Das was du hier siehst, ist Getreide, was wir von nun an essen werden; siehe da — Korn." Und nachdem sie gegessen hatten, sprachen sie: „Wir werden nie sterben, so lange wir dieses Korn essen."

Nach einer anderen Sage gebar das erste Weib ein Kind. Ein anderes Weib sah dies und wurde eifersüchtig, und pflückte Körner ab, die sie jener Mutter gab, in der Meinung, sie zu vergiften. Sie aber wurde danach fett und stark. Da fragte sie sie verwundert: Schmeckt das Korn gut? und erhielt die Antwort: Sehr angenehm! Und von da ab wurde das Korn cultivirt. Eine Mutter wurde durch das Schreien ihres Kindes ungeduldig, und gab ihm, um sich des Schreihalses zu entledigen, vom Kürbis, in der Meinung, dies sei Gift, und da sie sah, daß das Kind gedieh, rief sie aus: „O, während wir meinten, es sei nichts als Tod, ist es wirklich gesunde Nahrung!"

Noch eine andere Sage geht dahin: „Im Anfang war ein Garten; in diesem sahen die ersten Menschen in einem sumpfigen Beet (umhlanga) etwas wachsen, das schön und roth war. Und da sie es ansahen und seine Schönheit betrachteten, sprach der Eine: „Laßt uns einmal schmecken, was für ein Ding das ist!" So pflückten sie, aßen davon, und sprachen: „In der That, es ist köstlich, es ist Speise!" Wenn wir nun fragten: Woher kommt das Korn, so antworteten uns die Alten: „Es kommt von dem Schöpfer, der alles schuf. Wir aber kannten denselben nicht." So fragten wir dann weiter: Wo ist jener Schöpfer? Denn unsere Oberhäupter sehen wir! Aber die Alten weigerten sich und sprachen: „Selbst jenes Oberhaupt, das wir sehen, es ist derselbe Schöpfer, der diese schuf." Wir fragten daher: Wo ist er? Er ist ja nicht sichtbar? Da hörten wir, daß die Alten nach Oben zeigten, und sagten: „Der Ursprung aller Dinge ist dort oben! Auch giebt es eine Region von Menschen, die sich dort befinden!" Indeß konnten wir nicht recht einsehen, wann der Ursprung zu sehen sein würde. So wurde er denn fortwährend genannt: „Herr der Herren."

Eine andere Sage berichtet: Zu dem Unkulunkulu, der unten (auf der Erde) ist, kam ein Anderer in einer Nebelwolke von oben.

„Er fuhr herab, gleichwie ein Fels;“ er war ganz weiß. Und die Menschen erschraken. Er aber antwortete: „Was erschreckt ihr über mich, da ich doch ein Mensch bin, gleich wie ihr!“ Man holte nun ein Stück Vieh und opferte es ihm. Aber er aß nicht davon, sondern aß, was er sich selbst mitgebracht hatte. Er blieb dann eine lange Zeit unten, dann kam wiederum eine Nebelwolke, und er verschwand in derselben und ward nicht mehr gesehen!“

Dieser ungekannte Fremde wird nun der inkosi i pezulu d. h. „der Herr dort oben im Himmel“ genannt. Man erkennt sein Dasein besonders am Donner und Blitz. Wenn es donnert, sagt man: „Der inkosi hält Manöver ab.“ Zeigt jemand dabei Furcht, so ruft man ihm zu: „Was fürchtest du dich denn so sehr? Was hast du gegen den Herrn gesündigt oder Uebles gethan? Was hast du dem Herrn entwandt?“ Man meint eben, ein solcher Mensch müsse mit einer besonderen Schuld belastet sein. Wird ein Stück Vieh vom Blitz erschlagen, so heißt es: „Der Herr hat jenes Mannes Vieh genommen, und für sich geschlachtet.“ Ist der Eigenthümer über seinen Verlust betrübt, so ruft man ihm zu: „Ist das Vieh das deinige, oder gehört es nicht dem Herrn an? Er hat Lust zu essen und schlachtet für sich.“ Wird ein Mensch erschlagen vom Blitz, so heißt es: „Der Herr hat den Menschen gestraft.“ Bisweilen wird dies auch für ein Glück angesehen, und fast nie darüber getrauert. Wenn es hagelt, wird gesagt: „Der Herr greift zu den Waffen! Machet alles bereit,“ und dann wird alles bereit gemacht, was im Hause ist, die Waffen mit den Spitzen nach oben gekehrt, damit der Herr sie bereit finde, das Vieh schnell in den Kraal gebracht, damit der Herr nur zugreifen dürfe, das Korn in den Häusern zurecht gesetzt, als wollte man sagen: „Der Herr nehme, was ihm beliebt, nur uns nicht!“

Aus allen diesen durch die Tradition ererbten Vorstellungen der Zulu ist ersichtlich, daß dieselben Nachrichten aus der Uroffenbarung behalten haben, so rein, wie kaum irgend ein anderes Heidenvolk. Ja vieles, namentlich die Schöpfungsgeschichte läßt den innern Zusammenhang mit dem mosaischen Schöpfungsbericht deutlich erkennen. Als an den König Panda ein Missionar mit der Bitte um Erlaubniß zur Gründung einer Missionsstation sich wandte, forderte dieser ihn auf, er möchte ihm etwas mittheilen von der Botschaft, die er zu predigen gedächte. Derselbe erzählte die mosaische Schöpfungsgeschichte, in welcher er für „Gott“ das Wort Unkulunkulu gebrauchte. Der König, nachdem er eine Weile zugehört, klappte in die Hände und sprach: „O, wenn ihr diese Dinge lehret, so seid ihr keine gefährlichen Leute, denn wir selbst wissen diese Dinge schon lange; es ist kein Böses darin!“

Unkulunkulu's Gebot an die Menschen.

Nachdem die ersten Menschen erschaffen waren, und sich zu mehren begannen, sandte Unkulunkulu zu ihnen den Umwabo (Kameleon) und sprach: „Gehe hin, Umwabo und sage den Menschen, sie müßten nicht sterben." Der Umwabo ging; aber er ging zu langsam und brachte lange Zeit auf dem Wege zu. Auch aß er von der Frucht eines Baumes Ubukwezane, an dem er vorbei mußte. Da nun Umwabo verzog, sandte der Unkulunkulu einen zweiten Boten Intulo (eine sehr hurtige Eidechse); die lief in großer Hast und richtete ihre Botschaft aus: „Ich sage euch, es heißt, daß die Menschen sterben müssen." Intulo hatte längst seine Botschaft ausgerichtet, und war auch schon zu Unkulunkulu zurückgekehrt, als endlich Umwabo mit seiner Botschaft bei den Menschen ankam: „Es ist gesagt, die Menschen müssen nicht sterben." Allein die Menschen antworteten ihm: „Was? Wir haben das Wort des Intulo ergriffen; der hat uns verkündigt und sprach: Es ist gesagt, daß die Menschen sterben müssen, darum hören wir nicht mehr auf dein Wort!

Seitdem ist eine große Feindschaft der Menschen entstanden wider die beiden Boten; wider den Umwabo, weil er aus boshafter List und Trägheit die erste gute Botschaft versäumt hat, und wider den Intulo, der als Inbegriff aller List und Schlauheit betrachtet wird. Denn paßt man ihm auf der einen des Steins, hinter dem er sich verbirgt, auf, so ist er gleich auf der entgegengesetzten; er hört nicht nur den Fußtritt, auf welcher Seite sein Verfolger ist, sondern beobachtet auch seinen Schatten. Wer so glücklich ist, ihn zu erhaschen und zu tödten, ruft dabei aus: Yiya, isona lesi silimane, e ta gijima kuqala sa ya Kuti Abantu a ba fe! d. h. „das ist dir recht; bist ja jener Unglücksstifter, der im Anfang sich beeilte, und sagte, daß die Menschen sterben müßten!" Aber auch der Umwabo wird todtgeschlagen, denn er gilt als Symbol des Neides und der Misgunst, die den Menschen die Unsterblichkeit nicht gegönnt habe, der auch in den Viehkraalen Unglück anrichtet. Man gebraucht ihn daher auch als Vogelscheuche und Zaubermittel in den Gärten, damit die Vögel die Erndte nicht abfressen.

Auch in dieser Sage ist die Verwandtschaft mit dem mosaischen Bericht unverkennbar.

Darauf gab Unkulunkulu den Menschen Gelehrte und Aerzte, um Krankheiten zu heilen, und Heilmittel. Er gebot auch, daß, wer krank werde, ein Stück Vieh opfern solle und dem Geiste Ehre anthun, so werde der Mensch genesen von seiner Krankheit. Er sagte ihnen auch, daß Geister gewesen seien, bevor der Mensch geschaffen sei, und daß der Mensch die Geister verehren solle.

Dazu befahl er ihnen, sich zu beschneiden. Er gebot auch, daß schwarze Oberhäupter sein sollen, und daß jedes Oberhaupt von seinem Stamme erkannt, und von ihm gesagt werde: „Dieses ist das Oberhaupt, versammelt euch alle unter dasselbe, d. h. seid ihm unterthan." Dazu wies er die Menschen an, wie sie alle Dinge, Feuer, Aecker, Gewächse, Vieh gebrauchen sollten.

Unkulunkulu ist nicht mehr.

Merkwürdiger Weise stimmen alle Aussagen der Kaffern dahin überein, daß Unkulunkulu, trotzdem er die Verehrung der Geister befohlen hat, selbst nie von den Menschen angebetet worden sei. Jetzt sagen sie von ihm aus: „Unkulunkulu ist einst gewesen, ist aber jetzt nicht mehr; kein Ort auf der Erde zeigt sein Dasein! Niemand hat ihn mit Augen gesehen; wir hörten nur, daß von ihm gesprochen wurde. Auch wissen wir nicht, wo seine Nachkommen geblieben sind." Mit dem Glauben an die Existenz des Unkulunkulu verloren die Kaffern aber überhaupt den Glauben an einen jetzt lebenden Gott. Sie wurden praktische Atheisten, auch ihr Gewissen starb deshalb dahin, so daß sie jetzt in ihrer Sprache nicht einmal einen Namen haben für „Gewissen." Darum gewann die Sünde in allen Formen bald die Herrschaft über den Menschen, der sogar soweit ging, mit Unkulunkulu, der der Urheber der einzelnen Sünden sei (Erbsünde) ihre einzelnen Laster zu beschönigen. Wenn ein Wort da ist, welches sagt: „Dies paßt sich nicht, daß du es thuest, wenn du es aber thust, so wirst du dir Schande bereiten," so thun wir es doch, indem wir sagen: „Da Unkulunkulu dieses auch thut, worin liegt denn das Böse?" — Unsere Weise, den Unkulunkulu zu verehren ist diese, daß wenn Einer, der Fehler an uns findet, sagt, warum wir dies oder das thun? wir ihm gleich antworten: Aber, während du meinst, es passe sich nicht, also zu thun, warum hat denn Unkulunkulu das Böse zum Vorschein gebracht? Dann läßt der Andere gleich nach. Auf diese Weise verehren wir ihn! Wir beten nicht zu ihm, daß er uns immer auf seinen Wegen erhalte, damit wir ihn nicht vergessen mögen, sondern wir loben ihn im Saufen und Genuß von solchen Dingen, welche wir gebrauchen zum Bösen. Aber es sind auch keine Ehrentitel da, um ihn damit zu loben, gleich den Ehrentiteln, mit denen wir die Geister der Abgeschiedenen loben. Auch in diesem Punkt meine ich, wenn Jemand behaupten und sagen will: „Ja wohl, suchst du nach dem Wege des Unkulunkulu, ich habe ihn noch!" — ich würde sagen: O die Sache ist doch noch nicht in Ordnung, und nun werden wir einmal sehen, wie wir von Unkulunkulu abgekommen sind, und auch sehen, ob wir Gründe haben, zu sagen: Dies thut er, weil es gut ist! — Er ist gar nicht dem Schöpfer gleich, weil wir durch ihn sündigen, und ihn

für den halten, der uns zu allem Bösen angeleitet hat. Während es nicht so scheint, ist es doch so. Denn es ist schwer, uns von jenen Dingen zu trennen, und es kommt uns sehr zu statten, zu sagen: O, es thut nichts, wenn man auch sagt, daß ich Böses gethan habe; denn ich sage: Es ist gerade gut; Unkulunkulu hätte kein Böses zum Menschen bringen sollen."

Bisweilen wird der Name Unkulunkulu auch von den Alten benutzt, wenn sie sich etwa bei Freß- und Saufgelagen der lästigen Gegenwart der Kinder entledigen wollen. Dann reden sie ihnen vor: „Geht doch auf das Feld und ruft zum Unkulunkulu. Der hat uns so reich gemacht, viel Vieh und viele Weiber gegeben; nun ruft nur laut zu ihm, dann erhaltet ihr das Alles auch; geht nur dort und dort hin und rufet laut. Dann gehen sie und rufen hin und wieder. Denn er kann ja nicht antworten. Somit kehren sie denn zurück und sagen: Ach, er antwortet ja nicht. Da sagen die Leute: O, ruft nur recht laut, schreiet! — So schreien denn die Kinder und zwar so lange, bis sie gar heiser werden, müssen aber abermals sehen, daß es bloße Täuschung ist. Dann fragen sie: Was ist's denn, daß Unkulunkulu nicht hört, obwohl wir uns heiser schreien? Nun braucht er auch nicht weiter zu hören, denn wir können nicht mehr schreien." — Das Ende von dieser Täuschung ist dann, daß ein größerer Junge zu ihnen hinaus geht, und sagt: Kommt jetzt zurück! Das sagt er, weil die Leute nun das zu Ende gebracht haben, was sie ohne Beisein der Kinder ausführen wollten. Und wenn dann die Kinder wieder klagen: Ach, er hat uns Nichts geantwortet, dann fügen die Alten hinzu: Er ist wahrscheinlich weit weg gewesen. Es macht nun auch nichts aus! — Mit diesem Rufen — geht die Aussage weiter — verehren sie den Unkulunkulu nicht. Doch die Kinder in ihrer Unwissenheit rufen mit aller Aufrichtigkeit, denn sie meinen, er werde sich ihnen zeigen. Aber diejenigen, die sie ausschicken zu rufen, wissen's, daß er sich nicht zeigen wird. Denn Einer, welcher alt und klug genug ist, läßt sich nicht ausschicken, weil er gleich antworten und sagen würde: „Falls ihr etwas Besonderes vorhabt, das ihr im Geheimen thun wollt, oder wenn ihr eure Mahlzeit allein zu verzehren wünscht, damit ich es nicht sehe, dann sagt mir nur, ich solle abtreten und euch allein lassen; muthet mir aber nicht zu, daß ich hinausgehen und den Unkulunkulu anrufen solle, wie die kleinen Kinder thun. Somit läßt sich kein Erwachsener ausschicken."

So ist dem Zulu-Kaffer die aus der Urzeit überlieferte und noch nicht ganz verlorene gegangene Offenbarung von Gott und göttlichen Dingen mit einem Gewebe von Widersprüchen, Fabeln und Albernheiten überzogen worden. Ihr Unkulunkulu ist ihnen bald der Urschöpfer aller Dinge, bald selbst aus der Materie ent-

sprungen, bald der Geber aller guten Gabe, bald der Urheber alles Bösen; bald der Schöpfer des ersten Menschen, bald selbst der erste Mensch; bald Gegenstand ihres ernsten Nachdenkens, bald eine Mährchengestalt, mit der man Kinder foppt. Das praktische Resultat von dem Allen aber ist dem Zulu-Kaffer: Unkulunkulu ist einst gewesen, ist aber jetzt nicht mehr; kein Ort auf der Erde zeigt sein Dasein. Die Armen leben ohne Gott in der Welt! —

4. Die Onkulunkulu.

Da jeder Unglaube mit Nothwendigkeit in Aberglauben umschlägt, so mußten auch die Zulu bald denselben Weg gehen. Aber er war bei ihnen ein anderer, als bei den meisten anderen Heiden. Während diese die Verehrung, die sie dem lebendigen Gott entzogen, auf Ungeheuer, Thiere, Bäume, Bilder und Scheusale übertrugen, so richteten die Zulu ihre Verehrung auf ihre Häuptlinge und deren Ahnen, die sie Onkulunkulu nannten. Es ist daher ein großer Irrthum, wenn man die Zulu damit verachtet, daß sie in ihren religiösen Vorstellungen nicht einmal Götzen und Aberglauben hätten; wir müssen im Gegentheil sagen, daß wenn doch einmal ein Geschöpf an Stelle des lebendigen Gottes verehrt werden soll, diejenigen Heiden die edelsten sind, die zu solchem Gegenstand die edelste aller Creaturen, den Menschen, und zwar einen lebendigen Menschen sich erwählt haben.

Schon oben haben wir erwähnt, daß Unkulunkulu selbst den Menschen das Gebot hinterlassen habe, ihre Fürsten zu ehren. Diese Verehrung gestaltete sich in den Anschauungen der Zulu also, daß sie sprachen: „Gott ist eine Macht, die wir nicht sehen, die sich aber verkörpert hat in unseren Königen, Ahnen, und Gründern von Stämmen und Familien." Deshalb führen sie mit großer Sorgsamkeit die Stammtafeln ihrer Fürsten so weit zurück, als irgend ihr Gedächtniß reicht, und nennen alle diese Ahnen ihre Onkulunkulu (Plural von Unkulunkulu), bis sie endlich stehen bleiben bei dem unkulunkulu wamandulo d. h. Urvater der ältesten Vorzeit. Die Abstammung dieses Urvaters von dem ersten Unkulunkulu vermögen sie nicht nachzuweisen, legen auch kein sonderliches Gewicht darauf; dieser erste Unkulunkulu ist ihnen ein Gegenstand ohne praktische Bedeutung. Dagegen aber ist dem heidnischen Zulu sein König der Inbegriff aller göttlichen Majestät und Würde und Herrlichkeit, der Spender aller guten Gabe, der Beschützer in aller Noth, d. h. derjenige, den man über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen muß. Sein König ist sein Gott geworden. Darum ist dessen Wille alleiniges Gesetz, — so

daß für das, was wir unter dem Worte Gesetz verstehen, der Zulusprache selbst das Wort mangelt; — itsho inkosi, d. h. „So spricht der Herr!" das ist die letzte Instanz. Der König hat völlig unbeschränkte Macht über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen; ihm zu widersprechen hat unerbittlich den Tod zur Folge, in dem Maße, daß bei den Zulu die Todesstrafe eigentlich die einzige Strafe ist. Als die Weißen Natal besetzten, kam so gut wie nie Diebstahl und Mord vor; der Zulufürst hatte diese Sünden einfach dadurch völlig aus seinem Volke ausgerottet, daß er jeden Uebertreter unerbittlich sofort tödten ließ. Jetzt haben die Zulu diese Sünden von den Weißen wiedergelernt.

Wurde eine Klage vor den Zulu-Inkosi gebracht, so war ohne alle Untersuchung und Rücksicht auf Recht oder Unrecht der augenblickliche Urtheilspruch: Tödtet beide, Kläger und Verklagten. Wenn sich zwei Weiber stritten, ja wenn sich zwei Kinder zankten, wurden beide todtgeschlagen. Wenn der Zulu-Inkosi Jemand mit einem Befehl ausschickt, sollte es auch nur sein, ein Stück Vieh aus dem Felde zu holen, und der Mensch läuft nicht nach der Laune des Inkosi, so läßt ihn dieser todtschlagen. Bei Sachen von Wichtigkeit pflegte der König, während er den Befehl ertheilte, in die Hand zu spucken. Kam der Bote auch nur eine Minute später zurück, als bis der Speichel aufgetrocknet war, so kostete es ihm seinen Kopf. Der Soldat, der im Kriege sich nicht auszeichnete, hatte das Leben verwirkt; gefangene Feinde wurden auf die grausamste Weise zu Tode gemartert; sie galten eben als Majestätsverbrecher, die sich gegen die höchste Majestät (die Zulukönige nannten sich selbst inkosi yezulu „Herr des Himmels") zu setzen gewagt hatten.

Der König hatte daher seine besonderen Titel und Ehrennamen, mit welchen bei Todesstrafe niemand anders, als er selbst, angeredet werden durfte, und die seine göttliche Majestät bekunden sollten. Er hieß Bayeti (Majestät), isilo (Tiger), indlou (Elefant), intaba (Berg), izulu (Himmel), umnyama (Regenbogen). Alle diese Namen hießen izibongo zenkosi (Ehrennamen des inkosi) und wurden bei den Zulu mit demselben Respect und derselben heiligen Scheu gebraucht, wie wir den Namen „Jehovah" gebrauchen. Sie irgend einem Fremden beizulegen, würde ein Sacrilegium sein. Diese Namen wurden später zu besonderen Majestätsliedern (izibongo) erweitert, deren jeder Inkosi eins oder mehrere erhielt, die nur zu seinem Preise gesungen werden durften. Wir werden weiter unten einzelne von ihnen mittheilen.

Trat jemand zum Fürsten heran, so durfte er auf keinen anderen, als nur auf den Inkosi sein Auge richten, keinen Titel durfte er vergessen, keine vorgeschriebene Leibesbewegung versäumen, auch seine Stimme durfte er nicht schonen. Die Umgebungen des

Inkosi mußten jedes Wort, das er sprach, mit lauter Stimme, wie im Chor, ihm nachsprechen; wer ein Anliegen vor den König brachte, mußte bei jedem kleinen Satz oder Wort, das dieser antwortete, den rechten Arm in die Höhe richten und die Hand auf und ab bewegen, auch dabei durch die vorgeschriebenen Ausrufungen seine Unterwürfigkeit an den Tag legen. Die Izibongo mußte er mit einer solchen Anstrengung der Stimme und Betonung der Worte singen, daß auch bei den Stärksten die Adern am Leibe, besonders am Kopfe anschwollen. Das Fehlen dieses Effectes würde einen Zweifel an dem Ernst der Verehrung begründen, und die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Zu dem Könige Panda, so berichtet ein Missionar, kam, als er an der Gicht krank lag und die angewandten Mittel kräftig zu sein schienen, einer seiner Generale, um ihm zu gratuliren, daß er endlich einen geschickten Arzt gefunden habe. Er wünschte ihm, daß die Medizin glücklich in seinen Magen kommen, dort aber nicht bleiben, sondern in alle Glieder des Leibes, ja in Mark und Bein hineingehen und durchdringen, ihn völlig gesund, ganz neu und schön machen, ihm auch helfen möge, daß er alle Anwesenden weit überlebe! Das alles deklamirte der General in so erregter Stellung und so bewegter Stimme, daß jede Muskel seines Leibes zuckte und die Adern krampfhaft anschwollen. —

Der König ist in den Augen des Zulu aber nicht blos der Inbegriff alles Reichthums, aller Schönheit, aller Macht und Herrlichkeit, sondern auch der Inbegriff alles Guten, und der Spender aller guten Gabe, darum das Centrum des ganzen Volkslebens. Das Volk wird nur in seinem Inkosi seiner selbst bewußt. Der Name Inkosi, d. i. Herr, bedeutet seinem Namen nach eigentlich das höchste Gut, die höchste Herrlichkeit. Der Inkosi allein spendet die Güter seinem Volk, er verschafft den Regen, er sorgt für den Unterhalt, er beschützt das Leben, er sorgt für Gesundheit, und bewahrt deshalb den nöthigen Vorrath von Heilmitteln, so daß noch jetzt es üblich ist, daß der Kaffer, wenn er etwas erbittet, die Worte voranschickt: u yinkosi yami d. h. du bist mein Herr, oder wenn er danken will, spricht inkosi — oder inkosi yami, er denkt dabei nichts anderes, als was wir in unserer Sprache ausdrücken würden „Gott" — „mein Gott." Ja es kommt vor, daß Missionare aus gleicher Anschauung heraus bisweilen geradezu mit den Worten „Du bist mein Gott" angeredet werden.

Aus diesem Grunde galten die Zulu-Könige zugleich als Priester, d. h. als Vermittler zwischen der untern Welt und den Geistern der oberen Welt, die sich der Zulu allzeit mit feindlichen, bösen, neidischen und eifersüchtigen Mächten und Geistern angefüllt vorstellt. Hatte der Blitz eingeschlagen, so mußte der Inkosi dafür ein Opfer bringen, regnete es längere Zeit nicht, so brachte er

ein Opfer um Regen. In einzelnen Kafferstämmen ist daher, seitdem diese Opfer, so wie die Heilkunst allmählich in Zauberei umgeschlagen ist, der König nicht blos das Haupt der Zaubererzunft, sondern auch selbst der größte Zauberer, und darum wieder doppelt gefürchtet. —

In Summa: Dem Zulu ist der einzige Gott sein König, und sein einziger Gottesdienst Königsverehrung.

Und alle diese Macht und Herrlichkeit besitzt der Zulufürst vermöge seiner Geburt, seiner Abstammung von den großen Onkulunkulu. Die anderen Menschen sind völlig unvergleichbar mit ihm; nur wer etwa in entfernterem Grade von einem solchen großen Unkulunkulu abstammt, kann ein Fürst geringeren Ranges werden. Der englische Kaffern-Minister Herr Shepstone hatte einen Kaffer geringeren Ursprungs, namens Ngosa zu einem Häuptling eines zusammengelaufenen, über 8000 Seelen zählenden Stammes gemacht. Kein Kaffer außer seinen Untergebenen erkannte ihn als einen wirklichen Häuptling an. Sein Nachbar Tinta, viel geringer an Land und Volk als er, sah mit größter Verachtung auf ihn herab, und sprach zu dem Herausgeber, der beide Häuptlinge besuchte, ihm mangle das Land, die Engländer hätten ihm gesagt, er möge sich an Ngosa bittend wenden, aber lieber wolle er sich mit weniger Land behelfen, als jenen bitten. Ein geringerer Häuptling begleitete mich zu Ngosa. Beim Heimritt schüttete er seine Galle aus: „Was, dieser Mensch will ein Inkosi sein? Der Hund ist ja nicht mehr als ich. Er ist ja kein Mensch des Ursprungs."

---

5. Die Geisterwelt.

Daß ein Mensch, der so eben noch wie ein Gott verehrt war, gleich nach seinem Tode ein Nichts sein sollte, war den Zulu ein unmöglicher Gedanke. Deshalb dehnten sie die göttliche Verehrung ihrer Fürsten auch auf deren Vorfahren aus, deren Namen sie zu Eidesformeln gebrauchten, gleichwie wir beim Namen Gottes schwören. Ueberhaupt glaubten sie, daß ihre Todten noch fortlebten in einem Schattenleben, und daß dieselben mit denen, die auf Erden wohnen, in einem fortgesetzten Verkehr bleiben.

Nach der Anschauung des Zulu bleibt der Verstorbene, dem bei Lebzeiten das noch vorhandene Vieh gehört hatte, auch nach seinem Tode noch der eigentliche Besitzer desselben, der, wenn er nicht genügend geehrt wird, durch allerlei zugefügten Schaden und Krankheiten an Vieh und Menschen sich zu rächen weiß. Deshalb muß man die Verstorbenen nicht erzürnen, oder wo man dies unwissend gethan hat, sie sofort durch Opferung eines Stücks Vieh

wieder versöhnen. Die verstorbenen Häuptlinge aber muß man als Häuptlinge ehren, damit sie nicht dem ganzen Volke Schaden zufügen.

Auf diese Weise entsteht dem Zulu eine ganze neue Welt, die Geisterwelt, die er sich im Verbande mit der natürlichen fortlebend denkt, und vor der er um so mehr Furcht hat, als sie, selbst unangreifbar von Seite des Menschen, allzeit Macht hat, dem Menschen Schaden zu thun. Der Zulu achtet also die Geisterwelt als eine höhere Macht, der er aus Furcht dient, obgleich er nicht immer allzurespektvoll von den Geistern oder zu ihnen redet.

Der Zulu unterscheidet vier Arten von Geistern: 1) die ama tongo, 2) die ama hlozi, 3) die isi tunzi, 4) die isi tuta.

Das Wort tongo bedeutet eine übernatürliche Macht (daher ubu-tongo ein fester, tiefer Schlaf, der alle Kräfte des Lebens gewaltsam gefesselt hält), deshalb nennen die Swazi ihren „großen Geist" mit dem Namen tongo. Da nur der Begriff der Macht, nicht der des Guten, in dem Worte liegt, giebt es gute und böse Amatongo, unter deren Leitung der Mensch geboren wird und lebt. Der Itongo ist Ursache von Freud und Leid, Glück und Unglück, Krankheit und Tod. Jeder Ort hat seinen Itongo, der als Schlange vorhanden ist und verehrt wird. Erzählt man dem Kaffern von der Schlange im Paradiese, so antwortet er: Das ist das, was wir auch glauben.

Der Ihlozi (sprich ijhlotsi, plur. ama jhlozi) ist der Geist eines Verstorbenen, der nach seinem Tode in ein anderes Wesen übergegangen ist und nun doch in irgend welcher Gestalt noch fortleben muß. Obgleich man nicht weiß, wo der Verstorbene geblieben ist, denkt man doch, daß er noch mit einem Bewußtsein weiter lebt und mit denjenigen in Verbindung bleibt, mit denen er bei Lebzeiten verkehrt hatte. Seine Gestalt denkt man sich auch als eine Schlange. Die Häuptlinge nämlich werden begraben und ihr Grab mit Baumästen und Büschen zugedeckt. Ein großer Diener mußte Wache dabei halten. Starb ein Hausvater, so hielt der älteste Sohn diesen Wachtdienst, und gab sorgsam Acht, wenn die Büsche zu verwelken begannen. Dies galt als Beweis, daß der Todte nicht vom Grabe gewichen, sondern in demselben verwest sei. Wenn sie dann unter den Büschen eine Schlange sahen — was ja in diesem Lande, wo so viel Schlangen sind, die den Aufenthalt solcher Büsche sehr lieben, bald geschah — so kehrte er mit Freuden nach Hause zurück, und berichtete, er habe heute den Ihlozi gesehen, wie er sich auf dem Grabe sonnte. Dieser Ihlozi nun wirkt, wie der Itongo, Schutz und Hülfe für Lebende, so wie auch Noth und Tod.

Isitunzi bedeutet „Schatten." Der Schatten gilt dem Zulu als Beweis, daß ein Gegenstand wirklich existire, denn wäre er nicht wirklich, so könnte er auch keinen Schatten werfen; zum andern

auch als ein Bild und Aehnlichkeit; denn, wie der Gegenstand, so ähnlich sieht auch sein Schatten aus. So ist das Vorhandensein eines Schattens von einem Verstorbenen der Beweis, daß er wirklich lebt. Wenn der Zulu spricht: „Wir alle, jung und alt, sterben, und der Schatten muß vergehen!"; so meint er, die äußere Erscheinung des irdischen Daseins muß ein Ende nehmen. Aber ist diese äußere Erscheinung zu Ende, so ist damit nur die äußere Schranke gefallen, der Schatten ist nun seines Bandes, das ihn an den wirklichen Menschen knüpfte, entledigt, er ist frei geworden, und lebt weiter. Aber nicht lebt er für sich selbst, sondern zum Besten seiner irdischen Verwandten, denen er ja lebendig vor Augen steht. Er offenbart sich auch nicht in Gestalt einer Schlange, sondern in der wirklichen Gestalt seines irdischen Lebens; so thut er sich in Träumen kund. Wer ihn also geschaut hat, ruft beim Erwachen aus: „Ich meinte, er sei noch ganz im Leben; ja dieselben Kleider, welche er bei seinem Tode trug, hatte er an; in diesen ist er gekommen, und an denselben deutlich erkannt."

Die Isituta haben ihren Namen von tuta = Wegtragen. Der Name bezeichnet etwas Verächtliches. Die Isituta sind die gemeinste Art von Geistern, scheu und unstät, gern bei den Gräbern weilend, von wo aus sie mittelst Zureden und Opfer auch ins Haus gebracht werden, wohin man sie aus Mitleid einladet. Die Isituta entsprechen ungefähr dem, was wir Spukgespenster nennen.

Die Verehrung der Amatongo.

Nicht alle Amahlozi werden Amatongo, sondern zunächst nur die verstorbenen Häuptlinge; denn der Itongo nimmt in der Geisterwelt einen höheren Rang ein, als der gewöhnliche Ihlozi. Auch die hervorragenden Helden werden zu dieser Würde erhöht. Jede Familie hat ihren Familienvater neben den allgemeinen Amatongo, noch als ihren besonderen Itongo. „Unser Vater, den wir kennen, sprechen sie, ist der Anfang und das Ende unseres Lebens." Man betrachtet ihn wie eine Art Schutzgeist der Familie, der die Güte, die er den Seinen bei Lebzeiten erwiesen, auch nach dem Tode fortsetzen werde. Von verstorbenen Weibern wird selten eine als Itongo verehrt. Die Mutter des Tshakka erlangte diese Ehre; ab und zu wird sie auch einer Frau ertheilt, die viele Kinder geboren und großgezogen hatte.

Da die Amatongo in der Geisterwelt eine höhere, die höchste Stufe einnehmen, wird von den Zulu geglaubt, daß ihre Gemeinschaft schon vor dem ersten Menschen vorhanden gewesen sei, Umvelinqangi hat sie nicht geschaffen, sondern „bestimmt", d. h. ihre Stellung im Weltganzen ihnen angewiesen, und den Menschen befohlen, sie zu verehren. Die Amatongo sind also, obschon ihre

Zahl sich aus verstorbenen Menschen vermehrt, doch höhere Geister, mächtiger als die Menschen.

Die Einführung eines Itongo in die Heimath des Verstorbenen geschieht nun auf folgende Weise: Nachdem der Todte begraben und die Schlange auf seinem Grabe gesehen worden ist (s. o.), erwartet man sie in dem Hause, wo der Verstorbene gewohnt hatte. Bleibt sie lange aus, so wird ein Bock oder Ochs als Opfer geschlachtet, um den Verstorbenen ins Haus einzuladen. Bleibt sie noch aus, so wird der Zauberdoktor (Priester) geholt, der Rauchwerk mischt und dazu den Bock schlachtet. Schreit derselbe, so ist dies ein günstiges Zeichen. Man ruft ihm zu: Ja schreie nur, du Thier von N. N., der solche große Thaten gethan hat. Wir sagen: Komm wieder nach Hause, damit wir dich jetzt sehen mögen. Wir sind in Unruhe, wenn wir dich nicht sehen, und fragen: Warum zürnst du uns? All unser Vieh ist deins, noch immer. Verlangst du noch Fleisch, so sag es nur; es wird dir gleich geschlachtet, und nicht verweigert werden." Die Medizin wird nun in das Dach des Hauses gelegt, und der Doktor versichert, man werde bald den Itongo im Traume sehen."

Kommt nun, was ja oft geschieht, eine Schlange ins Haus, so wird sie von allen sorgsam beobachtet, ob sie weglaufen wird beim Anblick der Leute. Thut sie das, so ist sie nicht der Itongo. Bleibt sie aber — und die Schlangen sind meistens harmlos, wenn man sie nicht verletzt — dann heißt sie die „Hausschlange," die zahme, der Itongo des Hauses.

Ist aber Zweifel vorhanden, ob die Schlange nicht eine gefährliche und gewöhnliche Giftschlange ist, und wird sie deshalb getödtet, dann geschieht es, daß irgend einen träumt, er höre eine Stimme: „Warum habt ihr mich getödtet, da ihr mich suchet? Ich bin der N. N., den ihr getödtet habt!" Sollte aber Jemand aus Versehen eine von den Itongo-Schlangen getödtet haben, so wird für dieselbe ein Brandopfer gebracht. Darnach wird sie an einem bestimmten Ort begraben, und nach etlichen Monaten das Gerippe sorgsam herausgeholt und seiner Länge nach in die Umzäunung des Platzes geflochten, dicht beim Eingange, so daß der Kopf nach diesem gerichtet ist.

Verzieht ein Stamm, oder ein Theil desselben nach einer anderen Gegend, und sieht den Itongo nicht auf der neuen Wohnstätte, so wird angenommen, er sei auf der alten zurückgeblieben. Man muß ihn also holen. Ein Ast vom wilden Maulbeerbaume wird abgehauen und nach der alten Stätte getragen. Ein Opfer wird gebracht, das Lieblingslied des Itongo gesungen, damit derselbe denke: „Wirklich meine Kinder fühlen sich verlassen, weil ich nicht unter ihnen bin!" Dann wird der Ast nach der neuen

Wohnstätte geschleift, ob nicht etwa der Itongo auf der Spur folgen oder im Traumgesicht den Grund seines Fortbleibens sagen will.

Bisweilen nimmt aber auch ein **böser** Itongo seinen Wohnsitz im Hause, der nur plagt und Unglück bringt. Dann muß er gebannt werden. Der Doktor bringt dem Geplagten eine gewisse Medizin, die derselbe, gleich nachdem er vom Itongo geträumt hat, beim Erwachen durchkäuen und auf einen Feuerbrand speien muß oder auf einen Stein. Diesen wirft er rückwärts über seinen Kopf und geht weg, ohne umzukehren. Hilft das nicht, so nimmt der Doktor ein Stückchen Holz und steckt es in einen Ameisenhaufen oder in eine Höhle, die er verschließt. Damit ist der böse Geist an diesen Ort gebannt. Oder etwas vom Blute des Kranken oder Geplagten wird einem andern Thier in den Mund gesteckt, und dasselbe darauf freigelassen. So wird die Krankheit weggeschickt.

Ueber die Weise, wie die Lebenden mit dem Itongo verkehren, und was sie von ihm halten, geben wir nur folgende zwei Beispiele, die zugleich von der ganzen Denk- und Sprechweise der Zulu uns ein Beispiel darbieten mögen.

Jemand hat z. B. einen Traum gehabt, und wird darauf krank. Dann meint er, daß er von dem Traume krank geworden sei. Seine Freunde fragen ihn dann, **was** er geträumt habe? Er erzählt es ihnen. Im Fall, daß sein Bruder gestorben ist, sagt er: Ich habe meinen Bruder im Traume gesehen. Sie fragen: Was hat er gesagt? Er: Ich träumte, daß er mich schlug, und sagte: Warum weißt du nicht mehr, daß ich noch da bin? Ich antwortete und sprach zu ihm: Wenn ich dich kenne, wie soll ich dir das zeigen? Ich weiß, daß du mein Bruder bist! Ich hatte das kaum gesagt, da antwortete er: Warum erwähnst du meiner nicht, wenn du opferst? Ich sprach: Das thue ich, und preise dich bei allen deinen izibongo (Ehrennamen). Also plagt er mich, obgleich ich ihn immer verehrt, und das Meine gethan habe. Das ist die Ursache, daß ich ganz krank und elend bin, wenn ich erwache.

Ein Andrer ist sehr eigensinnig, er will seinem verstorbenen Bruder kein Opfer schlachten. Wenn er daher sehr krank wird, sagt er: Ich weiß, wer mir diese Krankheit angethan hat. Die Leute sprechen zu ihm: Wenn du das weißt, warum suchst du ihrer denn nicht los zu werden? Wer will denn muthwillig krank sein und sterben? Denn, wenn der Itongo böse ist mit einem Menschen bringt er ihn um! Jener antwortet: Nicht so, lieben Männer, Ich bin krank, und weiß, durch Wen, denn ich sehe ihn im Schlaf. Denn es lüstet ihn nach Fleisch. Deshalb handelt er trüglich mit mir, und beschuldigt mich, daß ich ihn nicht ehrte, wenn ich Opfer bringe. Darüber bin ich erstaunt; denn ich habe so viele Schlachtopfer gebracht, aber keins, wobei ich ihn **nicht** verehrt hätte. Ich

thue immer meine Schuldigkeit. Aber er thut Unrecht; wenn er Fleisch haben wollte, konnte ers ja sagen. Allein er beschuldigt mich, daß ich ihn nicht verehre! Das macht mich ärgerlich, und ich sage geradezu: Er will mich nur umbringen.

Die Leute antworten ihm, welche ihn besuchen: Wie kann dein Bruder solche Dinge reden ohne Verstand. Wir möchten ihn vornehmen, und ihm bezeugen, daß du bei den Opfern allezeit seiner eingedenk bist, und ihm alle Ehre giebst. Ja, wenns möglich wäre, daß dein Bruder, oder irgend einer, der schon todt ist, wieder würde aufstehen, wir möchten ihm sagen: Wie kannst du so was sagen? da doch dieser bei seinen Opfern dir fortwährend auf rühmliche Weise Ehre anthut!

Der Kranke erwiedert: Mein Bruder handelt mit dieser Ruhmsucht, weil er älter ist als ich. Ich wundere mich, — wenn er will, daß ich allem Vieh ein Ende machen soll. Hat er denn keins zurück gelassen? — Die Leute erwiedern: O, der Mensch ist todt. Wenn wir aber mit dir reden, dessen Augen jetzt noch ziemlich sehen können, wir möchten dir im Bezug auf jenen den Rath geben: Ohne weiter mit ihm viel zu reden, — wenn du eine Ziege hast, diese für ihn zur Anerkennung zu opfern. Dabei bezeugen wir, daß es eine Schande in ihm sei, wenn er kommt, um dich zu tödten, ohne gebührlich zu sagen, damit du verstehst, was er will. Wir sehen, daß du immer von ihm träumst und krank bist. Warum ist das immer so? Es läßt sich hören, wenn Jemand von seinem Bruder träumt, und beim Aufwachen sich gestärkt fühlt, und sich davon wohl befindet. Aber bei dir ist das nicht der Fall.

Der Kranke erwiedert: Ihr habt Recht, Freunde. Ich will ihm jetzt das Fleisch geben, was er haben will, obgleich er nicht friedlich mit mir im Traum redet, sondern mir täglich Unrecht thut; täglich träume ich von ihm, und wenn ich erwache, so bin ich krank! Nein, er ist kein Bruder, — kein Mann, sondern ein elendes Wesen, welches nur zanken und kriegen will mit den Leuten. Doch, Freunde, wir sind gewohnt, Euch sagen zu hören: Ob der Geist eines solchen Unzufriedenen gut sein könne? Zumal, wenn er in einem solchen Zustande gestorben ist? Wir haben euch gewöhnlich hören sagen, daß wenn er todt ist, sein Geist recht wird und gut. In der That aber ist der Mensch gut, welcher lange vor seinem Tode gut gewesen ist. Vielleicht auch der, welcher gut gewesen, wird böse, nachdem er gestorben ist; und der, welcher böse gewesen, wird gut nach seinem Tode, — wird ein guter Itongo. Beides scheint so zu sein. Wir müssen euch bestreiten, und die Meinung, daß ein solcher nachher ein guter Geist würde, der im Leben ein böser Mensch gewesen. Das scheint bloß so, ists aber nicht. Und auch derjenige, welcher gut gewesen, und sich als ein

Taugenichts ausweisen wird, wenn er gestorben ist (oder in seinem Todeszustande): er ist nicht mit dem guten Zustande abgeschieden, in dem er auf Erden lebte; noch derjenige, welcher ein Taugenichts gewesen, wird, wenn er als solcher gestorben ist, einst gut, und ein guter Geist werden.

Da antworteten ihm die Freunde, und sprachen: Ganz recht, wir stimmen dir bei, du sprichst die Wahrheit.

Er antwortete: Ich sage daher, daß mein Bruder dahin gefahren ist mit seinem bösen Wesen, das er in seinem Leben an sich hatte, und jetzt, da er todt ist, sein Geist ganz dem ähnlich ist, was er im Leben war. Denn er war ein Mensch, der sich nicht wollte sagen lassen, sondern mit Jedermann zankte. Gerade so ist er nun als abgeschiedener Geist; er ist sehr böse. Und wenn er einmal in Wuth geräth, dann bringt er reißende Thiere. — Doch ich will ihm das Fleisch geben, was er verlangt, das heißt: Wenn ich eines Morgens aufwache und fühle, daß er von mir abgelassen hat mich krank zu machen, und ich mich wohl fühle. Allein, läßt er nicht von mir ab, dann unterlasse ichs, behalte mein Vieh, und denke: Er ist nicht mein Bruder. Wenn er aber mein Bruder sein will, dann muß ich auch von meinem jetzigen Leiden frei gehalten werden, und nicht länger geplagt sein!

Ueber die

Opfer, Reinigungen und Reliquien

geben wir den Bericht mit Döhne's eigenen Worten:

Die Vorstellung des Opfers bei den Zulu-Kaffern ist einfach die einer Gabe, einer Hingabe, oder äußeren Darbringung seines Eigenthums. Dieses geschieht zu dem Zwecke, um die Eifersucht und die Unzufriedenheit der Geister zu sühnen, ein gutes Verhältniß, oder nähere Verbindung mit ihnen zu bewahren. Und da sie immer die Form von eigentlichen Opfermahlen annehmen, so wird auch dadurch die Gemeinschaft mit den Zeitgenossen befördert und gepflegt. Obgleich die Opfernden sich dabei keines eigenen, inneren Bedürfnisses bewußt zu sein scheinen, liegt es dennoch unbewußt darin ausgesprochen.

Sie glauben, die amatongo müßten durch Darbringung und Schlachten von Vieh besänftigt und verehrt werden. Das Fleisch des Viehes wird ihnen, als Opfer, geweiht. Es wird geglaubt, daß die amatongo es nicht essen, sondern nur beriechen und belecken. Aber, indem die Opfernden es im Gehorsam der Forderung und zu Ehren der Geister darbringen, essen sie mit ihrer Familie und ihren Nachbarn das Fleisch in der Meinung für die Geister. Und wenn sie auch vom besten Fett, und das Mark mit den Knochen verbrennen, und in den Viehkraal auf die Erde gießen, thun sie das in derselben Meinung. Die Opfer werden

nur der ersten und zweiten Klasse von Geistern gebracht; nicht der andern. Zu Opferthieren werden nur Rindvieh, Schafe und Ziegen genommen.

a) Ursprung der Opfer.

Von wem, oder woher die Zulu die Opfer haben, läßt sich nicht bestimmt sagen. Die erste Ursache dazu wird gewöhnlich dem inkosi yezulu zugeschrieben, weil er den Regen nicht gegeben habe, und somit Hunger und Noth im Volke entstanden sei. Weder konnte das Land sein Gewächs, noch die Heerden ihr Vermögen bringen. Ursache im Volk also: die Noth.

Es wird ausdrücklich erzählt, daß von den Alten schon vor Tschaka's Zeit Gebete um Regen gethan sein sollen. Er hat nur den Ruhm, daß er das Gebet um Regen, und die Darbringung der Opfer dafür viel eifriger, als Alle vor ihm, betrieben haben soll. Er berief dazu eine große Versammlung aller angesehenen Hauptleute; brachte Ochsen, Schafe und Böcke von schwarzer Farbe*) zusammen. Dann sang man ein von ihm besonders dazu gemachtes Stück; — er betete zu dem inkosi des Himmels, und rief auch seine Vorväter (onkulunkulu) an, um für ihn bei dem inkosi des Himmels um Regen zu bitten.

Eine andere Ursache ist Unglück oder Krankheit. Der itongo offenbart sich gewöhnlich auf einem Platze, an irgend einem Individuum, und attakkirt dasselbe an einem Theil seines Körpers. Daraus entsteht Krankheit, wie bereits erzählt worden. Falls die Krankheit anhält, wird darüber Rath gehalten, und die Folge ist, daß ein Opfer angeordnet wird. Die gemeinen Leute unternehmen es aber nie, ein solches anzuordnen. Denn wollte ein Mann, oder eine Frau, die krank ist, solches thun, und wirklich schlachten lassen, so würden sie damit kund geben, daß sie selber die Ursache ihrer Krankheit sind, oder die Schuld auf irgend einen Menschen legen, über welchen sie die Rache des itongo in's Werk setzen wollen. Gewöhnlich verschweigen sie die Krankheit, bis sie von ihren Angehörigen gefragt werden; in andern Fällen zeigen sie diesen an, daß sie krank sind. Dann kommen sie Alle zusammen, um Rath zu halten, der dann dahin ausschlägt, einen Doktor zu rufen. Dieser hat die Pflicht, die Ursache der Krankheit zu entdecken, und

*) Man findet keine genügende Erklärung darüber, warum er schwarzes Vieh geopfert habe. Als Zeichen der Trauer kennt dieses Volk die Farbe nicht. Wie in andern Beziehungen, so bezeichnet — schwarz — hier wohl das Zürnende, da man sich dem inkosi des Himmels auch also vorstellte. — Der Gesang ist: I ya wu; a wu! o ye i ye. — i ya wo! i. e. er geht mit Macht; sie mit Macht; möge er wollen, und gehen; d. h. möge ein mächtiger Regen fallen, die (Wolken) mit Macht, mögen sie den Regen geben! Das Letzte, i ya wo i. e. er wird (wollen) mit Macht — ist das Responsorium vom Volk.

das Erste, was er anordnet, ist ein Opfer zu schlachten. — Der Häuptling allein hat das Recht, ohne Doktor zu handeln; und das thun jetzt manchmal auch Hauptmänner eines Kraals. Früher durften sie es nicht thun. Jetzt verschweigen auch Viele die Krankheit, um ihr Vieh zu sparen; nachdem sie eingesehen haben, daß das Opfern doch nicht viel hilft.

Es scheint auch eine sehr alte Gewohnheit zu sein, daß man Opfer brachte, ehe man in den Krieg zog, um dadurch die Gunst der amatongo auf seiner Seite zu haben. Sowie auch nachher wieder Opfer gebracht werden für die, welche im Kriege nicht gefallen, sondern gerettet sind; und auch für, oder um der Gefallenen willen. Es ist merkwürdig, daß man eher an das im Kriege vergossene Blut denkt, und das einer Mordthat gar nicht in Anschlag bringt!

b) Zubereitung der Opfer.

Wenn das Schlachten eines Opfers für Regen stattfinden soll, wird das dazu bestimmte Stück Vieh mit etlichen andern in eine Ecke des Viehkraals getrieben, und daselbst erstochen. Bei dem Opfer für Regen schlachteten die Hauptleute das Stück Vieh, und gürteten sich dabei mit den Gürteln der jungen Mädchen. Die jungen Leute trugen das Fleisch in den großen Kraal des Häuptlings, und legten es in dem Hause der isalukazana (alten Frau) nieder, in welches Niemand eingeht, als sie und die kleinen Kinder, die unter ihrer Aufsicht stehen. Am nächsten Morgen geht der Hauptmann, unter dessen Aufsicht das Schlachten geschieht, mit seinen Helfern, um das Fleisch zu arrangiren, damit es gekocht werde. Bei Sonnenuntergang wird es ausgenommen, und auf Eßmatten gelegt, und dann werden alle Leute zum Essen gerufen. (Lauter Männer.) Wenn sie da sind, müssen sich alle bei Haufen, nach ihren Kraalen, niedersetzen. Dann wird Jedem sein Theil Fleisch in die Hand gegeben, und alle halten es so lange in der Hand, bis der Letzte bedient ist. Dann singen sie eine Weise, ehe sie essen; sie singen laut, und stampfen dabei mit den Füßen, daß die Erde bebt. Nach dem Singen bringen alle das Fleisch nach dem Munde und essen es. Wer längere Zeit zum Essen braucht, der legt dazwischen das Fleisch nieder, und singt wieder etwas, bis er den letzten Bissen verzehrt hat.

Ferner, wenn bei einer andern Gelegenheit das Opferthier geschlachtet wird, dann bestellt der Eigenthümer desselben Jemand, der das Schlachten beaufsichtigen muß, damit alles ordentlich zugehe, und Nichts verderbe. Dieser hat das besondere Vorrecht, neben seiner gewöhnlichen Portion, noch Extrafleisch für seine Kinder mit nach Hause zu nehmen. Dieser läßt das Opferthier in die Ecke des Kraals treiben; und nachdem der Eingang zugemacht

ist, geht er mit der Assagai in der Hand vorsichtig auf die rechte Seite des Viehs, und sticht es gleich hinter das Schulterblatt, in der Richtung von oben nach der Brust herunter, um womöglich das Herz zu treffen. Auf diese Weise muß sich das Vieh todt bluten, und das Blut wird alles innerhalb aufbewahrt. Sie schlachten das Vieh auf keine andere Weise, wobei das Blut ausströmt. Ein Jeder von denen, die das Vieh abschlachten, hat nun einen Topf bei sich; und sobald das Opfer aufgeschnitten ist, tritt Einer hervor, schöpft das Blut mit seinen beiden Händen aus dem Innern des Körpers, und vertheilt es in alle Töpfe, einen nach dem andern, wobei jedesmal der Empfänger mit seinem Topfe zurücktritt, um einem andern Platz zu machen, damit der auch seinen Theil empfange.

Am Tage des Schlachtens wird eigentlich nur das Eingeweide, wozu nun auch das Blut gerechnet ist, gekocht und gegessen. Doch finden sich schon immer Gäste an demselben ein, welche ein Feuer anmachen, und dem Abschlachten zusehen. Die Abschlachter werfen diesen dann immer kleine Bissen Fleisch zu, die sie während des Abschlachtens abschneiden, und die von jenen auf dem Feuer gebraten, und verzehrt werden. Wenn ihnen kärglich zugeworfen wird, so erinnern sie die andern, ausrufend: satja (satscha) i. e. wir verbrennen! nämlich: weil sie den Mund nicht füllen können, hilfts ihnen nichts, am Feuer blos zu sitzen.

Dann wird das Fleisch ausgehauen, und in des Eigenthümers Haus, gerade dem Eingang gegenüber in die hintere Seite getragen und auf einen Haufen gelegt bis zum nächsten Morgen, wo es gekocht wird. Gegen Nachmittag, um die Zeit des Essens, strömen Leute zu diesem Platze hin. Wenn das Fleisch aus den Kochtöpfen genommen wird, begiebt sich die Menge in den Viehkraal, den Versammlungsort, zum Essen. Der Hauptmann des Kraals läßt das Fleisch auf Eßmatten hineintragen, und vertheilt es unter die Versammlung. Die großen Leute haben ihr Fleisch besonders; die jungen Männer mit Kopfringen ihren Theil besonders; die ohne Kopfringe besonders; die Fremdlinge besonders. Und falls ein Einzelner von einem Stamm gegenwärtig ist, bekommt er seinen Theil besonders, nimmt aber gewöhnlich einen von den Platzleuten zu sich, um mit ihm zusammen das Fleisch zu essen. — Die, welche ihre Portion zuerst aufgespeist haben, begeben sich zu Andern, die noch dabei sind, und sagen zu diesen: O, lasset uns euch helfen, denn wir sehen, ihr bedürfet Hülfe. Zum Schlusse wird dann die Fleischbrühe getrunken.

c) Charakter der Opfer.

1) Dankopfer für Wohlthaten und Gesundheit. Nachdem der Häuptling des Orts einen Ochsen oder eine Kuh zum

Opfer bestimmt hat, tritt er, ehe dasselbe geschlachtet wird, im Kraal, hervor und betet: „Nehmt an das Opfer, ihr Geister unsers Hauses, unsrer Großeltern, — siehe, da ist eure Speise! Ich bitte um gesunden Leib, damit ich möge gemächlich und behaglich leben; und du, So und So (er nennt einen Namen), behandle mich mit Barmherzigkeit, und ihr Alle (Geister), die zu uns gehören" (welche er mit Namen nennt). Wenn nun der Ochse beim Schlachten schreit, dann sagt Jener: „Rufe laut, du Ochse unserer Geister" (die er wieder mit Namen nennt); und er nimmt das Schreien des Thiers als eine freundliche Antwort an. Nachdem es so weit ist, daß der Körper aufgeschnitten, nimmt er etwas von dem Blute, und einen Theil vom (innern) Netzfett, — eine Scherbe mit Kohlen darauf, brennt an einem geheimen Ort das Blut, legt das Fett sammt Räuchwerk darauf, und brennt es zusammen in der Meinung, den Geistern einen angenehmen Geruch zu bringen. (Vergl. 2 Mos. 29, 13.)

Hierauf folgt die Mahlzeit. Nachdem diese gehalten, steht der Häuptling auf mit einem Diener, welcher eine Eßmatte in der Hand trägt, und geht etwas bei Seite nach dem obern Ende des Kraals, und ruft nun aus: „Alles sei jetzt ganz stille!" Die Versammlung ist still und horcht. Er spricht: „Ja wol, ihr Geister der unsern, die so große und edle Thaten für uns verrichteten, ich bete zu euch, und bitte um guten Fortgang und Glück, nachdem ich euch mit diesem Opfer verehrt habe. Freilich kann ich nicht anders, denn ihr seid es ja, von denen mir dieses Vieh gegeben worden ist. Wenn ihr daher Essen von mir fordert, welches ihr mir gegeben, würde es mir nicht geziemen, euch dasselbe zu verweigern. Ich bitte um Vieh, daß dieser Kraal voll werde; ich bitte um Korn, damit viele Leute zu diesem eurem Platze eingehen mögen, um fröhlich zu sein, und euch zu ehren. Ich bitte auch um Kinder, damit es in diesem Platze wohl stehe, und euer Name nimmer enden möge!" — Darnach halten dann die Weiber ihr Mahl; wenn es an dem Tage zu spät ist, geschieht es am folgenden, wozu sie eine Gesellschaft ihres Geschlechts aus der Nachbarschaft einladen. Also wird das ganze Opfer gleich verzehrt.

2) Dankopfer für Genesung von einer Krankheit. Nachdem der Gesundgewordene ein Schlachtopfer bestimmt hat, fängt er an zu beten: „Das waltet, ihr Geister unsers Hauses! Möge ein guter Geist mit uns sein, damit auch die Kinder gesund, und die Erwachsenen wohl seien! Wie ists, daß du Geist, der doch mein Bruder bist, — wieder und wieder zu mir kommst im Schlafe, und ich von dir träume, und davon krank werde? Gut ist der Geist, welcher zu Jemand kommt, und ihm gute Botschaft bringt. Ich aber muß allezeit über Krankheit klagen! Was für Vieh ists, das ein Eigenthümer essen kann, wenn er immer krank

ist? Daher bitte ich: Höre auf, mich ferner unwohl zu machen. Komm zu mir im Schlafe, und erzähle mir brüderlich, was ich dir thun soll. Du aber kommst nur, um mich zu tödten. Man weiß sehr gut, daß du ein böser Kerl gewesen bist. Bist du auch unter der Erde noch ein solcher? Sollte ich nicht erwarten, daß dein itongo auf bessere Weise zu mir käme? Was hast du vor, der du, mein älterer Bruder, unsern Platz in Ordnung halten solltest, damit kein Uebel innerhalb desselben vorkomme? Ich weiß ja recht gut, daß du der Eigenthümer davon bist. Da hast du das Vieh, welches ich dir opfere! Da ist der rothe Ochse, da die rothe, fette Kuh! Schlachte! Ich suche weiter nichts, als daß, wenn ich des Morgens erwache, mein Körper sich wohl befinden möge. Laß alle Geister der Unsern mit dir jetzt zusammen kommen, und essen."

Darauf wird der Ochse geschlachtet, und alle Leute kommen, sich Fleisch auszubitten. Jedermann ißt zur Genüge, und dann sprechen sie ihren Dank auf folgende Weise aus: „Wir danken dir, So und So, und bitten nun um einen guten Geist für dich. Und wenn wir sehen, daß wirklich ein böser, übelwollender ihlozi die Ursache deiner Krankheit gewesen ist, so wird es deutlich werden, daß dieser Uebelthäter wirklich dein Bruder ist. Wir dachten nicht, daß wir bei dir Fleisch essen sollten in Folge einer so herben Krankheit. Wir sehen heut die Ursache davon, freuen uns indeß, dich wieder gesund zu erblicken!"

3) Brandopfer, während einer Krankheit. Ehe das Opferthier, welches der Doctor angeordnet hat, getödtet wird, geht der Platzeigenthümer in den Viehkraal mit Räuchwerk. Ist der Ochse ein zahmes Thier, so reibt er den Rücken desselben mit Räuchwerk ein, und ruft dabei aus: „Ehre sei allen Geistern unsers Stammes!" Alle Zuhörer sind todtstille. Er sagt weiter: „Ists recht, daß Geister, wie ihr von den Unsern (deren Namen er nennt), fortwährend kommen sollten, um hier Essen zu fordern (d. h. Opfer zu fordern), und doch allezeit fortfahren mit Krankheit zu kommen? Ist das recht? Nein, — seht ihr denn nicht, daß ihr heut zu Schanden geworden seid, da euch der Doctor als die Ursache der Krankheit angiebt? Denn, sollte es sich passen, wenn ihr Essen fordert, euch solches zu verweigern? Da habt ihr euer Opfer! Alle Geister der Unsern, ladet ihr euch unter einander zum Essen ein! Ich werde Keinen beim Namen nennen, und sagen: Du So und So, da hast du dein Essen: denn ihr seid zu eifersüchtig! Doch du, So und So, der diesen Mann hier krank macht, rufe du allen zu, daß sie kommen und das Opfermahl speisen. Ich weiß jetzt nichts weiter, was du noch fordern kannst. Ich habs dir schon gegeben! Kommt alle zusammen, ihr Geister unsers Stammes, die dieses und jenes Große gethan haben. Ich beschwöre dich So und So

(wobei er seinen Namen nennt), der solche große Dinge gethan hat, und doch immer als ein Dieb kommt. Während deiner Lebenszeit war es nicht so; da thatest du Alles öffentlich. Gehet offen einher, damit ich euch sehe. Denn was ihr fordert, würden wir euch nicht vorenthalten; denn ihr habt uns Alles gegeben, das Vieh, das Korn, die Kinder. — Rufet auch das alte Weib (isalukazana)*) unsers Hauses, ja auch den Säugling, der gestorben ist, daß sie zum Opfer kommen, und essen."

Dann wird das Opferthier geschlachtet und zerlegt. Es wird ein Stück vom Netzfett, und eine Scherbe, mit glühenden Kohlen und Räuchwerk darauf, genommen, und in des Kranken Haus gebracht, um dasselbe mit diesem Geruch zu füllen. Dann schüttet der Kranke die Galle des Thiers auf seinen Leib, und verspricht dabei seine Krankheit. Zuweilen werden auch alle Leute des Orts damit besprengt, besonders an Händen und Füßen, oder damit eingerieben.

Wenn Alles dieses geschehen ist, erharrt man der Besserung des Kranken. Erfolgt sie nicht, so wird derselbe Prozeß so lange wiederholt, bis das letzte Stück Vieh daran gegeben ist. Wird er dann nicht besser, so glaubt man, daß seine Krankheit nicht von den amatongo herrühre; weil angenommen wird, daß diese helfen würden zur Besserung.

Ein Opfer dieser Art wird auch gewöhnlich gebracht, wenn man aus dem Kriege zurückgekommen ist. Obgleich dabei nur der eigene Verlust gefühlt wird, liegt doch auch die Idee des Blutvergießens zum Grunde. Denn diejenigen Helden, welche Viele von den Feinden erschlagen haben, bekennen, eine starke Abneigung gegen Essen und Trinken in den Tagen nach der Schlacht zu fühlen, und gebrauchen Brechmittel zur Reinigung des Magens sowohl, wie andere Medizin, um die Gedanken an das vergossene Blut zu vertreiben.

Ebenso findet ein Opfer zur Reinigung und Besserung statt, bevor ein Häuptling mit seiner Armee in einen Krieg zieht, um dadurch tapfer und stark gemacht zu werden. Während Räuchwerk gebrannt wird, gehen die Krieger durch den Rauch, um so zu sagen, geräuchert i. e. zum streiten bereit gemacht zu werden. Auch werden sie mit der Galle des Opferthiers besprenkelt; und mit andern dazu bereiteten Medikamenten.

d) Reliquien.

Daß bei einem so abergläubischen Volke auch Reliquien zu finden sind, mag Niemandem wunderbar vorkommen: denn sie sind vom Aberglauben unzertrennlich. Sie gehören in die Kategorie der imiti i. e. Heilmittel, kräftige Mittel.

---

*) Anm. Die isalukazana erscheint hier auch wieder als die Hüterin der kleinen Kinder nach dem Tode.

Eine der vornehmsten dieser Art ist der Kopf eines Häuptlings, welcher im Kriege erschlagen worden. Er wird als eine besondere Trophäe zu dem Platze des Ueberwinders gebracht, daselbst zubereitet, und als Todtenkopf sorgfältig aufbewahrt. Nur zur Zeit, wenn es zum Kriege gehen soll, wird derselbe hervorgeholt, Wasser und andere flüssige Medikamente auf ihn gegossen, und nachdem es von demselben in ein Gefäß herabgeflossen ist, werden damit die Krieger besprengt. Das soll bedeuten: daß sie dadurch Stärke und Muth empfangen, und ihre Feinde schlagen, und gleichsam als ohnmächtige Menschen behandelt werden, denen man Wasser zur Erfrischung auf den Kopf gießen muß. An und für sich mag die Idee der des Todtenkopfs gleich sein: — Sieg oder Tod!

Diesem Gegenstande folgt das Gerippe jener Schlange (imamba), die entweder der Itongo eines Häuptlings, oder eines seiner großen Diener gewesen ist, der mit ihm zusammen starb. Wenn eine solche Schlange getödtet worden war, wurde nicht nur ein Brandopfer gebracht, sondern der Umstand wurde so angesehen, als ob ein Häuptling gestorben sei, mit welchem nun etliche Diener des lebenden Häuptlings getödtet wurden, um ihm im Tode Gesellschaft zu leisten. Das Schlangengerippe in der Umzäunung des Platzes bezeichnet die Befestigung desselben, da der Itongo denselben Tag und Nacht gegen die Einnahme irgend eines Feindes beschützt.

Aehnlich diesem Schlangengerippe werden von dem Vieh, welches den Amatongo geopfert wird, die Hörner mit dem Vordertheil des Kopfknochens (der Stirn), an dem sie gewachsen sind, bewahrt. Ihr Ort ist auf dem vorzüglichsten Hause, welches oberhalb, in der Mitte des Zirkels gerade dem Eingange des Platzes gegenüber steht. Auf diesem werden diese Kopfstheile in einer Linie, eins nach dem andern, von der Oeffnung der Hausthür an bis auf die Spitze der Hütte befestigt, so daß die Stirn zu sehen ist.

Diese Ochsenschädel mit den Hörnern dienen zur Rechtfertigung des Platzeigenthümers; sie sollen zeigen, daß er den Forderungen der Amatongo Genüge geleistet, und diese ihm daher keine Vorwürfe machen, noch Strafe zusenden sollen, sondern laut dieser Zeichen verpflichtet sind, ihm Glück und Segen zu ertheilen. Diese Schädel enthalten immer eine große Geschichte eines solchen Platzes; lebende und todte Geister denken darüber nach.

Zu gleicher Demonstration dienen endlich die Felle von denjenigen Ochsen und Kühen, welche die Verstorbenen hinterlassen, und die ihnen zu Ehren geopfert wurden. Diese Felle werden in der Mitte durchgeschnitten (nicht zu Kleidern verbraucht), und auf die Umzäunung des Viehkraals befestigt, nach den Seiten des Viehs hängend. Da bleiben sie, bis sie ganz verdorben sind.

6. Skeptizismus der Zulu-Kaffern.

Sowohl die mancherlei Widersprüche und Unklarheiten in dem hiervon aufgezeichneten Religionssystem der Zulu, als auch die Beobachtung der Thatsache, daß die Zaubereien und die Verehrung der Geister vielfach die gehoffte Hülfe nicht brachten, führte die Einsichtigeren und Klügeren unter ihnen zu tieferem Nachdenken, welches in Zweifel und Skeptizismus und gänzliches Verzweifeln an der Wahrheit endete. Wir geben im Folgenden als Belag hierfür etliche Aussprüche solcher Kaffernphilosophen, die Döhne wörtlich verzeichnet hat. Auch sie mögen ein Beispiel sein für die eigenthümliche Denk- und Anschauungsweise dieser merkwürdigen Nation:

Alles was über den Unkulunkulu gesagt wird, sind unverständliche Bruchstücke: denn die Geschichte, welche sich über ihn bei uns schwarzen Leuten vorfindet, kann Niemand, auch selbst nicht ein Häuptling, der immer im besonderen Sinne ein Träger der Geschichten ist, so erklären, daß auch Andere sich eine deutliche Vorstellung von ihm verschaffen können. Auch unser Erkenntnißvermögen ist bei uns nicht so stark, daß wir dieser Sache bis auf die Wurzel nachforschen könnten, woher sie erwachsen sei. Wir versuchens nicht einmal sie zu erkennen. Falls Einer darüber nachdenkt, ist es doch so wenig, daß er's bald sein läßt, und zu dem übergeht, was er mit Augen sieht. Und selbst dieses, das er mit den Augen wahrnimmt, versteht er nicht, auf welche Weise es sich verhält. Also ist's mit der Geschichte des Unkulunkulu beschaffen, die wir erzählen. Wir meinen zu verstehen, was wir mit den Augen sehen, und doch, wenn welche mit dem Herzen sehen, können sie uns leicht aus dem herauswerfen, wovon wir meinten, es einzusehen, und auch zu verstehen.

Was unseren früheren Zustand betrifft, und jene Geschichte des Unkulunkulu, können wir sie in keinen Zusammenhang bringen mit unseren gegenwärtigen Lebensverhältnissen oder Lebensweise, welche wir angenommen haben, nach seiner Zeit. Sein Weg kommt in Folge unserer Abirrung nicht zu uns, sondern er geht jenseits hin, wo wir nichts kennen oder wissen. Doch ich will annehmen, falls Jemand meint, er könne die Dinge des Unkulunkulu verstehen, und ich möchte sagen, daß er sie kennt, in so fern, als wir ihn kennen, d. h. daß er uns Alles gab. Allein sein damaliges Geben ist nicht auf uns fortgegangen bis zu den Dingen, welche wir jetzt besitzen. Wenn dieser Jemand meint, er kenne seine Geschichte, dann meint er das in dem Maße, als wir es sehen; und so will ich sagen, kann diese Kenntniß dazu dienen, daß er auf jene Weise eingehe, in welcher wir auch davon sprechen, daß Unkulunkulu, der rechte Ursprung, uns alle Dinge gab, und

zwar gab er darum, daß er gegen uns das Geben, als das Größte, hervorheben wollte; und da wir Menschen sind, that er es in der Absicht, daß was wir besitzen nur dasjenige sei, welches er für uns bereitete.

Aus diesem Grunde sage ich, daß es Keinen unter uns giebt, welcher sagen kann, er wisse nähere Eigenthümlichkeiten von Unkulunkulu. Demgemäß wissen wir, in der That, nur seinen Namen noch, aber seine Weise, welche er für uns machte, daß wir darnach leben sollten, die erkennen wir nicht mehr. Es besteht nur noch das Nachdenken über Dinge, welche wir lieben; und da es uns schwer wird, uns von diesen zu trennen, so legen wir ihm eine Lüge in den Mund: denn das Böse lieben wir aus uns selbst, und kleben so an demselben, daß wir immer fester daran halten. Wenn ein Wort da ist, welches sagt: „Dieses paßt sich nicht, daß du es thust; wenn du's aber thust, wirst du dir Schande bereiten," so thun wir es, indem wir sagen: da Unkulunkulu dieses auch thut, worin liegt denn das Böse? Als z. B. wir nehmen viele Weiber und sagen: Wie sollten wir uns diese Fülle von Genuß versagen, die er uns gegeben hat? Laßt uns immerhin uns was zu Gute thun! Und jenem Worte gemäß, — daß wenn wir auf's Böse eingehen wollen, so gehen wir durch ihn hinein, — scheinen wir als Leute, welche sich an seinen Ausspruch halten; während wir davon schweigen, daß wir es nur aus uns selbst thun, so thun wir es durch ihn. Somit haben wir keine nähere Bekanntschaft mit Unkulunkulu, noch wissen wir, was er von uns gethan haben wollte, als er uns machte.

Wir schwarzen Leute sind auch nicht im Stande gewesen, seine Größe einzusehen; oder daß er aus Liebe uns gemacht hätte. Doch ehren wir ihn mit Worten, (d. h. ironisch), wenn wir essen und satt sind; wenn wir betrunken sind, und aus uns selbst Alles das thun, was uns zu thun wohlgefällt. So sind wir dann Kindern gleich, die keine Eltern mehr haben; die thun dann Alles, was sie nicht thun würden, wenn ihre Eltern noch lebten. Aber sie thun es dann, weil sie denken, sie seien in einer Wüste, wo sie von Niemand bemerkt würden.

Da wir also keinerlei Anweisung zum Guten von Unkulunkulu haben, sind wir zur Verehrung der abgeschiedenen Geister übergegangen. Aber Gewißheit haben wir selbst über diese nicht. Denn auch in jenen Leuten, welche wir verehren, verehrten wir Menschen, die, als sie diese Welt verließen, keine Lust hatten, sie zu verlassen, und sich sehr sträubten, indem sie uns quälten, daß wir Doctoren für sie suchen sollten, die sie in die Kur nähmen, als ob wir lieber hätten, daß sie untergingen. Ja selbst zu den Aerzten gingen wir mit betrübtem Angesicht, um der Rede willen, womit uns jene durchstachen. Und doch, wenn Einer gestorben

war, fingen wir an, zu weinen, und uns selbst zu Boden zu schlagen, um den Anschein zu haben, daß wir trauerten; so daß wir nicht wollten, daß sie uns verließen, ebenso wie sie uns nicht gern wollten verlassen. Aber der Tod trennte uns.

Und wenn am nächsten Morgen, nachdem wir gestern weinten, sich das Geringste einer üblen Anzeige ereignete, so sagten wir: Kommt, laßt uns hingehen, um zu hören, da dieses sich ereignet hat, woher es kommt: denn gestern begruben wir den — so und so (mit Namen.) Und die Wahrsager haben gesagt: O, den ihr gestern begraben habt, sagt so und so. Somit begannen wir ihn zu verehren; denn gestern weinten wir, und sahen's nicht, daß er gegangen war in die Gemeinschaft mit den Verstorbenen, auf daß sie eine feste Burg um uns schlagen, welche selbst der Tod nicht durchbrechen würde. Denn wir meinen nämlich von den verstorbenen Geistern, daß der Tod in ihrer Macht ist; wo sie nicht wollen, kann er nicht eindringen. Aber auch dieses ist eben eine Redensart bei uns; wir wissen es nicht gewiß. Wenn wir trachten es zu verstehen, dann fühlen wir unser Unvermögen, da jene Leute, von denen wir meinen, daß sie uns vertheidigen, von der Krankheit überwunden sind. Daher sagen wir von den Leuten, daß auch sie, die von dieser Welt abgetreten sind, dieselbe nicht gern verlassen wollten; aber sie sind von der Macht des Todes dahin gerissen, und haben durchaus nicht zu uns gesagt: „Weinet nicht über uns, sintemal wir hingehen, eine Schutzwehr für euch zu bereiten, auf daß ihr nicht sterbet." So starben auch sie, obgleich sie nicht wollten sterben.

Aber, wenn wir ihnen ein Opfer bringen, sagen wir, daß gewisse Krankheit aufhöre; hört sie nicht auf, dann fangen wir an, mit ihnen zu streiten, und verleugnen sie, und sagen: es giebt keine Schutzgeister. Obgleich Andere sagen, es gäbe welche; ich für meinen Theil glaube, daß die von unserm Hause für immer todt sind. Da existirt kein einziger auf Erden; wir haben's im Leben mit uns allein zu thun; die Geister helfen uns nicht. Bis diese Stunde ist es aber noch so: wir bekennen sie, und wir leugnen sie. In diesem Runde bewegen wir uns. Gewißheit ist noch nicht da. Wir machen uns lauter zweifelhafte Vorstellungen. Wenn wir Glück haben, sagen wir: sie existiren, wenn wir Noth leiden, sagen wir: sie existiren nicht; wir leben nur durch uns selbst, die Geister helfen uns nichts.

Also ist es noch diese Stunde. Fragst du die, welche ihre Last haben: „Lieber wie kannst du dich heut so befinden, da ihr doch sagt, ihr hättet Schutzgeister?" so antwortet er dir vielleicht: „O, du so und so, laß mich nur zufrieden; sie sind bei denen, die sie haben; aber ich habe keinen. Jetzt sehe ich erst ein, daß es eine Art von Geist giebt, welche wünscht, daß ein Mensch bis

in Armuth gerathe, und sein ganzes Eigenthum verbrauche." Daher sagt man, da, wo ein Geist vorhanden sein soll, ist keiner vorhanden. — Falls du übergehst zu denen, die im Glück sind, denkst du vielleicht wenigstens ein Wort davon zu hören; aber wenn du mit ihnen über den Schutzgeist sprichst, dann ist's, als ob du ihnen eine Wunde öffnetest, und sie erzählen dir von der Güte des Geistes, und wie er ihnen beisteht. Und du bist dahin gekommen, wo man viel von dem Geiste hält; und so fängst du an einzusehen und sagst: O, Gewißheit ist wirklich noch nicht hier zu finden; weil hier noch die Fülle ist, so heißt es, der Geist ist da; und daß, wo man sagt, er ist nicht da, kommt es von der Noth her.

Wenn der Mensch nun todt ist, fragen die Lebenden unter einander: ach, wie kommt es, daß dieser nun todt ist, da wir doch täglich bei ihm das Opfer frisch aßen und den Trank mitgenossen, welchen er darbrachte! Was hat das Alles nun geholfen? Glaubten wir nicht, daß er ein wahrer Verehrer der Geister sei? Und nun dennoch ist er todt? O, nun sehen wir in der That, daß der Verehrer nichts damit gewinnt; und der Mann thut wohl, welcher nicht verehrt. Das ist's Ende von dieser Sache!

---

7. Schlußbetrachtungen über die Religionsanschauungen der Zulu.

Werfen wir auf die im Vorstehenden mitgetheilten Religionsanschauungen der Zulu einen prüfenden Blick zurück, so ergiebt sich 1) daß die Meinung derer, welche behaupten, die Kaffern hätten durchaus gar keine Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen behalten, und ständen im Punkt der Religion tiefer, als selbst die tieffstgesunkenen Heiden, die doch noch ihre Götzen und Fetische haben, grundfalsch ist. Wir haben vielmehr gesehen, daß die Zulu noch viel mehr als die meisten, selbst der gebildeteren Heidenvölker, von der Uroffenbarung behalten haben, und daß sie, die die Verehrung des lebendigen Gottes doch wenigstens auf das vollkommenste Ebenbild Gottes, den Menschen haben übergehen lassen, viel höher stehen, als die, welche nach Röm. 1 ihren Cultus auf Thiere und Scheusale haben übergehen lassen.

Auch die zerstreuten Spuren von Zaubereien und Fabeln, die wir bei den übrigen Kaffernstämmen, z. B. den Swazi, Xosa und Bassuto finden, deuten durch ihre Verwandtschaft mit den Zulu-Traditionen auf eine Urtradition hin, die allen Kaffernstämmen gemeinsam war, und die bis in die ältesten Uroffenbarungen der heiligen Schrift zurückführen.

2) In hohem Grade merkwürdig ist es, daß durch die Jahrtausende hindurch bis in unser Jahrhundert hinein sich so viel Spuren biblischer Anschauungen erhalten konnten. Die Erschaffung aller Creatur durch ein „Sprechen Gottes," der darnach seine Creatur „ansah," die Erschaffung des Menschen aus dem Urschlamm, die Schaffung des Weibes, das Wohnen der ersten Menschen im „Garten;" die erste Botschaft von der Unsterblichkeit, welche durch das Essen von einer Baumesfrucht in eine Botschaft des Todes umgewandelt wurde, die Stiftung der Ehe und der Obrigkeit, die Beschneidung, die Opfer, — bei denen genau nur solche Thiere verwandt wurden, die auch in dem mosaischen Gesetz als opferfähig festgesetzt worden sind, — die Beschneidung, das Nichtessen der Schweine und anderer bei Moses als unrein verbotener Thiere (Zebra, Hase), die Reinigungen, dazu die mit den mosaischen vielfach fast wörtlich übereinstimmenden Ehegesetze, die Geneigtheit selbst der heidnischen Kaffern, sich einer Heilighaltung des siebenten Tages anzuschließen. — Das alles ist ein deutlicher Fingerzeig dafür, daß die Kaffern ihre religiösen Anschauungen von einer Tradition herleiten, der die Offenbarungen des alten Testaments zu Grunde liegen.

Die neuste Entdeckung von Ophir in den Ruinen von Zimbabye, welche nach den von Merensky gegebenen Beweisführungen es zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhebt, daß weder in Indien noch in Arabien, sondern in der Gegend von Sofala das salomonische Ophir zu suchen sei, der frappant ausgeprägte jüdische Gesichtstypus vieler Kaffern aus den dort wohnenden Stämmen führen auf die Vermuthung, daß letztere ein Mischvolk sind, die aus den zur Gewinnung des Goldes in Salomo's Zeit Jahre lang im Lande wohnenden Juden und Arabern und den Ureinwohnern des Landes entstanden sind, daß also auch die Kaffern, wenigstens in entfernterer Linie von Abraham abstammen und daß also auch auf ihnen, wie dies auch ihre zahlreiche Vermehrung bekundet, etwas von der Verheißung Abrahams ruht.

3) In der neusten Zeit sind diese kafferschen Urtraditionen, namentlich bei denjenigen, die unter den weißen Eindringlingen wohnen, in schnellem Verschwinden begriffen. Die meisten unter ihnen haben kaum noch eine Ahnung von den religiösen Vorstellungen der Alten; und diejenigen, welche sie noch haben, geben sie skeptischen Zweifeln preis. Wir erkennen darin eine besondere Weisheit und Gnade des Herrn, welcher diese Urtraditionen zu einem, doch irgend welchem Mittel gebraucht hat, das innere geistige Leben der Kaffern zu erhalten bis zu der Zeit hin, wo ihnen durch die Mission das reine Wort Gottes gebracht werde zu einer Erneuerung des geistlichen Lebens und zu einer Wiedergeburt des Volkes.

8. Das Land der Zulu.

Indem wir unserer Aufgabe, eine Skizze von der Vorgeschichte der Zulu zu zeichnen, nunmehr näher treten, beginnen wir mit der Beschreibung des Zulu-Landes, in der wir den scharfgezeichneten Mittheilungen des Missionars Posselt aus dem Jahre 1850 folgen. Für unseren Zweck genügt es, auf denjenigen Theil des Landes, der heute die Natal-Colonie bildet, uns zu beschränken, da in das nordöstlich davon jenseits des Umsinyatiflusses gelegene freie Zulu-Land unsere Mission bisher nicht vorgeschoben worden ist, dort auch schwerlich jemals arbeiten wird.

Es war um die Weihnachtszeit 1498, als der bekannte portugisische Seefahrer Vasco de Gama auf seinen Entdeckungsreisen zu seiner Freude in einen der wenigen Seehäfen, welche die Ostküste Südafrica's bietet, einlaufen konnte. Er nannte den Hafen den „Weihnachtshafen" portus natalis, und nach diesem Namen hat später das ganze Land den Namen Natal erhalten.

Diese jetzt englische Colonie liegt ungefähr zwischen dem 28. und 31. Grad südlicher Breite und dem 29. und 31. Grad östlicher Länge. Das Land steigt von der Küste aus in drei durch ihr Clima sich merklich unterscheidenden Stufen empor.

Vom Strande bis 2½ Stunden zu Pferde landeinwärts, also bis nach Neu-Deutschland, ist der wärmste Strich. In diesem herrscht ein ewiger Sommer, vorzüglich ist es so an der Bai. Die Sommerhitze mäßigt der regelmäßige, tägliche Ostwind. Dieser Strich hat viel Wälder, welche besonders von Elephanten gehalten werden. Sie nehmen gegenwärtig (d. h. um 1850) in dem Busche, der zwischen hier und der Bai liegt und durch welchen die Straße führt, so sehr zu, daß sie sogar am Tage schon Reisende in Furcht setzen. Des Nachts wagt es Niemand durchzufahren. — Der zweite Strich beginnt mit der Hügelreihe, bei welcher der erstere aufhört, und zieht sich bis an die kleine Bergkette, an welcher Pietermaritzburg liegt. Hier ist es schon bedeutend kälter. Das Land ist nicht mehr so hügelig, Holz wächst nur in den Kloofen, die Viehweide ist aber besser. Der dritte Strich reicht von den Höhen über Pietermaritzburg bis zum Drakenberg. Hier ist das eigentliche Korn- und Weideland. Holz ist noch weniger, außer in den Klüften des Drakenberges, wo sich schönes Nutzholz findet.

Ungemein lieblich ist der Strich des Landes, der sich unmittelbar an der Küste hinzieht. Hat man sich da erst durch den fußtiefen Sand etwa eine halbe Meile hindurchgearbeitet, so befindet man sich in einem ewig grünen Garten. Die durch den dichten Urwald führenden Wege sind nicht selten oben überwachsen durch Schlingpflanzen aller Art, so daß man wie in einer schattigen Laube



Drakengebirge bei Emmaus.

fährt. Rechts und links ziehen sich immergrüne Wiesenthäler, aus denen immergrüne Baumgruppen malerisch emporsteigen, unter ihnen ab und zu auch eine Palme, jedoch nur von niedrigem Wuchs.

Einen völlig andern Anblick gewährt das Hochland, welches von dem bis zu 10,000′ Gipfelhöhe sich erhebenden Drakengebirge (Ukachlambe) abfällt. Bevor man es erreicht hat, ist man so allmählich auf das terassenförmige Land emporgestiegen, daß von seinem Fuße aus die zackigen und malerischen Spitzen und Hörner gar nicht mehr so sehr hoch zu sein dünken. Doch haben sie nach der Ostseite hin doch wohl noch Abfälle von 4—5000′ relativer Höhe, während nach dem Innern zu das Gebirge in eine 6000′ über das Meer gelegene Hochebene ausläuft. Das Drakengebirge ist das großartigste südafricanische Gebirge. Seine steilen, nackten und grauen Wände, nach dem Morgen hingekehrt, zu welchen sich ein scharfer Hügelrücken nach dem andern schroff hinaufzieht, ebenso kahl und grau wie jene, erwecken in der Brust des Reisenden Gefühle von Trübsinn und Schwermuth. Die zwischen diesen Hügelrücken liegenden Schluchten sind von unten an bis zu einer beträchtlichen Höhe mit den dicksten Gebüschen von Nutzholz angefüllt. Unter den Bäumen nimmt die riesenhafte Umkoba von lichtgeradem Wuchse den ersten Platz ein. Doch so vortreffliches Holz diese Wälder enthalten, in nur sehr wenigen Fällen gestatten sie den Zugang.

Das Drakengebirge bildet die Scheidung der Flüsse. Hat man seinen Kamm erstiegen, dann beginnt das nach Westen sich allmählich senkende Hochland mit seinen ausgedehnten Flächen, welche der mächtige, auf dem Drakengebirge entspringende, Orange- und Vaalfluß durchströmen, deren klare Gewässer in den westlichen Ocean sich mischen. Doch sendet der Ukachlambe aus seinem wasserreichen Bauche den meisten Vorrath nach dem nahen östlichen Meere, wohin Quell auf Quell sich öffnet und pfeilschnell gleiten die Gewässer auf mühsam gewundenem Pfade hinab.

Vom Drakengebirge aus ziehen sich viele Zweige durch die ganze Colonie. Diese und die zahllosen Bäche und Flüsse, welche das Ländchen nach allen Richtungen hin durchschneiden, und die gewöhnlich in sehr tiefen Betten mit den abruptesten Wänden dahinrollen, bewirken den Mangel an Ebenen. Die Colonie ist so wild, uneben und zerbrochen, daß es große Strecken giebt, wohin ein Fuhrwerk keinen Zugang ermöglichen kann und nirgends giebt es eine Straße, welche auf Kürze hätte Rücksicht nehmen können, sondern im steten Auf und Ab, über das Schiefe, Höckrichte und Sumpfige, in unaufhörlichen Biegungen und auf entsetzlichen Umwegen, so daß sie oft nördlich läuft, um nach Süden zu kommen, führt sie endlich zum Ziele.

Die Colonie hat eine unendliche Fülle an Quellen, Bächen

und Flüssen. Zwischen dem südlichen Grenzflusse, der Umzimkulu und der Mündung der Utulega ist eine Distanz von circa 25 geographischen oder deutschen Meilen. Mindestens 22 kleinere und größere Gewässer durchschneiden diesen kurzen Küstenstrich, jene beiden Grenzströme mit eingeschlossen. Je näher der Küste, desto wasserreicher und zerrissener ist das Land. New-Germany hat einen Flächenraum von 1 Stunde im Durchmesser, und diesen kleinen Raum durchschneiden 5 kleine Bäche.

Holz und zwar Brennholz ist im größesten Ueberfluß nach der Küste zu vorhanden, wo es nicht allein in Vertiefungen, sondern auch auf den Hügeln wächst. Die höher liegenden Striche dagegen und namentlich die in der Nähe des Drakengebirges, leiden hie und da einen solchen Mangel an diesem nothwendigen Material, daß es meilenweit geholt werden muß. In den Waldungen längs der Küste findet sich auch schönes Nutzholz, allein es fehlen ihnen fast gänzlich Bäume von hohem und kräftigem Wuchse. Sie bestehen meistens aus strauchartigen Gebüschen, von den seltsamsten Rankpflanzen zu einem undurchdringlichen Dickicht oft zusammengeknotet. Ausgezeichnet ist die Gestalt und Farbe der Blätter. Ihr immerwährendes mannichfaltiges Grün von schimmernder Glätte, die Rankpflanzen mit ihren allerliebsten Blumen, welche durch das Laubwerk freundlich durchgucken, und endlich das kleine Vögel-Volk mit seinem vielfarbigen, prächtigen Gefieder, welches gellend, girrend und flötend einander ruft und lockt, verleiht diesen Wäldern einen Zauber, welcher den Reisenden fesselt und ihn mit Wonne und Entzücken erfüllt.

Etwa in der Mitte des Küstenstriches befindet sich der Hafen von Natal, ein Bassin von außerordentlich großer Ausdehnung mit solcher Tiefe von Wasser, daß die Schiffe ganz nah am Rande ankern können. Der Eingang jedoch ist sehr schmal, und vor diesem liegt eine Sandbank, Bar genannt, querüber gestreckt, welche es größeren Schiffen, die über 16 Fuß Wasser ziehen, nicht gestattet hereinzukommen. Die Tiefe des Wassers auf der Bar nimmt zur Regenzeit zu, während im hiesigen Winter, das ist, vom Juni bis September, eine Abnahme von mehreren Fußen stattfindet. Steigt man die durch den dicken Wald am Hafen neulich gelichtete Straße, die sogenannte Berea hinauf, und wendet nun das Gesicht nach dem Meere zu und schaut so aus dem üppigen Gebüsch auf den spiegelglatten Hafen und betrachtet die darauf rudernden Haufen von weißen Pelikanen, die dahingleitenden, segelgeschwellten Böte, die von ihrer Anstrengung ruhenden, abgetakelten Schiffe, die längliche, bewaldete Insel im Hafen, den ebenfalls mit Gehölz bedeckten Vorsprung, welcher die Bai bis auf jenen schmalen Eingang deckt; dann die an dem nördlichen Rande des Hafens liegende Stadt D'Urban, deren weiße, nette Häuser-

chen zwischen den Waldbäumen erbaut sind; und läßt man dann den Blick über das liebliche Gemälde hinweg nach dem blauen Ocean hinausschweifen, wo von Süd-West ein Schiff mit gefüllten Segeln stolz herannaht, — so kann man sagen, man hat eine Aussicht gehabt, welche mit zu den schönsten in der Welt gehört.*) Solche Schönheiten giebt es aber nur in der Gegend der Küste, je weiter davon ab, desto reizloser und öder wird die Gegend.

Sand findet sich nur am Strande und in den Betten der Flüsse, sonst ist die ganze Colonie mit Gras von 1—6 Fuß und darüber bedeckt. Sobald es trocken genug zum Verbrennen ist, wird es angezündet und vertilgt. Der Wind führt die Flamme meilenweit, so daß in unbewohnten Gegenden, wie z. B. gegen das Drakengebirge, wo zur Bewahrung der Weide für das Vieh nichts geschieht, wochenlang das Feuer nicht ausgeht. Solche Gegenden sind dann diese ganze Zeit hindurch in Rauch gehüllt, während sie in den Nächten Schauspiele von Feuerwerken gewähren, gegen welche die künstlichen wie Nichts sind. Man sieht eine feurige lange Linie, die unaufhaltsam weiterhüpft, eine Schlucht nach der andern umzieht und umlagert und alles verzehrt, was ihrer furchtbaren Hitze nicht widerstehen kann. Hierzu das Gezisch und Geknatter, wenn das starke, knotige Gras, vom Feuer ergriffen, zerplatzt. Das Getöse wird wie das Brausen des Meeres, wenn der Wind frisch dazu bläst. Im Allgemeinen ist das Gras von der Beschaffenheit, daß Pferde und Rindvieh auf der Weide fett werden. An ein Mästen des Schlachtviehes auf dem Stalle ist hier kein Gedanke, Schweine ausgenommen. Das beste Gras befindet sich in den höher liegenden Strichen, während es nah an der Küste sehr rank und sauer ist.

Der Boden von Natal ist viererlei Art. Es ist der starke lehmige vorhanden, welcher die ersten zwei Jahre keines Düngers bedarf. Man findet ihn von Pieter-Maritz-Burg an höher hinauf nach dem Drakengebirge zu. Die zweite Art ist die schwarze Gartenerde, welche sich vom Meere an bis eine Strecke landeinwärts zeigt. Die dritte umfaßt den leichten Sandboden, wie wir ihn in New-Germany haben. Sonst findet er sich in unserer Nachbarschaft und auch an mehreren andern Orten. Er ist zur Bearbeitung sehr bequem, allein es fehlt ihm die Erzeugungskraft. Ohne Dünger taugt er zu Nichts. Selbst das Gras, welches auf ihm wächst, hier Kupferdraht genannt, ist zu schlecht für's Vieh. — Die vierte Art begreift den steinigen Boden, woran die Colonie eben keinen Mangel hat. Seine Weide ist in der Regel gut.

Das Klima der Colonie hält im Allgemeinen die Mitte zwischen heiß und kalt, und kann hinsichtlich der Gesundheit von keinem

*) Vergleiche das Bild von d'Urban.

anderen in der Welt übertroffen werden. Die Aerzte sind hier brodlos, sie werden entweder Bauern, oder sie kehren nach England zurück. Die Sommer-Hitze mäßigt der täglich gegen 11 Uhr sich aufmachende, kühle Ostwind, welcher den ganzen Tag hindurch frisch bläst. Winter-Kälte giebt's nur am Drakengebirge, welches zu jener Zeit 2—3 Monate lang mit Schnee bedeckt ist. Dicht an der Küste ist der Winter völlig unbekannt, und Gras und Bäume bleiben stets grün. Wegen des beständigen Sommers, welcher am Küstenstrich entlang herrscht, taugt derselbe nicht zum Ackerbau für Roggen und Weizen, Gerste und für die europäischen Obstbäume. Außerdem vertilgt auch noch der Rost die drei genannten Getreide-Arten in diesem Striche. Dagegen kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß Baumwolle, Indigo, Zucker, Kaffee, Taback u. dgl. daselbst wachsen. Allein ob diese Produkte mit Vortheil erzeugt werden können, ist bis jetzt noch nicht entschieden.

So groß wie die Vorzüge, so empfindlich sind aber auch die Plagen des Landes. Die Rinderpest, und zwar nicht blos die gewöhnliche Klauenseuche, sondern in neuerer Zeit eine ganz absonderliche Viehkrankheit, die Blutseuche genannt, rafft oft in kürzester Zeit ganze Heerden hinweg, so daß dann, da der Ochsenwagen das vornehmste Verkehrsmittel ist, die Transportkosten in das völlig Unerschwingliche steigen, und der Verkehr außerdem Monate lang fast gänzlich gehemmt ist. Dazu giebt es nicht selten Hagel von Stücken in der Größe von Hühnereiern, der selbst das Vieh auf dem Felde erschlägt, oder Gewitterregen, welche ganze Saatfelder hinwegspülen, dazu Raupen, Käfer und Heuschrecken, die einander im Werke der Vernichtung überbieten; vor allem aber sind eine böse, dem Lande eigenthümliche Plage die sogenannten Buschläuse, welche Menschen und Vieh nicht blos peinigen, sondern ihnen auch, sie massenweis überfallend das Blut aussaugen und durch ihren Stich empfindliche Geschwüre verursachen. Auch Schlangen giebt es in Unzahl.

Dies ist das Land, um dessen Besitz in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in den blutigsten Kämpfen gerungen worden ist, und welches dem Herrn Jesu und dem Wort vom Kreuze erkämpfen zu helfen, die Aufgabe unserer Zulu-Mission ist.

---

9. König Tshaka und die Zulu.

Die ältesten Traditionen der Zulu gehen darauf hin, daß sie von Nordosten her eingewandert seien. Wahrscheinlich haben sie sich abgelöst von der Völkermasse, die mit den israelitischen und arabischen Goldgräbern bei Ophir in Berührung gekommen, diesen Eindring-

lingen weichen mußten. Geschichtlich kommen sie zuerst in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts vor. Damals waren sie ein kleiner verachteter Stamm, eingekeilt zwischen drei mächtigen Kaffernstämmen den Tetwa (an der Luciabai), den Qwabi an der unteren Tugela, und den Dwandwe im Inneren des Landes. Man deutete den Namen Zulu durch „Einwanderer," was ebenfalls auf ihr Hereinkommen aus anderen Wohnsitzen schließen läßt.

Sie selbst bezeichnen als ihren Unkulunkulu oder Urahnen den Häuptling Punga, der den Beinamen Zulu, d. h. „der Himmel" führte von der Macht und Größe, die er entfaltete. Von Punga stammte Umageba; dessen Sohn von Dshama, dessen Sohn Senzangakona, der die Mnandi d. h. die „Liebliche" zur Frau hatte, und mit ihr einen Sohn zeugte, den er Tshaka nannte, d. h. „Feuerbrand," wohl kaum ahnend, welche Weissagung in diesem Namen lag. Nach dem Beinamen Zulu, den Punga führte, hat das ganze Volk den Namen Zulu d. h. „Himmel" bekommen, und später zu seiner gewaltigen Macht entfaltet, mit Stolz geführt.

Schon Senzangakona, Tshaka's Vater scheint ein bedeutender Mann gewesen zu sein; er war wenigstens der erste unter den Zulufürsten, den man in Izibongo d. h. in heiligen Psalmliedern besang. Zwei derselben, die Missionar Döhne übersetzt und mit erläuternden Erklärungen versehen hat, mögen uns einen Einblick in die Volkspoesie dieses merkwürdigen Stammes geben. Sie zeigen eine auffallende Geistesverwandtschaft mit den ältesten Resten der hebräischen Volkspoesie in 4 Mos. 21, v. 14. 15. 18. 27—30. Richter c. 5.

Zwei Izibongo an den Geist von Usenzangakona.

Nr. 1.

1. Höre nun, König, du Flügelsmann der Größten!
2. Schönste Schönheit des Kumede Mandondo!
3. Noch beschäftigt mit Fragen nach dem Erstgebornen hier:
4. Komm, laß uns ein Seil flechten, du Ausbreiter von Jama,
5. Damit wir in die Höhe fahren, wohin die Irrgeister von Mageba nicht kommen!
6. Und wenn sie dorthin klettern wollen, müssen sie die Zehen brechen.

Erklärung.

1. Wird seine, Alle überragende Gestalt gerühmt.
2. Seine Schönheit, die seinen Vorgänger Kumede Mad., einen Königlichen, übertroffen.
3. Wird er als Erstgeborner hervorgehoben. Dieser wird gewöhnlich verfolgt, und aus dem Wege geräumt; sonst nur durch Flucht gerettet.
4. Wird gesagt, daß er sich in den Himmel geflüchtet, und sich an einem Seil hinaufgewunden habe, worunter verstanden wird, daß er nir-

geuds zu finden war; obgleich die Geister-Spione des Mageba nach ihm suchten, aber nur auf der Erde bleiben mußten.
6. Denn hätten sie versucht hinauf zu klettern, wobei die Zehen besonders arbeiten müssen, würden sie diese gebrochen haben, d. h. es wäre vergeblich gewesen, den Mann zu finden. Auch die Geister hat er übertroffen!

Nr. 2.

1. Dunkle Höhle von der Nobamba;
2. Welche immerfort umschlingt die Knöchel derer sowohl bei dem Feinde, als derer zu Hause!
3. Schwarz gefleckte Kuh von dem Zwa Ngendabo;
4. Riesenschlange des Maganda und Nsele!
5. Du der verschlangest die Frucht mit den Blättern!
6. Du Vernichter bis auf's Letzte, des Menzi.
7. Quelle von der Nobamba, von welcher ich getrunken,
8. Die Höhe erreichte, und unterging in den Geist des Punga.

Erklärung.

1. Nobamba war die Mutter von Usenzangakona. Ihr Name bezeichnet: Angriff, im Kriege. Er wird dargestellt als die Höhle, welche unsichtbar ist, da man eine solche bei Nacht nicht sieht, — und daher wird sie
2. personifizirt, als immerfort Schlingen legend, um alle beim Knöchel zu fangen: (Denn tiefer ist die Höhle Igodi nicht, als daß man nur über die Knöchel hineinsinkt.) Wahrscheinlich verstand seine Mutter das Angreifen und Fangen, und war sein Rathgeber; so daß, wenn er außerhalb den Feind angriff, sie zu Hause die ihm nach dem Leben stehenden fing.
3. Ein Name eines Regiments des Zwa Ngendabo, Häuptling andern Stammes, welches nach seinen schwarz bunten Schilden genannt, und berühmt war. Dieses hat er geschlagen;
4. so wie auch das Regiment eines andern Häuptlings, Mag. Nsele, welches die Riesenschlange hieß, seiner Stärke und List halber. Diese waren seine Feinde außerhalb.
5. Meinung: Du hast deine Feinde in solcher Verachtung geschlagen, daß sie (wie man im Deutschen sagt:) ein Frühstück für dich waren.
6. Ebenso machte er's mit dem Häuptling Menzi, dem er das letzte Stück Vieh abnahm. Dieser Menzi, d. h. Schöpfer, hat seinen Namen wahrscheinlich von seinem vielen Vieh gehabt, als ob er's sich erschaffen hätte. Aber auch diesen Schöpfer hat Usenzangakona vernichtet, indem er ihn gelegentlich angegriffen, und nicht eher aufgehört hat, bis der Menzi zum Bettler geworden.

7—8. Will der Verehrer sagen: wenn er über die Größe von Nobamba und ihren Sohn nachdenkt, so erreicht er eine Höhe, von der herunter er ganz in den Geist von Punga versinkt, — ihn als den zweiten Napoleon der Zulu erkennt.

Anm. Man sieht, daß in beiden Gesängen nur ein Thema ist: eine heidnische Gottheit.

Senzangakona scheint den Geist seines Feuerbrand-Sohnes frühe erkannt zu haben. Er gab Befehl, ihn zu tödten, damit er

nicht eines Tages von ihm getödtet werde. Seine Mutter Umnandi rettete ihn mit Gefahr des eigenen Lebens; deshalb hat Tshaka sie auch bis an ihren Tod verehrt, wie man einen Gott verehrt, und nach ihrem Tode sie unter die Halbgötter aufnehmen lassen. Tshaka floh zu seinem Großvater Makedanu, einem Häuptling des kleinen Langa=Stammes, und als er hier nicht mehr sicher war, zu Dingiswayo, dem Häuptling des mächtigen Tetwa=volkes, der über 30 Häuptlinge Oberhoheit übte. Sein großer Rath Gomana nahm sich des Jünglings an.

Dingiswayo verdankte seine große Macht besonders einem weißen Fremdlinge, der auf einem in jener Gegend nie zuvor gesehenen Thier (einem Pferde) in's Land gekommen war und dem Kaffernfürsten etwas von europäischer Kriegskunst gelehrt hatte. Tshaka machte unter ihm seine ersten militärischen Studien, und zeichnete sich bald vor den übrigen aus als tapferer Kriegsmann, witziger Kopf und geübter Sänger und Tänzer. Er wurde der Liebling des Tetwafürsten.

Als nach einiger Zeit Tshaka's Vater starb und einen anderen Sohn als Nachfolger im Regiment hinterließ, überzog Dingiswayo ihn mit Krieg und setzte seinen Günstling Tshaka als Häuptling ein über den kleinen Zulu=Stamm. Ein Nachbarhäuptling spottete über das winzige Reich; Tskaka aber machte sich mit Hülfe Dingiswayo's auf, schlug den Spötter todt und vereinigte dessen Stamm mit dem seinigen; das war der Anfang des mächtigen Zulureiches. Ein gleiches Schicksal traf den Pogatwayo, den Häuptling des mächtigen Qwabi=Volkes, welcher ebenfalls des jungen Anfängers spottete. Tshaka wußte sich Zaubermittel wider ihn zu verschaffen, und nachdem diese heimlich in des Feindes Kraal gebracht worden waren, standen ganz früh am Morgen die Krieger Tshaka's vor des kranken Feindes Hütte. Als derselbe hervorkam, erlegte ihn Tshaka mit Einem Streich und sandte sofort Boten durch den ganzen Stamm, die verkündigten, Niemandem solle ein Leides geschehen, wenn sie sich ihm unterwürfen. Niemand wagte, dem Feuerbrand Widerstand zu leisten. Dieser vertheilte das eroberte Vieh an alle, die sich ihm fügten, und war nun bereits einer der mächtigsten Fürsten der dortigen Gegend geworden.

Trotzdem wagte er nicht, dem Angriff des Swite, des mächtigen Königs der Dwandwe, der, um den jungen Emporkömmling zu dämpfen, ihn mit Krieg überzog, direkten Widerstand entgegenzusetzen. Zweimal floh er vor dessen Schaaren, das drittemal wurde er geschlagen, dann aber überfiel er den Gegner so plötzlich, daß dieser das Weite suchte, und Macht und Königreich dem gefürchteten Nebenbuhler überlassen mußte. So waren zwei von den drei mächtigen Völkern, die Qwabi und die Dwandwe dem Tshaka unterworfen; mit dem dritten derselben, den Tetwa, schloß er zuerst

einen Bund, dann verjagte er zur gelegenen Zeit den Sohn seines alten Gönners Dingiswayo und verleibte auch die Tetwa in das nunmehr gewaltigste Kaffernreich ein. Die unterworfenen Völker knechtete er nicht, sondern organisirte sie zu einer furchtbaren Heeresmacht, die ihm den Namen des Napoleon in Südafrika erwarb. Das alles geschah bis zum Jahre 1820.

Tshkaka war keine gewöhnliche Natur. Während die meisten Kaffernfürsten durch Fressen und Saufen und viehische Wollust zu Wesen und Gestalten erschlaffen, welche fast mehr einem Mastvieh gleichen, als einem Menschen, so wandte Tshaka alle Energie seines Charakters und alle Macht des Despotismus, die ihm seine siegreichen Eroberungen darboten, dazu an, einen großen mächtigen Einheitsstaat zu stiften. Die mehr als 40 Stämme, die er nach und nach unterwarf, und von denen jeder mehr oder weniger seine eigene Sprache sprach, wußte er zu einem so einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, daß für Alle Eine gemeinsame Hofsprache festgestellt und durch den König selbst ausgebildet wurde. Diese hieß die Kukuluma, zum Unterschied der Dialektsprache, welche die Einzelnen behielten, welche spottweise mit dem Namen der Amalala-Sprache (derer die schlaftrunken oder trunken lallen), oder der Amatekula (Sprache derer, die nicht fähig sind, harte und scharfe Consonanten auszusprechen) genannt wurde. Tshaka ahnte nicht, daß er durch diese Erschaffung einer Einheitssprache für die Hunderttausende die Möglichkeit erschuf, eine Bibelübersetzung herzustellen, welche weit und breit den Kaffernvölkern zugänglich wurde. Ein anderes Zeugniß seiner Energie war die Abschaffung der Beschneidung, von welcher er meinte, daß sie die Manneskraft schwäche. Der Kaffernfürst muß fest im Sattel sitzen, der eine so uralte Volkssitte, die in das ganze Volksleben auf das tiefste verwachsen ist, abzuschaffen unternimmt. Eben so verbot er den Hunderttausenden seiner Krieger, sich zu verheirathen. Als er sich mit einer Leibwache umgab, sprach er, der keinem Menschen traute, zu dem Anführer derselben: Und du, nimm dich in Acht, daß mir kein Leides geschieht; denn werde ich getödtet, so bist du sicherlich der Nächste, weil du mein Günstling bist. — Da er von der Macht und der Weisheit der Engländer hörte, plante er eine eigene Gesandtschaft nach der Capstadt, die ihm berichten sollte von dem, was sie dort Neues gehört und gesehen hätten. Obgleich Tshaka selbst dem Aberglauben und der Zauberei sehr zugethan und zugänglich war, so behielt er sich doch auch sein kritisches Urtheil der Zauberei gegenüber vor. Einmal sprengte er das Blut von einem Ochsen in sein königliches Haus, um zu erfahren, ob die izinyanya (Wahrsager) in Wahrheit Uebelthäter herausfinden könnten. Er berief sie also alle und ließ sie alle, da sie fälschlich deuteten, hinschlachten, bis auf Einen, der klüglich deutete, der izulu (Himmel)



Zulu-Krieger.

habe das Blut in das Haus gesprengt, und ob man denn den Himmel als Uebelthäter bezeichnen dürfe? — Die List rettete ihn, denn das Volk verstand, daß er unter dem Himmel den Tshaka gemeint habe.

Seine eigentliche Hauptkraft verwandte Tshaka zur Ausbildung und Einübung seiner Heeresmacht, bei welchem Werke, wie man erzählt, zwei englische Flüchtlinge, die er mit hohen Ehren bedachte, mit Rath ihm beigestanden haben. Von ihnen erlernte er die Eintheilung und besondere Bekleidung der verschiedenen Regimenter, die er durch weiße, schwarze und rothe Schilder oder sonstige Abzeichen unterschied, dazu den Massenangriff und die Taktik im Angriff. Er schied die Truppen in „Männer" und „Jungen," doch waren von Letzteren etliche auch über 30 Jahre alt. Seine Regimenter hatte er in seine königlichen Kraale durch das ganze Land vertheilt, so daß nicht blos die Feinde, sondern auch das eigene Volk, welches durch eine große Spionenschaar stets überwacht blieb, in beständiger Furcht erhalten wurde. Niemand war auch nur einen Tag seines Lebens sicher; die bloße Laune des Tyrannen genügte, Mordbefehle wider Hunderte zur Ausführung zu bringen. Der leiseste Schein von Untreue wurde mit dem Tode bestraft; ein Wink mit der Hand, und das Opfer verblutete unter den Streichen der Hunderte von Henkern. Versprach jemand einem anderen etwas, so war die gemeine Rede: „Gieb's mir heute, denn morgen bin ich vielleicht getödtet!" In den Garnisonen versorgte der König selbst die Leute mit Proviant, im Kriege theilte er mit großer Freigebigkeit die Beute unter die Streiter aus. Nach der Schlacht wurde Kriegsgericht gehalten, die Tapferen wurden besonders belohnt, die minder Tapferen angespornt, die Feigen niedergemetzelt, bisweilen ganze Regimenter. Deshalb blieb seiner Armee keine andere Wahl, als Siegen oder Sterben, und das gab ihr den furchtbaren Ungestüm im Angriff, vor welchem kaum jemals ein Feind standhielt. Den mannshohen Schild in der Linken, die breite Assagai in der Rechten überfielen sie im Sturmschritt ihre Gegner. Schrecken und Angst ging vor ihnen her, hinter sich ließen sie Leichenhaufen und verwüstete, ausgesengte Landstriche.

So fiel das Heer des Feuerbrands, nachdem sämmtliche Stämme im heutigen freien Zululande unterworfen waren, etwa um das Jahr 1820, die Tugela überschreitend, in die südlichen Landstriche ein wie eine Sturmfluth und Donnerwetter. Diesmal ließ er nur wenige der das Land bewohnenden Kaffernstämme leben, um sie seiner ihm schon groß genug dünkenden Armee einzuverleiben, fast alle wurden erschlagen oder gefangen, ein geringer Theil floh nach Südwesten. Zu diesem gehörten auch die Zulustämme, die dem Volk des Häuptlings Longalibalele verwandt

waren, und die wir unter dem Namen Fingu bereits im ersten und zweiten Theil unseres Buches kennen gelernt haben. Kwentaba, der König des mächtigen Stammes der Tuli, welcher in der Gegend unserer heutigen Station Christianenburg residirte, raffte alle seine Kriegermacht zusammen, und schlug Tshaka's Schaar in die Flucht; dann aber ergriff der Schrecken vor der Rache des Besiegten den Sieger, er floh am Tage seines Sieges und überließ sein Land dem Besiegten. Binnen wenigen Wochen war das ganze heutige Natal-Land eine menschenleere Wüste mit ausgebrannten Kraalen und moderndem Gebein.

Immer weiter nach Süden drang der gierige Eroberer vor. Er schien sich das Ziel gesetzt zu haben, alles, was die Kaffernsprache sprach, seiner Herrschaft zu unterwerfen. Aber in den felsichten Klüften des südlich von Natal gelegenen freien Kafferlandes warf sich ihm Faku, der König der Mpondokaffern, entgegen, um den sich die Reste der ausgerotteten Kaffernstämme Natals gesammelt hatten. In offener Feldschlacht ihm entgegenzutreten, wagte er nicht, aber er wußte die Hinterhalte seines Landes so geschickt zu benutzen, daß Tshaka dasselbe nicht zu erobern vermochte, sondern umkehren mußte (1823). Er wandte sich nach Norden, wo es noch manchen Stamm zu unterwerfen gab. Er sammelte seine Regimenter und machte sie durch Zauberei fest, und feuerte sie, ein Meister der Rede, durch hinreißende Worte an. Dann bereitete er durch Feste und Tänze sie zum Angriff vor, um dann mit der Wuth eines Büffels den Feind zu zerstampfen.

Um 1825 hatte Sikonyana, der Sohn des vertriebenen Dwandwefürsten Swite, große Heersmassen gesammelt, um das Land seiner Väter wieder zu gewinnen. Es war das etwa zu der Zeit, in welcher die ersten Colonisten vom Cap her sich am Port Natal niedergelassen hatten. Es waren zwanzig und etliche Männer, von denen die Führer bereits durch den Kaffer Jakob, den Leibwächter, bei Tshaka eingeführt und von diesem wohl aufgenommen waren. Tshaka scheint Sikonyana gefürchtet zu haben, denn er lud die weißen Männer zu sich ein, um mit ihm in's Feld zu ziehen. Sie kamen und hörten, daß der Feind ganz in der Nähe stände, Tshaka wollte ihn aber vor Vollmond nicht angreifen. Als sie eines Tages in des Königs Kraal mit ihm zusammen saßen, hatte der Wind eine große Menge Blüthenblätter von den benachbarten Büschen in den Kraal hineingewehet; der Boden war ganz weiß und von Zeit zu Zeit fuhr ein Windstoß auf und trieb die Blätter wolkenweis vor sich her. Tshaka fragte seine weißen Gäste, ob sie wüßten, was das bedeute. Die wußten es nicht; da zeigte Tshaka seine Künste, denn er liebte es, als großer Seher und Prophet zu gelten; er erklärte, das sei ein Zeichen, daß der Feind sich so eben aus seiner Stellung zurückziehe.

Und richtig! Sie sprachen noch mit einander, als schon Boten angestürzt kamen und meldeten, daß der Feind auf zwei Tagemärsche sich zurückziehe. Auf der Stelle gab der König Befehl, daß etliche Regimenter sich zum Angriff fertig machen sollten. Ehe die anrückten, gab der König dem Volke, das in der Nähe seines Kraals lag, ein großes Fest. Das bestand, wie gewöhnlich, im Tanz, an dem auch er Theil nahm; er machte sich auch noch eine besondere Freude, die er sehr liebte, indem er nämlich seine zahllosen Rinderheerden unter seinen Augen vorbei zum Flusse treiben ließ. Am dritten Tage erschienen 3 Regimenter „Jungen," um vor dem Könige die Revue zu passiren. Es waren etwa 6000 Mann, alle mit schwarzen Schilden bewaffnet. Ihre Abzeichen trugen sie an der Kopfbedeckung: Ein Regiment trug einen Hut in der Gestalt der Malaienhüte mit einem großen Federbusch auf der Spitze; das andere trug einen Turban von Otterfell mit einer oder zwei Kranichfedern an jeder Seite; das dritte hatte einen schmalen Reifen um den Kopf, von welchem Federn herabhingen (siehe die Abbildung). So stürzten sie in den inneren Hof des Königkraals, pflanzten sich vor dem Palaste auf und salutirten. Ein Krieger trat hervor und hielt eine lange Lobrede auf Tshaka; als die geendet war, löste sich die ganze Menge auf und rannte wild durcheinander; ein jeder sah nur zu, wie er es dem anderen an Gelenkigkeit im Springen und Laufen zuvorthun konnte. Das dauerte drei Stunden. Dann kam ein Regiment „Männer;" es hatte weiße Schilde, salutirte dem Könige, stellte die Schilde bei Seite und schickte sich zum Tanzen an. Es wurde ein großer Halbkreis gebildet, die Männer in der Mitte, auf beiden Flügeln die „Jungen." Der König selbst trat in den Halbkreis und ungefähr 1500 Mädchen in ihrem höchsten Putz stellten sich in gerader Linie vor den Männern auf. Der König begann den Tanz und die Krieger folgten, während die Mädchen singend den Takt angaben und sich auf den Spitzen ihrer Zehen wiegten. Mit Staunen sahen die weißen Männer die ganz außerordentlich kühnen Stellungen der Krieger beim Tanze; aber alle übertraf darin Tshaka, der in einem Schmucke von grünen und gelben Glasperlen glänzte. Der Tanz dauerte bis Sonnenuntergang; dann zog sich der König mit seinen Mädchen in sein Haus zurück und die Krieger gingen in ihre Hütten. Bald darauf brach das Heer auf. Sie trafen die Dwandwe auf einer steilen Höhe gelagert. Mehr als ein Mal wurden die stürmenden Schaaren Tshaka's zurückgeworfen, endlich nahmen sie die Höhe und richteten ein so furchtbares Blutbad unter dem Feinde an, daß nur Sikonyana mit einigen Getreuen entkam.

Dieser Sieg war das Zeichen zu einer Reihe von Feldzügen, welche die Zulu gegen Norden unternahmen. Sie drangen über die Maputa, unterwarfen sich die Stämme an der Delagoabai und

gingen bis nach Inhambane vor, so daß Tshaka mit Ausnahme der südlichen Kafferstämme so ziemlich Herr aller Kaffern wurde und einen Landstrich beherrschte, der die Größe von ganz Italien übertrifft.

Eine große Sorge und Furcht erfüllte des mächtigen Eroberers Herz; das waren seine und seiner heißgeliebten Mutter Mnandi grauwerdende Haare. Natürlich, dieselben waren ein Zeugniß der schwindenden Kraft, welches vor dem nur durch knechtische Furcht zusammengehaltenen Henkerheer unter allen Umständen verheimlicht werden mußte.

Er plante eine Gesandtschaft an König Georg, damit dieser ihm ein Mittel gegen seine und seiner Mutter graue Haare gebe. Während er noch seinen Plan verfolgte, starb die Mutter (Anfang 1828). Die Trauerfeierlichkeit, die der König in seinem ungemessenen Schmerze über das ganze Land hin befahl, war der Macht und dem Charakter des Tyrannen entsprechend.

Der König war ausgezogen, um am Folosi Elefanten zu jagen, als die Botschaft ihn ereilte, seine Mutter liege todtkrank. Er eilte, ohne Aufhören mit seinen Kriegern marschirend, die 12 Meilen Weges, traf aber die Kranke hoffnungslos. Seine Regimenter bildeten einen großen Halbkreis um die Hütte der Sterbenden. Er selbst saß 2 Stunden lang brütend still da. Als die Nachricht kam, Mnandi sei verschieden, eilte der König in seine Hütte, und kleidete sich in vollen Kriegesschmuck, seine sämmtlichen Regimenter mußten das gleiche thun. Inmitten seiner vornehmsten Krieger stand der König etwa 20 Minuten lang angesichts der Sterbehütte schweigend und trauernd da; die Thränen rannen über seine Wangen, zwei- oder dreimal seufzte er tief auf, dann brach er in ein furchtbares wildes Schreien aus, in welches bald seine 15,000 versammelten Krieger einstimmten. Es wurde das Signal dazu, daß alle, die es hörten, das gleiche Geheul erheben und zum Trauerplatz eilten, der vor der Morgendämmerung schon mit 60,000 Menschen erfüllt war.

Gegen Mittag bildete die Menge um den König einen Kreis; ein Kriegslied wurde gesungen; Tshaka befahl, auf der Stelle einige Männer zu tödten. Dies war das Signal zu einer furchtbaren allgemeinen Metzelei. Die Trauernden schlugen sich selbst mit Keulen und stachen sich Wunden, damit das Blut flöße. Wer aber nicht laut genug heulte, oder nicht Thränen genug weinte, der wurde angeschrien: „Warum bist du so hart, daß du keine Thränen weinen kannst? Nieder mit dir, damit die Deinen um dich weinen." Und sofort wurde er todtgestochen. Etliche, die in der Erschöpfung nach dem nahen Flusse gegangen waren, um zu trinken, wurden niedergemetzelt, als solche die nicht eifrig genug in der Trauer gewesen seien. An 20,000 Menschen sollen das Opfer

der ersten 12 Trauertage gewesen sein. Ja, um dem Schmerz einen noch lebendigeren Ausdruck zu geben, wurden etliche Hunderte von Kühen, die säugende Kälber hatten, getödtet, damit ihre Kälber so lange nach der Mutter brüllten, bis sie davon starben. Das Seufzen der vernunftlosen Creatur sollte das Volk belehren, was für ein Schmerz es sei, wenn ein Volk seine Mutter durch den Tod verliere.

Die Beerdigungsfeierlichkeiten wurden von Tshaka und seinen Großen umständlich berathen. In sitzender Stellung wurde die Leiche unweit ihres Sterbeortes begraben, zehn der schönsten Mädchen lebendig mit ihr. Zwölftausend Mann auserlesene Mannschaft mußte 12 Monate lang Ehrenwache am Grabe thun; 12,000 Ochsen wurden zu ihrem Gebrauch bestimmt; die Viehhalter des ganzen Landes hatten dieselben als Opfer für den Geist der Verstorbenen — denn sie wurde unter die vornehmen Geister versetzt — gebracht.

Doch das alles genügte dem Könige nicht; er sann nach größeren Todesfeierlichkeiten. Sein alter Rath Gomana machte den Vorschlag: Da die „große Elefantin mit den kleinen Brüsten," der „allmächtige Geist alles Wachsthums" gestorben sei und es wahrscheinlich wäre, daß Himmel und Erde vereint ihren Tod beweinen würden, so müßte das Opfer so groß als möglich sein; es sollte ein ganzes Jahr lang von jetzt ab kein Land bestellt, keine Milch gebraucht, sondern diese sofort nach dem Melken auf die Erde gegossen und alle Weiber, welche in dem Jahre Kinder bekämen, sammt ihren Männern erschlagen werden. Als Gomana seine Rede vollendet hatte und ihr Beifall gegeben war, zogen Regimenter durch das ganze Land, welche alle erschlugen, die sie fanden und überführten, bei der allgemeinen Todtenklage nicht zugegen gewesen zu sein. Diese Metzelei wurde 14 Tage fortgesetzt. Drei Monate lang wurden die ersten beiden Vorschläge zur Landestrauer, welche Gomana gemacht hatte, genau durchgeführt; jedoch nachher kauften sich die Häuptlinge durch große Opfer an Ochsen los, welche sie Tshaka brachten. Der dritte Vorschlag aber wurde genau durchgeführt, so daß das ganze Jahr über des Geschrei's um die Erschlagenen im Lande kein Ende war. Auch wurden wiederum Tausende von Kühen erschlagen, damit ihre Kälber unter den Qualen des Verschmachtens die Luft weit und breit mit ihrem Blöken erfüllten.

Gegen Ende des Jahres zog Tshaka von der Folosi, wo seine Mutter verschieden war, nach Tuguza, um dort an der Mwoti eine neue Residenz anzulegen. Fynn begegnete ihm an der Tugela und als er erfuhr, daß eine neue Todtenklage zu Tuguza stattfinden solle, bat er den König, nicht zu erlauben, daß einer von seinem Volke dabei erschlagen würde. Tshaka amüsirte es, zu hören, daß der weiße Mann für das Leben „von Hunden" bat, aber er gewährte ihm die Bitte. Er zog mit allen seinen Häuptlingen in

vollem Kriegerstaat einher. Eben kam Tuguza, welches in einer Niederung lag, zu Gesicht und die Vorläufer verkündigten des Königs Ankunft, indem sie laut seinen Ruhm priesen. Darauf begann er zu seufzen und laut zu stöhnen, stellte sich auch, als ob er über seine eigene Füße strauchele und fing dann laut zu schreien an. Man langte auf die Spitze der Hügel an, welche Tuguza umgeben, und die ganze wohlgestaltete Bevölkerung der Landschaft, in einzelne Regimenter getheilt, präsentirte sich. Wie sie das ungebehrdige Schreien ihres Königs hörten, stimmten sie mit ein, und in die laute weithin schallende Klage mischten an 100,000 Ochsen ihr Gebrüll, welche von den entferntesten Theilen des Landes eigends zu dieser Gelegenheit zusammen getrieben waren. „Ich stand eine Viertelstunde davon," erzählt Fynn, „nahe genug, um sehen zu können, daß kein Menschenleben geopfert wurde und war froh, daß nach Sonnenuntergang die Todtenklage aufhörte, welche spät Nachmittags ihren Anfang genommen hatte; die Regimenter erhielten Befehl, sich zur Ruhe zu begeben und Vieh zur Abendmahlzeit zu schlachten. Ich zog mich in meine Hütte zurück, aber schlafen konnte ich nicht vor dem Brüllen der Ochsen und dem Lärmen der Menge." Am andern Morgen wurde Tshaka von der Unreinigkeit befreiet, in welche er durch seine Todte gekommen war. Ein jeder, der Vieh besaß, hatte zu dem Ende Kälber gebracht. Jedem Kalbe wurde die rechte Seite aufgerissen und bei lebendigem Leibe die Galle herausgenommen; dann ließ man das Thier im Todeskampfe liegen, durfte auch nichts von ihm essen. Der Reihe nach präsentirten sich hierauf die Reginnenter dem Könige; sie umkreisten ihn und jeder Krieger mit der Gallenblase in der Hand sprengte Galle auf denselben. Endlich hielt Gomana eine Ansprache, in welcher er entwickelte, der Stamm habe nun ein Jahr lang den Tod der großen Frau betrauert, die jetzt ein Geist geworden wäre und fortfahren würde, für Tshaka's Wohlfahrt zu wachen; aber es gäbe Stämme, die weitab wohnten und meinten, weil sie noch nicht überwunden wären, so würden sie nimmer überwunden werden, was man daraus sehen könnte, daß sie nicht gekommen wären, um den Tod der „großen Mutter der Erde und des Korns" zu beklagen; da nun von den entfernten Völkern keine Thränen erzwungen werden könnten, so möchte man gegen sie ziehen und ihnen das Vieh abnehmen, dann würden sie Thränen beim Grabe der großen Frau vergießen. Hierauf wurde der Kriegstanz aufgeführt, einige Heerden Ochsen geschlachtet und endlich der König mit gewissen, von den Zauberern eigends zubereiteten Wassern gewaschen. Und damit hatte König Tshaka's Trauer um seine Mutter ein Ende.

Gleich nach Mnandi's Tode hatte Tshaka selbst die Idee, eine Reise zu König Georg zu machen. „Ich bin wie ein Wolf im flachen Lande, rief er, der keinen Fleck finden kann, wo er seinen Kopf verbergen kann. Die Zulu haben alle meine besten Leute getödtet und meine Mutter dazu. Ich will auf die andere Seite der großen Wasser gehen und König Georg besuchen.“ Indeß er besann sich, und sandte lieber seinen Häuptling Sotobe mit Geschenken. Während derselbe die Fahrt von Port Natal nach der Algoabai machte, zog neben ihm her als Ehrengeleit die ganze Armee der Zulu. Sie hatten Befehl, mit dem weißen Volke nicht zu kämpfen, sondern sich auf die Schilde zu setzen, wenn sie es sähen, und sich zurückzuziehen, wenn sie angegriffen würden. Wie ein Sturmwind durchzogen die Kriegerhaufen Tshaka's das freie Kafferland, die Mpondo in ihren festen Plätzen eingeschlossen hinter sich zurücklassend, und ihre Plänkler schwärmten bereits am Kai (Grenze von Britisch-Kafferland), als die geängsteten Kaffern von den Engländern Hülfe erbaten. Diese aber waren noch nicht auf dem Kampfplatz angelangt, als der König bereits, die Verkehrtheit dieser Weise des Ehrengeleites einsehend, seine Schaaren zurückrief, die eben so schnell, wie sie gekommen waren, wieder verschwanden. Die armen Ngwanen, die jetzt unsere Station Emmaus bewohnen, mußten damals die Zeche bezahlen, wie wir später sehen werden.

Sotobe aber war über das alles von den Engländern als Spion angesehen und mit Mißtrauen behandelt worden. Er kam auch gar nicht bis zur Capstadt, sondern war selbst froh, als er bei Port Natal wieder ausgeschifft wurde. Ueber König Georg und die weißen Männer war er voll Hohns; es war und blieb Niemand größer als König Tshaka. Alle Geschenke, die er mit zurückbrachte, waren nichts, rein nichts, der König konnte nicht Worte genug finden, den Plunder zu verachten. Besonders waren ihm die Medicinkasten, welche man ihm für die Kranken seines Volks mitbrachte, im höchsten Grade lächerlich. Die beste Arzenei für sein Volk, meinte er, sei Fleisch, und wenn sie das nicht mehr essen könnten, so möchten sie immerzu sterben; sie wären ihm dann nichts mehr werth. Immer wieder fragte er nach der Medicin gegen die grauen Haare, ob sie die nicht mitbrächten. Lange gab man keine Antwort; als aber alle Kasten gezeigt und alle vom Könige mit den verächtlichsten Blicken gemessen waren und man ihm auf seine wiederholte Frage antwortete, für die weißen Haare sei keine Medicin mitgekommen, legte er sich auf seinem Lager nieder, wandte das Gesicht gegen die Wand und schlief ein. Die weißen Haare ließen ihm jedoch keine Ruhe. Nach einiger Zeit kam er wieder auf den Gedanken, eine Gesandtschaft an König Georg zu schicken, und um sich den vornehmsten der damaligen Colonisten am Port mit Namen Isaaks geneigt zu machen, schenkte

er ihm einen bedeutenden Landstrich in der Gegend von Port Natal zugleich mit dem Rechte, mit seinen Unterthanen Handel treiben zu dürfen. Das ist der Anfang der Natalcolonie. Als Isaaks über diese Schenkung eine Urkunde aufnehmen wollte, um sich damit bei seinem Könige Georg ausweisen zu können, war Tshaka bereit, ihm dieselbe auszustellen. Die Urkunde wurde zu Papier gebracht und der König setzte sein Kreuz als Unterschrift darunter. Der Dolmetscher that dasselbe. Sein Kreuz gerieth aber größer, als das des Königs. Darüber schalt er, wie sich so ein gemeiner Mensch unterstehen könnte, seinen Namen dicker zu machen, als sein Herr, drehete das Papier um und bekritzelte und bekleckste die ganze Rückseite der Urkunde. Als er fertig war, sagte er: „So, nun sieht ein jeder, daß das eines Königs Name ist. Nun wird König Georg merken, daß das König Tshaka geschrieben hat."

So hochfahrend wie der Sinn des Königs, so hochtrabend waren die Loblieder, welche zu seinen Ehren gesungen wurden, und von denen wir etliche von Döhne übersetzt und erläutert hier wiedergeben.

Izibongo von Tshaka.

Nr. 1.

Bayeti, 'mngani! 'nkosi!
Nkosi enkulu! wena umnyama!
U nga ngezulu! u nga ngentaba!
Wena wa kula be libele! i. e.:

Majestät, Theuerster! Herr!
Großer Herrscher! Du unerforschlicher!
Du bist gleich wie der Himmel! Du bist wie der Berg!
(— so hoch, groß.)
Du wuchsest groß, während sie zurückblieben!
(i. e.: Du bist über alle hinaus gewachsen, allen überlegen.)

Mit diesen Formeln begannen alle späteren Lieder von Tshaka, die bis heute in Gebrauch sind.

Nr. 2.

Du Ueberwinder, Vernichter der Völker!
Wohin soll dein Heer noch gehen?
Ja, wohin soll dein Heer noch ziehen?
Du bist stärker als die Mächte!
Wo dein Heer hinschicken?
Du Ueberwinder, Vernichter der Völker!
Wo dein Heer hinschicken?
Ja, Ja, Ja!
Wo dein Heer hinschicken?

4*

Nr. 3.

1. Du tödtlicher Stich für die Verschwornen,
2. Sowohl derer bei den Feinden, als zu Hause!
3. Du Lebensfrische gleich der Galle eines Ziegenbocks!
4. Du Schmetterling von Punga, mit runden Flecken,
5. Wie gemacht für ein festen Ort, der im Schatten der Berge liegt;
6. Wo des Abends die abatakati einhergehen.
7. Nächtlicher Seher des Punga und Mageba;
8. Den ich mir betrachte, und ganz davon entzückt werde.
9. Welch schöne Milcherei du, ein Kalb der Kuh!
10. Es ist mir unbegreiflich das Ausschlagen dieser Kuh;
11. Sie schlug den Melker, und achtete den Halter nicht!

Erklärung.

1. Als Tshaka die Regierung antreten wollte, hatten sich Viele gegen ihn verschworen, und auch schon einen andern Bruder als Häuptling eingesetzt. Es gab daher —

2. gleich Feinde nach Außen und zu Hause, die er aber, so zu sagen, mit einem Stich tödtete, und sich sein Recht verschaffte.

3. In der Frische des Lebens wird er mit der Galle eines Ziegenbocks verglichen. Dieselbe wird für ein besonders stärkendes Mittel gehalten, besonders um den Muth zu stärken, so daß der Mensch, der sie gebraucht, wie ein wüthender Ziegenbock keinen andern Bock bei der Heerde zuläßt, gleich seine Nebenbuhler zerstört.

4. Aus der Puppe, i. e. aus Upunga, hervorgegangen, sind alle seine Bewegungen leicht und schnell, dabei äußerst klug, ein Bild der gezirkelten Flecken.

5—6. Die ihm nach dem Leben standen, die abatakati, hatten ihre Wohnplätze, gleich einer festen Burg, in den Schatten der Berge gebaut, d. h. wohin sonst Niemand sich wagte; und da konnten sie ganz hochmüthig herum spazieren. Ihm war das ein bloßes Spiel, sie dort zu überraschen. Denn,

7. sein scharfes Auge fand sie, gleichsam bei der Nacht heraus; gerade wie der Seher nach der Schlacht den Soldaten von Punga und Mageba nur einfach ins Auge sah, und daraus ersehen konnte, wer feige gewesen, und wer sich tapfer ausgezeichnet hatte; worauf die Feigen getödtet wurden. Dieses Adlerauge bewundert der Verehrer in Tshaka. 8.

9—11. Hebt er im Zusammenhange mit dem eben Gesagten, die Uebereinstimmung mit seiner Mutter hervor, die ihn ja durch ihren Einfluß soweit gebracht hatte, daß er diese Eigenschaften zeigte. Sie ist für die Heiden ein Bild der Säugamme. Die Mutter, um ihr Kind zu bewahren, wehrt sich gegen ihren Melker, d. h. ihren Mann, schlägt ihn von sich, — geht von ihm weg; und läßt den Halter unbeachtet, d. h. ihren Vater, der sie ihrem Manne gegeben hatte. (Schlimme Kühe bekommen einen Riem durch die Nase, woran sie gehalten werden, wenn sie beim Melken nicht stehen wollen.) Dieser Act ist dem Anbeter unbegreiflich; eine wahre Heldenthat!

Das Ende unseres Helden entspricht nicht seinem Leben. Das Trauerjahr 1828 war noch nicht ganz verflossen, als die Krieger Tshaka's gegen einen aufständigen Häuptling an der Delagoabai eine empfindliche Schlappe erhielten. Durch Verrath verloren sie

5000 Mann, dann besiegten sie zwar den Häuptling, mußten aber wegen Mangel an Lebensmitteln schnell zurück. Auf dem Rückzuge sollen über 15,000 Mann dem Hunger und der Krankheit erlegen sein.

Inzwischen hatten Tshaka's beide Brüder, Dingan und Mhlangani, den Plan gefaßt, den Wütherich zu ermorden. Bopa, der Leibdiener, war gewonnen. Er wußte geschickt zwei Räthe, mit denen der König zusammensaß, gröblich zu beleidigen und dadurch des Königs Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Mittlerweile schlichen sich dessen beide Brüder hinter seinen Rücken und bohrten ihm die Assagai durch den Leib. Tshaka warf seine weiße Leibdecke bei Seite und suchte zu entfliehen; die Verschwörer verfolgten ihn aber und Bopa durchstieß ihn. Auf dem Boden liegend bat er flehentlich um sein Leben, er wolle ihr Sclave sein; er fand jedoch kein Gehör und mußte sterben. Nachdem die Mörder noch die beiden Räthe, welche sich auf die Flucht begeben, getödtet hatten, kehrten sie zu Tshaka's Leichnam zurück und umtanzten in wilder Freude ihren erschlagenen Bruder. Der größte Theil des Volks, welches sich zu Tuguza befand, ergriff die Flucht; nur Sotobe und einige andere griffen zu den Waffen, ihren gefallenen Herrn zu rächen. Die Verschwörer setzten sich zur Wehr, redeten aber zuvor die Gegner mit den Worten an: „Seht ihr nicht, daß es die Söhne Senzangakona's sind, welche Tshaka für sein niederträchtiges und grausames Betragen erschlagen haben und um das Volk der Zulu zu erhalten — die Söhne eurer Väter, damit ihr in Frieden leben und euch an Weib und Kind erfreuen könnet? Nun sollen die langen und unaufhörlichen Kriege aufhören und das Trauern um die alte Mnandi dazu, für die so viele abgeschlachtet sind!" Das wirkte; Sotobe kehrte um und ging zu seinem Kraal. Die Mörder nahmen ruhig Besitz von ihres Bruders Hause.

---

10. König Dingan und die Holländer.

Dingan, welcher seinen Bruder verdrängte, richtete 1829 seinen Hauptkraal in Nobamba ein. Er war ein hochgewachsener stattlicher, fetter Mann. Sein gutmüthiges Gesicht ließ nicht den tückischen Tyrannen ahnen, den es barg. Er war kein Kriegsmann, wie Tshaka, aber nicht minder blutdürstig und despotisch. Das Heer Tshaka's suchte er dadurch an sich zu fesseln, daß er den Soldaten gestattete, zu heirathen. Doch hielt er nicht alle Häuptlinge seines Vorgängers zusammen. Etliche im Süden, etliche im Norden machten sich unabhängig, der mächtigste von ihnen Moselekazzi entwich nach Nordwesten, warf die Bassuto vor sich nieder und bildete durch Verschmelzung derselben mit den Zulu

einen neuen Stamm, die Matebelen, die er an den Ufern des Zambesi zu einem neuen gewaltigen Reich versammelte.

Was unter Dingan's Scepter zusammen blieb, mußte vor diesem Ungeheuer eben so zittern, wie sie vor Tshaka gezittert hatten. Eines Tags hatte ein mächtiger Löwe unter des Königs Ochsen übel gehaust. Derselbe befahl, denselben lebendig heranzubringen. Die Krieger umstellten ihn, vier waren bereits geblieben, da sprang einer zu und packte den Löwen am Schwanz, ein anderer fuhr ihm in demselben Moment mit dem Arm in den Rachen, zwei andere packten die obere und untere Kinnlade und so brachten sie den Löwen zum König. Als er einmal herausgebracht hatte, daß der Blitz durch das Krähen der Hähne hervorgebracht werde, mußten sofort weit und breit alle Hähne geschlachtet werden. Wie sein Bruder, so war auch Dingan ein großer Zauberer und Sänger. Für seine Krieger componirte er selbst die Tänze und die dabei zu singenden Lieder; für die einzelnen Regimenter hielt er besondere Tanzmeister, die für ihre neuen Tänze mit Kühen bezahlt wurden.

Eins von den

Izibongo des Dingane

geben wir wieder mit Döhne's Uebersetzung und Erklärung:

Du Dürftiger, Sohn der Geberinn!
Dessen Auge auf das Vieh der Leute steht.
Vogel des Geiergeschlechts, mit Blitzesschnelle schießend;
Mit Schwung der schönen Hintertheile.
Dessen Vieh so zahlreich und dick wie der Honigkamm;
So daß sie im Gehen stehen bleiben.
Du hast Umzilikazi vernichtet, den Sohn Matschobanes. ꝛc.
Der Himmel, welcher sich in Schauern ergießt.

Erklärung.

Er wird ironisch — als ein Dürftiger — dargestellt, da seine Mutter — Umpikazi — eine Geberinn heißt. Sein Auge steht auf das Vieh gerichtet; daher tödtet er zuerst mit Blitzes-Schnelle und Gewandtheit seinen Bruder Tshaka, gewinnt dadurch dessen große Viehheerden; und dann zieht er, wie ein Geier, von einem Volk zum andern, und raubt dessen Vieh. Zuerst Moselikatsi's, dann noch von sieben andern Stämmen, und zwar so, — wie der Regenschauer kommt, wieder aufhört, kommt und wieder aufhört —: so machte auch er es; jetzt nahm er einen Theil, und ließ den andern noch so lange, bis die Anzahl sich wieder vermehrt hatte; dann ging und raubte er wieder, bis er das letzte Stück weghatte. Er war ein arg verschlagener Kerl, dem man auf solche süße Weise Verehrung und Lob bringen mußte. Sein Ende war dürftig genug! Dingane heißt: ein recht Dürftiger.

In die Regierung dieses Wütherichs fallen die ersten Berührungen der Mission mit dem Zulu-Volke und die ersten

größeren Unternehmungen holländischer Ansiedler, sich im Natal-Lande festzusetzen.

Im Jahr 1834 landete der durch sein tragisches Ende in Patagonien später so berühmt gewordene Capitain Gardiner am Cap der guten Hoffnung, um für die Mission nach einem Wege zu suchen, auf welchem man am besten zu den heidnischen Stämmen im Inneren von Africa eindringen könne. Auf seinen Wanderungen durch Süd-Ost-Africa kam er auch nach Port Natal, und erkannte sofort, daß dieses der geeignete Ausgangspunkt für seine Pläne sei. Er ließ sich unter den wenigen englischen Colonisten, denen Tshaka Wohnplätze an der Bai gewährt hatte (s. o. p. 50) nieder, und besuchte Dingan 1835, der die Erlaubniß ertheilte, für die Kinder der 3000 Zulu auf der Berea (bei D'Urban) eine Schule, und dann jenseits der Tugela am Meer eine Missionsstation Kumula anzulegen, in der Landschaft Hlomanhleni, wo Gardiner ein halb Jahr lang selbst predigte und Schule hielt. Dann kehrte er nach England zurück, um die Aufmerksamkeit der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft auf dies wichtige Gebiet zu lenken. Seine Mittheilungen hatten zwar nicht hier, aber bei der americanischen (Boston) Gesellschaft den erwünschten Erfolg; dieselbe sandte drei Missionare, welche 1836 dem Dingan sich vorstellten, und am Laziflusse eine Schule anlegten, über deren Erfolge selbst Dingan seine Freude hatte, so daß er ihnen gestattete, im Hlomanhleni-Lande die Station Ginani zu eröffnen. Im Jahre 1837 fand sich auch Gardiner wieder ein, und wurde als englischer Magistrat für die kleine englische Colonie bei Port Natal eingesetzt; mit ihm kam der Missionar Owen von der englisch kirchlichen Gesellschaft. In Capstadt und Grahamstown hatte Gardiner Vereine zur Unterstützung der Zulu-Mission ins Leben gerufen. Owen erhielt vom Könige die Erlaubniß, sich dicht bei der Residenz Umkunkinglove niederzulassen. Zweien anderen americanischen Missionaren Venable und Wilson, die vergeblich versucht hatten, bei Moselekazzi Eingang zu gewinnen, gestattete der König im September 1837, zwischen der Hauptstadt und Ginani die Station Temba (Hoffnung) anzulegen.

Vier Wochen später traf der kühne Bauernführer Piet Retief auf Umkunkinglove bei Dingan ein. Ein Haufe holländischer Bauern, 1000 Wagen stark, hatte sich, da es ihnen unter der englischen Regierung zu enge wurde, auf die Wanderschaft begeben, um eine neue Heimath zu suchen. Das grüne Natal, damals durch Tshaka's Kriegszüge in eine menschenleere Einöde verwandelt, schien ihnen das geeignete Land. Um es erst zu erkunden, durchzog Piet Retief dasselbe mit 3 Männern von Nord nach Süd, und traf an der Bai die kleine englische Colonie, durch deren Vermittlung er Eingang bei Dingan fand. Dingan, als er von dem Siege der Bauern über seinen Todfeind Moselekazzi hörte, nahm die Gesandt-

schaft freundlich auf, und versprach den „Amaboers“ (Bauern) die Abtretung des nördlichen Theils von Natal, wenn sie ihm die dreihundert Ochsen, welche der Mantäti-Häuptling Sekongela vor kurzem geraubt hatte, wieder verschafften. Retief war am Neujahrstage 1838 mit 50 Mann auf Mperani (am nordöstlichen Theil des Orangefreistaats) und wußte so geschickt zu operiren, daß er die 300 geraubten Ochsen richtig erhielt. Er trieb sie über das Drakengebirge Umkungkinglove zu, 67 Mann der auserlesensten Leute begleiteten ihn. Am 3. Februar 1838 traf er auf der Hauptstadt ein. Der König stellte sich hoch erfreut über die Ankunft seiner Gäste und ließ ihnen zu Ehren große Tanzfeierlichkeiten aufführen. Er händigte eine Urkunde aus, in welcher er das ganze bis jetzt von ihm durch einen Statthalter regierte Land Natal zwischen den Flüssen Tugela und Umzimvubo, zwischen See und Drakengebirge für ewige Zeiten den Holländern abtrat. Missionar Owen mußte darüber ein Document aufnehmen, welches Dingan mit seinem Handzeichen versah.

Auch die folgenden Tage wurden mit Festspielen ausgefüllt, und am 6. Februar schickte sich Retief zur Rückreise an. Die Bauern ließen sich den Abschiedstrunk an Kaffernbier behaglich munden, als plötzlich der König ausrief: „bulala matakati“ d. h. „Schlagt die Zauberer todt.“ Und in demselben Augenblick warfen sich 3—4000 Zulu auf die Weißen. Ein furchtbares Blutbad entstand, die Bauern wehrten sich wie die Löwen; aber endlich hauchte auch der Letzte sein Leben aus unter den Keulen der wachsenden Zuluschaaren. Dem Missionar Owen ließ der König sagen, er habe nichts zu fürchten. Derselbe zog jedoch vor, gleich darauf dies Mordland zu verlassen und nach Port Natal zurückzugehen.

Von den kühnen Bauern blieb kein einziger übrig, der den im Lager versammelten Genossen die Nachricht von dem Geschehenen bringen konnte. Diese wollte der König ihnen selbst überbringen lassen, durch seine Regimenter, die in nächtlichen Eilmärschen die nichts Ahnenden und auf der Jagd Zerstreuten angriffen. Auch hier entstand ein furchtbares Gemetzel, in welchem über 600 Bauern ihr Leben einbüßten, bevor sie die Schaaren der Zulu besiegten und in die Flucht schlugen. Das war ein Tag des Jammerns und Wehklagens, von welchem der an jener Stätte später erbaute Ort den Namen Weenen (Weinen) führt bis auf diesen Tag.

Die Bauern sammelten sich wieder; unter den tapferen Anführern Andries Pretorius und Carl Landmann stießen neue Schaaren zu ihnen. Sie beschlossen, den Tod ihrer Gefährten zu rächen. Am 16. December 1838 erreichten sie Dingan am Umslato, und brachten ihm mit Hülfe ihrer Pferde und Feuerwaffen eine solche Niederlage bei, daß Dingan mit seinem Heere jählings floh, und



Weenen.

nachdem er Umkungkinglove verbrannt hatte, sich in den Wäldern verbarg. Die siegreichen Bauern suchten in den rauchenden Trümmern der Hauptstadt nach den Gebeinen ihrer erschlagenen Gefährten. Man fand sie bald. Piet Retief's Leiche wurde an dem Bandelier erkannt, das er als Feldobrist getragen hatte. In demselben steckte noch das Document, mittelst dessen Dingan den Bauern Natal abgetreten hatte für ewige Zeiten. Das nahmen sie zu sich, beerdigten ihre Gefährten und kehrten zurück in das Land, das ihnen so viel Blut und Thränen gekostet hatte.

Die americanischen Brüder hatten sich während dieser Kämpfe zu Gardiner nach Port Natal geflüchtet. Doch war ihres Bleibens daselbst nicht lange. Die Heerhaufen des erzürnten Dingan überfielen die Ansiedlung, plünderten und mordeten. Missionar Owen, der bis zum letztmöglichen Moment blieb, sah vom Schiffe aus, wie die Stationen Berea und Ambanati in Rauch aufgingen. Das war das vorläufige Ende der Zulumission unter Dingan.

Bald darauf sandte Dingan zwei seiner vornehmsten Räthe in das befestigte Lager der Bauern und ließ um Frieden bitten. Derselbe wurde im März 1839 geschlossen, und kraft desselben die ganze Natal-Colonie den holländischen Bauern abgetreten.

Dingan suchte die erfahrene Niederlage durch Kriegszüge wider die benachbarten Kaffernstämme auszugleichen, und nahm sein Heer dazu stark in Anspruch. Eine Partie Unzufriedener sammelte sich um Panda, Dingan's Bruder. Dingan stellte diesem nach dem Leben; er floh zu den Bauern, und diese ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm eingehend rüsteten zu neuem Kriege. Dingan sandte zwei Botschafter, um Frieden zu bitten nach Pietmaritzburg, der Hauptstadt der Bauern. Diese entdeckten aber in dem einen derselben den vornehmen Capitän, der dem Dingan den Rath zur Ermordung Retiefs gegeben hatte. Sofort hielten sie ein Kriegsgericht und verurtheilten beide zum Tode. Dann vereinten sie ihre Macht mit den Schaaren Umpanda's. Es kam zu einem furchtbaren Zusammenstoß; zwei Regimenter Dingan's wurden gänzlich aufgelöst, zwei gingen zu Panda über, bis endlich Dingan's Heer in wilder Flucht sich auflöste. Die Bauern verfolgten die Flüchtigen mit allem Eifer, so daß dem Dingan zuletzt kaum 100 Mann übrig blieben. Er floh in das Land seiner Feinde, der Swazi, die ihn todtschlugen. Am 14. Februar 1840 riefen die Bauern Panda zum Könige aus.

Die Bauern richteten sich inzwischen in dem so theuer eroberten Lande als besonderer Staat ein. Sie erbauten die Hauptstadt Piet-Maritzburg, welche von den beiden Anführern Piet Retief und Gert Maritz den Namen erhielt. Sie erwählten einen Rath von 24 Personen, und nannten ihr Land eine Republik. Mit dem Gouverneur in der Capstadt knüpften sie Unterhandlungen um An-

erkennung des neuen Staates an. Derselbe wies sie aber zurück; er betrachtete sie als englische Unterthanen, und das Land als englisches Kronland. Ihr Protest half natürlich nichts gegenüber der englischen Uebermacht. Als die Bauern 1841 mit den Amapondo in Krieg geriethen, sandte der Gouverneur diesen, als seinen alten Verbündeten, einige Truppen unter Capitain Smith zu Hülfe, und ernannte diesen 1842 zum Commandanten von Natal. Mit 200 Mann britischen Soldaten und 2 Kanonen kam er im Mai daselbst an. Die Bauern legten ihm einen Hinterhalt, nahmen ihm seine beiden Kanonen ab und tödteten viele seiner Soldaten. Mit Mühe konnte er sich mit dem Rest in eine schnell erbaute Schanze flüchten, woselbst ihn die Bauern so fest einschlossen, daß er nur noch Pferdefleisch und Krähen zu essen hatte. Von der Capstadt wurde ihm schnell Hülfe gesandt. Am 26. Juni 1842 segelte das Schiff unter dem Kugelregen der Bauern in die Bai ein, und brachte dem tapferen Capitän Entsatz. Die Bauern mußten Friede bitten und verloren das Land. Natal wurde 1842—1845 durch eine englische Militärpost regiert, dann wurde es zu einer englischen Colonie erklärt, deren erster Gouverneur Martin West im November 1845 eintraf.

Den überwundenen holländischen Bauern gegenüber stellten sich die Engländer sehr freundlich, und gewährten ihnen alle möglichen Vortheile, um sie nur in dem an weißen Bewohnern sehr armen Lande zurückzuhalten. Trotzdem wanderten viele Bauern, Unabhängigkeit suchend wieder nach Norden aus, legten im Transvaal die neue Stadt Ohrigstadt, und als deren Bewohner fast sämmtlich dem Fieber erlagen, die Stadt Lydenburg an; viele, die einstweilen in Natal geblieben waren, folgten ihnen, und erst dem leutseligen ehrenfesten Gouverneur Harry Smith gelang es, in die Bewegung einigen Stillstand zu bringen, so daß namentlich im nördlichen Theil am Drakengebirge noch eine ziemliche Anzahl holländischer Bauern seßhaft geblieben ist.

---

11. König Panda und die Engländer.

Der König Panda war um nichts besser als seine Brüder Tshaka und Dingan. Im Gegentheil, alles, was an jenen noch einigermaßen über das Gewöhnliche emporstieg, schien Panda abgestreift und nur die Gestalt eines blutdürstigen Wollüstlings und Tyrannen übrig behalten zu haben. Von seinem täglichen Leben wird aus dem Jahre 1847 folgende Beschreibung gegeben:

Jeden Morgen kommen sämmtliche Männer der ganzen Stadt und begrüßen ihn mit Fußfall und Erhebung seines Namens und

seines Reichthums. Um ihn stehen 30—40 der Edelsten seines Volkes mit Spießen und Schilden, die nicht von ihm weichen. Wenn er um Mittag im Kraal sitzt, so steht einer seiner Leibwache und hält ihm seinen Schild über den Kopf, ihn gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Jeden Morgen und Abend wird geschlachtet. Der Schlächter tritt mit seinem Spieß heran und sticht mit einem Stoß das Rind unter dem Vorderblatt ins Herz. Alles Fett wird ins königliche Fetthaus getragen und daselbst in kolossale irdene Töpfe niedergelegt. Dies gehört mit zu der Größe eines Kafferfürsten: Wer Fett zum Salben seiner Haare, seines Körpers oder seines Kleides nöthig hat, der wendet sich an den Fürsten.

Ehe sich Umpanda zum Speisen anschickt, geht Einer mit einer von den Weißen geschenkten Tafelglocke umher und klingelt. Das ist das Zeichen zu allgemeiner Stille. Wehe dem, der den hohen Herrn durch irgend ein Geräusch bei seiner Mahlzeit stört. Ist diese vorüber, so wird wieder geklingelt, zum Zeichen, daß das Volk und Vieh sich wieder regen kann. — Sobald der Elephantenjäger, der in Umpanda's Gebiet zu jagen gedenkt, seinen Fuß auf seinen Grund und Boden gesetzt hat, so muß er einen Eilboten absenden, dem König davon Kunde zu geben. Hat er Lust, dem Weißen sein Gesuch zu gewähren, so läßt er ihn bis zur Residenz nahen. Dort bleibt er außerhalb, bis ein Bote kommt mit dem Befehle, jetzt zu erscheinen. Umpanda fragt die Neuigkeiten, fordert eine gewisse Abgabe, fragt, in welchem Theile seines Reiches er jagen will und beschreibt ihm dann die Grenzen des Districts, innerhalb welcher er das Wild schießen kann, sowie auch die Zeit seines Aufenthaltes. Ist dies beendigt, so giebt er dem Jäger einen Trupp seiner Leute mit, die ihn bei der Jagd unterstützen. Seine Person und sein Eigenthum ist nun völlig gesichert. — Lehrer will Umpanda nicht, weil sie diejenigen schützen, die er strafen will, und sich so zu Capitänen über seine Leute machen, und weil die Lehrer den Regen aufhalten. — Dingan, sein Bruder, ließ, sobald eine seiner Frauen schwanger war, diese tödten, weil er glaubte, Kinder seien seinem Leben schädlich. Umpanda hat gegen 100 Frauen und viele Kinder.

Je weniger Panda durch Heldenthaten und Kriege sein Volk an seine Person zu fesseln Gelegenheit hatte, desto mehr mußte er durch massenhafte blutige Hinrichtungen sein Ansehen zu sichern suchen. Nur einmal hatte seine Armee Gelegenheit, ihre alterprobte Tapferkeit zu bekunden.

Panda's Söhne Umbulasi und U-Cetshwayo, zwei Jünglinge von 20—25 Jahren, beanspruchten beide die königliche Macht. Der Erstere war des Vaters Liebling, der andere hatte die Tigernatur seiner Ahnen geerbt, und hätte am liebsten Bruder und Vater aus dem Wege geräumt, um Alleinherrscher zu sein.

Missionar Posselt berichtet im December 1856 über den Verlauf des Krieges:

Unerwartet und mit Erstaunen und nicht ohne Schrecken vernahm die Kolonie die Nachricht von dieser plötzlichen Revolution. Umbulasi selbst brachte die erste Kunde. Ueber die sehr breite, von Regengüssen angeschwollene Tugela schwimmend, erschien er zu Ende des Monats November vor dem an der Drift diesseits stationirten englischen Magistrate und bat um Hülfe für sich und seinen Vater. Mit unsichern Worten wurde sie ihm zugesagt. Den Prinzen begleitet des Magistrats Polizei, 60 bewaffnete Schwarze und Hottentotten, unter der Führung eines jugendlichen, tollkühnen Engländers. Ihr Zweck ist, die Brüder zu versöhnen. Am 2. Dezember machte sich der junge Lieutenant mit seinen sechszigen und einer Abtheilung von Umbulasi's Soldaten auf den Weg zu dem zwei deutsche Meilen innerhalb des Landes stehenden Uketshwayo. Auch dieser befindet sich schon im Anmarsche. Der bewaffnete Parlamentair will reden, aber eine feindliche Kugel saust ihm vor dem Kopf vorbei. Da giebt der Offizier Befehl zum Schießen. Die 60 Polizeidiener feuern ab, und von Umbulasi's Armee unterstützt, schlagen sie den Feind zwei Mal zurück. Jetzt hat sich Uketshwayo's Streitmacht vereinigt. Sie wird auf 20,000 Mann von Augenzeugen angegeben, die des Bruders beträgt nur etwa 8000. Mit unwiderstehlicher Gewalt treibt jene diese vor sich hin. Der breite Spieß sitzt den Fliehenden auf dem Nacken und den Weg der Flucht bezeichnen Tausende von Männern, Weibern und Kindern, die entweder erstochen sind oder sich in ihrem Blute noch krümmen. In unsäglicher Herzensangst und keuchend und schweißtriefend kommen die Fliehenden bei der Tugela an. Sie ist von Ufer zu Ufer gefüllt. Das verfolgende Schwert giebt keine Bedenkzeit. Hinein in den wilden Strom stürzt sich mit einem Todesschrei die unglückliche Masse. Da vollendet der Fluß das Werk der Vernichtung von Menschenleben. Sie sinken zu Tausenden und die Fluth führt die Leichname in die nahe See. Gegen 6000 Menschen sind an diesem Tage in die Ewigkeit hinüber gegangen. Diesseits steht Herr Shepstone und andere Offizianten. Sie empfangen die Halbtodten, welche sich durch Schwimmen gerettet haben und gewähren ihnen Obdach und Nahrung in der Kolonie. Die starke, südwärts gerichtete Strömung an der Küste führte unzählige Leichname an den Strand und spülte sie bis an unsern Hafen, der 15 deutsche Meilen entfernt ist. Die Obrigkeit muß Männer bestellen, die übelriechenden Todten am Strande zu beerdigen, damit nicht eine Pest ausbricht. Da wird in's Grab gescharrt manche Mutter mit Stichen im Rücken, die ihren Säugling noch mit ihren Armen umschlungen hält.



U.-Cetschwayo.

Der König der freien Zulu.

Uketschwayo begiebt sich siegestrunken auf den Rückmarsch. Er begegnet 20 Wagen der Elephanten-Schützen und der Handelsleute, welche das ganze Jahr hindurch im Zululande ihr Geschäfte treiben. Die Wagen werden geplündert, das Vieh geraubt, den Personen der Weißen geschieht kein Leid. Jetzt wird noch Jagd auf alle Unglücklichen gemacht, welche, der Parthei des Umbulasi zugehörend oder einer Neigung zu ihm verdächtig, sich in Wäldern und Klüften verkrochen haben. Auch der überwundene Bruder fällt dem siegenden lebendig in die Hände. Er läßt ihn lebendig schinden und streut auf das zuckende Fleisch heiße Asche und schwarze Ameisen. Dann brechen sie ihm die Rippen auf und ziehen ihm das Herz heraus und die Dämonen fressen es auf! — Die Lieblingsfrau des Umpanda fällt dem Sieger ebenfalls in die Hände. Ihr werden die Augen mit einem Spieß ausgestochen und dann ruft man ihr zu: „Such dir deinen Tod, wo du ihm begegnest." Einem kleineren Bruder läßt er die Hände abhauen. —

Bald kommt eine Nachricht von Umpanda's Ermordung, bald, er sei von Freunden versteckt. Diese letztere hat sich als wahr erwiesen. Zu den wenigen Getreuen, die ihm geblieben sind, gesellten sich bald andere, welche von Uketschwayo abfielen, weil sie sich vor dem Mordkind fürchteten. Der Vater sandte seine kleine Schaar von alten, kriegsgeübten Soldaten gegen seinen Absalom und dessen junge, zahlreiche Mannschaft. Es erfolgte ein gräßliches Blutbad, noch schrecklicher als jenes erstere. Die Alten schlugen die Jungen. Man wußte nicht, ob Uketschwayo zu den Erschlagenen gehörte, oder sich versteckt hielt. Seine Herrschaft hat etwa 18 Tage gedauert: eine Zeit lang genug, um durch ihn eine blutbefleckte Nation zu richten, und auch lang genug für solchen Unmenschen, das Scepter zu führen. Der Ruhm, welchen er seinen Soldaten gleich nach der ersten Schlacht gab: „Nicht mehr Männer, sondern Helden seid ihr," und ihre Entgegnung: „Es giebt nur Einen König, und der ist Uketschwayo," dieser Ruhm verblich so schnell, wie der Schall der Worte verhallte."

Panda's Stellung war durch den Sieg gesichert. Allein auch Uketschwayo (Cetschwayo) tauchte bald wieder empor an der Spitze eines mächtigen Anhangs. Vater und Sohn regierten (bis zu dem 1872 erfolgten Tode Panda's) — als Gegner, die sich mieden — zu gleicher Zeit; Beide gleich grausam, gleich hochmüthig, gleich tyrannisch. So oft sie das Uebergewicht der Weißen erfahren haben, so hat doch ihre Verachtung derselben um Nichts abgenommen. Alle Engländer halten sie für arme, elende Menschen, weil sie von ihrem Salaris leben und darüber sich zu Tode arbeiten müssen, während der Kaffernfürst allein ein nobles unabhängiges Leben führt. Er allein kann wahrhaft generös sein, weil er eben Alles besitzt, und sein Volk nichts, ja weil sein Volk von ihm allein

erhalten und gepflegt wird, noch dazu ohne Abgaben zu geben. Das Volk selbst denkt ebenfalls, es werde von seinem Fürsten allein gefüttert und fett gemacht. Seit 1872 ist Cetshwayo der alleinige König und Tyrann der freien Zulu. Auf die Geschenke, deren er viel von den Weißen erhalten hat, die schönen Kleider, den Wagen, sieht er mit souveräner Verachtung herab. Sonst war dem Kaffer der Wagen „das Haus, das auf Füßen geht," ein Gegenstand hohen Verwunderns. Als aber Cetshwayo einen Wagen geschenkt erhielt, gestattete es ihm sein Stolz nicht, denselben zu gebrauchen. Höchstens läßt er Vorräthe in demselben von einem Platz zum andern fahren. Sich selbst hineinzusetzen, hält er für völlig unter seiner Würde. Die europäischen Kleider zieht er höchstens dann an, wenn er eine Reise unternimmt.

Auch den Izibongo des Panda theilen wir in Döhne's Uebersetzung sammt der Erklärung mit:

4. Izibongo des Panda.

Du Ueberläufer, jüngerer Bruder von Tshaka!
Schwalbe, die in der Luft herum irrte;
Schwalbe mit dem braunen Bauche.
Von dessen Vieh kein Ende war beim Ueberläufer,
Und über einander stolperten beim Laufen.
Bewunderer des Befehls, du eitler:
Da du selbst hast Befehl gethan zu Magongo!
Messingner Stab des Ndabezita, —
Der von den andern Stöcken übrig blieb,
Welche man zerbrach, aber ihn im Ruste ließ:
Meinend, Feuer damit anzumachen, an einem Regentage;
Damit das Fleisch des Bullen aus Inqakavi,
Immerdar wohl schmecket, was gebraten,
Aber immer schadlos bleibt, wenns gekocht wird.
Das Weib aus Mangeba's Hause ist erfreut,
Denn sie sah die Leoparden von Jama,
Sich einander tödten zwischen den beiden Magongo.
Er, der hindurch ging durch die Intuma und Hliza,
Von welchem der Himmel donnerte bei den Magongo;
Und er nahm Silwana, der geboren von Hlowu —
(Nun folgen noch 14 Stammhäupter, die er mit sich nahm.)
Ich preise dich, Herrscher des Majokwane und Ndaba,
Keiner blieb zurück zum Erzählen, Keiner zurück um zu raunen!
Du bist ein Elephant, ein Elephant, ein Elephant!
Majestät! Herr! Du Unbegreiflicher!

Erklärung.

Hier wird Pandas Größe gepriesen, die in seinem Uebergang über die Tugela zu dem holländischen Bauer-Kommando, und der entscheidenden Schlacht mit Dingane zwischen den Bergen — Magongo — zum Vorschein kam.

Als jüngerer Bruder von Tshaka betrachtet, gleicht er der hübschen Schwalbe, die herum irrt, und sich gern an den Häusern Anderer ihr Nest machte. Also war er damals sehr gering, und einsam.

Aber zur Zeit des Uebergangs zu den Afrikanischen Bauern (1837—38) war er im Besitz des ganzen Viehs von Tshaka und Dingane, welches so zahlreich war, daß es nicht laufen konnte im Trupp.

Er hatte immer die strikten Befehle von Dingane bewundert, — und er schien darin eitel zu sein; denn als es zum Treffen bei Magongo kam, zeigte sich's, daß er selbst auch befehlen konnte!

Daher wird er, als ein messingener Stab, mit dem alten Helden Ndabezita verglichen, weil er von den andern Stöcken — Tshaka, Dingane u. s. w. — allein übrig blieb. Dieser Umstand war denkwürdig: denn in jener jugendlichen Einsamkeit, als Dingane an die Regierung kam, seinen Bruder Tshaka und andere Brüder getödtet hatte, wollte ihn Dingane auch tödten, wurde aber davon abgeredet, weil Panda als eine harmlose Schwalbe betrachtet wurde. Die Rauchschwalbe wurde also im Neste gelassen.

Allein, die dieses bewirkten, hatten im Schilde — an einem nassen Tage ein Feuer mit diesem Stocke (i. e. Panda) anzumachen, welches an jenem Tage geschah, als er über die Tugela ging und sich zu den Bauern schlug, dann alle seine Nachfolger mit dem Kommando der Bauern vereinigte, die Dinganesche Armee schlug bei Magongo, dem Dingane bis ins Amaswazi Land nachsetzte, woselbst dieser von den Amaswazi erwürgt wurde.

Fleisch gabs genug zu essen in dieser Zeit, besonders von dem Vieh eines reichen Häuptlings, der zu Ingakawi wohnte. Zum Kochen war damals keine Zeit, die Zulu essen das Fleisch immer roh —, doch wurde es jetzt gebraten, und war sehr schmackhaft. Daß Panda dieses zuließ wird als eine besondere Güte von ihm gerühmt.

Seine Frau, die mit war bei der Schlacht (die Tochter von Mangebo) sah mit Wohlgefallen, wie Panda siegreich hervorging, und dann sich an dem Fluß Intuma niederließ.

Als der donnernde Himmel, so nahm er jetzt Rache an einem Obern — Silwana, der von Hlova geboren, wahrscheinlich, weil er nicht tapfer gefochten hatte. Mit den andern 14 Oberen und deren Volke, das unter ihm vereinigt wurde, bildete er sein Reich, in welchem ihn die Bauern befestigten.

Zum Schluß wird er gepriesen: daß er von Dinganes Anhängern keinen übrig ließ, der die Geschichte erzählen, oder heimlich wieder eine Verschwörung gegen ihn anstiften könnte: — daß er sich wie ein Elephant in der Schlacht und nach derselben bewiesen. Alle Ehre dem Herrn, dem unbegreiflichen Panda! Das war die Salbe des Reichs.*)

Die Mordgier des Zulufürsten übte auf die Entwicklung der benachbarten Natal-Colonie einen entscheidenden Einfluß. Aus den bezwungenen Völkern, über die ein Ungeheuer herrschte, in dessen Augen das Leben eines Menschen nicht so viel gilt, als das eines Hundes, flüchteten, obschon Todesstrafe darauf gesetzt war, tausende alljährlich hinüber in die Colonie, wo der Umlungu (Weiße) im Regiment saß, „unter dessen Schutz auch der Schwarze mit beiden Augen schlafen konnte," wo mancher Mann sein vermißtes Weib, mancher Vater sein Kind, mancher Bruder den Bruder wiederfand.

---

*) Anm. Es ist leicht ersichtlich, daß die Gedanken, oder Ideen der Zulu-Poesie zwar oft sehr tief und sinnreich, aber dennoch nicht erhaben sind; und auch nicht über die Grenzen der thierischen Natur gehen. Doch ist sie völlig charakteristisch, und es lohnt der Mühe, sie genau anzusehen.

Die Engländer nahmen die Flüchtlinge auf und gaben ihnen Locationen. Umpanda sah mit Ingrimm seine Unterthanen schaarenweise das Nachbarland bevölkern, er drohte wiederholt die Engländer mit Krieg zu überziehen, um sie dieserhalb zu strafen. Allein er hatte zu viel von der Ueberlegenheit der Weißen im Kampfe mit Augen geschaut, als daß er jemals gewagt hätte, seine Drohungen auszuführen.

Die Lage der wenigen Weißen im Lande war in der That eine im hohen Grade bedenkliche. Ihre Gesammtbevölkerung mochte 1848, nach der Massenauswanderung der Bauern, kaum 2500 betragen, 1500 Holländer und 1000 Engländer. Von letzteren waren 500 Soldaten, welche keine geringere Aufgabe hatten, als das Land nach der einen Seite hin gegen die gewaltige Macht Panda's, nach der andern gegen die räuberischen Buschleute auf dem Drakengebirge, und nach der dritten gegen die zahlreichen Amapondo im Süden, und über das alles gegen die bis zu 100,000 Seelen herangewachsenen Zulu-Einwanderer zu beschützen, die, obgleich zunächst als Schutz suchende Fremdlinge in's Land gekommen, doch sehr bald zum Bewußtsein der Uebermacht gelangten, welche sie gegen die Hand voll auf einzelnen Bauernplätzen zerstreut wohnender Weißen besaßen. Da war es kein Wunder, wenn auf das bloße Gerücht: Panda kommt, alle Ansiedler Hals über Kopf sich in gemeinsame Sicherheitsorte flüchteten, wie wir dies in der Geschichte unserer Missionare bald näher beschreiben werden.

Die den englischen Behörden gestellte Aufgabe war eine riesenhafte. Als Hauptagent für Lösung derselben wurde der Sohn eines evangelischen Missionars, Herr Shepstone angestellt, derselbe, dem wir bereits bei der Beschreibung der Kaffernkriege als Magistrate in Fort Peddie in Britisch-Kaffernland begegnet sind (Bd. II Abth. 2 p. 106), als dem treuen Freunde, der unserm ermordeten Bruder Scholz ein so ehrenvolles Leichenbegängniß bereitete.

Herr Shepstone kannte die Art und Sitten und Denkweise der Kaffern aus langjähriger Erfahrung genauer, als irgend ein Zweiter. Deshalb war er auch im Stande, seine schwere Aufgabe mit dem größten Geschick zu lösen.

Zunächst entwarf er einen Plan, die Einwanderer in verschiedene Locationen über das ganze Land so zu zerstreuen, daß er immer die Nebenbuhler gegeneinander setzte, um im Fall der Noth sich der Hülfe des einen Stammes wider den andern bedienen zu können. Sodann vermied er es sorgsam, an den Gebräuchen, Sitten und Rechten der Kaffern etwas zu ändern; englische Beamte entschieden ihre Streitigkeiten nach dem heidnischen Kafferrecht. Die Pflichten, die einer christlichen Obrigkeit aus dem Gehorsam gegen die heil. Schrift erwachsen, konnten freilich nicht immer zu ihrem Rechte kommen, Mädchenverkäufe, Zauberprozesse &c. wurden

nach Kaffernbrauch entschieden.' Daneben aber wurden dem Kaffer auch die persönlichen Menschenrechte, auf deren Wahrung der Engländer so stolz und eifersüchtig ist, mit nicht immer weiser Maßhaltung zuerkannt. Leute, die soeben unter der Despotie eines Panda kaum aufzuathmen gewagt hatten, sahen sich plötzlich aller hemmenden Fesseln ihrer angeborenen thierischen Leidenschaften entledigt, so weit nicht das englische Gesetz dergleichen direkt verbot, ein Gesetz, zu dessen energischer Handhabung auch von weitem nicht die nöthige Zahl von Behörden oder Polizisten vorhanden war. Die Folge war, daß der eingewanderte Zulu bald übermüthig ward; das Stehlen, das er aus Furcht vor der gedrohten Todesstrafe im freien Zululande gänzlich gemieden hatte, lernte er in der Freiheit des englischen Natal-Regiments, welches nur nach genügender Beweisaufnahme die Strafe verhängte, bald aus dem Grunde. Dazu gestattete er sich schamlos die gröbsten Unsittlichkeiten, Saufgelage und Schwelgereien waren ja nicht gesetzlich strafbar. Shepstone sah bald die Aufgabe über seinen Kopf emporwachsen, die schwarzen Einwanderer nahmen je länger je mehr eine bedenkliche Haltung an. Hülfe mußte beschafft werden. Als Missionarssohn erwartete Herr Shepstone sie von der Mission, und war nicht wenig erfreut, als er vernahm, daß etliche unserer ihm von Britisch Kafferland her wohlbekannten Missionare, die durch die Greuel der Kafferkriege zum Verlassen ihrer Stationen in Britisch Kaffernland gezwungen waren, die Absicht verlautbarten, in Natal ihre Wirksamkeit fortsetzen zu wollen. Der Brief, den Herr Shepstone unter dem 3. August 1846 als Antwort auf deren vorläufige Anfrage aus Pietr-Maritzburg zurückschrieb, zeichnet die Situation so klar, daß wir es für angemessen erachten, aus demselben folgendes hier mitzutheilen:

„In Erwiederung Ihrer Frage, ob es für Sie rathsam sein dürfte, hierher zu kommen, und ob Sie neue Stationen hier würden anlegen können, kann ich zu meiner Freude Sie auf das Dringendste auffordern, zu kommen, und zwar bald zu kommen. Nur einige von den Gründen, welche meine angelegentliche Aufforderung rechtfertigen, können in einem Briefe Platz finden, doch will ich einige der hauptsächlichsten Ihnen angeben. Erstens: Die Zahl der Eingebornen innerhalb dieser Colonie, die demzufolge nun Englische Unterthanen geworden sind, beträgt etwa 100,000 Seelen, die sehr verschiedenen Volksstämmen und Ueberresten von Volksstämmen angehören. Sie sollen unter 8 bis 10 verschiedene Districte, ein jeder zu 8—10,000 Seelen vertheilt werden. Jeder von diesen Districten muß 2 oder 3, wo möglich, mehr Missionare erhalten. Gegenwärtig aber haben sie Alle zusammengenommen nur 3 Missionare, nämlich 2 Amerikanische und 1 Norwegischen; — was können so Wenige ausrichten? — Zweitens: Wir haben

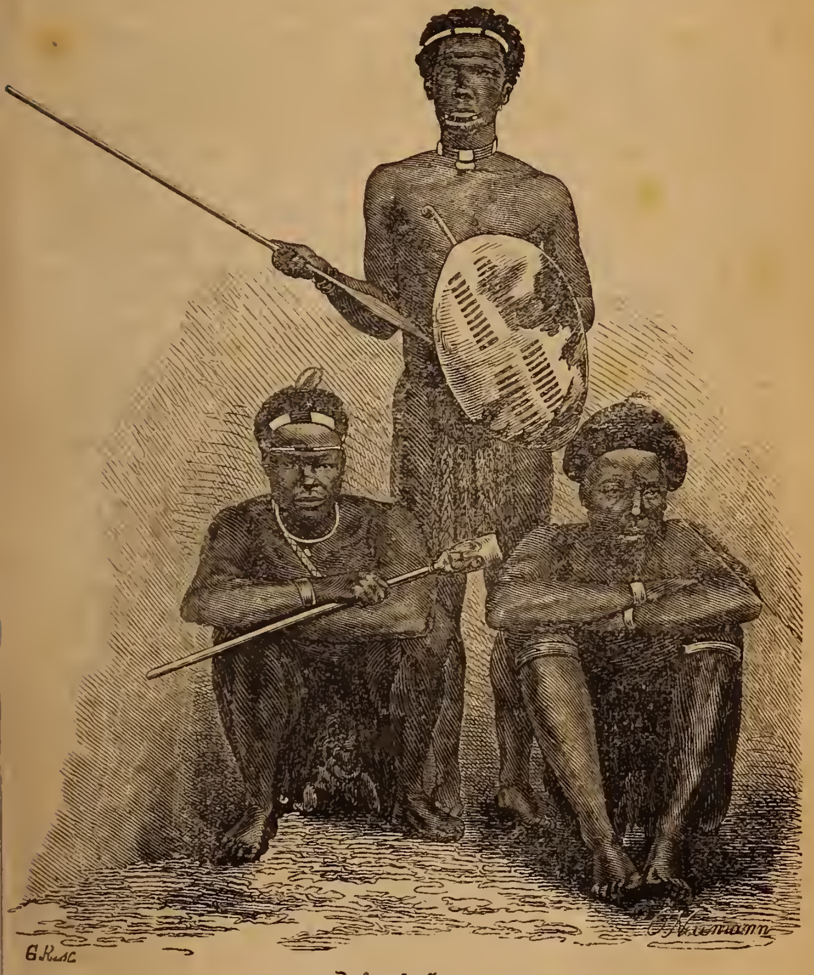
hier eine Regierung, deren Mitglieder sämmtlich die Niederlassung von Missionaren auf das Sehnlichste wünschen, indem sie überzeugt sind, daß deren Wirksamkeit ihnen bei der Regierung der Eingebornen eine wesentliche Unterstützung gewähren wird. Ich habe mit den angesehensten Regierungsbeamten hierselbst über Ihre Anfrage, ob Ihnen gerathen werden könne sich hier niederzulassen, gesprochen, und Alle waren einstimmig in dem Wunsche, daß Sie hierher kommen möchten. Sie sehen demnach, daß Sie jede Erleichterung und Ermunterung, welche Sie in äußerer Hinsicht für Ihr Unternehmen sich wünschen können, hier würden zu erwarten haben. — Drittens: Das Land ist schön und fruchtbar. Die Einwohner sind bis jetzt äußerst gehorsam und fügsam, und, wie es mein Bestreben ist, sie so zu erhalten, so darf ich hoffen, daß Sie mir helfen werden, sie so zu erhalten, und bitte darum nochmals auf das Dringendste und Herzlichste: Kommen Sie! — Obwohl ich Ihnen Land, Regierung und Leute in so günstigem Lichte dargestellt habe, so sind Sie schon zu lange Zeit bei dem Missionswerke beschäftigt, als daß Sie meinen werden, ich wollte Ihnen in Aussicht stellen, daß Sie hier keine Schwierigkeiten und Mühsale antreffen würden. Ich zweifle nicht, daß Sie davon Ihr Theil hier haben werden, so wie ich das meine habe, aber nichtsdestoweniger trage ich kein Bedenken zu behaupten, daß es in ganz Südafrika und vielleicht in der ganzen Welt keine Gegend giebt, die solche Vortheile und Erleichterungen für Missionsunternehmungen darbietet, als die Colonie Port Natal. — Wenn Sie einige Zeit das Evangelium werden gepredigt haben, so werden Sie ohne Zweifel auf Widerstand stoßen, doch, wo sollte das nicht so sein? Sie werden indeß den Schutz unserer Gesetze in demselben Grade genießen, als wenn Sie in der alten Colonie wären. Sie werden demnach nicht von den Launen und Einfällen eines eingebornen Häuptlings abhängig sein, denn er selbst ist Unterthan unserer Regierung, und als solcher für alle seine Handlungen der Regierung verantwortlich, unter welcher er sich gegenwärtig befindet."

Wie unsere kafferländische Brüdern in dieser Angelegenheit am 10. November 1846 eine Konferenz in Bethanien abgehalten haben, auf welcher der Beschluß gefaßt wurde, daß unsere Brüder Döhne, Posselt und Güldenpfennig in das neue Arbeitsfeld abgehen sollten, das haben wir seiner Zeit bei der Geschichte der Kaffernkriege (Band II. Abth. 2, p. 124, 125) mitgetheilt.

---

12. Bilder aus dem Leben und den Sitten des Zulu-Volks.

Bevor wir unsere Missionare in ihr neues Arbeitsfeld begleiten, geben wir zum Schluß dieser ersten Abtheilung, aus welcher wir Land und Leute von Natal kennen lernen wollen, eine Reihe von Kafferbildern, welche uns das Leben und die Sitten und den



Zulu-Kaffern.

Charakter der Zulu, wie sie sich inmitten der weißen Umgebung ausgestaltet haben, vorführen sollen. Dieselben sind zum größten Theil

nicht aus der Feder des Herausgebers, sondern aus der unseres Missionar Posselt, dem Gott der Herr eine solche Gabe der scharfen Auffassung und plastischen Darstellung charakteristischer Eigenthümlichkeiten verliehen hat, daß der Herausgeber, trotzdem er selbst unter dem Zulu-Volke gereist ist, sich nicht getrauen würde, so scharf und wahr dasselbe zu zeichnen, als dies in den nachfolgenden Charakterbildern geschehen ist.

a) Gestalt, Kleidung, Speise.

Die Zulu-Kaffern sind ein kräftiger Menschenschlag von gewöhnlichem Wuchse, regelmäßigem und schönem Gliederbau. Ihr Aussehen zeugt von großer Gesundheit und Frische, höchst selten begegnet man einem Krüppel oder Siechen. Sie sind wohlgenährt, doch nicht mit Fleisch überfüllt, ausgenommen das weibliche Geschlecht, welches allgemein zu einem Ansatz von Fleisch und Fett hinneigt. Unter den jungen Männern befinden sich viele von bildschöner Gestalt und hohem Wuchse. Auch unter den Mädchen giebt es mehrere von großer Schönheit und Liebenswürdigkeit. Kleine Kinder machen sich allerliebst mit ihren dicken Pausebacken, den großen, klaren, glänzenden Augen und fetten, runden Gliedern. Unter den Frauen sind Schönheiten höchst selten. Bei vorgerücktem Alter verschwindet beinahe bei Allen, beiderlei Geschlechts, die Zierde der grauen Haare, nämlich die achtungsgebietende Ehrwürdigkeit und die Milde in den Gesichtszügen. Ein Leben voll Sünde, Wildheit und Leidenschaft, in roher Unwissenheit verbracht, ein Leben, wo man bei hohem Alter noch kindisches Wesen treibt, kann keine ehrfurchtsvolle Greisesgestalt erzeugen. Namentlich gewahrt man unter den alten Frauen wahre Schreckensbilder. Vor so einem nackten Wesen, von der Menge der Jahre gekrümmt, wo nur noch die grobe, schwarze Haut die dicken Knochen lose und faltenreich bedeckt, entweder mit rothen, triefenden Augen, oder so, daß sie wie ausgeloschen aussehen, von Schmutz und Schmiere überkleistert und dazu der völlig verthierte, dumme Ausdruck des Gesichts, muß man unwillkürlich sich entsetzen und man glaubt eher einen verwitterten, alten Affen vor sich zu sehen, als einen Menschen.

Der Gang der Kaffer-Männer ist militairisch, gerad und gemessen. Mit Leichtigkeit und Zierlichkeit bewegen sie jedes Glied. Harte Arbeit hat ihren Körper nicht steif und unbeholfen gemacht, wie es der Fall bei dem arbeitenden Europäer ist. Der Kaffer ist nicht wenig stolz auf die schöne Haltung seines Körpers. Mit Verachtung und spottend sieht er auf den plump und schief gehenden weißen Arbeitsmann. Er giebt ihm einen Spottnamen, welcher sich hauptsächlich auf dessen Gang und Körper bezieht. „Schiefbein,“ „Elefantenklaue,“ „Klauenkranker,“ „Steifknie“ ꝛc. sind Bei-

spiele von Namen, welche der stolze Wilde einigen Deutschen gegeben hat und seine bildsame Sprache reicht ihm für diese Spötterei hinreichendes Material. — So den Körper zu halten, daß der Kopf ein wenig nach hinten gelehnt wird, die breite, volle Brust stark hervortritt, die Arme frei schweben und etwas nach innen gebogen werden, die Füße nach außen und während des Gehens den mit Flitterstaat verzierten Hintern drehen, dies beschaut der Kaffer für den edelsten Gang. — Der Gang der Frauen und Mädchen ist weiter nichts als ein plumpes, kraftvolles Weitereilen. Schwere Arbeit, namentlich das Tragen von unglaublich großen Bündeln von Feuerholz auf ihren Köpfen, so groß, daß ich zuweilen nicht im Stande bin, ein solches Bündel aufzuheben, wobei sie noch einen Säugling auf dem Rücken schleppen, haben ihren Körper steif gemacht. —

Die Farbe des Kaffers ist nicht kohlschwarz, sondern etwas fahl. Viele sind gelbschwarz und diese hellere Farbe wird von ihnen hochgeschätzt.

Mit der Ausnahme schöner Kaffern, deren Lippen dünn sind, und die Nasen nicht so breit, haben alle dicke, umgekrämpte Lippen, großen, hervortretenden Mund, ganz flache Nasen, namentlich an der Wurzel, mit weit ausgedehnten Löchern. Der Nase scheint überhaupt der Balke zu fehlen. Unsere hohen Nasen und namentlich die gebogenen vieler Engländer kommen ihnen sehr häßlich vor. Sie nennen sie Habichts-Nasen. Die Zähne sind in der Regel prachtvoll, — klein, völlig eben, oft mit kleinen Zwischenräumen, und weiß wie Elfenbein. Ihre Augen sind ebenfalls sehr schön, — groß, kohlschwarz und hell — strahlend, von starken Wimpern geschützt, und diese oft nach oben wie Löckchen gelegt, was in der That schön aussieht. Die Stirn ist eher rund als flach und hat keine besondere Ausdehnung. Die Kinnbacken stehen ein wenig hervor, das Kinn ist spitz und bei den Männern mit einem schwachen Bart besetzt, das Gesicht länglicht, die Ohren gewöhnlich, der Ohrzipfel der ältern Kaffern. enthält ein Loch so groß, daß man bequem den Zeigefinger durchstecken kann und dieses Loch hat den Zipfel selbst sehr ausgedehnt. Diese Mode scheint jedoch mehr und mehr zu veralten, denn das junge Volk bohrt nur kleine Löcher in die Zipfel. —

Das Haupthaar ist bei Allen, ohne Ausnahme, kohlschwarz und gekräuselt. Es wächst in Stauden und gleicht ganz der Schafwolle. Es läßt sich gar nicht kämmen, sondern es wird mit einem spitzen Instrumente, etwa einem Dorn oder einer Gabel aufgepellt.

In dem Angesichte junger Kaffern liegt etwas sehr Freundliches und Anziehendes. Je älter sie aber werden, desto mehr prägen sich die Leidenschaften und Laster in den Gesichtszügen aus.

Grausamkeit und Bosheit bilden bei fast allen älteren Kaffern den hervorstechenden Ausdruck des Gesichts. Die wilde Barbarei sieht ihnen so recht aus den Augen. Furchtbar ist der Anblick aufgeregter, bewaffneter Kaffern. Die hündische Wuth hat sich dann auf dem Gesichte gelagert.

Des Kaffers Hände sind klein und fein, seine Finger, welche lange Nägel zieren, kann er nach hinten biegen, so geschmeidig sind sie. Eine kleine Hand und lange Nägel zeigen ihm den Herren an. Sie bekunden den nicht arbeitenden Mann. Die Füße sind bei allen breit und von so harter Sohle, daß sie ihre Messer daran streichen.

Das männliche Geschlecht geht von seiner Jugend an bis zum letzten Tage des Lebens völlig nackt. Nur hängt hinten ein Stück ungegerbtes Ziegenfell mit den Haaren daran, einen Fuß breit und lang, welches während des zierlich drehenden Ganges wie der Perpendikel einer Uhr hin- und herschwebt. Vorn hängt ein Bündel Franzen aus demselben Felle, welche eine Schnur um die Hüften festhält. Somit ist ein Kaffer schamhafter hinten als vorn bedeckt. Knaben von zehn Jahren fangen an, sich mit der hintern Klappe zunächst zu versehen, während die theilweise Bedeckung vorn erst später erfolgt. — Die Mädchen gehen möglichst noch schamloser. Als Frau erhält das Mädchen ein vollständiges Unter- und Oberkleid und dann pflegt sie die Brüste besser zu bedecken. — Gegen kalte Winde und Regen schützt sich der Kaffer mit seiner baumwollenen oder wollenen Decke, in welcher er schläft. Diese ist sein einiges Kleid, was er besitzt. Knaben und Mädchen müssen sich mit einem alten Fetzen begnügen, der oft nur für ein Drittheil des Körpers hinreicht.

Wichtiger und zahlreicher als die Kleider ist der Schmuck des Kaffers, mit welchem er seine schwarze Haut behängt und worin er so wichtig thut, wie nur ein Mensch in Gold und Seide stolzieren kann. Diese Schmucksachen bestehen entweder in Messingringen um die Hand und Armgelenke und die Knöchel, auch werden die Finger und namentlich die Däume damit besteckt; oder in Perlenschnüren um den Hals und Kopf, oder sie werden wie ein Kreuzband über Brust und Rücken gelegt. Sodann sind die Ohren mit künstlich geschnitzten Hölzchen verziert. Auf dem Kopfe stehen Hahnen- und Kranichfedern, oder das Bläschen eines Lammes strebt steif empor. Vor der Stirn hängt ein großer, blanker Knopf oder ein faustdicker Ballen aus Vogelfedern zusammengesetzt. Eine Schnur aus feinen rothen Perlen fällt bis auf die Augenwimpern und die Nase und wie jene sich heben oder senken, so hebt und senkt sie sich ebenfalls. Doch dieses Alles ist noch Nichts gegen seinen Kriegsanzug. Dazu bedarf er einer Menge Schwänze von Rindern und Affen und Ziegenhaare, die lang und zottig und viel-

farbig sind. Diese wehen von seinen Oberarmen, bedecken die Brust bis tief herab, flattern um die Kniekehlen und Knöchel und hängen als viele Schwänze von dem Orte bis zur Erde, wo der Schöpfer bei allen Thieren die Schwänze hingesteckt hat. Nun die Kranichfittige auf dem Kopfe, die Wurfspieße in der rechten Hand und den hohen Schild in der Linken, — o seht! wo in der Welt kann es einen Menschen geben, mehr geputzt, mehr behaart und beschwänzt? Nun müßt ihr für ihn Raum machen. Dort kommt er an. Den großen, ausgeputzten Körper nach vorn biegend eilt er in weit ausgeholten Schritten daher. Noch ist er 3000 Schritte entfernt, aber du hörst ihn schon brüllen. Er macht Luftsprünge, die zum Entsetzen sind. Jetzt schießt er mit vorgehaltenem Schilde seitwärts ins Gras und bückt sich und im Nu schwebt er schon über den Sträuchern. Er poesirt, er redet verrückte Worte, die kein Sterblicher fassen kann. Er geifert, er schäumt, er verdreht die Augen, er spuckt, er grinst, er wirft den Kopf dorthin zur Rechten und spießt die Grashälmchen auf. So saust er wie der Wind vor seinen erstaunten Landsleuten und zur höchsten Freude und Wonne der Mädchen vorüber.

Mit den Schmucksachen des Mädchens sieht es weit ärmlicher aus. Sie muß sich an einigen Perlenschnüren und Messingringen bescheiden. Dafür flicht sie sich Kränze aus grünem Laub und Blumen und behängt sich damit. — Frauen begnügen sich an einem Streifen von rother Erde auf der Stirn oder sonst wo im Gesicht.

Besondern Fleiß verwendet der junge Kaffer auf die Zurechtlegung seiner Kopfhaare. Stundenlang sitzt er seinem Friseur. Dieser löst ihm alle Knoten und Zotten sorgfältig auf, wozu er eine Gabel, aus Knochen gearbeitet, gebraucht, dann rollt er sie entweder in Knoten und bestreicht sie mit Fett und rother Erde und läßt sie dicht und fest anliegen, oder er drückt sie ohne solche Schmiere herab und ohne sie zu Knoten zu rollen; oder er putzt sie aufwärts und läßt sie stehen wie die Schwanzfedern eines aufgeblähten Truthahns und zwar so, daß eine Reihe der andern folgt. — An Salbe für sein Haupt läßt es der Kaffer nicht fehlen. Es giebt hier mehrere Gewächse, deren Samenkörner viel Fett enthalten und dieses mit Harzen vermischt, liefert ihm seine Salbe. Oder er sammelt sich die Sahne und macht sich Butter und schmiert so viel auf seinen Kopf, daß es nicht allein in den Bart fließt, sondern bis in den Saum seines Kleides.

Der verheiratheten Männer Abzeichen besteht in dem Scheeren der Kopfhaare bis auf einen Kreis, welcher von der Stirn bis zur Krone läuft. Auch der innere Theil dieses Kreises wird kahl geschoren, wie die Tonsur der Mönche. Die übriggelassenen Haare dieses Kreises werden mit dem Ringe aus einer harzigen Masse

zusammengenäht, welcher die Einfassung oder den Rand dieses Kreises bildet. Das Ding sieht just aus wie ein Vogelnest. — Verheirathete Frauen scheeren ebenfalls die Haare ganz kahl bis auf die Krone. Diese wird mit rother Erde und Fett beschmiert und bildet einen kleinen Misthaufen auf dem Kopfe. Weil ein Kaffer stets mit unbedecktem Haupte geht, so erlangt sein Schädel eine unglaubliche Härte. Sie dreschen sich mit dicken Keulen, die mit Nägeln besetzt sind, und es dauert lange, ehe so ein schwarzer Kopf berstet.

Was den Geruch der Kaffern angeht, so stinken sie, wenn sie in Massen zusammenkommen und wenn sie sehr schwitzen, dermaßen, daß es oft unerträglich wird. Nach 20 Jahren hat meine Nase noch nicht gelernt, diesen Geruch zu ertragen. Es ist so süß-säuerlich, so rauch-dreckig, daß man sich mit ihm absolut nicht versöhnen kann, so lange man diese schnüfliche, europäische Nase vorn am Kopfe hat. Auch riechen keineswegs alle Kaffern gleich stark. Etliche geben gar keinen Duft von sich. Aber es giebt auch eine große Anzahl solcher Erzstänker, daß sie keine Salbe in Ordnung bringen kann. Und giebt man ihnen Seife und schickt sie nach dem Flusse, dann geht erst die Stänkerei recht an, denn dann haben sich die Poren mehr geöffnet und nun haltet euch die Nasen zu, ihr Menschenkinder!

Die Speise des Kaffers besteht in Milis, Korn (eine Art Hirse), Bohnen, Milch und Fleisch. Die beiden erstgenannten Früchte bilden die Hauptspeise. Aus dem Korn bereitet er ein vortreffliches, nahrhaftes Bier, das berauschend ist, wenn es in großen Quantitäten getrunken wird. Die Milch läßt er erst sauer werden, ehe er sie genießt. Fleisch ißt er, ob fett oder mager, ob vom geschlachteten oder krepirten Vieh. Zweimal des Tages hält er Mahlzeit, aber zur Zeit der Miliserute wird den ganzen Tag und Nacht gegessen. Fast alle seine Speisen verzehrt er kalt und ohne Salz. Doch ist er darnach so arg wie die Schafe. Vor Schweine- und Hühnerfleisch und Fischen ekelt er sich, lernt es jedoch schon essen durch seinen Umgang mit den Weißen. Der Appetit des Kaffers ist allezeit sehr arg und er findet nicht sobald Jemand, der ihn an Magengröße hinter sich ließe. Wenn sie Fleisch haben, so essen sie mit solcher Wuth, daß im Augenblicke ungeheure Massen verschwinden. Sein Bauch dehnt sich aus wie eine Kröte, die sich an den Ameisen, welche aus der Erde kommen, zum Platzen sättigt. So steif-voll, wenn es ihm recht kräftig aufstößt und er absolut nicht mehr kann, das nennt er: „giumbile“ ich bin dickleibig und aufgeblasen. Dann legt er sich hin, und ihm ist so wohl wie 10,000 Säuen. — Einen unglaublich hohen Genuß gewährt den Kaffern das Schnupfen. Es ist ergötzlich, so einem Schnupfer zuzuschauen. Dort sitzt er auf der Hucke. Er

löst an seiner linken Hüfte einen alten Strumpf ab, welchen er sich von seinen weißen Mitmenschen gebettelt hat. Aus demselben schüttet er eine runde hübsch gearbeitete Dose. Er zieht das Pfröpfchen heraus, knipst daran mit dem Nagel des dritten Fingers, um den Taback los zu machen. Jetzt schüttet er 2—3 Theelöffel voll in die linke Hand, schließt seine Dose, steckt sie wieder in den Strumpf und schlingt diesen um die Schnur an der linken Hüfte. Nachdem so Alles in Ordnung gebracht ist, zieht er sich den Schnupflöffel aus den Haaren, dessen Stiel in eine 3- oder 4-zähnige Gabel gearbeitet ist. Nun fährt er mit dem Löffel in die großen Nasenlöcher und räumt dort auf, den Koth von den Seiten abkratzend, wie der Schornsteinfeger zu thun pflegt, wenn er die Kamine bekratzt. Diesen Unrath wischt er an seine Fußsohle. Sodann füllt er seinen Löffel, das erste Mal mit dem starken, beißenden Schnupftaback und führt ihn von dem einen Nasenloch zum andern, wobei die linke Hand ihm behilflich ist, indem sie das nicht schnupfende Loch zudrückt. Jetzt zieht er mit Geräusch die ganze Masse ins Gehirn hinauf und nun erfolgt die süße Seligkeit des Schnupfens, welche er empfindet. Er dreht den Kopf links, stiert zur Erde hin, sein Auge schwimmt in Thränen. Um ihnen einen Abfluß zu geben, erhebt er den kleinen Finger der rechten Hand und zieht mit dem Nagel desselben die Thränen aus den Augen über die Wangen und weist ihnen so die Bahn an. Darnach gähnt er ein wenig und nun holt er sich den zweiten Löffel voll und so fort. Einige Minuten lang dauert dieses Schnupfen, wobei er große Freigebigkeit übt.

Für sein Bett gebraucht der Kaffer drei Stücke: eine Matte, welche er auf dem Fußboden ausbreitet, eine Decke, in die er sich ganz einrollt und ein Schemelchen, etwa 4 Zoll hoch und schmal, worauf er seinen Nacken legt. Dies ist sein Kopfkissen. Wer sich nicht von Jugend auf daran gewöhnt hat, kann gar nicht darauf liegen. Sein Lager macht er sich dicht am Feuerheerde, und sein Hund schläft bei ihm und sie wärmen sich gegenseitig. Der Kaffer geht sehr spät zu Bett und steht mit dem Grauen des Tages auf. Mondhelle Nächte bringt er mit Singen und Tanzen zu.

b) Religion*).

Nachdem wir die Außenseite des Zulukaffers beschrieben haben, wollen wir versuchen, ein Bild seines Herzens und Charakters zu entwerfen. Weil aber die Religion den hauptsächlichsten Einfluß

*) Das, was Posselt über die Religion des Zulu berichtet, bezieht sich auf diejenigen Heiden, die, weil einzeln oder in kleinen Haufen von ihren altererbten Umgebungen losgerissen, auch dasjenige verloren haben, was das Volk ursprünglich an religiöser Tradition besessen hat. Daß letzteres nicht weniger, sondern vielleicht mehr ist, als wir bei anderen Heiden finden, haben

auf die Gesinnung und das Leben eines Menschen ausübt und dieses von ihr gestaltet und geleitet wird, so wollen wir mit der Religion des Kaffers beginnen. Und hier machen wir sogleich beides, die eben so bedauerliche als höchst befremdende Wahrnehmung, daß der Kaffer ein Mensch ohne alle Religion ist. In diesem Punkte gänzlicher Entfremdung von Gott und eines völlig gottesdienstlosen Lebens begegnet sich der Kaffer mit dem ungläubigen, gebildeten Europäer und hier sieht man die gleiche Gesinnung zwischen dem civilisirten Menschen und dem Barbaren. Wenn der ungläubige Europäer in seinem Hochmuthe sich einbildet, daß die Religion nur für den Kindes-Zustand der Menschen passe, der Gebildete aber erhaben sei über alle Religion, Glauben und Gottesdienst, dann reicht er unserm rohen, nackten, wilden Kaffer die Bruderhand, denn auch dieser hat sich von jeder Art religiösen Glaubens und Gottesdienstes befreit. Wie jener dergleichen Dinge beschaut, so auch dieser. Alsdann wird er einsehen, daß nicht Civilisation und Gelehrsamkeit allein den Menschen über alle Religion erhebt, sondern auch die roheste Unwissenheit und Barbarei, oder richtiger, an einem Leben ohne Religion ist weder Gelehrsamkeit noch Barbarei Schuld, sondern der völlig Fleisch gewordene Mensch, die irdische Gesinntheit bringen solche Erscheinungen hervor. Denn nur deshalb lebt diese Nation ohne Glauben und Gottesdienst dahin, weil sie mit Seele und Leib in Vieh, Weiber, Essen und Trinken versunken ist und darum lebt der gebildete Europäer ohne Glauben und Gottesdienst dahin, weil auch er mit Seele und Leib erstlich in Geld, zweitens in Vergnügungen, drittens in Hochmuth versunken ist.

Der Kaffer hat keinen Gott, keinen Gottesdienst, keinen Tempel, Altar, Opfer, Priester, kein Gebet, keinen Glauben, keine Auferstehung der Todten, kein Gericht und Wiedervergeltung, keinen Himmel, keine Hölle, kein gutes und böses Wesen. Er ist Atheist, verstockter Ungläubiger, Epikuräer, ist Fleisch und an die Sünde und diese arme Erde verkauft. Was über Vieh, Unzucht, Fressen und Saufen, Weiber, Prozesse, Jagd, Krieg und Faullenzen hinausgeht, ist so gut, als ob es für ihn nicht da wäre. Von der

---

wir in den ersten Kapiteln dargethan. Aber gerade in Natal, dessen Zulu-Bevölkerung fast nur aus zusammengelaufenen Völkerresten und Flüchtlingen besteht, ist diesen Zersprengten von den alten Traditionen der Väter fast nichts übrig geblieben, deshalb hat Posselts Schilderung ihre volle Wahrheit in Bezug auf die Zulu, wie sie in Natal heute zumeist leben. So wie wir aber sicherlich Unrecht thun würden, wenn wir den Bestand der evangelischen Religionserkenntniß des deutschen Volkes nach dem Maße messen würden, das sich heute in den Unglaubenszeugnissen der Socialdemokratie so erschreckend vor uns aufthut, ebenso unrecht würden wir thun, wenn wir aus dem Abfall der großen Masse auf ein Fehlen der religiösen Vorstellungen unter den Zulu schließen wollten.

höheren Geisterwelt hat er keine Ahnung. Seine Amatongo sind weiter nichts als Kobolde, die aus dem Wasser des Nachts kriechen und ihn erschrecken. Sein Unkulunkulu d. i. Maximus ist ihm so wenig bekannt, daß er selbst nicht weiß, ob er ein Mensch oder Gott gewesen ist, auch steht er mit ihm in gar keiner Verbindung durch irgend eine Art von Anbetung. Das Neujahrsfest des Kaffern ist zwar mit einigen Ceremonien verbunden, denen ein religiöser Ursprung zum Grunde liegen mag, allein die ganze Festlichkeit dreht sich doch blos um das Zeigen der männlichen Kraft in der Erwürgung eines Bullen mit bloßen Händen und um das darauf folgende Fleischessen. Höchstens könnte man dergleichen Dinge für Ueberreste einer untergegangenen Religion halten, das jetzige Geschlecht hat keine Art von Gottesdienst.

Nicht einmal der prachtvolle Sternenhimmel zieht die Sinne des Kaffers an. Er würdigt ihn keiner Betrachtung. Nur den Lauf des Siebengestirnes beobachtet er. Er nennt es isilimela (von ukulima, ackern) d. h. der Ankündiger der Säe- und Ackerzeit. Denn während des Periheliums wird dieses Gestirn im Winter auf kurze Zeit unsichtbar und eilt es dann dem Aphelium entgegen, so zeigt es dem Kaffer den herannahenden Frühling an. Die Venus kennt er als Morgenstern unter dem Namen ikwezi, als Abendstern heißt sie: isitela 'nkobe d. h. die um gekochtes Korn bittet, wahrscheinlich will er damit an seinen Magen erinnern, der nach übrig gebliebener Speise vor dem Schlafengehen im Glanz der Venus sucht. Vom Kometen sagt er: „Er hat den Durchfall.“ Den Regenbogen benennt er mit: utingo lwenhlu yenkosikazi d. h. der Bogen des Hauses der Himmelskönigin. So viel ist ihm von dem prachtvollen Sternenhimmel bekannt und die Phasen des Mondes sind sein Kalender, nach welchem er die Tage und Monate rechnet. Doch gestehe ich gern zu, daß es wohl Einzelne unter diesem Volke geben mag, welche mit mehr Aufmerksamkeit nach oben schauen. Denn Orion, Sirius, Canopus, das Kreuz und seine Nachbaren u. s. w. scheinen doch zuweilen mit solchem Glanz, daß ich sie mir merken würde, selbst wenn ich ein gehörntes Geschöpf wäre. — Im Vorbeigehen sei hier erwähnt, daß der Kaffer keinen Geschmack für Naturschönheiten und für Blumen hat. Mit thierischem Stumpfsinn geht er an dem einen wie am andern vorüber, und wer Blumen pflegt, wird von ihm aufs erste gefragt, ob sich das Ding essen lasse. Und mit Nein beantwortet, lacht er der Thorheit des Weißen, daß er „Kräuter“ ackert, die nicht den Bauch füllen.

Das Nichtvorhandensein einer Religion am Kaffer hat dann auch seine Sprache zu einer der dürftigsten für religiöse Vorstellungen gemacht. So reich sie wirklich für alle sinnlichen Gegenstände und für Klagesachen ist, so mangelhaft zeigt sie sich, so bald

man das geistliche Gebiet betritt. Welch ein Ringen mit dieser sinnlichen Sprache, so oft man die himmlische Lehre des Reiches Gottes diesen Heiden darthut! Man fühlt es nur zu tief, wie schlecht das Gefäß für den göttlichen Schatz ist. Und dies Gefühl beugt den Boten Jesu nieder und er fühlt sich oft versucht, den Mund eher zu verschließen, als aufzuthun. Und hat er auch die Form des Wortes gefunden, in welche er die Inbrunst seines Herzens und die heilige, göttliche Wahrheit hineinlegt, dann drückt ihn wieder der Gedanke nieder, daß der unempfindliche Zuhörer und sein flacher Verstand das Mitgetheilte nicht aufnehmen. — In der Kaffersprache findet sich kein Wort für Gott. Wir gebrauchen Utixo, doch dieses Wort kommt nicht vom Kaffer, sondern soll aus der Hottentottensprache entlehnt sein. Aus diesem Grunde und weil es einen häßlichen Schnalzlaut hat, hat der anglikanische Bischof das Udio eingeführt, mit schlechtem Erfolge, denn das erstere Wort hat sich bereits eingebürgert. Da ist kein Wort für Priester, Opfer, Altar, Heiligthum, Versöhnung, Taufe; kein Wort für heilig sein, denn dasjenige, was jetzt schon allgemein für „heilig" gebraucht wird, weiß weder der Kaffer noch wir Missionare selbst, woher es kommt und was es bedeutet; kein Wort für Gottseligkeit, Frömmigkeit, Tugend, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Friede, Gewissen, Geduld und Keuschheit 2c. Wir behelfen uns jeder, so gut wir können, umschreiben die gemeinte Sache, erklären sie durch Beispiele oder führen neue Wörter ein. Als ich vor mehreren Jahren ein Lexikon der Zulusprache für meinen eigenen Gebrauch schrieb und zu dem Worte „Keuschheit" kam, erzählte ich dem Kaffer, welcher mir bei dieser Arbeit half, die Geschichte Josephs, um ihm klar zu machen, was ich suchte. Da brach er in ein Lachen aus und sagte: „Solchen Menschen nennen wir isiula Thor, Narr, denn er ließ eine so schöne Gelegenheit vorbeischlüpfen." — Der Tröster, welchen der Heiland seinen Jüngern verheißen und der uns in alle Wahrheit leitet, der muß mit seinem Beistand unserm mangelhaften Predigen und Lehren zu Hülfe kommen und muß den Kaffern erleuchtete Augen des Verständnisses schenken und klar machen, was wir nicht deutlich machen können. Und er thut es, wie man es an bekehrten Kaffern sieht, welche eine Wahrheit nach der andern auffassen und wenn auch nicht ihren ganzen Inhalt fühlen, denn doch wenigstens ahnen, was gemeint ist.

c) Charakter.

Ich will nun versuchen ein Bild von dem Charakter des Zulukaffern zu entwerfen, und zwar will ich erst seine guten Eigenschaften darstellen und danach die schlechten.

Daß das menschliche Herz im Zwiespalt mit sich selbst liege und das Gute und Böse daselbst sich bekämpfe, diese Erkenntniß

hat auch unser wilder Freund, der Zulukaffer, gewonnen. Er redet häufig von „zwei Herzen" in seinem Innern, von welchem das eine so will, das andere so. Ja, er personificirt zuweilen diese zwei sich anfeindenden Herzen und nennt das friedfertige, nachgiebige Unembeza, das rachsüchtige, zornige hingegen ist der Ugovana. Er drückt sich so aus: Ugovana sagt: schlage, kämpfe! aber Unembeza sagt: sei still und laß sein!

Zu den guten Eigenschaften des Zulukaffern gehört zunächst die Heiterkeit und Fröhlichkeit seines Gemüthes. Ihn drücken weder leibliche noch geistliche Sorgen; letztere müssen ihm nothwendig unbekannt sein, denn er hat keinen Gott, dessen Zorn zu fürchten und dessen Ungnade mit Opfern zu versöhnen wäre. Die Sünde macht ihm keine Gewissensbisse und nur insoweit er den Arm der Obrigkeit zu fürchten hat, ängstigen ihn seine bösen Thaten. Todesgedanken läßt er in seiner Seele nicht aufsteigen, denn er lebt dahin wie Alle, die Gottes vergessen und die da meinen, das irdische Leben hat kein Ende. Wohl dem Menschen, dessen Herz zerschlagen ist von dem Gefühl seiner Sünde und der mit der göttlichen Traurigkeit vertraut geworden ist. Hat er Frieden mit Gott durch den Glauben an Jesum gefunden, dann wird seine natürliche Heiterkeit geheiligt und er schmeckt die Fülle der Freude, die in dem Reiche Gottes ist. Ein bekehrter Zulu wird kein Schilf, das den Kopf hängen läßt, sondern, während seine natürliche Ausgelassenheit durch das heilige Evangelium gebändigt wird, gewinnt die angeborene Heiterkeit an innerer Ruhe und Freude. — Auch leibliche Sorgen kennt der Zulukaffer nicht. In seinen Bedürfnissen hat er sich ganz nach Diogenes gebildet. In diesem warmen Himmelsstriche, wo Winter und Sommer fast einander ähnlich sehen, wird er wohl gut mit der schwarzen Haut fertig, in welche ihn der Schöpfer gesteckt hat. Die Sorge daher: Womit werden wir uns kleiden? kann ihn niemals drücken. Nackt wird er geboren, nackt geht er die Zeit seines Lebens und nackt stirbt er. Nur zum Schlafen gebraucht er gern eine Decke. Da er aber diese für 3—4 Shilling kaufen kann und sie bis auf den letzten Fetzen abnutzt, und weil er auch recht süß ohne solche Einhüllung ruht, so macht ihm selbst das Schlafkleid keine Sorge. — In dem harten Sohlleder seiner Füße besitzt er die Sandalen und Schuhe, der steinharte Schädel bedarf keiner Bedeckung, denn die Sonnenstrahlen stechen ihn nicht; die große Erde ist sein Stuhl, der Misthaufen sein Ruhepolster am Mittag; statt der Schüsseln und Teller bedient er sich einer Matte aus Binsen oder eines Topfes aus Thon, die Gabel besitzt er in den Fingern, das Messer in den scharfen Zähnen, als Löffel nimmt er, wenn kein hölzerner vorhanden ist, den er zierlich zu schnitzen weiß, die flache Hand oder irgend einen Spahn oder Scherben. Das Wasser trinkt er

wie Gideons Soldaten. Tisch, Kleiderschrank, Kiste u. dgl. sind ihm überflüssige Hausgeräthe. Sein Haus macht er mit einem einzigen Beilchen fertig. Seine Speise ist Milis, Milch und Fleisch. Er hat kein Mehl, Kaffee, Zucker, ja nicht einmal Salz nöthig, denn alle seine Speisen werden ungesalzen gegessen. Was einmal ein hoher englischer Beamter zu mir im Zorne sagte: „Ihr Missionare, alle eure Bekehrten esse ich ohne Salz und Pfeffer," das gilt vom Kaffer und seinen Speisen.

Mit äußerst weniger Anstrengung läßt unser lieber Herr Gott in diesem fruchtbaren Lande, das er nämlich mit Regen von oben tränkt, dem Kaffer die Speise, die er bedarf, gleichsam in den Mund wachsen.

Das ist denn doch in der That ein Leben ohne Sorgen. Das eigentliche sorgenfreie Leben des natürlichen Menschen ist hier bei unsern glücklichen Schwarzen zu finden. Da sind keine Rechnungen an Schuster und Schneider, an Viktualienhändler und Kaufleute zu bezahlen. Für Schullehrer, Prediger, für öffentliche Gebäude ist ebenfalls nichts zu entrichten. Ein Kaffer kann niemals Bankerott machen. Vergleiche ich mit solchem sorgenfreien, leichten Leben der Wilden das der civilisirten Völker, wo die vielen Bedürfnisse centnerschwere Sorgen und Mühen hervorgerufen haben, welche den Menschen zum Sklaven seiner selbst machen und betrachte ich ferner, daß die vielen Bedürfnisse und Arbeiten ihn auch noch nicht viel besser gemacht haben, ja wie Sünden allerlei Art bei den Europäern oft mehr im Schwange sind als bei den Barbaren, dann stehe ich zuweilen bei mir selbst im Zweifel, ob Civilisation ein Segen oder ein Fluch ist. —

Wo nun keine Sorgen das Gemüth nieder beugen, da pflegt Heiterkeit und Fröhlichkeit zu entstehen und das ist der Fall bei den Zulukaffern. Sie scherzen, lachen, spielen, singen, tanzen von Jugend auf und immerdar. Nur wenn einmal die Miliserute kärglich ausfällt, und der Hunger sie treibt, von Wurzeln zu leben, oder wenn eine ansteckende Seuche sie heimsucht, dann zieht sich eine trübe Stimmung durch das Volk. Oder stirbt dem Kaffer ein Kind oder eine geliebte Frau, dann wird er ernst und überläßt sich zuweilen der lauten Klage und wehret nicht dem Bach der Thränen. Auch dann pflegen sie dickmäulig und unausstehlich sauer zu werden, wenn sie eine Reihe von Monden die Dienste eines Weißen verrichtet haben und sich nun wieder nach ihren Anverwandten sehnen und nach der gemächlichen Faullenzerei, die daselbst eingebürgert ist. —

Geht man so auf den Straßen der Städte der Weißen und betrachtet einerseits die grämlichen, sorgenvollen Gesichter der Europäer und andererseits die heitern Mienen der dienstthuenden Schwarzen, so wird man unwillkührlich getrieben, die Letzteren für

glücklichere Menschen zu halten als die Ersteren, insofern die Rede von dem glücklichen Leben hienieden ist. Da steht so ein schwarzer Junge auf dem Wagen, jetzt brüllt er in sein Gespann Ochsen hinein, dann musicirt er auf seinem Bogen mit einer Saite, deren dürftigen Ton der darunter befindliche Kalebasch, welcher eine Art Resonanzboden bildet, auch nicht sonderlich erhöht. Er brummt und summt dazu, hält Tact mit den Füßen und dem Körper, freut sich des Lebens, unterbricht sein Geklimper nur mit Grüßen der Vorübergehenden, dann mit lautem Lachen, dann wieder mit dem fürchterlichen Geheul: trek! — Dort trägt ein Anderer eine schwere Bürde, aber er kann sein Tanzen, sein Singen, sein Poesieren, seine Gliederverdrehung, sein Lachen nicht lassen. Hier sieht man einen Trupp Mädchen mit alten Müttern gehen. Jede trägt ein schweres Bündel Holz auf dem Kopfe oder Milis oder Gras zum Verkaufen. Die Sonne brennt, der Schweiß fließt in Strömen, man merkt es ihnen an, daß sie schwer tragen. Allein der lauten Unterhaltung, der Freude, des Lachens, des Kreischens ist kein Ende. Dort geht ein 60jähriger Graukopf zu seinen Freunden. Nackt und voller Schrumpfen, wie er da ist, hoch heben sich seine Beine, er hüpft und tanzt singend zu seinem Freunde hin.

Diese Heiterkeit ist ein angenehmer und schöner Zug in dem Charakter des Zulukaffern und ich rechne ihn zu den guten Eigenschaften derselben. Doch diese Heiterkeit bedarf der Zügelung, sie bedarf vor allen Dingen des heiligen Ernstes, der aus dem Glauben an das Evangelium hervorgeht. Ohne diesen Ernst artet die natürliche Fröhlichkeit theils in Ausgelassenheit und Rohheit, theils in verächtliches Affenspiel aus. —

Ehrlichkeit. Vor mehreren Jahren hielt der erste Richter dieser Colonie, Mr. Cloete, Vorlesungen über die Ansiedlung der holländischen Bauern in Natal. Er kam dabei auch auf die Zulu-Kaffern zu sprechen und gab ihnen das Zeugniß, daß sie zu den ehrlichsten Leuten gehörten, und er glaube, es gäbe kein Land auf Erden, wo ein höherer Grad von Sicherheit für Leben und Eigenthum der Bewohner bestehe, als in dieser Colonie. Aus den gerichtlichen Verhandlungen wies er nach, wie äußerst wenig Diebstähle, von den Schwarzen begangen, ihm vorgebracht worden seien. Dieses Zeugniß ist noch wahr, obgleich nicht mehr in dem Grade.

Man kann nirgends sicherer reisen, nirgends ruhiger schlafen, nirgends unbesorgter sein Haus und Hof und Vermögen ohne Schloß und Wächter lassen, als in dieser Colonie. Selten wird ein Weißer fürchten, daß der Schwarze ihn berauben möchte; wenn er sich fürchtet, dann ist ihm vor den Weißen bange. Vor kurzer Zeit fand man mehrere Läden in der Bai erbrochen und Pistolen, Geld und Juwelen entwendet. Niemand fiel es ein, einen Kaffer dieser Diebstähle zu beschuldigen. Das hat nur ein Weißer gethan,

so klang es aus dem Munde Aller. Und richtig, der Thäter war ein freigelassener Sträfling von Australien. Man hat ihn hart verfolgt, allein er ist in's Land der Freiheit entschlüpft, das ist in die Republik jenseit des Berges.

Man erwäge, wie viele Colonisten einsam mitten unter den Wilden in erbärmlichen Hütten wohnen; ihr Viehstand, ihre ganze Habe, ihr eigenes Leben ist, so zu sagen, in den Händen der Kaffern. Sie reisen nach den fern gelegenen Städten und bleiben viele Tage weg. Ein Kaffer wird als Wächter angestellt. Bei ihrer Ankunft in der Heimath wird kein Schaf, Kalb, kein Stück Holz, kein Löffel, Nichts vermißt. Die Häuser der Deutschen sind erbärmliche Lehmhütten und mein altes Haus beansprucht den ersten Rang hinsichtlich der Gebrechlichkeit. Die Fenster öffnet sich die Hauskatze des Nachts, und die Thüren der Hund. Die Leute fahren zu Markte, gehen zur Kirche und lassen Haus und Hof, Vorrathskammer mit Zucker, Mehl, Fleisch 2c. und Kassen mit Geld stehen. Weniges wird verschlossen und wollte man das Verschlossene haben, wäre es auf leichte Weise zu erlangen. Aber da denkt Niemand einmal daran, daß ihm etwas möchte gestohlen werden, noch ist mir ein Fall bekannt, wo Jemand etwas vermißt hatte. Wohl ist mir zu Ohren gekommen, daß in Zeiten von Mangel hungerige Schwarze einen Besuch des Nachts den Kartoffelgärten der Weißen gemacht haben, das ist aber auch Alles. Diese 13 Jahre lang, welche ich in Natal lebe, habe ich noch nicht das Geringste vermißt, daß es mir durch Schwarze gestohlen wäre. Bis auf diesen Tag bleibt unsere Wäsche Tag und Nacht draußen liegen und oft ein gut Stück vom Hause ab, und außer einem Knabenhemde ist uns nie etwas entwendet worden. Und ob dieses gestohlen ist, vermögen wir nicht zu behaupten. Die Dienstboten der Weißen sind gewöhnlich Kaffern, aber selten findet man einen Menschen, der nicht seinen Knecht zu allen Dingen freien Zutritt ließe oder der ihn in Verdacht hielte. Die Kaufmannsgüter, welche von Ort zu Ort befördert werden, vertraut man den Schwarzen an und die Landstraßen sind voll von diesen Leuten und in der Regel wird jeder Artikel richtig abgeliefert. Die Kaufleute halten in ihren Waarenlagern eine große Menge von Eingeborenen und sie genießen das unbegränzte Vertrauen ihrer Brodherren. Unsere Postboten sind wieder nur Schwarze und nie ist ein Geldbrief vermißt worden. Ich habe einzelne Kaffern nach den Stationen am Drakenberge mit 10 Lstrl. Geld geschickt, ihnen gesagt, was sie zu tragen und in Acht zu nehmen haben und es ist richtig abgeliefert worden. Trägt man noch so viel Geld am Leibe bei sich, man fürchtet nie einen Ueberfall von Räubern.

Wahr ist, daß in den großen Städten, wo so viel Gelegenheit

zum Stehlen durch die tadelswürdige Gleichgültigkeit der Weißen gegeben wird, wo es auch manchen weißen Dieb giebt, daß dort die Schwarzen angefangen haben, dieses oder jenes zu stehlen. Auch ist es wahr, daß mehrere Diebstähle an Vieh durch die Kaffern begangen worden sind. Die Versuchung, Vieh zu stehlen, gehört beim Kaffer zu den schwersten. Ich bin auch fest überzeugt, daß sie mit der Zeit ihre herkömmliche Ehrlichkeit nicht bewahren werden. Gelegenheit, Umgang mit schlechtem Gesindel sowohl weißer als schwarzer Farbe, Trunkenheit, größere Verschmitztheit, die sie lernen, Abfall vom Christenthum und Zurücktritt in's Heidenthum wird die Kaffern gewiß schlechter machen, sowie auch, daß Europäer den Dieb nicht auf Pandasche Weise bestrafen, die derjenigen gleich ist, welche an Achan ausgeübt wurde. Bis jetzt jedoch lebt man noch vollkommen sicher und glücklich, was die Sicherheit des Eigenthums und Lebens betrifft und schwerlich giebt es einen Ort der Erde, der unserer Colonie Natal darin gleich käme.*)

Noch manches andere Lobenswerthe findet sich in dem Charakter des Zulu-Kaffers. Ein so roher Wilder er immerhin sein mag, dennoch ist ihm die Tugend der Gastfreundschaft nicht unbekannt und er übt sie fleißig. Wenn ein Kaffer eine Reise antritt, so nimmt er blos seine Stöcke und Assagaien und Schlafkleid mit auf den Weg. Sonst hat er weder Gold noch Silber, noch Erz in seinem Gürtel, auch keine Tasche zur Wegfahrt. Und im Fall er auch diese Dinge bei sich hätte, so geschieht es sicher nicht für den Zweck, sich unterwegs von seinen Landsleuten Speise zu kaufen. Denn er weiß, diese erhält er umsonst bei jedem Kraal, wo er einspricht. Und macht ihm auch der Eine oder der Andere ein finster Gesicht und klagt, er habe keine Speisen und sein Platz sei schon todt vor Hunger, so hat ihn der stoische Gleichmuth und die Gefühllosigkeit und die Ausverschämtheit so gestählt, daß er nicht allein still zu solchen Bemerkungen bleibt, sondern zuweilen zum Nachsuchen in den Töpfen antreibt, ob sich für ihn nicht noch ein Wenig finden lasse. In der Regel jedoch wird er nach Landessitte von seinem Gastwirth begrüßt und über das Woher? und Wohin? befragt. Man ruft ihn in die Hütte und ist er ein Mann von Ansehen, so reicht man ihm ein niedriges Bänkchen, oder Stein oder Matte, um sich niederzusetzen. Nun erhält er Speise, wie sie eben vorhanden ist. Für einen Capitain oder Geheimen Rath wird auch wohl ein Rind oder eine Ziege geschlachtet. Diese Ehre widerfährt zuweilen auch dem Weißen, wenn er ein beliebter Mann ist oder von höherem Stande. Auf einer Matte schläft der Reisende zwischen den Leuten in der Hütte und ist er ein bedeutender Mann,

*) Dies ist geschrieben 1860; seitdem ist schon manches anders geworden. (Anmerk. des Herausgebers.)

so versorgt man ihn mit einer Hütte für sich selbst. Am Morgen dankt der Reisende dem Wirthe für seine Freundlichkeit, worauf dieser sich entschuldigt, daß es ihm leid sei, seinen Gast nicht besser gepflegt zu haben. Man wünscht sich gegenseitig Glück und die Reise wird fortgesetzt. Noch nie habe ich gehört, daß ein Kaffer einem Reisenden Nachtquartier versagt hat oder ihm Speise verweigert hätte, wenn er sie besaß.

In Bezug auf weiße Leute sind die Kaffern bei Weitem nicht mehr so gastfrei wie in früheren Zeiten. Der weiße Reisende kann ebenfalls Speise und Nachtlager erhalten, aber man fordert schon allgemein eine Bezahlung und geschieht dies etwa nicht, so plagt man ihn um ein Gegengeschenk. Dies ist daher gekommen, weil die meisten weißen Reisenden, nachdem sie die Gastfreundschaft eines Schwarzen genossen, ihm von selbst ein kleines Geschenk verabreicht haben. Aus dem Geschenk entstand die Forderung. Sodann bemerkten die Kaffern unsere Sitte, wie wir in unsern Gasthäusern Speise und Bett für Geld uns kaufen. Und diese Sitte gefällt ihm, weil sie die Menschen von den Kosten und Bürden der Reisenden befreit, und er meint, das Beherbergen umsonst sei dadurch gänzlich beseitigt worden. Auch ist nicht zu läugnen, daß gar mancher Weiße einen schwarzen Reisenden, der ihn um Speise und Nachtherberge angefleht hat, von sich hartherzig wegjagte. Solche Behandlung mußte natürlich viel dazu beitragen, daß der Kaffer seine natürliche Achtung vor der Gastfreundschaft verlor oder wenigstens gegen weiße Leute unfreundlicher wurde. Vor mehreren Jahren kamen etwa sechs Kaffermänner zu mir und suchten Arbeit auf ein paar Stunden, wofür ich ihnen süße Kartoffeln geben sollte. Als ich sie fragte, warum sie so kurze Zeit und nicht einen ganzen Tag arbeiten wollten, entgegneten sie, daß sie Reisende seien und hungrig wären und kein Geld besäßen, um sich Speise zu kaufen. Ihre Höflichkeit gefiel mir so wohl, daß ich das Anerbieten ablehnte und sie umsonst reichlich sättigte, wofür sie mir herzlich dankten und mich hoch priesen, denn, fügten sie hinzu, unter den Weißen findet man nicht Viele, welche einem reisenden Kaffer umsonst Speise geben.

Im täglichen Umgang mit seinen schwarzen Mitmenschen und zum Theil auch gegen die Weißen beobachtet der Zulu-Kaffer Höflichkeit und Artigkeit. Bei Festlichkeiten und namentlich wenn eine Klage verhandelt wird, halten sie streng auf Ordnung und Achtung gegen die Aelteren und die im Ansehen stehen. Der Kommende wird immer erst begrüßt mit „sakubona" (wir sehen oder respectiren dich). Dieser dankt mit einem Ja und erwidert den Gruß, worauf jene mit Ja ebenfalls danken. Man befrägt ihn um sein Wohlsein und wie es dem und jenem Kranken ergehe, der sich auf seinem Platze befindet, was die kranke Kuh macht, ob der Buntscheck gut Milch giebt, wann Hochzeit gehalten werden wird, ob die Klage mit diesem oder jenem Manne noch nicht beendigt sei u. dgl. Der

Jüngere nennt den Alten „Vater, Mutter“ und dieser jenen „mein Sohn, Kind meines Vaters.“ Die Frauen geben den Mädchen und Knaben, ja Männern, wenn sie ihnen verwandt sind, einen herzlichen Kuß auf die Wangen, wobei die fest angepreßten, großen Lippen einen tüchtigen Schmatz hervorbringen. Beim Weggehen rufen sie sich ein Lebewohl zu. Ist Jemand krank, so besuchen ihn alle seine Verwandten, selbst wenn sie in der Ferne wohnen, und die Nachbarn kommen wieder und wieder und erkundigen sich nach dem Befinden des Kranken. Und so viel Wesen wird gemacht, selbst wenn dieser in einem Zustand sich befindet, der nicht weit vom besten Wohlsein entfernt ist. Jeder Besuchende hält eine Condolenz-Ansprache, wobei fürchterlich aufgeschnitten wird, daß man sich nur wundern muß, wie sie den Ernst dabei bewahren können. Ist z. B. ein großer Mann krank, vielleicht hat er ein Hauptweh oder sonst ein kleinliches Leiden, dann sitzt der theilnehmende Freund erst eine Zeit lang stumm vor ihm, wie ehemals Hiobs Freunde thaten. Starr schaut er zu dem Kranken hinüber, der in sein Kleid gehüllt, nun gar bald seinen Geist aufgeben zu müssen, sich einbildet. Endlich hebt der Bildad von Suah an: „O welch eine Krankheit! Schon bist Du ein Todter. Sieh, wie der Bauch und Nabel geschwunden ist. Du fetter Mann, der du vor lauter Fett glänztest und heute so mager! Auch wir sind nicht mehr Menschen. Bereits sind wir vor Schmerz gestorben. Die Kühe werden nicht mehr gemolken, die Rinder nicht mehr geweidet, kein Feuer brennt in der Hütte. Siehst du nicht meinen Bauch, wie er ebenfalls geschwunden ist?“ Und so geht es weiter. Aber weder der Eine noch Andere hat eine Abnahme am Bauch und Nabel erlitten. — Bei Berathungen und Gerichtsverhandlungen wird nicht durcheinander geredet, sondern Jedem, der etwas zu sagen hat, wird Zeit gelassen, daß er ganz ausrede. Niemand darf den Sprechenden unterbrechen. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich dieses Volk im vortheilhaftesten Lichte und man sieht, daß sie Männer sind, so albern und kindisch sie sich sonst gebehrden. Vor einiger Zeit wurde hier eine Klage zwischen einem jungen Manne und einem wilden alten Kaffermanne verhandelt. In seiner Vertheidigung kam es vor, daß der Jüngling, welcher stark gestikulirte, mit einem dünnen Stäbchen nach dem Alten hinzeigte. Sogleich erkannten alle Anwesenden darin einen argen Verstoß gegen den Anstand und man gebot ihm, sogleich dergleichen Ungebührlichkeiten einzustellen.

Auch an Liebe zu den Kindern hat der Zulu-Kaffer keinen Mangel. Sie lieben ihre Kinder außerordentlich stark, so sehr, daß sie ihnen allerlei Unarten erlauben und sie selten züchtigen. Wenn ein weißer Vater oder Mutter ihre Kinder strafen, so werden die Kaffern gerührt und treten als Fürsprecher auf. Eine Waise nennen sie intandane d. h. Jemand, den andere Menschen lieben.

Solche Vater- und Mutterlose werden in der Regel sehr gut behandelt und ein Kaffer füttert ebenso fremde Kinder auf, wie seine eigenen. Es kann ihm auch nicht schwer fallen, da er eigentlich auch keine Sorgen für die Kinder hat. Er hat weder Schulgeld für sie zu bezahlen, noch kauft er ihnen Kleidung und Schuhe. Wie das junge Wild an der Seite der Mutter graf't, so frißt sich ein Kafferkind allein durch die Welt. Unermeßlich ist ihr Schmerz, wenn ihnen ein liebes Kind stirbt. Die Mütter schreien, daß ihre Klage in die Wolken dringt, und durch das Raufen ihrer Haare und mit Schlagen auf die Brust zeigen sie ihren Kummer an. Auch die harten, steinharten Väter, die sich sonst der Thränen schämen, können in solchen Fällen nicht immer den Sturm in ihrem Innern beschwichtigen, sondern fangen an zu weinen. Außerdem habe ich Kaffermänner weinen sehen, wenn Gottes Wort ihre Herzen rührte oder wenn es den heidnischen Vätern nach aller Mühe nicht gelang, einen Sohn oder Tochter, die zu mir kamen, um gläubig zu werden, von mir wegzunehmen. Dann hat sich ihrer oft eine solche Verzweiflung oder Ingrimm bemächtigt, daß sie sich zu Boden warfen und in einer Weise schrieen, daß ein christliches Herz über eine solche verfinsterte Heidenseele wohl mitweinen konnte.

Zum Schlusse sei an dem Zulu-Kaffer auch die Anhänglichkeit und Hingabe an seinen Capitain gerühmt. Ob er eine ausgedehnte Macht und viel Reichthümer besitze oder ob er nur ein Pfennig-Häuptling sei, der über dritthalb Leute gebietet, seine Unterthanen lieben ihn und sind bereit, Gut und Blut für ihn zu lassen. Sie geben ihm dieselben Titel, mit denen das große Zulureich seinen allgewaltigen Umpanda ehrt.

B e s c h e i d e n h e i t. Reicht man dem Kaffer eine Prise Tabak oder Salz oder ein klein Stück Brot oder eine Nadel oder Knopf, so streckt er immer die beiden hohlen, aneinandergelegten Handflächen aus, um die Gabe darin zu empfangen. Das Ding kam mir stets wie unersättliche Gier vor und ich dachte dann gewöhnlich, was für ein unverschämter Mensch doch so ein Kaffer ist. Immer will er beide Hände voll haben. Allein die Sache verhält sich ganz anders, wie ich letzt von meinem Dalana hörte. Nicht aus Gier nach einer großen Gabe strecken wir beide Hände aus, sondern aus hoher Schätzung selbst der kleinsten Gabe. Wir strafen unsere Kinder, wenn sie nicht beide Hände hinhalten, wenn wir ihnen etwas geben. Der Knochen, das Brosamlein ist werth, daß man es mit beiden Händen annehme.

d) Mondscheinnacht und Kreislinie der Zulu-Kaffern.
(Von Missionar Posselt.)

Bisher wohnte meine Kaffergemeinde in zwei Haufen, der eine weiter ab auf Privatland, der andere ganz dicht bei mir.

Jemini, welch eine Judenmusik so ein Trupp Kaffern macht! Am Tage ist es erträglich, denn dann geht ein Jeder seinem Berufe nach. Aber des Abends und namentlich, wenn der Mond mit seinem Silberlichte die Nacht zum kühlen, erquickenden Tage umschafft, welch ein Leben unter diesen schwarzen Kindern Afrikas! Das Gelächter der üppigen Jugend aus vollem Halse; dieses Babbeln der alten Weiber, das dem Geklapper einer Mühle nicht unähnlich ist; die laute, kraftvolle Unterhaltung der Männer, während bald dieser, bald jener der angebornen Neigung zum Lachen Raum giebt und das stets aus voller Macht; dazwischen das Schreien der Kinder und das Jalpen gestoßener Hunde, und obendrein sitzen hier oder dort noch ein Paar Jungen, welche auf einer Rohrpfeife zweistimmig secundiren! Dieser Judenmusik bin ich herzlich müde, und da die Gesellschaft nun endlich ein Grundstück besitzt, welches wieder Christianenburg von mir genannt worden ist (zu Ehren meiner seligen Christiane), so ist ja nun auch ein Ort vorhanden, wohin ich die Gemeinde verpflanzen kann.

Als nun zur Uebersiedelung geschritten werden sollte, da fand ich zuerst bei Vielen Unwillen dagegen, denn einen Kaffer aus seinem verräucherten Bienenkorbe zu bringen, ist so schwer wie einen Bären aus seiner Höhle zu vertreiben. Doch nach und nach brachte ich sie in den Gang. Es wurden Bäume gefällt, Deckgut geschnitten und der neue Boden umgepflügt. Nun steckte ich die Baustellen ab, nahm Säge und Beil zur Hand und in kurzer Zeit richteten wir acht Häuser auf. Erst trauten sie meiner Baukunst nicht sonderlich, noch habe ich selbst dazu großes Zutrauen, doch als sie sahen, daß ich doch noch mehr verstände als sie selbst, da räumten sie mir gern den ersten Rang ein. Ein Kaffer ist selbst gegen mich, der ich doch nicht viel von solchen Sachen abhabe, ein alter Prudler. Er pickt und prudelt, bis ihm der Schweiß von der Stirne läuft, aber das hat nicht Hand noch Fuß. Viereckig kann er nun einmal nichts machen. Die gerade, fortgehende Linie schießt weit über seinen Verstand. Steche ich ihm mit dem Spaten ein viereckig Loch ab und heiße ihn weiter graben, so setzt er beim ersten Stiche den Spaten sogleich quer über die Ecken und in wenigen Augenblicken ist das Loch rund und verprudelt. Jedem neuen Ankömmlinge kostet es unendliche Mühe, das Lesebuch recht zu halten. Es scheint ihm nicht möglich, der geraden Reihe der Buchstaben zu folgen, er will sie rund haben und mustert daher beständig das Buch. Bald dreht es sich nordöstlich, dann östlich und endlich geräth ihm der Nordpol in den südöstlichen Winkel, also die Buchstaben stehen fast auf den Köpfen. Die Kreislinie ist dem Kaffer angeboren; sein Haus ist rund, sein Viehkraal ist rund, er bewegt sich mit seinen Ideen im Kreise und deshalb mag es wohl so schwer halten, ihn zu avanciren.

e) **Vieh-Liebe.** (Von Missionar Döhne.)

Die Zulu-Kaffern bringen ihrem Vieh, besonders dem Rindvieh Verehrung zu, gerade so und oft noch auf gröbere Weise als die Südsee-Insulaner ihren Götzen von Holz, Steinen und Erz thun. Sie loben und besingen die Eigenschaften des Viehes und vergleichen sie mit den höchsten Ideen von vernünftigen Menschen, ja mit noch höheren Kräften. Sie halten dafür, daß eine besondere Sympathie zwischen ihrem Vieh und ihnen, sowohl in diesem Leben auf Erden, als auch noch nach dem Tode statt finde. In den Fehlern des Viehes, aus seinem guten Zustande, und aus dem Brüllen oder Schreien desselben, entnehmen sie allerlei gute und böse Anzeichen, prophezeihen sich Gutes oder Böses daraus. Wie es scheint hat diese Nation in früheren Zeiten dem Rindvieh einen Dienst von größeren Ceremonien gebracht, die jetzt in Vergessenheit gesunken sind. Allein die Namen für Ochs, Bull, Kuh u. s. w. behalten noch immer ihre besondere Bedeutung, und leiten an zur Verehrung. Der Bull scheint früher nur ein Eigenthum des Häuptlings gewesen zu sein, der sein Sinnbild in demselben betrachtet, der Ochs ist im allgemeinen ein Sinnbild der Stärke und Kraft bei ihnen, die Kuh des Reichthums und des Glückes.

Um Vieh zu bekommen, thut diese Nation alles. In der Viehzucht haben sie es nicht weit gebracht: denn ihr Aberglaube ist thatsächlich die Schuld und Ursach daran. Ihre Töchter werden damit gekauft, und sind ein Mittel, um sich Vieh damit zu erwerben. Diese sündliche Liebe zum Vieh ist auch die Ursach zu vielen andern Leidenschaften und Greueln, besonders zur Mißgunst und zum Neid. Niemand von diesen Völkern kann sich des ruhigen Besitzes seines Viehes erfreuen. Wer Vieh hat, der wird beneidet; es wird ihm mißgönnt, meist von seinen nächsten Anverwandten und Freunden. Man sinnt darüber nach, ihn aus dem Besitz desselben zu bringen. Allerlei Zauberkünste gehen im Schwange; besonders aber bedient man sich vieler Giftkräuter, die heimlich in den Kraal des Viehs geworfen, oder wo es weidet, demselben im Felde vorgelegt werden, damit es sie frißt, und endlich an den Folgen davon stirbt. Sonst werden auch noch viele unmenschliche und böse Griffe angewendet, um das Vieh auf irgend eine Weise umzubringen. Von diesem unglücklichen Zustande ist Jeder sich selbst bewußt, und deshalb lebt diese Nation auch in beständiger feindlicher Furcht des Todes, entweder ihrer selbst, oder hinsichtlich ihres Viehes. Wenn man dieses alles bedenkt, dann ist es nicht schwer zu begreifen, welche Schrecken es erregen muß, wenn Krankheit unter das Vieh kommt, oder sich sonst etwas Auffälliges an demselben beobachten läßt.

In der Nähe vom Tafelberge in Natal wohnte vor nicht

langer Zeit ein Kaffer, der hatte vier große Ochsen, an denen sein ganzes Herz hing. Man glaubte, daß er sie in jenem Tumult, als Dingan vertrieben wurde, von den holländischen Bauern erbeutet hatte. Als der Missionar seine Station am Tafelberge anlegte, wurde er auch bald mit diesem Kaffern bekannt und erfuhr auch bald den Zustand mit dessen vier Ochsen. Er nahm daher Gelegenheit, mit dem Kaffern selbst über seinen Götzendienst zu sprechen; und wenn er manchmal in seinen Predigten des Sonntags auf die Abgötterei zu sprechen kam, welche die Kaffern mit ihrem Vieh treiben, dann konnte er deutlich merken, daß die Wahrheit des Wortes Gottes diesem Kaffern immer einen Stich in die Seele gab. Allein er wollte lieber an seinem Vieh, besonders an seinen vier Ochsen hangen bleiben, als sich dem Einflusse der göttlichen Wahrheit hingeben. Der Missionar hielt sein Auge immer auf diesen Mann gerichtet, denn er wußte aus langer Erfahrung, daß die Reihe auch einmal an jene vier Ochsen kommen, und diese nicht immer in Ruhe dahin gehen würden. Und wenn er den Kaffern an solchen Fall erinnerte, dann konnte dieser es wohl nicht läugnen, daß es auch einmal so mit seinen Ochsen gehen könnte, aber er suchte diese innere Furcht gewöhnlich mit einem Lächeln zu bemänteln.

Es dauerte aber nicht lange, da erfuhr der Missionar, daß schon zwei von den vier Ochsen verunglückt seien! Der Mann hatte diesen Umstand aber ziemlich geheim gehalten: denn er befürchtete, daß, wenn er einen öffentlichen Lärm davon in der Nachbarschaft machen würde, erst die Aufmerksamkeit der Leute recht auf seine Ochsen gezogen werden möchte. Und wenn die Leute einmal in der Aufregung sind, dann geschieht noch immer mehr Unglück und Schaden. Aber sein Stillesein half ihm auch nichts. Der größte und gepriesenste der vier Ochsen lebte noch, wurde aber nach einiger Zeit krank! Eines Morgens hörte man einen großen Lärm in der Nähe der Station. Der Missionar und andere horchten und meinten, es müsse sich in der vergangenen Nacht ein Todesfall in der Nachbarschaft ereignet haben: denn der Lärm war das Klagegeschrei, das für einen Todten erhoben wird. Am Mittag wurde der Missionar aus seinem Hause gerufen, und als er hinaus kam, fand er den Sohn jenes Kaffers sehr traurig vor seinem Hause sitzen, den Kopf auf seine Hände gestützt. Er fragte ihn nach der Ursach seiner Traurigkeit; und da der Jüngling nicht gleich antwortete, fragte er weiter, ob vielleicht Jemand auf ihrem Kraal gestorben sei. Mit tiefem Seufzen sah der Jüngling auf, und in weinendem Tone sagte er: Ach ja, der Tod ist in unsern Platz eingedrungen; und zwar mit viel größerer Macht, als wenn er bloß einen Menschen wegnehmen will! Unser großer Ochse ist krank, — und wenn der

Tod erst den großen Ochsen ergreift, der stärker ist wie alle, was soll dann mit uns werden! Wir werden dann alle drauf gehen müssen!

Es konnte aber Niemand dem starken Ochsen helfen, die Krankheit war stärker als er, und sie endete bald in seinem Tode. Nicht lange darnach ging's auch mit dem vierten Ochsen auf dieselbe Weise. Das war für den alten Kaffern zu viel; in einer solchen Gegend wollte er nicht länger wohnen, und er verließ sie und zog in eine andere fern gelegene.

f) Heirathsgebräuche.

Kein Mann darf heirathen, bis er zu der Klasse der Amadoda (Männer) gehört, deren Abzeichen (wie bei den Xosa die Beschneidung, so) bei den Zulu der Kopfring ist, ein aus Fett, Harz und anderen Substanzen zusammengedrehter schwarzer glänzender Ring um das Haupt, in welchem die Haare mit eingeklebt werden. Die Ehe wird nicht auf die Wahl der Liebenden, sondern durch die Berathung der Familienglieder zu Stande gebracht. Je vornehmer der Bräutigam, desto eingehender die Berathungen. Hauptgegenstand der letzteren sind die Feststellung der verbotenen Verwandtschaftsgrade, welche fast durchweg mit den Bestimmungen des 3 Mos. 18 übereinstimmen, und die Feststellung des Kaufpreises für die Braut, welcher allezeit in Vieh besteht. Derselbe entspricht der hebräischen Morgengabe, wird auch fast mit demselben Worte (mohari oder bohari) bezeichnet, so daß auch hier eine Verwandtschaft mit jüdischen Urtraditionen hervortritt. Dies Kaufgeschäft heißt ukulobola. Dasselbe stand ursprünglich mit gewissen Rechtsverhältnissen in Zusammenhang, die die alte nationale Sitte geordnet hatte. Das bezahlte Vieh wurde wie eine Art Witthum für die hinterbliebene Frau und wie eine Art Pfand für eine gute Behandlung derselben von Seiten des Mannes angesehen. Allein im Laufe der Zeit sind die ursprünglich mit der lobola verbundenen Rechtsbegriffe so gut wie gänzlich in Vergessenheit gerathen. Die lobola ist einfach der Kaufpreis für das Mädchen, die dafür als Eigenthum des Mannes gilt in dem Maße, daß beim Tode des Mannes der eigene erwachsene Sohn der Frau ein Erbgut und Besitzthum des eigenen Sohnes wird mit allen ihren Kindern.

Die geschäftliche Behandlung bei Schließung der Ehe ist verschieden, je nach dem der Eheantrag von den Repräsentanten der Braut oder denen des Bräutigams ausgeht. Manchmal hat ein Mann eine Absicht auf ein junges Weib und beantragt ohne Weiteres bei ihren Verwandten, daß dasselbe in hergebrachter Weise zu seinem Kraal gesandt werde; wird sein Antrag angenommen, so kürzt sich ein Theil des weiter unten zu beschreibenden Ceremoniells ab.

Es ist manchmal der Fall, daß zwei Männer ein und dasselbe Mädchen zum Gegenstande ihrer Wahl machen. Dann fangen sie an, um die Zustimmung des Vaters und um die Zuneigung der Tochter zu wetteifern. Das Vieh der betreffenden Bewerber wird zu dem Vater des Gegenstandes ihrer Eifersucht in ein oder zwei Malen geschickt, je nachdem es nun in jedem Falle nöthig wird, dem Gegner einen Vorsprung abzugewinnen. Wenn der Meistbietende sein Maximum erreicht hat, so wird das Vieh beider zusammen in Augenschein genommen und das Mädchen aufgefordert, sich zu erklären, welchen Bewerber sie wähle. Sollte das mit der Wahl übereinstimmen, welche ihre Angehörigen mit Rücksicht auf das Vieh getroffen haben, um so besser. Wenn nicht, so fängt der Widerstreit zwischen Ueberzeugung und Autorität an. Manchmal tragen die Bitten der Tochter über die Habsucht des Vaters den Sieg davon, aber solche Fälle kommen unter den Kaffern selten vor. Kafferväter haben meistens ihre gehörige Portion jener Grundsätze der menschlichen Natur, welche in mehr aufgeklärten Ländern die Eltern veranlaßt, die „thörichten" Neigungen ihrer Kinder dem Geldkasten zu opfern; und dem gemäß trägt gewöhnlich der Meistbietende den Sieg davon. Das Vieh des abgewiesenen Bewerbers wird dann durch das Mädchen selbst, das sich in seinen besten Staat geworfen hat, zur Wohnung ihres Eigenthümers zurückgetrieben und in seinem Kraal gelassen.

Solche Fälle ereignen sich öfter. Für gewöhnlich aber wird das Geschäft vom Vater der Braut begonnen und besonders dann, wenn sie eine Standesperson ist. Die Verhandlung dauert oft sehr lange. Wenn man auf jemand ein Auge hat, so ist das Erste, was man thut, daß man eine Person bei Nacht zu seinem Gehöft sendet und zwar mit einem einleitenden Geschenk, welches umlomo d. i. „der Mund" heißt. Dieses Geschenk, aus Schmucksachen z. B. Perlen oder Messingdraht zu Armbändern bestehend, muß heimlich hinterlassen werden, sonst würde die Schicklichkeit verlangen, es zurückzugeben. Ob diese Sitte in einer ausnehmenden Verschämtheit der Menschen ihren Ursprung gehabt habe, bleibe dahingestellt. Die Entdeckung des „Mundes," nachdem der weggegangen ist, der ihn gebracht hat, ist häufig der erste Wink, daß eine eheliche Verbindung im Vorschlage ist und man weiß noch nicht, von welcher Seite derselbe gemacht sei. Manchmal ist der nöthige Aufschluß in der Nachbarschaft gelassen. Zu andern Malen, wo mehr Vorsicht nöthig ist, spricht nächsten Tages ein Besuch oder noch besser ein Reisender ein, anscheinend ganz zufällig. Während sie sich Neuigkeiten erzählen, erwähnt er so beiläufig, wenn sich der Wirth nach diesem und jenem erkundigt, er habe so etwas gehört, daß der und der damit umginge, seine

Tochter in die Nachbarschaft hier zur Heirath zu schicken; natürlich weiß er dann auch zufällig etwas von dem Mädchen selber, so wie von ihrer Familie und kann einige Auskunft über ihre anziehende Persönlichkeit und sonstige gute Eigenschaften geben; er ist artig genug, sich ihrer anzunehmen, aber natürlich, ohne irgend dabei interessirt zu sein. Aus der Art und Weise, wie das dann folgende Gespräch geführt wird, kann er schon entnehmen, wie diese ersten Schritte aufgenommen sind und ob ein glücklicher Erfolg dem Geschäfte in Aussicht stehe. Sollte der Ehrgeiz der Freundschaft des Mädchens sich zu hoch verstiegen haben (denn der Familienstolz ist für die Brust eines Wilden keineswegs ein zu feines Gefühl), oder sollten andere Umstände den Auserkorenen bestimmen, die Verbindung abzulehnen, so wird „der Mund" zurückgeschickt, um seinen Eigenthümer von der Ablehnung in Kenntniß zu setzen; wenn aber in Gegentheil die Wünsche oder die Befürchtungen des erwählten Bräutigams ihn bestimmen, die Partie als geeignet anzusehen, so steht dann der Weg zu den nächsten Schritten in diesem interessanten und wichtigen Handel offen.

Hiebei darf nicht übergangen werden, daß, wenn die vorgeschlagene Braut eines Häuptlings Tochter ist, das Einleitungsgeschenk nicht heimlich hinterlassen, sondern in Gegenwart dessen, zu welchem es gesandt ist, fallen gelassen wird. Auf der Stelle sucht man den Ueberbringer zu greifen, der davonrennt, verfolgt von allen jungen Männern des Platzes. Entwischt er ihnen und läßt sich nicht fangen, so ist sein Credit gerettet; wird er aber gegriffen, so werden ihm die Hände sammt dem Geschenke auf den Rücken gebunden und er so nach Haus geschickt, um sich für sein Ungeschick von den Seinigen auslachen zu lassen, wobei der weibliche Theil am Wenigsten durch die Finger sieht. Der „Mund" wird dann der Sorge eines leichtfüßigeren Boten anvertraut, während der Erste sein Mißgeschick so gut trägt, als er kann.

Der nächste Schritt in dem Handel ist die Ankunft von zwei oder drei Personen, gewöhnlich Weibern, auf dem Kraale des erkorenen Bräutigams. Sie kommen bei Nacht an, setzen sich in der Nähe einer Hütte unter freiem Himmel stillschweigend nieder und bleiben da sitzen, bis sie von einem aus dem Volke des Platzes entdeckt werden. Auf Befragen über ihr Vorhaben antworten sie mit Unwahrheiten; ladet man sie ein, über Nacht zu herbergen, so lehnen sie es ab. Das ist das Zeichen, daß sie die Leute seien, welche zur Kundschaft (hlalela) für die Braut gesandt sind. Darauf wird ihnen eine Hütte zu ihrem Gebrauch überwiesen und hier erwarten sie das Resultat ihres zweiten Schrittes. Es vergehen manchmal Wochen, während welcher sie kein Wort mit den Leuten auf dem Platze wechseln, höchstens thun sie's, um

die nöthige Speise zu erhalten. Dann und wann macht eine zu Hause einen Besuch, um über den Fortgang zu berichten; sie darf aber weder bei der Abreise, noch bei der Rückkehr bemerkt werden. Bald sind dann auch die Männer des Platzes unter Beistand ihrer Nachbarn zusammengetreten, um über das Witthum zu berathen. Wenn dieser wichtige Gegenstand völlig zu Ende geführt ist, wird den Kundschaftern zu verstehen gegeben, daß die Braut kommen möge; sie melden es und es erscheint der uduli oder der Brautzug, bestehend aus der Braut selber, einer Zahl junger Gefährtinnen, welche deren Vater oder Vormünder vorstellen und einigen jungen Männern als Dienern und Boten. Der Zug nimmt von der Hütte Besitz, welche die Kundschafter innehaben. Nach gehöriger Zeit schickt der Herr des Kraals die Botschaft, die Braut solle sich präsentiren, um besehen zu werden. In Folge deß begiebt sie sich mit einer oder zweien ihrer Gefährtinnen dahin, wo die Männer beisammen sind. Sie kniet in einiger Entfernung von ihnen nieder, während der obere Theil ihres Leibes unbedeckt ist und ihre Mängel und Vorzüge frei critisirt werden. Wenn das vorüber ist, zieht sie sich zurück, hinterläßt aber ein Geschenk von Perlen oder Knöpfen. Sie wird später auch vor die Weiber gefordert, es wird ein ähnliches Gericht gehalten, sie läßt auch hier ein Geschenk zurück und entfernt sich. In der Zwischenzeit gehen die Verhandlungen über das Witthum zwischen den Repräsentanten beider Theile vor sich; die Forderungen des einen Theils und die dagegen erhobenen Schwierigkeiten des andern Theils nehmen viel Zeit in Anspruch. Endlich werden die Männer des Brautzuges in den Viehkraal geladen. Ein Ochs wird in ihrer Gegenwart geschlachtet. Sie sehen es schweigend mit an und ziehn sich zurück. Dann wird das Thier ausgeschlachtet und das Fleisch ihnen übersandt. Damit ist der Contract bestätigt, und das ist das Zeichen, daß die Hochzeitsfeierlichkeiten beginnen. Die Geschenke des Brautvaters werden zu seinem Schwiegersohn gebracht. Sie bestehen in einem Stück Vieh zum Karoß, im Schwanzhaar, welches man als Schmuck rund um den Nacken trägt und wenn die Braut eine Person von Rang ist, in einer Zahl von Kühen, den Milchsack zu versorgen zu ihrem Unterhalt. Die Zahl der letztern ist verschieden von zwei oder drei bis zu zehn, je nachdem der Wohlstand oder das Großthun des Theils, der sie sendet, es zuläßt. Die Nachbarn werden zur Hochzeit geladen und Tanzen und Schmausen beginnt. Diese Festlichkeiten dauern gewöhnlich beim gemeinen Manne höchstens drei Tage; verheirathet sich ein Häuptling von Ansehen, werden sie acht bis zehn Tage fortgesetzt. Am letzten Tage gegen Abend wird Ochsenrennen gehalten. Während das junge Volk und der lebhaftere Theil der ältern Gäste zu diesem Rennen abwesend ist, findet das ukutshata statt. Das ist das große Ceremoniell

des ganzen Vorgangs, aber überaus charakteristisch für die Rohheit des Volks. Die Braut und zwei ihrer Gefährtinnen als Gehilfinnen, schreiten in Procession einher. Ihre einzige Kleidung besteht aus Fellen, welche um die Lenden gewunden sind. Ihre Köpfe sind unbedeckt und ihre Leiber mit hellrothem Ocker gefärbt, welches gegen das Hellgelb der Felle in auffallender Weise absticht. Sie gehen Arm in Arm mit feierlichem Schritt und langsam einher, auf die Pforte des Viehkraals zu, die Braut trägt in der Hand eine einzelne Assagai. Sie sehen wie Schlachtopfer aus, die zum Altar gehen; wer die Sitten des Landes nicht kennte, würde sie sicher dafür ansehen. Während sie so ihren Weg ziehen, entfernt einer der männlichen Diener alle Stöcke und Steine, welche im Wege liegen. Haben sie die Pforte des Kraals erreicht, so wirft die Braut die Assagai hinein und läßt sie da. Die Procession bewegt sich dann dahin, wo die Männer versammelt sind; die Weiber des Platzes schreiten der Braut vor und ahmen in stummen Gebehrden ihre zukünftigen Pflichten nach, als z. B. Holz und Wasser tragen, das Feld bearbeiten u. s. w. Haben sie die Versammlung der Männer erreicht, so macht die Procession Halt und die Braut wird über ihr künftiges Betragen durch einige Auserwählte unterwiesen. Bei diesem Theile des Ceremoniells fehlt es nicht an plumpen und rohen Bemerkungen, die so lange fortgesetzt werden, als es den Instruktoren gefällt, die Braut steht vor ihnen und schweigt ganz still. Das ist übrigens der Beschluß des Ceremoniells. Die Procession erhält Erlaubniß abzutreten und geht an den Platz zurück, von welchem sie ausging, die Gäste reisen ab, die Braut bezieht eine neue Hütte, die für sie eingerichtet ist und übernimmt die ihr angewiesene Stellung in dem Haushalte ihres neuen „Herrn und Meisters."

g) Eherechte der Kaffern.

Der oben erwähnte Missionar Shepstone, der die Sitten der Kaffern aus dem Grunde kennt, berichtet aus einer Zeit, wo die lobola noch nicht zu einem bloßen Menschenhandel heruntergesunken war, über die eherechtlichen Vorstellungen der Zulukaffern folgendes:

„Bei allen Kafferstämmen findet die im Osten allgemein herrschende Sitte der Stiftung eines Witthums oder die Bezahlung eines Ehepreises für die Weiber statt. Vieh, der Zahl nach verschieden je nach dem Range der Braut von 10 bis 100 Stück, gründet das Witthum, und das Verlangen, so viel Vieh als möglich zu erhalten, veranlaßt gemeiniglich ihren Vater oder ihre Vormünder, sie zu dem reichsten Mann, für welchen sie nur irgend ihr eigener Rang befähigt, ohne irgend eine Rücksicht auf ihre eigenen Neigungen, auf Alter, Lage oder häusliche Umstände ihres

beabsichtigten Ehemanns zu senden. Da diese Sitte so aufgefaßt ist, als setze sie das Weib zu einem bloßen Handelsartikel herab, so ist sie mit den stärksten Ausdrücken, eben wegen ihres herabwürdigenden Einflusses, verdammt worden. Man muß zugeben, obwohl das Princip dieser Sitte durch die alten Patriarchen sanctionirt und im Alten Testamente ohne irgend einen Tadel erwähnt ist, daß die Einzelheiten derselben, so wie sie unter den Kafferstämmen sich finden, an der Rohheit Theil haben, welche man von dem heidnischen Zustande der Gesellschaft nicht anders erwarten kann. Es ist aber billig, daß der eigentliche Sachbestand dargelegt werde. Die Verhandlung ist nicht ein bloßer Kauf. Das Vieh, welches für die Braut gezahlt wird, wird unter ihre männlichen Verwandten vertheilt und der Empfang desselben wird nach dem Gesetze als Verpflichtung zur Unterstützung derselben und ihrer Kinder angesehen, falls sie Wittwe werden sollte. Sie kann gesetzlich Beistand von allen verlangen, die an ihrem Witthum Theil haben und ihre Kinder können mit demselben Rechte sich an dieselben wenden. Auch kann der Ehemann sie nicht ungestraft schlecht behandeln. Erfährt sie von ihm eine ernstliche Kränkung, so kann sie Anspruch auf eine Zufluchtsstätte bei ihrem Vater machen, bis der Mann eine solche Genugthuung geleistet hat, wie der Fall sie fordert. Es würde einem europäischen Ehemann schlecht gefallen, wenn er sich der bei solchen Gelegenheiten üblichen Zucht unterwerfen sollte. Der Ehemann, welcher sich der Kränkung schuldig gemacht hat, muß in Person gehen und um sein Weib bitten. Er wird sofort von den Weibern des Platzes umringt, welche all zusammen ihn mit Vorwürfen und Schlägen überhäufen. Ihre Nägel und Fäuste können sie ungestraft gebrauchen, denn es ist der Tag weiblicher Rache und der durchgeprügelte Missethäter darf keinen Widerstand leisten. Man erlaubt ihm nicht, sein Weib zu sehen, sondern schickt ihn heim mit der Weisung, wie viel Vieh man von ihm erwarte, das er senden müsse, ehe er sein Weib zurücknehmen dürfe. Und dies Verfahren wird immer wiederholt, wenn es nöthig ist; ist der Ehemann unverbesserlich, so ist das Ende, daß der Vater seine Tochter sammt ihrem Witthum zurückbehält, doch muß sie Kinder geboren haben; der Ehemann hat dann beides, Weib und Vieh, verloren."

Bemerkenswerth ist es, daß, so weit verbreitet die Vielweiberei ist, doch Ehescheidungen unter den Kaffern eine große Seltenheit sind.

„Wenn ihr heirathet, seht ihr das so an, daß ihr euch auf Lebenszeit verheirathet?" fragte Colenso einen Zulu. „Ja, auf Lebenszeit", war die Antwort des alten Graukopfs, „das beabsichtigen wir, wenn wir heirathen." — „Aber ihr entlaßt doch eure Weiber aus ganz geringfügigen Gründen?" — „Nein, wir entlassen sie selten, aber nicht aus geringfügigen Gründen. In den meisten

Fällen ist das Weib nicht zufrieden und geht." — „Aus welchen Gründen entlaßt ihr denn ein Weib?" — „Wenn sie von unverträglichem Temperamente ist, so daß kein Mensch mit ihr leben kann oder wenn sie Ehebruch begeht". — Warner sagt von den westlichen Kaffern: „Ein Mann kann sich nach Gefallen von seinem Weibe scheiden, ohne einen Grund dafür anzugeben. Aber Ehescheidungen kommen nicht häufig unter ihnen vor. Erstlich weil es seine großen Schwierigkeiten hat, das Witthum zurück zu erhalten, auch wenn der Ehemann das Recht hat, es zu fordern und er hat es nicht, wenn sein Weib ihm Kinder geboren hat. Und zweitens, weil er dann die Arbeit dran geben muß, die sie ihm als seine Magd gethan hat. Darum ist die Verheirathung mit einem andern Weib die gewöhnlichere Maßregel, welche man anwendet, um das Weib zu demüthigen und niederzuhalten, wenn sie Neigung zur Unabhängigkeit und Störrigkeit hat."

Es werden die vorstehenden Andeutungen genügen, um zu zeigen, daß die Ehe den Kaffern und Betschuanen nicht blos und nicht einmal vorwiegend als Befriedigung ihres Gelüstes, sondern als ein Institut gielt, das mit wichtigen Rechten und Pflichten ihrer ganzen socialen Stellung auf das Innigste verwachsen ist.

h) Aus dem häuslichen und Familienleben.

Jedes Weib hat ihre besondere Wohnung, während der Mann selbst keine für sich hat. Wenn ein Mann drei Weiber hat, so wird in ihren Wohnungen folgender Unterschied gemacht: Des „großen Weibes" Wohnung heißt „Jbotwe", die des nächsten im Range nennt man das „Haus rechter Hand" und die des dritten im Range das „Haus linker Hand". Wenn er weniger als drei Weiber hat, so ist dies Princip nichts desto weniger leitend und maaßgebend, so weit es die Umstände gestatten; hat er mehr als drei, so werden dieselben dem einem oder dem andern dieser drei Hauptwohnungen zugeordnet, doch wird jedes dieser kleinern Häuser seine gesonderte Wohnung haben. — Gewöhnlich theilt der Hausherr jedem der drei großen Häuser Vieh zu, er geht aber selten über diese hinaus, weshalb die kleinern Häuser in dieser Beziehung gemeiniglich von den größern Häusern in Abhängigkeit gerathen, denen sie beigeordnet sind. Der älteste Sohn jedes Hauses erbt all das Eigenthum, was der Vater diesem Hause gegeben hat."

„Die Haushaltung einer Kafferfrau," sagt Shooter, „ist verhältnißmäßig leicht. Eine Hütte fordert nicht viel Arbeit; ihre Kocherei ist sehr einfach; Wäsche hat sie nicht zu besorgen; ihre Kinder sind leicht ausgezankt und ebenso leicht durchgeprügelt, wenn sie dieselben greifen kann; sie hat auch nicht weit nach Wasser zu gehen, doch macht die Anschaffung des Brennholzes schon mehr Mühe; Matten und Töpfe werden nur bei Gelegenheit gemacht.

Ihre anderen Pflichten sind indessen schwieriger. Sie hat das Feld zu hacken, das Korn zu jäten, die Ernte einzubringen und eigentlich die gewöhnliche Feldarbeit zu besorgen. Außerdem muß sie alle schweren Lasten tragen; sie muß das ganze Material zur Einrichtung des Kraals heranschleppen mit Ausnahme des Holzes für den Außenzaun — eine Ausnahme, welche anzudeuten scheint, daß dieser Zaun nicht ursprünglich zur Anlage der Wohnplätze dieses Volkes gehörte. Ebenso hat sie das Holz für die Zäune herbeizuholen, welche zum Schutze des Korns gemacht werden. Wenn in Natal zu den Häusern der Europäer Mais zum Verkauf zu bringen ist, so sind die Träger jedesmal Weiber. Vielleicht begleitet sie ein Mann oder ein Junge, aber er geht einfach an der Spitze des Zuges und bringt nichts Schwereres an, als seine eigene Wenigkeit. Ich habe gesehen, wie einer dieser hoffährtigen Faulpelze sich weigerte, seinem Weibe zu helfen, einen Korb mit Korn zu heben und ruhig dabei stand, als mein Diener es ihr auf den Kopf hob."

„Im Allgemeinen sind die Kaffermänner nicht grausam gegen ihre Weiber in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes," sagt Warner von den westlichen Kaffern. Von den Bassutofrauen erklärt Mäder: „Sie finden ihre Lage erträglich und bemühen sich mehr oder weniger, ihre Ehemänner zufrieden zu stellen." Dem stimmt auch Shepstone für die Zulu bei: „Zu sagen, daß die eingebornen Eheweiber dieses Landes Sclavinnen seien oder als solche verkauft werden, verriethe die äußerste Unkenntniß mit den socialen Verhältnissen der Eingebornen; ich habe indessen bemerkt, daß dies häufig geschehen ist und es thut mir leid, sagen zu müssen, in einigen Fällen aus Parteiinteressen. Es ist aber durchaus nicht nach der Wahrheit. Sie sind in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht verkauft. Das Vieh, was bei ihrer Verheirathung gegeben wird, gewährt die Bürgschaft für eine gute Behandlung seitens ihrer Ehemänner und die beständige Sicherheit, daß sie der Sorge und dem Schutze ihrer Eltern und Blutsverwandten befohlen seien. Ein eingeborner Vater verliert nimmermehr das Recht, sein Kind zu schützen, wie das bei uns der Fall ist und die Insassen eines Kraals würden nach dem Gesetze der Eingebornen zur ernsten Verantwortung gezogen werden, wenn sie Zeugen einer brutalen Behandlung eines Weibes durch ihren Mann, wie solche so oft das Loos einer weißen Frau ist, gewesen wären, ohne dagegen einzuschreiten. So auffallend die Behauptung auch klingen mag, so wahr ist sie doch, wenn ich sage, daß eine Eingeborne in dieser Beziehung geschützter ist, als ihre englische Nachbarin. — Man wendet aber dagegen ein, daß sie thatsächlich insofern eine Sclavin ist, weil ihre Stellung sie dazu treibt, als eine solche zu arbeiten. Darauf erwiedere ich, daß beinahe jede englische Frau in dieser Colonie eben so sehr und aus demselben Grunde eine Sclavin ist. Ein eingebornes Mädchen

ist zur Feldarbeit erzogen und bemüht sich, die Familie, zu der sie gehört, mit ihrer Hände Arbeit zu unterhalten. In der Regel ist sie stolz auf ihren Garten und auf die Aufsicht, die ihr anvertraut ist. Und wenn sie nun heirathet, so setzt sie ihre höchste Ehre darein, dahin zu wirken, daß ihr Haus zu essen in Ueberfluß habe. Es mögen Fälle vorkommen, in welchen der Hausherr wegen Faulheit strafen muß; aber im Allgemeinen hat die öffentliche Meinung, welche unter den eingebornen Weibern sich bildet, dieselbe Wirkung auf sie, wie auf die Aufgeklärteren ihres Geschlechts."

Im täglichen häuslichen Verkehr zeigt sich vielfach, daß die Weiber dem Manne gegenüber eine durchaus untergeordnete Stellung einnehmen. „Sie speisen des Tages zwei Mal," erzählt Döhne von den Kaffern, „Morgens um 10—11 Uhr und Abends um 9 Uhr. Der Mann, als Herr über Alles, theilt das Essen aus; ihm müssen die Weiber das Getreide, das sie abgeerntet und ausgeschlagen haben, zur Verwaltung übergeben. Für die Nahrung der ganz kleinen Kinder, welche die Milch von einer eigens für sie bestimmten Kuh erhalten, hat die Mutter zu sorgen. Alle Mannsleute und die Frauen erhalten jeden Tag ihre Mahlzeiten vom Herrn zugetheilt. Die Männer essen allein entweder im Viehkraal oder unter freiem Himmel auf dem Platze, im Hause nur bei Regenwetter; die Weiber, jede einzelne in ihrem Hause besonders. Die größeren Kinder erhalten keine Portion, sondern sitzen, die Knaben hinter den Männern, die Mädchen bei den Frauen und müssen mit dem fürlieb nehmen, was die Alten ihnen abgeben." — „Die Frauen," sagt Shooter, „grüßen die Männer mit einem Kusse, manchmal auf die Hand, manchmal auf die Backe, der Gruß wird aber nie erwidert. Wenn ein Mann in den Busch geht, um Brennholz für seine Weiber zu schlagen, so werden sie dahin verschiedene Wege gehen; sie gehen weder in Gesellschaft hin, noch kehren sie in Gesellschaft zurück. Wenn er bei einem Nachbar zum Besuch geht, und wünscht, daß sein Weib mitgehe, so folgt sie ihm in einiger Entfernung; wenn sie aber zu einer Hochzeit gehen, so reisen sie wohl zusammen. Wenn ein Mann auf einem Feste ist und der Herr des Kraals giebt ihm ein Stück von einem Ochsen mit nach Haus, so sagt er, er soll es für seine Kinder mitnehmen, wenn er auch meint, daß es für die Weiber bestimmt sei. Andererseits, wenn ein Weib sich ein Stück Fleisch von ihrem Vater ausbittet, so sagt sie, daß sie es für ihre Kinder gebrauche. — Die Amalala scheinen ihre Weiber anders zu behandeln und ich habe gehört, daß die Amatonga dieselben begleiten, sowohl wenn sie Besuche machen, als wenn sie Holz holen. Es mag auch als characteristisch für die allgemeine Gesinnung dieses letzteren Stammes gegen die Frauen erwähnt werden, daß einer von ihnen, welcher nach Natal kam, um sich da niederzulassen, verdrießlich wieder weg-

ging, weil die Wege für die Füße seiner Weiber zu steinigt wären."

Wie steht es um den Verkehr der Weiber untereinander? Shooter sagt von den Zulu: „Die Weiber sind verträglicher, als man erwarten möchte, und wenn wir nach dem geselligen Verkehr zwischen den Weibern eines Mannes urtheilen sollten, so weit derselbe öffentlich sich darstellt, so möchten wir auf den Schluß kommen, daß es ein liebendes schwesterliches Verhältniß sei. (Sie nennen sich auch „Schwestern.") In der Wirklichkeit sind sie aber doch nicht wahrhaft in Harmonie miteinander und was kann auch von einem so unnatürlichen Verhältnisse anders erwartet werden, als Mißhelligkeit? Ich habe gehört, daß ein Eingeborner ausgesagt habe, man klage über häufiges Aneinandergerathen der Weiber und manchmal soll es zu förmlichen Gefechten kommen. Das Mittel gegen solche Störungen des Hausfriedens ist sehr einfach; der Hausherr greift gemeiniglich zum ersten besten Stock, der im Wege liegt und bringt die Streitenden zur Ruhe, indem er sie in die Flucht treibt. Er bekümmert sich nicht darum, zu untersuchen, wer der beleidigende Theil sei, sondern theilt seine Hiebe ohne Ansehen der Person aus, da er weiß, daß der schuldige Theil ihm nicht entgeht, wenn er sie alle züchtigt. — Die neue Frau, die natürlich der besondere Gegenstand der Eifersucht ist, wird manchmal sehr roh von den andern behandelt. Sind sie besonders erbittert, so werden sie versuchen, sie persönlich zu beschimpfen; sie werden ihr das Gesicht zerkratzen oder die Löcher in den Ohrläppchen ausreißen, damit sie in den Augen ihres gemeinsamen Ehemannes weniger reizend aussieht; sollte sie aus Versehen auf eine Schlange treten wollen, so würde man sie nicht warnen; man hat Gift in ihre Speisen gethan; von einem Falle habe ich gehört, wo man sie gewaltsam ermordet hat."

Und wie ist endlich das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, die aus solchen Ehen entspringen? Derselbe Shooter erzählt: „Die Weiber zeigen eine sehr große Anhänglichkeit für ihre kleinen Kinder. Ein Europäer, welcher Mais von den Eingeborenen zu kaufen pflegte, erzählte mir, wenn er auf einen Kraal käme und bemerkte, daß es mit dem Kornkaufen seine Schwierigkeiten haben würde, so wäre das Erste, was er thäte, daß er die Kinder um sich sammele und mit ihnen scherze. Wenn er sich durch dies Mittel bei den Müttern in Gunst gesetzt habe, so rücke er mit dem Zwecke seines Besuches heraus. Ich hatte einen Knaben von etwa 10 Jahren in meinem Dienste, einen muntern, lustigen kleinen Burschen, mit dem man nicht leicht ernstlich böse, aber auch unmöglich immer zufrieden sein konnte. Seine Gedanken waren häufig zu Haus und er ergötzte oft die älteren Kaffern dadurch, daß er nach seiner Mutter schrie. Manchmal besuchte sie ihn und wenn sie auch nicht „ein-

gemachte Pflaumen" mitbrachte, so gab's doch einen Topf Mengelfutter, das er nie mit andern theilte, und gewöhnlich in einer Mahlzeit verzehrte. Als der Junge mich verlassen hatte, besuchte ich einmal einen Kraal, der in einiger Entfernung von meiner Wohnung lag; ich wurde von den Weibern mit einem ganz außerordentlichen Willkommen empfangen, eine alte Frau ergriff meinen Arm und küßte ihn. Mein Diener gab mir den Aufschluß über dies Verhalten; es wäre Skafus Kraal, die alte Frau sei seine Großmutter und die jüngere Frau, welche eben so lebhaft erregt, aber mit mehr Respekt dabei stand, sei seine Mutter. Als der Junge mich verließ, hatte ich ihm etwas geschenkt, was 6 Schilling werth war und er konnte von Rechtswegen nur die Hälfte verlangen; daher kam der freundliche Empfang. — Es scheint eine nothwendige Folge der Vielweiberei zu sein, daß der Vater weniger Zuneigung zu seinen Kindern fühle, als die Mutter. Es kehrten zwei Brüder von einer weiten Reise zurück, während welcher der eine von ihnen ein Kind verloren hatte. Mein Diener, bei welchem sie bei der Rückkehr vorsprachen, war ein naher Verwandter von ihnen und theilte ihnen die traurige Nachricht mit. Ich hatte erfahren, daß das geschehen sei, ich wußte aber nicht, welcher von den beiden Reisenden der beraubte Vater sei. In dieser Ungewißheit ging ich in die Hütte, wo eine rauchende Schüssel mit gekochtem Mais vor ihnen stand. Einer aß und erzählte laut; der andere schwieg und aß nichts. Der Schluß war leicht zu machen und, da ich den betrübten Mann nicht quälen wollte, wendete ich mich an seinen gesprächigen Bruder. Nachdem ich erfahren hatte, was ich wünschte, verließ ich die Hütte, bedauerte von ganzen Herzen den schwermüthigen Mann und beschenkte ihn mit einem Stück von Ochsen — einem Leckerbissen, der den Appetit selbst eines verzweifelten Liebhabers geweckt haben würde. Mein Mitleid war verkehrt und mein Rindfleisch übel angebracht; der schwermüthige Mann, wie ich nach ihrer Abreise herausbrachte, war unpäßlich gewesen — der Eß- und Sprechlustige war der Vater, der sein Kind verloren hatte. Man darf aber von diesem Beispiele keinen Schluß auf das Allgemeine machen. Ich kenne Einen, dem es ein großes Vergnügen machte, wenn er von seinem Kinde erzählen und seine kleinen Streiche beschreiben konnte; er war noch jung und das Kind sein Erstgeborner; ein Anderer, der kürzlich zwei Kinder verloren hatte, war der Gram selber.



Zulu-Kaffer mit Kopfring.

Zweiter Abschnitt.

Am Fels und Meer.

(Begründung unserer Missionsarbeit in Natal auf den Stationen Emmaus und Christianenburg.)

13. Ankunft der Missionare in Natal. Erste Arbeiten.

Am Dreikönigstage 1847 standen drei Friedensboten auf der Höhe des Drakengebirges und schauten hinab in die Thäler der ihrem erstaunten Blick sich aufthuenden grünen Natal-Colonie. Es waren die drei Missionare Döhne, Posselt und Güldenpfennig, welche am 8. December 1846 von Bethanien aufgebrochen nach gefährlicher und beschwerlicher Reise erst jetzt dies ersehnte Reiseziel erreicht hatten. Aber welch ein Anblick! Da gab es Hügel und Thäler und Schluchten ohne Ende, Wälder von Nutzholz, hohes üppiges Gras, überall hervorbrechende frische Quellen, welche zwischen überhängenden Bäumen zierliche Wasserfälle bildeten. Zwei mächtige Felskegel hielten wie zwei Riesen die Wacht zu diesem Paß über das Gebirge.

Vor ihnen war ein grauenhaft steiler Weg, der an tiefen Abhängen vorüberführte, dessen schroffer Abfall es oft nöthig machte, daß beide Hinterräder des Ochsenwagens mit Ketten gehemmt wurden. Der Leiter warf den Ochsen unaufhörlich Steine gegen den Kopf, um sie zum Halten des Wagens zu zwingen, der Treiber brüllte seine Befehle dem Leiter und den Ochsen entgegen und sprang bald auf diese, bald auf jene Seite, um den schweren Wagen vor dem Umfallen zu bewahren. Dieser Coloß schlug über die Felsbänke mit einer Gewalt, daß die Funken sprühten und der Staub aufwirbelte. Da blieb Niemand im Wagen, alle machten sich auf die Füße, und konnten nun um so gemächlicher ihrem Auge den Anblick des Landes vergönnen, welches ihnen Vaterland und Heimath, Wohnstätte und dereinst Ruhestätte nach der Arbeit sein sollte!

Auf dem Wege ins Land hinein fanden sie überall zerstörte Mauern und verlassene Gärten; die Spuren von den Kriegszügen Tshaka's und Dingan's. Rückwärts blickend schauten sie die zackichten himmelanstarrenden Spitzen und Felsklötze des Drakengebirgs, von welchem herab ein 2000 Fuß langer Silberfaden den Wasserfall der Tukela bezeichnete. Vierzehn Tage später hatten sie die Umgeni

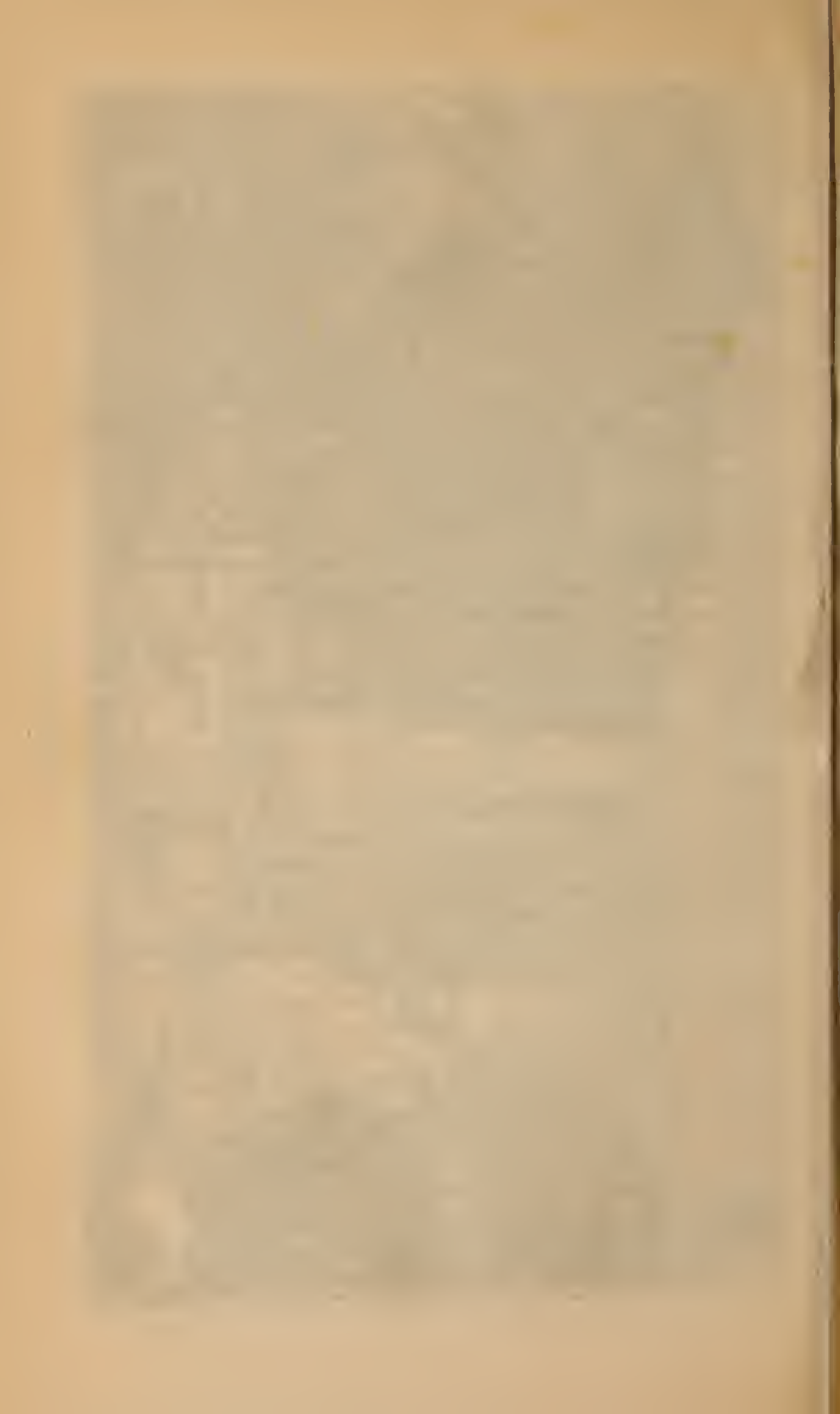
erreicht, die sie auf einer Fuhrt wenige Schritte oberhalb des berühmten Wasserfalles überschritten. Endlich am Montag den 26. Januar erreichten sie die Landeshauptstadt Pietrmaritzburg. Als sie hineinfuhren, wurden sie von dem americanischen Missionar Lindley und zwei wesleyanischen Missionaren, und am folgenden Tage von dem Gouvernementssekretär ehrenvoll empfangen, und stellten sich dem Gouverneur Sir M. West vor. Ihr Freund Herr Shepstone war auf einem Kriegszuge abwesend, den er zur Züchtigung eines kleinen aufständigen Capitäns auszuführen hatte.

Der Aufenthalt unserer Brüder in der Landeshauptstadt zog sich Monate lang hin, bevor ein geeigneter Platz zur Anlegung der ersten Station gefunden werden konnte. Es waren eben noch völlig ungeordnete Zustände im Lande. Die Regierung schwankte noch, ob man die sämmtlichen eingeströmten Kaffern auf einen bestimmten Theil des Landes concentriren oder in verschiedene nach kleineren Stämmchen abgegrenzte Locationen eintheilen sollte. Letztere Meinung behielt den Sieg; und so fand sich endlich auch oben am Drakengebirge, nicht weit von der Stelle, wo unsere Brüder dasselbe zum ersten male überschritten hatten, ein kleiner Stamm, die Amangwana, deren Häuptling Sikali nach mancher Seite hin über die gewöhnliche Weise der Zulucapitäne sich erhob, und bei dem nun unser erster Anfang gemacht werden sollte.

Aber die kleine Zahl unserer Sendboten wurde noch gelichtet, bevor sie das Werk in Angriff genommen hatten. Bruder Döhne hatte in Pietrmaritzburg zum öfteren den holländischen Bauern gepredigt, man hatte sich gegenseitig gefallen, und die Folge war, daß Döhne einen Ruf der Bauern, bei ihnen als Prediger zu bleiben, annahm. Er trat am 23. Juni 1847 als Bauernpastor in seine dritte Ehe mit Caroline Watermeyer, einer Capenarin, Schwester unseres früheren Agenten W. in der Capstadt. Döhne meinte, auch in dieser Stellung der Mission wesentlich nützen zu können, weil der Einfluß der holländischen Bauern auf das Missionswerk, sei es zu Gunsten, sei es zu Ungunsten derselben, sehr schwer in das Gewicht fällt; auch hoffte er neben seinem eigentlichen Pastorenamt, welches ihm Reisen bis an die Grenzen von Transvaal auferlegte, noch speziell Kaffermission treiben zu können. Diese Gedanken haben sich als irrig erwiesen; Döhne's Verhältniß zu den Bauern dauerte nur zwei Jahre. Dann löste er es, und nahm eine Missionarsstellung an nicht bei uns, sondern bei der americanischen Missionsgesellschaft, in deren Dienst er die Station Tablemount (Tafelberg) gründete. Unsere Gesellschaft verlor in ihm einen ihrer tüchtigsten und begabtesten Missionare, und unsere Zulu-Mission empfand es sehr fühlbar, daß von vorn herein ihr eine treffliche Kraft entzogen war.



Umgeni-Fall.



Die beiden andern Brüder, Posselt und Güldenpfennig langten, nachdem sie vorher im April und Mai eine Recognoscirungsreise ausgeführt hatten, am 3. Juni 1847 an ihrem neuen Bestimmungsorte an, um sich dort dauernd niederzulassen.

Das Wort: „Zion heb im Elend an," sollte auch hier sich erfüllen. Wenige Stunden vor der Ankunft stürzte der Wagen, auf dem Posselt mit seiner Familie fuhr, mitten im Fluß um: „Ich hatte, schreibt er, meinen ältesten Sohn, meine Frau den jüngsten — Kinder von 2½ Jahr und 10 Monaten — im Arm. Schwere Kisten, Mehlsäcke u. s. w. lagen auf uns, wir auf den Kindern, vor und hinter uns war der Wagen durch die umgefallenen Kisten verrammt, wir waren so fest eingedrückt, daß uns der Athem ausging. Wir winselten Alle jämmerlich, am meisten die Kleinen, die wir selbst erdrücken mußten. „O mein Gott!" schrie ich in der Angst, „errette uns von so erschrecklichem Tode." Und die Ochsen standen still, als hielt sie der Engel des Herrn, und das Wasser unter uns, wiewohl es in den Wagen trat, kam doch nicht in unser Gesicht; und dem Treiber ward Kraft gegeben, hinten hineinzubrechen und uns herauszuholen. Da standen nun Alle, völlig unversehrt, und ich gedachte des Wortes, das der Geist durch den Mund David's gesprochen: „Er bewahret alle ihre Gebeine, daß keines derselben zerbrochen wird." O mein Gott, wie soll ich dir genugsam danken für deine Wunder, die du an den Menschenkindern thust!"

Der Ort, wo die Brüder zu arbeiten begannen, war bereits früher von einem holländischen Bauern, namens Linneque bewohnt gewesen. Es standen aus jener Zeit noch zwei kleine Lehmhäuser und eine kleine Kornmühle, die von unseren Brüdern gleich in Gebrauch genommen werden konnten. Der Bauer erhielt von der Regierung einen andern Platz und verkaufte uns die Gebäude für 250 Thaler. Eine große Herrlichkeit war zwar nicht daran. Bruder Posselt schreibt „Unser Haus ist in zwei Zimmer getheilt. Das eine ist Wohn-, das andere Schlafzimmer. In der Stube stehen zwei Wagenkisten, über die eine ein Schakal-Caroß, über die andere eine bunte Zeugdecke gedeckt; ein Tisch, acht Stühle, ein Paar kleine Koffer, ein Faß mit Salzfleisch, eine Kiste, worin meine Bücher, mit dem Fell eines wilden Thieres überzogen. Auf dieser Kiste steht ein kleines Repositorium mit den Büchern, welche ich täglich nöthig habe, d. i. mit meiner hebräischen Bibel und dem griechischen Testament. Auf der einen Ecke, einem ganz kleinen Räumchen, schreibe ich diesen Brief. Das ist Alles, was in der Wohnstube ist. Der Flur ist von Lehm, darauf sind Matten gelegt. Fenster, oder vielmehr Löcher, hat das Haus drei. In jeder Oeffnung steht ein Rahm mit weißem, dünnem Zeuge überzogen, das etwas Licht hereinläßt. Ueber die Balken ist Bambus-



Emmaus im J. 1867.

rohr gelegt, darauf Lehm, so haben wir einen Boden, auf den man von außen durch eine Steintreppe gelangt. Vor dem Hause stehen zwei Aprikosen- und zwei Apfelbäume. Etwa zehn Schritte vom Hause fließt eine Wasserleitung; unterhalb derselben ist ein Gemüse- und Obstgarten, den wir erst jetzt eben bepflanzt haben mit Wein, Apfel-, Pfirsich-, Mandel- und Aprikosenbäumen. Das Ganze schließt eine Quittenhecke ein, welche auch erst angelegt ist. Gekocht wird in einer alten Rasenbude, ohne Schornstein.

So ärmlich die Wohnung war, so war es doch aber schon eine Wohnung, und die Brüder durften erst nicht von vornherein ihren Schweiß an die Aufrichtung von Nothhütten verschwenden. Und, so ärmlich die Wohnung, so herrlich war die Umgebung. Das majestätische Drakengebirge schiebt dort zwei mächtige an 9000 Fuß hohe Felswürfel, neben denen eine an 8000 Fuß hohe Pyramide gleichsam Wache hält in die Ebene hinein vor, und dacht sich an den prachtvollsten Felskränzen zu immer niedriger werdenden Bergen bis in die grünsaftigen Thäler ab, auf deren umgrenzenden Hügeln die Stationsgebäude erbaut wurden. Reichliches Wasser ist vorhanden, um nicht blos ein schönes Stück Gartenland, sondern auch ein für africanische Verhältnisse sehr bedeutendes Stück Getreideland zu bewässern.

Der Häuptling des Amangwana-Stammes, Sikali, war der Sohn des einst sehr mächtigen Matewane, welcher von Tshaka's Schaaren niedergeworfen, später durch Dingaan noch mehr geschwächt, nur Bruchstücke seines mächtigen Stammes, etwa 2—3000 Seelen seinem Sohne hinterließ. Die schweren Heimsuchungen hatten das Volk mürbe gemacht, so daß es sich unter demselben viel leichter arbeitete, als unter den Xosa des Britischen Kafferlandes, welche Posselt's Geduld schier ermüdet hatten. Er schreibt: „Unter diesen Kaffern*) leben ist gar kein Vergleich mit dem Leben unter den Amaxosa. Jene Rohesten und Ungeschliffensten unter den Barbaren, wie plagen sie den armen Missionar mit ihrer unersättlichen Bettelei und ihrer nicht abzuhaltenden Zudringlichkeit! Diesen ist die Bettelei so fremd, wie den Weißen. Stehlen kommt bei ihnen nicht vor, wie dies die Bauern bezeugen, und unser Gut liegt Tag und Nacht unverriegelt da. Sie sind simpler als die Kaffern, unter denen ich früher war, und rasen nicht so viel, haben wenig Vieh — Pferde hat Niemand — Usikali reitet auf einem Oechslein einher — grüßen sich beim Begegnen mit dem Gruße: dikubona, d. h. ich sehe dich, worauf der Gegrüßte dasselbe entgegnet, oder yebo, d. h. Ja! antwortet, und bei dem Weggehen mit heala kamkaudi, d. h. lebe wohl! Mit uns reden

*) Im weitern Sinne werden unter den Kaffern die Zulu mitbegriffen.

sie in bescheidener Weise, und noch hat mir Niemand gesagt: ko ka! du lügst, wie dies die Amaxosa dem Missionar des Tages hundert Male ins Gesicht sagen. Auch wenn ich des Sonntags auf ihren Kraal komme, um ihnen zu predigen, sind sie ruhig und aufmerksam. Da ist kein Lachen, kein Nachäffen, kein Zu- und Weglaufen, sondern andächtig und ehrbar hört Jung und Alt zu, bis ich geschlossen habe."

So konnten denn unsere Brüder mit frischem fröhlichen Muth ans Werk gehen. Dicht um sich hatten sie ein kleines Häuflein von Xosakaffern, die dem Bruder Döhne aus Britisch Kafferland hierher gefolgt waren, und von denen er drei, Posselt zwei taufen, und mit deren acht Kindern die erste kleine Schule eröffnet werden konnte. Zu dieser kleinen Schaar gesellten sich etliche Zuzügler aus der Umgegend. Ganz in der Nähe wohnte ein alter Geheimer-Rath von Tshaka, namens Umboni mit seiner kleinen Sippschaft. Die Brüder hatten also eine doppelte Gemeinde zu versehen, die Leute auf und bei der Station, und die Kraale des etwa zwei Meilen entfernt wohnenden Häuptlings Sikali. Wie sie ihr Werk angriffen, möge uns abermals Bruder Posselt selbst erzählen:

„Nach dem Frühstück des Sonntags und nach der sich daran schließenden Morgenandacht rufe ich die wenigen Leute, welche jetzt erst bei uns sind, zusammen. Wir gehen in ein großes Kafferhaus, rund, so hoch, daß ich aufrecht darin stehen kann, von oben bis unten mit Stroh gedeckt, die Thüre ein längliches Loch, getragen das Ganze von fünf Pfählen und mit zwei kleinen Lücken, die stets offen sind. Die Kanzel und der Altar eine kleine Seifen-kiste, auf zwei Pfähle angenagelt und darüber ein Stück grauen Futter-Kattun als Decke. Bänke, zwei Bretter, gelegt über ein Paar flache Steine. Orgel, meine Geige. Es wird gesungen, Text erklärt, gebetet und gesungen. — Darnach kommt mein Pferd, um nach dem Kraal des Capitäns zu reiten, wo der Hauptgottesdienst ist. Ich ziehe an Reithosen, Kamaschen, stecke die Sporen an, setze Strohhut auf, ziehe eine lange schwarze Jacke an. Das ist mein Priester-Schmuck hier zu Lande. In der Rechten die Zügel, in der Linken die Geige, in den langen Taschen Bibel, Gesangbuch und A-B-C-Tabelle. Der Weg ein einsamer Fußsteig durch langes Gras und viele Bäche. Vor mir das hohe Gebirge mit Schnee bedeckt, unten aber in der Fläche, wo ich reite, recht warm, wie zu Hause im Monat September und Oktober. Das ist denn mein Gebets-Kämmerlein. Während das Pferdchen hurtig vorwärts trippelt, rufe ich überlaut zu meinem Heilande, daß er sich meiner und meiner Arbeit erbarmen wolle, daß er den Himmel zerreißen und von den Heiden das Hüllen hinwegthun wolle, womit sie umhüllet sind; daß er mir Zeugengeist und Freudigkeit verleihen wolle, ihn, Jesum den Gekreuzigten, zu verkün-

digen im Leben wie im Sterben, daß er segnen wolle seine ganze Kirche und endlich mir einen seligen Ausgang aus dieser armen Welt verleihen wolle. Dabei gedenke ich Dieser und Jener insonderheit, am meisten an die Gläubigen zu Berlin. Dann denke ich über meinen Text nach und unter so seliger Beschäftigung komme ich auf dem Platze an. Da sind viele Kaffern, die meiner schon harren. Sie schließen einen Kreis am Eingang des Viehkraals, sich auf den trocknen Kuhmist niedersetzend. Ich setze mich auf die Stangen, womit der steinerne Viehkraal des Nachts zugemacht wird. (Viehkraal ist eine runde Mauer von Steinen, Rasen 2c., mehrere Fuß hoch.) Das Lied wird vorgesagt, ich spiele und singe, und weil sie erst anfangen, unterrichtet zu werden, so geht es noch sehr schlecht mit ihrem Singen. Sie brummen gewöhnlich wie Bären. Nach dem Gesang stehe ich auf. Das Himmelsgewölbe ist der Dom. Ich ziehe die Bibel hervor und behalte sie in der Hand, bis ich vollendet habe. Ich spreche laut und so einfach als nur möglich, und ziehe so viel Bilder an aus dem täglichen Leben, als ich erhaschen kann. Alles ist ruhig, sie hören aufmerksam zu. Die Männer sind theils bedeckt, theils sitzen sie nackt da. Um die Hüften ist eine Schnur, von der hängen viele lange Schwänze vom Rind, Wild und Affen herab. Ganz nackt sitzen alle unverheiratheten Mädchen da. Das ist allerdings nicht gut anzusehen. Ich thue so viel als nur möglich, um sie an Kleider und Schamhaftigkeit zu gewöhnen. — Nach der Predigt bete ich, und das ist der Schluß. Darnach unterrichte ich die Kinder im A-B-C und im Singen, und spreche ihnen einen Liedervers vor.

Ist so alles vorbei, dann geht es wieder nach Hause, wo ich noch einmal mit einigen wenigen Kaffern Gottesdienst halte."

Während auf der Station selbst nur Wenige waren, die an den Gottesdiensten theilnehmen konnten, blieb der Zudrang zu den Predigten auf dem Häuptlingskraal in erfreulicher Weise beständig. Gewöhnlich kamen 50 Männer und eben so viel Mädchen, so daß Posselt, um nicht immer der Sonnengluth ausgesetzt zu sein, ein kleines Kirchlein aus Rasen erbauen mußte, 48 Fuß lang und 13 Fuß breit, in welchem die Versammlungen gehalten wurden. Der Häuptling Sikali fehlte nie, er stellte sich von vornherein und andauernd freundlich und entgegenkommend zum Missionar, so daß dieser etwas verfrühte Hoffnungen zu seiner Bekehrung faßte. In der That aber war Sikali — obschon etwas manierlicher, doch derselbe alte schlaue, verlogene hartherzige Mensch, wie die übrigen seines Volkes, gegen Gottes Wort völlig abgehärtet. Als ein Mann aus seiner Familie vom Blitz getroffen wurde, meinte Posselt daran einen Anhalt zu haben, um an das Herz des Heiden zu kommen. Das war freilich weitgefehlt. Der Herr aber hatte

seinen besonderen Blitz für Sikali selbst. Er saß am Sonntag und reinigte seine Flinte; ein Funke fällt auf das neben ihm liegende Pulver, dasselbe explodirt und verbrennt dem Häuptling Gesicht und Leib. Diesmal hatte er eine demüthigere Antwort für den Missionar: „Ja, der Herr hat mir meine Sünde schon längst gezeigt, und ich schäme mich sehr!“ Dabei blieb es aber.

Da jedoch der Häuptling und sein Volk es sich gefallen ließen, daß das Wort Gottes allsonntäglich bei ihnen gepredigt wurde, so arbeiteten die Brüder mit frischer Hoffnung. Bruder Güldenpfennig baute ein Packhaus von 30′ und einen Pferdestall von 36′ Länge. Eine große runde Kafferhütte wurde als Kirche eingerichtet. Ein geregelter Obst- und Gemüsegarten wurde vor den Wohnhäusern angelegt, und mit einem Graben und einer Quittenhecke umgeben. Auch die Kaffern hatten ihre großen Milisgärten. Es fehlte auf der neuen Station weder an Gebet, noch an Arbeit, sowohl im Geistlichen, als im Irdischen.

Da plötzlich explodirte mitten in dem Friedenswerk eine Bombe, die alle gethane Arbeit zu vernichten und unser ganzes Missionswerk unter den Zulu in Zweifel zu stellen schien. Laut erscholl der Ruf: „Panda kommt!“

---

14. „Panda kommt!“

Wir lassen unsern Missionar Posselt erzählen: „Es war Freitag, den 26. November gegen Abend, als sich plötzlich das unerwartete Gerücht verbreitete, Umpanda ziehe mit einer unzählbaren Macht von Zulu herauf, um alle innerhalb der Colonie lebenden Kaffern, welche von ihm abgefallen seien, zu züchtigen und zurückzubringen. Den Anfang werde er mit Usikali machen. Die Bauern sollten über die Tukela ziehen, wo sie, — im Pandaschen Gebiete — sicherer bleiben würden. Die diesseits bleiben, müssen sich im Lager zusammenziehen, damit ihnen kein Uebels widerfahre. Noch fünf Tage, und die Zulu's wären hier; schon habe sie Hans de Lange — ein vertrauter Freund von Umpanda, der stets bei ihm lebt — dort und dort gesehen. — Wir, dieser Botschaft weder vollen Glauben schenkend, noch auch fähig, ihre Ungegründetheit zu beweisen, hielten es für gerathen, umher zu gehen und zu forschen, wie dem wäre. Noch am Abend desselben Tages eilt Bruder Güldenpfennig zu respektablen Bauern, welche die Tukela weiter hinab wohnen. Ich machte mich an den Wagen, um ihn in Ordnung zu setzen. Er war ohne Zelt, ohne Einspann-Zubehör, so wenig hatten wir an Ziehen und Fliehen gedacht. Noch

trösteten wir uns mit günstigerer Nachricht von Bruder Güldenpfennig, als er Sonnabend, den 27. November zurückkam, sagend: „Alle Welt ist in der Flucht begriffen. Die Weißen ziehen nach einem Lager, die Schwarzen eilen mit ihrem Vieh herauf zu Usikali. Niemand unter den Fliehenden hat den Feind gesehen, alle aber betheuern, er ist auf dem Wege. Laßt uns packen und fliehen!" — So rieselte denn schon wieder das Schreckens- und Höllen-Wort, das Mord- und Jammerwort, „Krieg," durch unsere Glieder, die sich so eben erst wieder erholt hatten. So sollten wir denn schon wieder uns dem unbeschreiblichen Ungemach aussetzen, das man in einem vollgepfropften Wagen, auf afrikanischen Wegen, in Natalscher Sonnenhitze und Regen erdulden muß. Zwei Familien, Ein Wagen, kein Zelt. Schon waren die Aprikosen, Aepfel und Pfirsichen im Reifen. Der Gemüsegarten versprach die zu sättigen, welche seine Erzeugnisse für die liebsten Leckerbissen hielten. Das Federvieh war im Gedeihen. Kühe lieferten Milch, Butter und Käse zur Zufriedenheit genügsamer Herzen. Brotkorn war eingekauft, Pferdefutter für den Winter aufgehoben. Glücklich lebten die in kleinen Häusern, welche so lange kein ander Haus als den rauhen Wagen und den nassen Himmel gehabt hatten. Dies Alles sollten wir nun wieder verlassen, damit es eine Beute der Wilden und ein Raub der Flammen würde? — Und wie viel war im geistlichen Weinberge gesäet? wie viel mit Thränen begossen? wie viel mit Gebeten begehret? Und dies Alles sollten die wilden Säue zertreten? Und so sollten wir vergeblich alle unsere Kräfte zubringen?

Zuerst erschlaffte Geist und Leib und wir konnten uns nicht entschließen, die Flucht zu ergreifen. Dann aber wurde die Liebe zum Leben reger und wir packten das Werthvollste von dem Wenigen, was wir hatten, ein: Kleider, Wäsche, Betten und die nöthigsten Lebensmittel. Von meinen Büchern gingen mit das Alte und Neue Testament und die Lexika dazu. Die müssen mit mir wandern und bliebe alles Andere zurück. Alles Uebrige blieb stehen und liegen. — Sonntag, den 28. November. Sonst ging es zum Singen, Loben, Predigen, heute war Pack- und Fluchttag. Wie oft gedachte ich des Wortes des Herrn: „Bittet aber, daß eure Flucht nicht geschehe am Sabbath," konnte aber für mich und meinen Zustand nichts Tröstliches darin finden. — Der Wagen war bis oben voll, die Ochsen eingespannt. Die Kaffern bei uns nahmen jeder sein Gepäck auf sich und schickten sich zur Reise, traurig, ihre schönen Gärten zu verlassen. An Usikali schickte ich die Botschaft, sich einen Sicherheitsort zu suchen. Wir versammelten uns mit unseren Dienstboten und voll tiefer Rührung sangen wir ein Paar Verse aus dem Liede: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, es bleibt gerecht sein Wille rc." so gut, als

es ein betrübter Geist und überfließende Augen zuließen. Dann betete ich Kaffersch, uns der ewigen Treue des gnadenreichen Gottes anbefehlend und Leib und Seele übergebend. So schlossen wir Fenster und Thüre zu und gingen zu Fuß über das Flüßchen, das vor unserm Platze vorbeifließt. Und ich gedachte an David und an den Herrn, als sie schweren Herzens über den Kidron gingen und ich sprach: „Werde ich Gnade finden vor dem Herrn, so wird er mich wiederholen und mich diesen Ort wieder sehen lassen. Spricht er aber: Ich habe nicht Lust zu dir, siehe, hier bin ich. Er mache es mit mir, wie es ihm wohlgefällt." Und so zogen wir still und weinend unsre Straße.

Auf Pietrmaritzburg liegen 300 Soldaten, am Hafen Natal 100, sonst liegt die ganze Colonie nach allen Richtungen im bloßen. Nirgends ein Fort, nirgends auch nur eine kleine Post. Die Zulu-Macht wird gewöhnlich auf 50,000 streitbare Männer geschätzt, welche in Regimentern, zu Tausend ein jedes, fechten und weder der Alten, noch des weiblichen Geschlechts, noch des Säuglings schonen. Sie tragen einen Schild aus Rindsfell in der Linken, und einen breiten Spieß in der Rechten. Mit diesem werfen sie nie, sondern rennen unter fürchterlichem Geheul mitten unter den Feind und durchstechen ihn. Wohin sollten wir uns verbergen vor diesem schrecklichen Feinde? Nach Pietrmaritzburg konnten wir nicht, weil vom Regen die Flüsse angeschwollen waren. Den Drakenberg hinauf, hätte uns zu den nicht fern von uns wohnenden Missionaren der Betschuanen gebracht, doch wer hilft uns den furchtbaren Drakenberg hinauf? In der Nähe von hier bildeten die Bauern ein Lager, freilich sehr schwach und menschlich gedacht, nicht im Stande, sich nur einen Tag gegen ein Regiment der ungestümen Zulu's zu halten. Doch es war nahe, wir konnten von da aus ein Auge über unsere Station halten, und immer war es ja noch nicht unmöglich, daß Panda vielleicht nicht käme. Nach dem Lager zu ziehen wurde daher beschlossen. Wir kamen am Sonntag Abend daselbst an. Neun Wagen ungefähr waren bereits da, unter ihnen der des Feldkornets. Die Situation des Lagers war auf einem kleinen Hügel, dicht an der großen Tukela, die eben übermäßig voll war. Andere Wagen wurden stündlich erwartet, doch alle Bäche und Flüsse und Ströme waren unpassabel. So geschah es, daß die Wagen erst später anlangten. Ihre volle Zahl belief sich endlich auf ungefähr dreißig.

Weil die Tukela noch immer in wilden Fluthen dahin riß, so war man sicher, der Feind könne jetzt nicht herüberkommen, und die gekommen waren, ihre zerstreuten Kräfte gegen einen so gefürchteten Feind zu vereinigen, ließen in Sorglosigkeit und im Phlegma afrikanischer Bauern ihre Wagen an verschiedenen Orten stehen. Sie waren nach dem Lager gezogen, und bildeten doch

kein Lager. Dienstag Abend, als wir uns eben schlafen gelegt hatten, hörten einige unter uns einen Schuß. Wir sprangen auf, machten Lärm und nun erst, um Mitternacht wurden alle Wagen, nach Lager Sitte, dicht in einander, in einen Kreis geschoben, mit zwei engen Aus- und Eingängen. Doch auch jetzt waren noch nicht alle willig, ihre Wagen in Lagerform stehen zu lassen. Da habe ich recht sehen können, welch ein untraktabler Mensch der afrikanische Bauer ist. Er ist sicher unter den Menschen, was der Büffelochs unter den Thieren ist. Ein Wagen hatte Pulver geladen. Der Eigenthümer schlief in süßer Ruhe. Wir waren bereit, ihn sammt seinem Wagen in Reih und Glied zu schieben, aber der Unsinnige ließ es nicht zu. Die Lust zur Ruhe in diesem Sorglosen und Steifhals hätte nur der Spieß der Zulu's austreiben können. — Die Nacht ging ohne Erhebliches vorüber. Nächsten Tages wurden Dorngebüsche herangeschleift. Diese grub und legte man außen um die Wagen, und befestigte sie an dieselben innerhalb mit den Wagenketten: eine Schanze, stark genug gegen nackte Wilde, wenn von innerhalb geschossen wird. Die Waffe der Bauern ist bloß eine große Flinte, von einer Oeffnung, die nur fünf, höchstens acht Kugeln von einem Pfund Blei herauskommen läßt. Sie alle sind Schützen auf ein Haar. Um den Leib schnallen sie eine von ihnen selbst verfertigte lederne Patrontasche, in welcher die Kugeln sind. Sie sitzt vorn, nicht hinten. An der rechten Seite hängt das große Pulverhorn, von den Hörnern der Kühe und Ochsen gemacht. — Fortan wurden Nachtwachen gehalten. Die Nächte selbst waren immer am peinlichsten. Rings um das Lager lagen gegen 6000 Stück Rindvieh. Der Regen fiel in Strömen auf sie. Sie standen auf und suchten sich einander durch das kläglichste und unerträglichste Gebrüll. Zu jedem Wagen gehörten mindestens drei Hunde; diese 100 Bestien stürzten bei jeder Regung und Bewegung, bei jedem Laute zu den Pforten hinaus, fielen entweder gegen etwas Anderes, oder, nach Hundeart gegen einander, und machten einen Lärm, als wenn die Zulu's schon mitten im Lager wären. Unter diesen Umständen, und weil die Zulu's nur in den ersten Morgenstunden, nie am Tage ihre Angriffe machen, geschah es, daß der untergehenden Sonne immer mit Bangigkeit nachgeblickt wurde.

Während wir so eingeschlossen lagen, erschienen fast täglich Bauern am jenseitigen Ufer der Tukela, die herrüberriefen: „Wenn der Feind diese Nacht nicht kommt, so gewiß doch morgen. Er ist so groß, daß er nicht zu überschauen ist. Doch wird er nur Speise von euch fordern, nicht mit euch kämpfen. Seid zu allem bereit, schießt nur nicht ꝛc. ꝛc.“ Sie selbst jenseits hatten auch ihr Lager gemacht. Endlich glaubten unsere Tag-Patrouillen den Feind selbst gesehen zu haben, daß er im Anmarsche jenseits sei.

Später sah man seine Nachtfeuer und am Sonntag Abend waren die Feuer nicht mehr fern von uns. Wir Alle waren bereit, Vieh und Pferde und Ziegen fahren zu lassen, für unser Leben aber wollten wir kämpfen bis zum letzten Athemzuge. Einige Bauern waren ganz trostlos, die meisten aber behielten ihre Ruhe. Der Pulverwagen wurde auch noch hereingeschoben und stand über einer Feuerstelle, die noch voll von glühenden Kohlen war. So wenig Notiz nahm die afrikanische Gleichgültigkeit davon, daß man die Kohlen nicht einmal auslöschte, sondern sie ihrem eigenen Sterben überließ! Nur ein Bauer bemerkte, man thäte besser, wenn man das Feuer auslöschte. Mit dieser Bemerkung war er und alle Andern zufrieden.

Inzwischen unterließen wir nicht, uns durch Gebet zu dem Gott unserer Väter zu stärken und ihm sein Wort vorzuhalten: „Ihr sollt mein Angesicht suchen.“ Dadurch erlangten nicht wir allein gute Zuversicht, sondern konnten sie auch Andern verschaffen. Ich hielt dafür, daß wir das Lager mehr schützen müßten, denn das Lager uns zu schützen vermochte, und darauf hin haben wir kühn und herzlich den Herrn angefleht. Auch habe ich einige Mal im Lager den Bauern auf ihr Gesuch gepredigt. Mit unsern wenigen Kaffern hielt ich am Sonntage im Lager auch einen kurzen Gottesdienst, während die Bauern kamen und standen und horchten. Unter ihnen selbst sind einige recht gottesfürchtige und mehrere recht anständige Leute, und sehr artig gegen uns. (Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß es unter den afrikanischen Bauern sehr viele giebt, auf welche die Beschreibungen von den Untugenden der Mehrzahl ganz und gar keine Anwendung leiden.)

Doch auch die Sonntag- und Montagnacht verflossen in Ruhe. Weil dann kein Feind zum Vorschein kam, so fingen die Schwarzen, welche als Diener bei den Bauern waren, an zu fürchten, die Weißen wollten gegen alle Kaffern Krieg machen. Entweder hatte ein Kaffer dies aus Scherz oder aus Bosheit oder aus ungegründeter Furcht ausgebreitet. Nun wurde die Verwirrung noch größer. Ein armer schwarzer Dienstbote war durch dies Gerücht so in Furcht gerathen, daß er zu mir in den Wagen, am Dienstag Morgen, gekrochen kam. Sein Herr redete mit ihm auf die gütlichste Weise und ich selbst that mein Bestes, und befahl ihm, vom Wagen zu gehen und sein Werk zu verrichten. Doch Alles vergeblich. „Die Bauern schießen mich todt, sobald ich gehe, die Kühe melken,“ — dabei blieb er. Da sprang einer von solchen herzu, die den vollen Stempel eines rohen afrikanischen Bauern außen und innen an sich tragen, ergriff die furchtbare, lange, dicke Ochsenpeitsche und hieb mit beiden Händen aus aller Macht auf den armen Kaffer vor meinen Augen ein. Und ich durfte mich seiner nicht annehmen. Doch auch dies vermochte

nicht den Kaffer zur Besinnung zu bringen. Dann ward wieder gütlich mit ihm gesprochen und man fragte ihn auch, warum er denn zu mir flüchte, ob er denn glaube, bei mir Sicherheit zu finden. „Ja," antwortete er, „das ist der Mann, wohin wir Kaffern rennen, wenn ihr uns schießen wollt!" So sehr mich auch dies Bekenntniß von dem unglücklichen Menschen freute, so war es mir auf der anderen Seite doch nicht lieb. Denn schon sind die Missionare im Verdacht, daß die schwarze Farbe eines Menschen bei ihnen hinreichend sei, ihn in Schutz zu nehmen und ihn für unschuldig zu erklären. Ich selbst versuchte noch einmal ihm die Furcht auszureden, aber es war nicht möglich.

Die Bauern wurden betrübt, daß nun auch die friedlichen Kaffern, unter denen sie bisher ihre Dienstboten erhalten, gegen sie mißtrauisch werden würden. Ich erbot mich daher, zu Usikali zu reiten und ihn und sein Volk zu beruhigen, wenn sie vielleicht die Bauern fürchteten. Der geprügelte Kaffer ritt mit mir mit. Ich fand, daß sie allerdings nicht frei von Furcht vor den Bauern seien. Denn, sagten sie, das Commando von Panda sei nicht da, sie wüßten es gewiß. Sie könnten sich daher nicht erklären, was in aller Welt die Bauern mit dem Lager beabsichtigten, wenn es nicht ihnen gelte. Nur von einem Dinge hätten sie gehört, daß nämlich ein unterjochter Capitän mit seinen Leuten gern von Panda wegfliehen und an Usikali sich anschließen möchte. — Als ich ihnen sagte, so lange sie mich bei den Bauern sähen, so lange sollten sie auch ohne Furcht vor ihnen sein, so gewannen sie wieder Freudigkeit, und ich kehrte um nach dem Lager, mit dem Entschlusse, sobald wie möglich, wieder nach Hause zu kehren.

Den Bauern stellte ich ernstlich vor, wie Panda unmöglich kommen könne, weil ja Usikali's Volk, das ihn wie einen Tiger fürchtet, und welches stets Spione nach der Seite hin halte, so ruhig auf seinen Plätzen bleibe und nur dies Lager fürchte, daß ich glaubte, wir würden nur von denen auf der andern Seite betrogen, daß ich daher morgen meinen Wagen herausziehen und nach Hause fahren würde. Meine Worte bekamen noch mehr Gewicht durch die Nachricht, daß das Lager am Buschmannsfluß schon aufgebrochen sei, und durch die Mittheilung eines angesehenen Bauern, welcher so eben über die Tukela geschwommen war und daselbst weit und breit umhergespäht und Nichts gesehen hatte. Das Feuer, sagte er, sei weiter nichts als Gras, welches gebrannt habe. Da alle von der Sonne auf dem schattenlosen Hügel mürbe gebraten waren, und ein Jeder sich nach Hause sehnte, um die begonnene Kornerndte zu vollenden, so wurden unsere Worte desto eifriger angenommen, und alle beschlossen, nach Hause zu reisen.

Am andern Tage früh begannen wir zuerst, die Dornen von unseren Wagen zu reißen; Muth erweckte Muth. Bald machten

die andern auch Bahn und am Mittag zogen die Wagen ab. Doch die allgemeine Freude wurde sogleich wieder gedämpft durch einen jener unglückverkündenden Boten, welcher wieder jenseits erschien und herüberrief: „Ja, geht nach Hause und vollendet die Erndte. Noch acht Tage sind es, und ihr sollt sehen, was über euch kommen wird.“ Auf uns vermochten solche Worte keinen Eindruck mehr zu machen. Aber die meisten Bauern zogen betrübt ihren Weg. Mittwoch, den 15. December kehrten wir in unsere Heimath zurück. O wie unsere Herzen jubelten! Das Kleinste und Schlechteste begrüßten wir als etwas Unschätzbares. Als zum Tode verurtheilt zogen wir aus. Als dem Tode Preis gegeben, hatten wir Haus und Hof und alle Habe angesehen. Und nun empfingen wir Leben, Platz, Habe und Gut auf's Neue wieder. Da mußten wir denn wiederum gerührt sprechen: „Mein Leben schenkst Du mir auf's Neu', es sei auch Dir verschrieben, mit neuer Kraft, mit neuer Treu', Dich, Jesu, stets zu lieben.“

---

15. Posselt nach der Bai.

Für diesmal war der Ruf: „Panda kommt!“ nur ein bloßer Schreck gewesen. Weil derselbe in den nächsten Jahren in ähnlicher Weise sich zum öfteren wiederholte, so haben wir die ausführliche Mittheilung Posselts gegeben. Sie zeigt uns, wie in den ersten Jahren, bis eine dichter gewordene weiße Bevölkerung größeren Schutz gewährte, unsere Brüder wirklich in steter Lebensgefahr und Angst und Noth arbeiten mußten.

Und doch war auch 1847 die Flucht vor dem nicht kommenden Panda nicht blos ein leerer Schreck geblieben. Sie hat ihre Folgen gehabt und mit einem Schlage unsere Mission vom Fels zum Meer versetzt.

Die englische Regierung hielt die Lage des Landes für so bedroht, daß sie unseren Missionaren den Rath ertheilte, vorläufig ihre Station zu verlassen. Dieselben konnten sich nach ihrer Rückkehr aus dem Lager nur wenige Wochen des Klanges der schönen großen Glocke erfreuen, welche Schwester Pehmöller für Indwe (vergl. Bd. II. Abth. 2 p. 77) bestimmt hatte, und welche am letzten Tage des Jahres am Drakenberge ankam. Emmaus hatten sie die Station genannt, um den Namen des verlassenen Emmaus in Kaffernland (Bd. II. Abth. 2 p. 111) lebendig zu erhalten; jetzt schien es, daß dies zweite Emmaus eben so bald verlassen werden sollte, wie damals das erste.

Schon Ende Januar luden die beiden Brüder alle Habselig-

keiten auf ihre Wage, um abermals nach der Landeshauptstadt, Pietrmaritzburg sich zurückzuziehen, von wo Posselt am 3. Februar 1848 ganz betrübt schreibt: „Daß das unaufhörliche Ziehen Leib und Seele ermüdet, und uns an den Bettelstab bringt, wem sollte das unbekannt sein? Ich gebe mich darein und trösten mich die Worte „Sie zogen hin und wieder, ihr Kreuz war immer groß, bis daß der Tod sie wieder legt' in des Grabes Schooß." Des Hrn Wille geschehe! Sterben wir mit ihm, so werden wir mit ihm leben!"

Er ahnte, als er diese Worte schrieb, gar nicht, welche Weissagung für ihn selbst sie enthielte. Sein Kreuz sollte noch größer werden, und was Sterben heißt, sollte er bald aus nächster Nähe erfahren.

Am 21. März 1848 rief der Herr seinen Sohn Nathanael ab. Bald darauf genas sein geliebtes Weib eines Töchterleins, dessen Geburt der Mutter den Tod gab. Das Kindlein wurde 9 Monate lang von der Schwester Döhne gepflegt, dann holte es der vereinsamte Vater in sein Haus zurück, um ihm 24 Stunden später auch die Augen zuzudrücken. Mutter und Töchterlein schlummern unter einer Trauerweide zu Pietrmaritzburg. Das einzige Bruder Posselt gebliebene Söhnlein Johannes hatte das Unglück das Bein zu zerbrechen; der Vater pflegte nach bestem Können; aber das Bein blieb lahm. Der Sohn blieb am Leben und ist wohl gerathen, — heute ist er seines Vaters rechte Hand und Stütze als Schulmeister auf der nach der verstorbenen Mutter genannten Station Christianenburg.

Kurz vor dem Tode von Posselts Frau nun landete 1848 in der Bai ein Schiff mit 200 deutschen Auswanderern aus Hannover und den angrenzenden Theilen von Preußen. Sie waren am 19. November 1847 aus Bremerhafen abgefahren. Ein Jude, Namens Bergtheil, hatte den Plan entworfen, in der neu eröffneten Colonie eine große Baumwollenplantage zu begründen, in welcher die deutschen Einwanderer als Arbeiter thätig sein sollten. Das zu dem Unternehmen ausersehene Land liegt etwa 2—3 Meilen von der Bai auf dem Wege nach Pietrmaritzburg, es ist hügelicht und sandig, aber bei sorgsamer Bearbeitung gut fruchtbar.

Jedem deutschen Arbeiter wurde auf Vorschuß ein Häuschen gebaut und ein Stück Land von 200 Acker (circa 400 Magdeb. Morgen) überwiesen; inmitten der Colonie wurde ein großes Packhaus und die Wohnung des Inspectors errichtet. Einen Schulmeister hatten die Deutschen mitgebracht, für eine kleine Kirche wurde gesorgt. Nun aber fehlte der Prediger. Herr Jung, der Agent des Herrn Bergtheil in Pietrmaritzburg, forderte unsern Bruder Posselt auf, die Predigerstelle zu übernehmen. Derselbe sagte zu und zog am 1. Juli 1848 mit seinem Söhnlein Johannes in die

neue Colonie. Zwei Kammern in der Wohnung des Inspectors waren seine Wohnung.

So entstand die deutsche evangelische Gemeinde von New-Germany, oder Neu-Deutschland, wie die Ansiedler die Colonie nannten.

Posselt mußte sonntäglich in drei Sprachen predigen, den 5—10 Engländern englisch, den Deutschen deutsch, den Kaffern kafferisch. Zu seiner Kaffergemeinde rechnete er zunächst nur die Dienstkaffern, welche sich auf Monate bei den Deutschen vermietheten. Da aber diese bald kamen, bald zogen, erbaute er in der Nähe ein Kirchlein auf einem von Herrn Bergtheil für die Kaffern, welche dort seßhaft werden wollten, bestimmten Platze, und hielt dort alle sonntäglich den Gottesdienst, zu dem sich bald 20, bald 100 Hörer einfanden.

Diese Versammlung mit ihrem Kirchlein, so meinte der Missionar, solle der Crystallisationspunkt sein, um den die ersten Zulu sich zusammenschließen würden. Die Arbeit unter den vielen Dienstkaffern der Deutschen, die nach kurzer Dienstzeit wieder ihres Weges zogen, hielt er für unfruchtbar, und war drauf und dran, sie ganz aufzugeben. Aber der Geist des Herrn läßt sich nicht Bahnen vorzeichnen, sondern geht seine eigenen Wege unabhängig von Menschengedanken. Während die seßhafte Kaffergemeinde ziemlich unzugänglich blieb, begann es unter den losen Arbeitskaffern sich zu regen. Posselt hatte mit ihnen eine Abendschule begonnen, die zuerst nicht recht in Zug kommen wollte. Da mit einem Male wehte der Geist des Herrn hinein und erfaßte etliche aus der Zahl dieser Jünglinge, so daß sie der Grundstock der spätern Gemeinde wurden.

Ueber die Art und Weise, wie diese Abendschule gehalten wurde, berichtet Posselt:

„Bald wenn es finster geworden, klopft es an die Thür, nicht mit dem leisen Finger einer Dame, sondern mit der Faust oder den kratzenden Nägeln eines unbehobelten Natur-Menschen. Herein schreiten Jünglinge und Knaben, fette und magere, hohe und kurze, theils ganz nackt, theils mit einem Hemd bedeckt, theils mit einem Stück Segeltuch voller Flunkern um den Leib. Der Eine grüßt auf Zuluisch: „sakubona umfundisi!“ wir sehen dich, Lehrer. Der Andere sagt im verstümmelten Holländisch: „chudden Dach;“ der Dritte noch besser: „chuje Molle“ guten Morgen; der Vierte steht verblüfft an der Thür und frägt: „wie muß ich doch den weißen Mann begrüßen?“ Der Fünfte vergißt den Gruß, setzt sich, plaudert und gedenkt dann erst mit Verwunderung seines vergessenen Grußes, bekennt die Schuld und holt das Versäumte ein. So verschieden die Begrüßung, so verschieden auch meine Benennung. Lehrer, Capitän, Herr, Baas (das holländische Wort für Herr),

Sile statt des engl. Sir, und Vater, wechseln mit einander. — Jetzt wird zum Lernen vorgeschritten. Der Tisch kommt an die Seite. Auf die den Boden bedeckenden Matten lassen sich die Schüler nieder. Um drei auf den Fußboden gestellte Kerzen schließen wir einen Kreis. Ist der Raum groß genug, so legen sie sich auf den Bauch, den Kopf auf den Ellbogen stützend, während die Beine auf und nieder schaukeln. Bei beengtem Platze ziehen sie die beiden Schenkel unter dem Bauch zusammen, so daß die Wucht des Körpers auf den grobgesteiften Knieen ruht. Ich lasse ihnen diese Position gern zu, weil sie ja müde nach der Arbeit in der Tageshitze, zur Schule kommen. Ich selbst sitze auf einer Rutsche in der Kreislinie und wird es mir zu unbequem, dann lege ich mich zwischen sie à la Zulu. Auch meines 5jährigen, lahmen Johannes muß ich gedenken, der sehr lebhaften Antheil an diesem Unterricht nimmt. Er liegt zwischen den Kerzen im Mittelpunkt und reicht die Bücher hin. Wenn dann nun alle Vorbereitungen geschehen sind, die Nasen geschnaubt, der Kehlkopf gefegt, dann geht's los und das gehörig. Ungeachtet der Lautir-Methode sind die Stimmen doch so hart, daß man uns bereits 3—4 Flintenschüsse weit beim bloßen Lautiren gehört hat. Mein kleiner Sohn lehrt die Buchstaben. Mit seiner feinen dünnen Stimme hebt er beim A-Laut an und die großen, kräftigen, breitbrüstigen Burschen folgen ihm mit ihren Löwenstimmen, wie Paukenschläge auf den Quintenton der Violine folgen würden und so geht es durch die furchtbaren Knalllaute c, q und x, daß es nur so rasselt. Dabei macht sich der kleine Lehrer für seine Mühe sogleich bezahlt. Aus dem buschigen Haar und den Ohrlöchern seiner Schüler zupft er hier eine Hahnenfeder, dort eine Nadel, Blume u. s. f. und die alten Burschen lassen sich dies gern gefallen. — Die zweite Klasse bustabirt Sylben und eine dritte Wörter. Ich und ein Vordermann beaufsichtigen dieselben. Da geht es auch Schlag auf Schlag in einem Athemzug und nur zuweilen wird eine kurze Pause gemacht. Die Schule kann nur bei offenen Thüren gehalten werden.

Ein Händeklatsch giebt das Zeichen zum Aufhören. Die Tabellen und Bücher werden zusammengelegt und Jeder setzt sich nun ordentlich hin. Da sitzen sie denn vor mir, ihre Augen auf mich gerichtet, während der Schatten an den Wänden eines Jeden Bild treulich darstellt.

Auf das Lernen folgt das Vorsprechen von Sprüchen. Sie kennen bereits den 1. und 23. Psalm und mehrere Kernsprüche. Hierauf trage ich etwas aus dem Leben des Heilandes vor, worüber ich sie katechisire. Gesang und Gebet, entweder von mir oder von einem der drei Katechumenen verrichtet, schließt die Abendschule. Unter herzlichem Händedruck, Recken, Gapen u. s. w. gehen sie nach Haus."

Unter den Besuchern dieser Abendschule befand sich auch ein Zulu-Jüngling, Namens Karl, dessen Lebensgeschichte uns nicht blos einen interessanten Blick in die damaligen Verhältnisse gewährt, sondern auch ein charakteristisches Beispiel der Art und Weise ist, wie das Wort Gottes allmählich in die Zulu-Nation Eingang fand, und die wir deshalb zum Theil mit Posselts, zum Theil mit Karls eigenen Worten, zum Theil durch Zusammenstellung der Nachrichten über die spätere Entwicklung dieses jungen Mannes, so weit sie zu unserer Kenntniß gelangt sind, hier wiedergeben.

Karl.

Karl ist ein junger unverheiratheter Mann von etwa 25 Jahren, schlanken Wuchses, hat einen schwachen Bart und sein Angesicht drückt Gutmüthigkeit und freundlichen Ernst aus. Er arbeitet fleißig, ist bescheiden, brav und ehrlich, kommt täglich zur Abendschule und hat von Herzen das Wort des Herrn lieb. Er betet mit großer Einfalt und Innigkeit und es ist ihm um sein Heil ein rechter Ernst. Eines Abends war es regnigt und kalt. Es stellte sich Niemand zur Schule ein als er. Er setzte sich auf die im Flur ausgebreitete Matte nieder, in eine abgetragene Decke gehüllt, die er, vor Kälte ein wenig bebend, mit beiden Händen am Halse zusammenhielt. Ich legte mich zu ihm auf dieselbe Matte. „Karl," fing ich an, „wir sind allein. Erzähle mir heute einmal Dein ganzes Leben und fange von Deiner Geburt an."

Er räusperte sich ein wenig, richtete dann den Kopf in die Höhe und erzählte mit ernster Miene also: „Meine Eltern wohnten diesseits der Tukela, in dieser Colonie. Dort bin ich auch geboren. Als ich etwa so groß war," — er zeigte es mit aufgehobener Hand — „kamen eines Tages die Zulu mit ihren Spießen und Schilden herüber, um, wie gewöhnlich, zu morden und zu plündern. Es war, als Dingan, der Bruder von Umpanda, noch regierte. Sie umzingelten unsern Platz, noch ehe wir Zeit zum Entrinnen finden konnten. Meine Mutter hub mich auf ihren Rücken, schlug ihre Decke um mich und band mich mit Baumbast an ihren Körper. So stürzte sie zum Haus hinaus und versuchte in den nahen Busch zu entkommen. Doch der Feind ergriff sie. Mit einem großen Speer wurde sie durchstochen und mit einem Todesruf sank sie rückwärts nieder und fiel auf mich. Da ich so gedeckt vom Körper meiner Mutter war, konnte der hitzige und eilende Feind mich nicht ganz leicht treffen. Dennoch nahm ein Zulu seinen Spieß, bog sich etwas herab und durchstach mir das Dickfleisch des rechten Oberarms. Sieh hier!" — er entblößt den rechten Arm, ihn vorwärts streckend und zeigt mit dem Zeigefinger der linken die große Narbe — „der Spieß ging hier hinein, kam unten durch und drang, wo diese Vertiefung ist, zwischen den Rippen bis in die Brust. Auch

die Narbe, welche Du unten am Handgelenk desselben Armes siehst, ist eine Wunde, welche ich damals empfing. Er zog seinen Spieß oben heraus und stach mich zum zweiten Male hier unten." Ich richtete mich auf und beschauete die großen Narben am Arme und in der Seite. Letztere besteht in einer runde Höhle, so groß, daß eine Haselnuß darin liegen kann. Er fuhr fort:

„Als der Feind gemordet hatte, was ihm in den Weg gekommen, zündete er den Kraal an, nahm das Vieh und trieb es eilend davon. Ich lag in meinem und meiner Mutter Blute den ganzen Tag und die folgende Nacht. Ich selbst war unfähig, mich von meiner Mutter zu lösen und ein anderer Mensch war nicht da. Was mit dem Leben davon gekommen war, hatte sich in's Gehölz geflüchtet oder lag im Grase oder in Schluchten versteckt. Erst des andern Tages wagte sich mein Vaterbruder aus seinem Schlupfwinkel. Er kam, durchsuchte die Mordstätte und fand mich dem Tode ganz nahe. Er trennte mich vom todten Körper meiner Mutter und wusch mir das geronnene Blut ab, das wie Schalen mich umbackte."

„Als ich genesen war, zogen wir alle hinüber, um unter den Zulu zu leben. Nicht weil wir es wünschten, sondern weil wir uns genöthigt sahen dem Volke zu dienen, welches über alle Völker herrschte. Ich ward später zu Dingan gebracht und diente ihm, schöpfte ihm Wasser, schmierte sein Haus mit Kuhmist, trug ihm die Speisen vor, wurde von ihm geschickt &c. In diesem Dienste brachte ich mehrere Jahre zu und der König liebte mich, gab mir Vieh und unterhielt sich oft mit mir."

„Auf seinem Platze geht es schrecklich her, gemordet wird fast täglich. Der König hebt blos den Zeigefinger der rechten Hand auf, das ist das Zeichen für die ihn umstehenden Trabanten, den Angeklagten zu tödten. Sogleich ergreifen sie ihn vor Aller Augen und stechen ihn entweder todt, oder sie schlagen ihn mit Keulen nieder, oder er wird gesteinigt, oder zwei halten ihn fest an den Armen, während ein dritter vor ihn tritt, ihn mit der Linken beim Schopf ergreift, mit der Rechten das Kinn festhält und nun mit einem mächtigen Ruck das Genick abreißt, oder er wird niedergeworfen, umgekehrt und ein spitzer Stock in den Unterleib getrieben, bis er zum Munde wieder herausfährt. Ja, das kann man alle Tage bei dem „großen Platze" sehen und darüber trauert Niemand, sondern die Leute lachen dazu."

„Oft wurden wir zum Kriege ausgeschickt. — Die Greuelthaten bei solchem Kriege kann man kaum beschreiben. Ich habe zwar stets vor dem Morden einen Schauder gehabt, doch sind durch meine Hand mehrere Männer gefallen. Weiber und Kinder habe ich nie getödtet und habe die andern Soldaten hart gestraft wegen ihres Blutdurstes. Ich sagte ihnen, für einen Feigen passe es sich

wohl, Weiber und Kinder zu tödten, aber nie für einen wahren Krieger. Etliche wenige hörten mir dann zu, der größte Haufe aber lachte."

„Später kam Capitän Gardiner zu Dingan. Er bat bei diesem um einen Diener und ich wurde geschickt. Von diesem Mann hörte ich zuerst das Wort Gottes, doch blieb ich nicht lange bei ihm. Nämlich nachdem ich erst kurze Zeit bei ihm gewesen, kamen einst die Bauern, etwa 70 an der Zahl, auf Dingans Platz. Dieser ließ mich rufen. Ich ging und er befahl mir, dem Lehrer zu sagen, er wolle diese Bauern alle tödten, weil sie schon einige Tage auf seinem Platze bewaffnet lägen und denselben gleichsam feindlich innehielten. Während ich eilte, diese Botschaft an Gardiner zu überbringen, geschah bereits die Ermordung. Jetzt eilte auch Gardiner weg, ich versuchte mit ihm zu gehen, doch Dingan ließ mich zurückholen, ehe wir über die Tukela kamen. Ich schied von meinem Lehrer weinend, denn er war ein guter Mann und ich liebte ihn so sehr, daß ich mit ihm über das Meer gegangen wäre."

„Der Krieg brach nun in vollen Flammen aus. Dingan wurde getödtet und Umpanda, sein Bruder, kam an seine Statt. Auch bei diesem diente ich wieder."

„Allein Umpanda hieß meinen Vaterbruder tödten und „fraß" den ganzen Platz auf. Von der Zeit an gedachte ich die Flucht zu ergreifen, denn nun gefiel es mir nicht länger bei jenen Capitänen. Man sah es mir an, was ich vor hatte und man gab dem Umpanda den Rath, mich ebenfalls ermorden zu lassen. Allein er antwortete: „Mein Herz liebt es noch nicht." Doch er gab Befehl, mich streng zu bewachen und mich zu tödten, sobald ich Miene zum Entrinnen machte. So verging etliche Zeit, bis ich einmal ging, die noch übrigen Kinder meines Vaterbruders zu sehen. Sie wohnten in der Nähe des „großen Platzes" und ihrer waren fünf. Ich schlief daselbst. In der Nacht ergriff ich sie und eilete mit ihnen nach einem großen Walde. Schild und Spieß trug ich bei mir. Wir wurden hart verfolgt von etwa 10 Soldaten, sie kamen bis wo wir uns verkrochen hatten. Da wallete mir mein Blut, ich fragte nichts nach meinem Leben und ich war entschlossen, mich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Sie schossen ihre Spieße auf uns, ich sprang mit meinem Schilde vor mir unter sie und trieb sie zu mehreren Malen in die Flucht. Doch gelang es ihnen, drei Kinder mir zu rauben, die ich seit der Zeit nie wiedergesehen. Ich selbst erhielt diese Kopfwunde." Er zeigt mir eine tiefe Kopfwunde und fährt fort:

„Mit den zweien andern Kindern entkam ich. Wir gingen immer im Walde fort, nach der Tukela, dem Grenzstrome zu. Wir lebten von Wurzeln und wilden Früchten einige Tage. So kamen

wir in der Trift der Tukela an. Allein da waren zwei Hottentotten, Leute von Umpanda. Sie sahen, daß wir Ueberläufer waren, banden mich mit Riemen und transportirten uns drei zurück bis zum nächsten Capitän, der ein Vasall von Umpanda ist. Von diesem erhielten die Hottentotten anstatt Lobes harten Tadel. Er sagte: „Ueberliefert man auch in die Hände der Mörder einen Menschen, dessen Vaterbruder getödtet, dessen Kinder geraubt sind, der selbst schwer verwundet ist und der schon bis an die Tukela gekommen?" Er machte mir meine Bande los und ließ mich frei. Nächste Nacht entfloh ich abermals mit den beiden Kindern. Wiederum erreichten wir den Grenzfluß, allein dieses Mal war er bis über die Ufer voll und wir konnten nicht hinüber. Wir verkrochen uns in einem Gehölz und harreten von Tag zu Tage. Mehr Ueberläufer gesellten sich da zu uns: Männer, Weiber und Kinder. Als der Strom nicht sinken wollte, beschlossen die Männer, Weiber und Kinder im Stiche zu lassen und sich durch Schwimmen zu retten. Dem setzte ich mich entschieden entgegen. So blieben wir alle, aber der Hunger plagte uns hart. Eines Tages, es war gerade dunkles Regenwetter und uns hungerte sehr, ergriff ich Schild und Spieß und rannte weg nach den nächsten Kraalen zu. Ich sah eine Heerde Vieh allein weiden. Ich sprang dazwischen, trieb eine fette Kuh ab und am Abend brachte ich sie glücklich zu meinen hungrigen Leuten. Sie wurde sogleich verzehrt. Endlich wurde der Fluß leerer, wir gingen durch und kamen so im Lande der Weißen an. Das war vor ungefähr zwei Jahren, als die Deutschen erst kürzlich hier angekommen waren. So hat der Herr mich bewahret, auf daß ich Dich sehen sollte und von Dir sein Wort lernen".

Am ersten Weihnachtstage 1850 war Karl einer der vier Erstlinge der neuen Kafferstation bei Neudeutschland, die durch die heilige Taufe dem Herrn Jesu zugeführt wurden. Posselt forderte ihn auf, auch ein Gebet öffentlich zu thun. Er schreibt davon: „War die ganze Feier an sich schon herzbewegend gewesen, so wurde jetzt die Rührung bis zu solchem Grade gesteigert, daß die ganze Gemeinde in ein Schluchzen ausbrach. Auch meine Augen wurden zu Wasserbächen. Karl betete mit einer Inbrunst, mit einer Kraft, daß selbst der, welcher den Sinn der Worte nicht verstand, doch lebhaft fühlen mußte, wie viel Erhebendes, wie viel Göttliches darin liegt, wenn sich ein Mensch dem Gnadenthrone nahet. In tiefer Demuth bekannte er dem Heilande alle seine Sünden, auch die, daß seine Hände mit Menschenblut besudelt seien und fragte: „Nimmst Du mich noch an?" Ich aber, von der Feier ergriffen und von meinen Gefühlen und Erinnerungen an so viel bittere Leiden meines Lebens überwältigt, sprach in meinem Herzen die Worte Simeons: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden

fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen Du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden." Es war mir in der Stunde, als hätte ich nicht ganz umsonst gelebt und als hätte ich lange genug gelebt, um von der Thränensaat zu ernten.

Karl entwickelte sich zur vollen Freude seines geistlichen Vaters. Er war bescheiden, auch von Herzenserfahrung, von tiefer Schrifterkenntniß, und abgesehen von etlicher Neigung zu Zornesausbrüchen von musterhaftem Wandel. Im Februar des nächsten Jahres traute ihn Posselt mit einem christlich tiefgegründeten Kaffermädchen, namens Baleka. Von der Hochzeit berichtet er: „Die Männer waren mit schwarzen Fracken und weißen Beinkleidern bekleidet, die Frauen erschienen in weißen Kleidern, mit schwarz-seidenem Tuch um das Haar, Schuhen und Strümpfen. Ein fetter Ochs war geschlachtet worden und man hatte ein reinliches, wohlschmeckendes Mahl bereitet, das im Hause eines Deutschen gehalten wurde. Auch ich war eingeladen und begab mich dorthin. Eine anständig gekleidete Gesellschaft von Schwarzen saß um eine Tafel, darauf ein Tischtuch, Teller, Messer und Gabeln. Unter den Tischgenossen saß ein Deutscher und mein kleiner Johannes, der mir vorangegangen war, angelockt durch „den süßen Kuchen." Ich erhielt meine Portion an einem besonderen Tische und der Rindsbraten und die braungebratenen Kartoffeln schmeckten vortrefflich. Vor der Hausthür standen drei Töpfe mit gekochtem Fleisch, von vier nackten Knaben gehütet. In diese stießen die jungen Ehemänner mit Stöcken und schickten einzelne Stücke an die gruppenweise vertheilten nackten Kaffern, welche sich nach Landessitte eingefunden hatten. Einer nahm dann das Stück Fleisch in seine Hände, hielt es mit der Linken auf einem Steine und zerschnitt es mit der Rechten vermittelst eines Spießes oder Messers. Wie die Stückchen fielen, griffen die Einzelnen der Reihe nach nach denselben und zerkaueten mit den scharfen Zähnen Knorpel und Sehnen. Den Abend brachte die fröhliche Gesellschaft mit Gesang und Gebet zu, das sie bis zur späten Stunde fortsetzten."

Von da ab bot Karl mit seiner Frau Jahre lang das Bild eines ernst christlichen Ehestandes in so schöner Ausprägung, daß Bruder Posselt gern bei den lieben glücklichen Leuten weilte, die ihr Häuslein auf der Kaffernstation erbaut hatten.

Da plötzlich — es mochten etwa sechs Jahre seit Karl's Taufe vergangen sein, an einem Sonntag Abend — bringt ein Kaffer dem von der anstrengenden Tagesarbeit so eben ausruhenden Missionar die Nachricht: Karl ist fortgelaufen! Posselt lächelte und dachte: Er wird wohl wieder einen Anfall von Zorn gehabt haben. Aber schon am nächsten Tage kommt eine Botschaft von

Karl an seine Frau, sie müsse sofort kommen, er könne und wolle nicht länger auf Christianenburg bleiben. Seine Verwandten ärgerten ihn so, ein Mädchen habe heißes Wasser auf seinen Hund gegossen, das könne er nicht dulden. — Seine Frau ging ihm nach, und kehrte am Abend zurück. Es war gerade die monatliche Gebetsstunde. Sie brachte die Nachricht, keine Bitte habe ihn zurückbringen können. „Ich bin heimlich weggelaufen, habe er gesagt, ohne Abschied vom Lehrer, weil ihn zu sehen mein Herz zu sehr beschwert haben würde. Seine Worte würden mir zu stark gewesen sein; ich hätte meinen längst gefaßten Entschluß dann nicht ausführen können!" — Und was wirst du, Baleka, thun? — „Er ist mein Mann, ich muß ihm folgen."

Da brach Posselt vor der gesammten Gemeinde aus: „O, ihr schwarzes Volk, die ihr mit so schnödem Undank die Liebe eurer Lehrer lohnt! O die ihr nicht zu danken wißt! Nein heute kann ich nicht mit euch beten, mein Herz ist mir zerrissen!" Damit übergab er einem Kaffern das Gesangbuch und eilte hinaus. Die Schwarzen weinten und heulten laut hinter ihm her, doch keiner wagte zu sprechen. Am nächsten Morgen kam Baleka und nahm unter heißen Thränen Abschied! — Gesammelt und ruhiger geworden hielt Posselt an diesem Abende die gestern abgebrochene Gebetstunde.

Aber was hatte Karl zu diesem Schritte vermocht? Sechs Jahre war er treu geblieben, und als während dieser Zeit der Missionar für einige Zeit Christianenburg aufgegeben hatte und nach Emmaus gezogen war, war ihm Karl dorthin gefolgt; kein Kind konnte treuer an seinem Vater hangen, als Karl an Posselt; er hatte nach seinem eigenen Geständniß auch jetzt nichts gegen seinen Lehrer und doch dieser jähe plötzliche Bruch! Die von ihm angegebene Ursache war zu lächerlich, als daß sie einen so verständigen Mann wie Karl hätte veranlassen können, mit Hinterlassung von Haus und Hof und aller Habe das Weite zu suchen.

Die wahre Ursache konnte der Missionar sehr bald sich sagen. Karl's Ehe war kinderlos, er hatte seinen Unmuth hierüber bereits öfters an seinem treuen Weibe thatsächlich ausgelassen, und wollte sich jetzt von diesem Bande lösen. Noch eine zweite Frau nach Weise der heidnischen Kaffern zu nehmen, dazu war er zu tief im Worte Gottes gegründet. So dachte er nun, wenn er fortginge, würde seine christlich ernste treue Frau lieber beim Wort Gottes, als bei ihm bleiben; dann könne er eine andere heirathen. Ihre eheliche Treue vereitelte seinen Plan. Da sie ihm folgte, schämte er sich zwar zurückzukehren, aber er suchte wenigstens eine andere Missionsstation auf. Er schloß sich dem Missionar Struve an, der so eben nach Neu-Hermannsburg ging. Bald kam von dorther zu Bruder Posselt die Nachricht, daß Karl bei ihrer Arbeit

den Hermannsburgern vom größten Nutzen sei. Er bemerkt dazu: „Das glaube ich gern; denn er ist ein tüchtiger und fleißiger Prediger unter den Schwarzen. Aus diesem Grunde, und auch weil Karl's Bleiben daselbst für ihn selbst vielleicht zum großen Segen werden kann, will ichs jenen Brüdern nachsehen, daß sie Jemanden mit offenen Armen aufgenommen, der so undankbar und schändlich seinen alten Lehrer verlassen konnte."

Etliche Monate waren vergangen. Bruder Posselt machte eine zweimonatliche Besuchsreise durch das Land, und kam auf derselben auch nach Neu-Hermannsburg. Hatte er und die Deutschen von Neu-Deutschland doch die Hermannsburger Brüder, da sie vor etlicher Zeit ins Land gekommen waren, gastlichst aufgenommen, in der Kaffer-Sprache unterrichtet und dann eingewiesen in ihr neues Arbeitsfeld, für welches er selbst den Bauernhof ausgesucht und vorgeschlagen hatte, auf dem die neue Station erbaut wurde. Die Hermannsburger Brüder nahmen ihn deshalb mit aller dankbaren Liebe auf, und wußten dabei auch nicht genug zu rühmen von Karl, dem Kafferngehülfen, von seiner Demuth, Stille, Fleiß, Gehorsam, seinem Eifer für das Reich Gottes, der ihnen so sehr nützlich gewesen sei bei ihren ersten Anfängen. Karl aber konnte den Anblick seines alten Lehrers nicht lange ertragen. Ganz schüchtern kam er in der Nacht, und bekannte seine Sünde, und bat um Vergebung: „Du bist ja der Vater, der mich durch Gottes Wort gezeuget hat, nur der Tod kann mich von dir trennen; nimm mich wieder auf und sage diesen Lehrern, die mir nur Gutes gethan haben: Ich habe meinen Sohn hierselbst gefunden und nehme ihn wieder mit!" So folgte Karl seinem alten Lehrer nach Christianenburg zurück, und blieb von da ab ein treuer Bekenner des Herrn und ein treuer Mithelfer an der Predigt des Wortes, zu welchem er mit einer ungewöhnlichen natürlichen Beredsamkeit begabt war. „Das geht doch (so schreibt einmal Posselt von ihm) mit einer Kraft, einer Lebendigkeit, einer Gluth und mit einer Fülle, daß man in Erstaunen gerathen muß, woher alle diese Worte kommen, denn die Rede stürzt heraus, wie ein Bergstrom." Da diese Redegabe vielen Zulu eigenthümlich ist, geben wir hier eine Probe von der Ansprache, die ein bekehrter Zulu vor andern Schwarzen gehalten, und die ein Missionar sofort nachgeschrieben hat.

„Brüder, das ist sehr gut! Ich finde hier Glauben, und zwar einen Glauben, der was thut. Meine Seele wird ganz stark darnach und diese meine vom Laufen müden Beine werden ganz frisch. Wer unter euch faul und träge ist, den laßt laufen und trennet euch von ihm, denn Jesus hat auch den Aposteln die Wahl gelassen, wenn er spricht: „Und ihr — sagte er — wollt ihr auch von hinnen gehen?" Und wenn hier nur drei oder zwei

übrig bleiben, thut nichts! im Himmel werden die Freunde Christi nach Zehntausenden und nach Zwanzigtausenden gezählt. Sind wir aber einmal vom Herrn weg, zu wem sollen wir dann gehen? Und wenn wir nicht für seine Sache aufstehen, wird er dann für unsere Vertheidigung aufstehen an dem großen Tage, an dem alle Völker werden gerichtet werden? Seht diese Männer (Missionare) da, welche aus Liebe zu Gott Vater und Mutter verlassen haben; ihre Haare sind schon weiß und wo sind sie weiß geworden und für wessen Heil und Wohlfahrt? Lasset uns arbeiten, wie sie, die Nacht kommt, unsere Sonnen sind uns nur geborgt, darum schnell, schnell! Gott sieht von oben in unsere Herzen, er zählt unsere Schritte, er hört, was wir reden. Alle Menschen sind verloren, hier bei euch, dort, woher ich komme, an allen Orten. Gott sucht aber auch alle Menschen; suchen wir denn auch alle Menschen? Ihr sagt, die Menschen seien so hart; ich antworte, der Hammer des Buches, was ihr da in den Händen habt, ist doch noch härter; er zerbricht die Herzen von Stein. Seid wacker, seid klug; ihr kennt die Schrift; sie nennt euch das Licht der Welt. Vergeßt diese Worte, schlagt sie in den Wind — ihr werdet dafür drei Mal verflucht sein. Ich bin sehr dankbar, ich bin glücklich, daß ich auf meiner Reise einen Platz gefunden habe, wo man dem Herrn dient. Ich verkündige euch unterwegs seinen Namen. Ich werde euch in der himmlischen Stadt begegnen, denn ich denke, ihr werdet euch nicht schämen, Brüder, dereinst gen Himmel zu fahren, um mit Abraham, Isaak und Jakob im seligen Verein zu leben. Aber zuvor muß gestritten sein; treten wir also zunächst diese wilde Bestie, die Satan heißt, unter unsere Füße und die Welt auch mit ihren tausend Versuchungen! Bleiben wir fromm und treu bis ans Ende, so wird unsere Seligkeit ohne Aufhören sein. Die heidnischen Zulu verehren noch die Schlange wie einen Gott; die christlichen Zulu schlagen sie todt. Man sagt mir, daß die alten Bassuto glauben, der Mensch sei aus dem Sumpfe, mitten aus dem Schilf entstanden. Das sind einmal Narren! Und wenn ihr sie nicht aus der Narrheit herausreißt, werden sie dann von selber von derselben frei werden? Also Muth, ihr Brüder! Leben Leben, ungetheiltes Leben! Tapfer ausgehalten! Der Vogel steigt zum Himmel hinauf und kehrt dann wieder zur Erde zurück; die gläubige Seele steigt auch gen Himmel und bleibt dort immerdar. Trachten wir alle nach droben, das Herz fest verbunden auf das Kreuz Jesu Christi, unsers einigen Meisters!"

Doch nicht bloß mit Predigten, in denen er bisweilen selbst an den Sonntagen den abwesenden Missionar vertreten konnte, sondern auch durch sein Beispiel, und seinen Einfluß bei den Schwarzen wurde Karl der treue Gehülfe seines Lehrers. Bei Fällen der Kirchenzucht half er den Gestraften, die Nothwendigkeit

der Zucht einzusehen, die Ausgeschlossenen half er zur Buße ermahnen, und die Gemeinde auffordern, daß sie durch den Ernst ihres Zeugnisses der Ausschließung Nachdruck gäbe. Wurde er krank, so schickte er sofort zum Lehrer. Einmal ließ er ihm sagen: „Ich lasse dich rufen, nicht als sei ich gefährlich krank, sondern weil der Tod uns so unerwartet überfallen kann. Denn ich sage zu meinen Hausgenossen: „Ich will so sterben, daß der Lehrer noch mit mir bete, mich tröste und erwecke. Ich will vor seinen Augen sterben.“ Tief ergriff ihn die Nachricht von dem tragischen Ende seines alten Herrn, Oberst Gardiner (der bekanntlich in Patagonien Hungers starb). Er vergoß seine bitteren Thränen, so daß doch wenigstens Eine gerettete Heidenseele diesem treuen Manne eine Thräne nachgeweint hat.

So lebt Karl noch heute auf Christianenburg. Im September 1867 hat ihn der Herausgeber in seinem sauber angestrichenen weißen Häuschen besucht, und ihn gefunden, wie Posselt ihn beschrieben hat.

Wir kehren zur Darstellung der geschichtlichen Entwicklung von Christianenburg zurück.

An dem Weihnachtsfesttage 1850, da Posselt seine vier Erstlinge taufte, blieben 14 erwachsene Catechumenen im Unterricht. Die Zahl der herbeiziehenden Heiden mehrte sich. Namentlich kamen eine Anzahl heirathsfähiger junger Mädchen, die sich der grausamen Geldgier ihrer Väter, welche sie um hohe Vieh-Summen an alte ergraute, zahnlose Polygamisten verkaufen wollten, durch die Flucht entzogen, und bei dem guten weißen Mann Schutz suchten. Ihre Väter und Brüder verfolgten sie wuthschäumend, und verlangten ihre Herausgabe. Posselt verbot ihnen, den Geflüchteten in seinem eigenen Hause Gewalt anzuthun, und bezahlte, um die Unglücklichen zu retten, nicht selten sein letztes Stück Vieh, um damit den Geiz des unbarmherzigen Vaters zu stillen, und dem Mädchen die Gelegenheit zum Hören des Gottesworts zu verschaffen. In manchen Fällen wurde dadurch eine unsterbliche Seele aus dem Heidenthum gewonnen, obgleich auch andere Fälle vorkamen, in welchen Posselts aufopfernde Liebe mit dem schnödesten Undank der Geretteten gelohnt wurde. Wir werden davon weiter unten einzelne Beispiele ausführlicher mittheilen. Hier nur so viel, daß die Gemeinde sich mehrte und auch innerlich wuchs.

Am 4. April 1852, als am Palmsonntage waren 12 Confirmanden zur Einsegnung und 11 Heiden von 16—22 Jahren, theils Zulu, theils Xosa, einer sogar ein Matebele von Moselekazzi's Lande, die die heilige Taufe empfangen sollten, in dem kleinen Heidenkirchlein von Christianenburg versammelt; so daß die Ge-

sammtzahl aller Getauften der Station auf nahezu 50 Seelen herangewachsen war.

Aber mitten in diese neue Blüthe hinein fiel ein Nachtfrostreif, der dem Bestehen der Station ein Ende setzte.

Die Lage der deutschen Ansiedler war, nachdem drei Jahre von dem abgeschlossenen 5jährigen Contrakt abgelaufen waren, eine im hohen Grade unsichere. Der Grund und Boden von Neu-Deutschland hatte sich als magerer Sand erwiesen, der auf die Dauer reichliche Erfolge nicht in Aussicht stellte. Die bewohnten Grundstücke und Häuser gehörten nicht den Deutschen, so daß diese nach Ablauf der Contraktszeit sich darauf gefaßt halten mußten, plötzlich heimathslos zu sein. Das benachbarte Grundstück, auf dem die Kaffernkirche unserer Station Christianenburg erbaut war, gehörte einem andern Kaufmann, so daß es nicht räthlich war, die Wohnung des Missionars (der inzwischen wiederum sich verheirathet hatte), dort auf fremdem Grund und Boden zu erbauen. Und doch wurde, in dem Maße als die Kafferngemeinde wuchs, es auch nothwendiger, daß der Seelsorger mitten unter ihnen wohnte und nicht durch eine Entfernung von einer Viertelmeile von ihnen getrennt blieb. Es wurden die nöthigen Vorbereitungen zum Ankauf jenes Grundstücks getroffen, und unser Superintendent Schultheiß beauftragt, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen, und darüber nach Berlin zu berichten. Aber über den Zeitverlust starb der Besitzer, das Grundstück ging in die Hände seiner Creditoren über, und die Aussicht, es durch Kauf erstehen zu können, war dahin. Unter diesen Umständen, da es nicht gerathen war, die große Summe, welche die Errichtung der nöthigen festen Bauten erforderte, auf ein so unsicheres Stück Land zu verwenden, beschloß Posselt, lieber mit seiner ganzen Kafferngemeinde, die ohnehin auf dem magern Boden nur kümmerlich ihren Unterhalt erwarb, nach einem andern Orte überzusiedeln. Emmaus mit seinen reichen grünen Weiden und fruchtbaren Aeckern schien der geeignetste Platz zu sein.

So hielt denn Posselt am 29. August 1852 unter großer Herzensbewegung der deutschen Gemeinde, nachdem er ihr 4 Jahre lang gedient hatte, seine Abschiedspredigt. Alle brachen in ein lautes Schluchzen aus. Posselt schreibt dazu: „O daß Gott ihren und meinen Herzenswunsch erfüllen, und uns noch hier wieder vereinigen wollte!"

Am 1. Sepember 1852 brach der Hirte mit der gesammten Heerde auf. Der Zug glich einer kleinen Caravane; Vieh und Habe mußte mitwandern; ein einziger Wagen war gemiethet, um die ganz kleinen Kinder zu transportiren; eine 80jährige Greisin machte den Weg zu Fuße. Die nächtlichen Lagerstätten längs der großen Heerstraße wurden mit hellem Gesang eingeweiht.

So ging es vom Meer zum Fels zurück. Die Gemeinde von Emmaus, etwa 10 Seelen, nebst ihrem Hirten, dem Missionar Zunkel, nahmen die Ankommenden mit größter Liebe und Freundlichkeit auf. Dieselbe Wohnung, in der Posselt vor 5 Jahren seine Missionsthätigkeit in Natal begonnen hatte, stand wiederum zu seinem Empfange bereit. Die Gesammtgemeinde am Drakenberg war mit einem Schlage auf 60 Seelen herangewachsen.

---

16. Erste Lebensregungen auf Emmaus.

Wir ziehen mit Posselt hinauf an das Drakengebirge, zunächst um zu sehen, wie sich die Station Emmaus in der Zeit zwischen Posselts Weggange und seiner Rückkehr entwickelt hat.

Güldenpfennig war im Jahre 1848 aus Pietmaritzburg (s. o. pag. 104) bereits im März nach Emmaus zurückgekehrt und hatte die Arbeit allein aufgenommen. Er hatte schwere und trübe Zeiten zu durchleben. Der Ruf „Panda kommt" erscholl wiederholt von Zeit zu Zeit, so daß die Bauern und die englische Besatzung zu den Waffen griffen. Dazu kam, daß in den Jahren 1848 und 49 gegen 20 Monate lang die Briefe aus Deutschland ausblieben, so daß Güldenpfennig allen Ernstes meinte, die Gesellschaft daheim habe sich aufgelöst, oder wenigstens von den Natal-Missionaren losgesagt. Dazu kam ein schwerer Grasbrand, der die kleine Kaffernkirche der Station in Flammen aufgehen ließ.

Von den aus dem britischen Kafferlande mitgekommenen Amaxosa erwiesen sich eine Anzahl so widerspenstig, daß er sie vom Platze entlassen mußte. Ihm selbst wurde das Erlernen der Kaffernsprache so schwer, daß er, wo er nicht die Hülfe eines Dolmetschers sich bedienen wollte, die mühsam ausgearbeiteten Vorträge ablesen mußte. Eine Schule konnte er nicht zusammenbringen. Das geistliche Leben wollte also nicht recht vorwärts.

Unter diesen schweren Umständen suchte Güldenpfennig seinen Trost darin, daß er einestheils die Station im Aeußerlichen hob durch Errichtung neuer Häuser und Pflege des schönen Gartens, und daß er andererseits einer Anzahl frommer Bauern, die sich um ihn schaarten, regelmäßig ein Mal in jedem Monat in holländischer Sprache predigte in einer kleinen Kirche (der Mariannenkirche), die sie sich etwa 1 ½ Meilen von der Station erbaut hatten, und die sich bei der besonderen Begabung Güldenpfennigs zum Dienst unter den Bauern sehr bald als viel zu klein erwies.

Zu seiner Hülfe unter den Kaffern wurde der Bruder Zunkel von Deutschland ausgesandt, der im November 1849 bei Bruder Posselt eintraf, mit diesem das Weihnachtsfest auf Neu-Deutschland

verlebte und am 25. Januar 1850 auf Emmaus anlangte. Beide Brüder arbeiteten nun miteinander nach Kräften; sie predigten theils auf der Außenstation bei Sikali, theils machten sie Reisen zu den benachbarten Capitänen Putini und Langalibalele, um dort eine Gelegenheit zur Anlegung einer neuen Station ausfündig zu machen. Dem Bruder Zunkel gelang es, auch die halberwachsenen Mädchen dadurch, daß er ihnen, die sonst ganz nackend zu gehen pflegten, für die Zeit des Gottesdienstes und der Schule Kleider gab, herbeizuziehen, und er konnte bald eine regelmäßige Tagesschule mit 30 Kindern eröffnen. Bruder Güldenpfennig aber kam 1851 durch einen unglücklichen Conferenzbeschluß, wonach Zunkel bei Langalibalele eine neue Station anlegen, Güldenpfennig aber auf Emmaus bleibend, in Hoffnung auf die beantragte und für sicher erwartete Ordination bereits die Sacramente verwalten sollte, in eine unangenehme Lage. Er hatte zwar gegen den Beschluß, so weit er seine Sacramentsverwaltung betraf, selbst protestirt, aber sein Protest war nicht in das Protokoll aufgenommen worden. Die energische Erwiderung des Comité auf den gedachten Conferenzbeschluß aber hatte zur Folge, daß Güldenpfennig im Anfang 1852 sich von der Gesellschaft trennte, und das Amt eines Predigers bei den holländischen Bauern in der Gegend von Weenen annahm. Auf diese Weise geschah es, daß Posselt bei seiner Wiederkehr nach Emmaus die Station nur von Zunkel allein besetzt fand.

Güldenpfennigs Arbeit auf Emmaus war aber keineswegs ganz ohne Frucht geblieben. Die Erweckung und Bekehrung des alten Häuptlings Umboni und einer Anzahl seiner Familienglieder gehört zu den lieblichsten und erbaulichsten Erlebnissen unserer Missionsgeschichte, so daß wir derselben einen besonderen Abschnitt in unserer Geschichtsdarstellung widmen.

---

17. Umboni.

Nicht allzuweit von den Stationsgebäuden unseres Emmaus wohnte ein alter Kaffer, namens Umboni mit seiner Familie. Er war ein sehr angesehener Geheimer Rath des Königs Tshaka gewesen, und hatte sich nach dessen Tode hierher zurückgezogen. Mit diesem Manne konnte Güldenpfennig eine besondere Freundschaft schließen. Sie besuchten sich gegenseitig häufig; nie fehlte der Alte beim Gottesdienst, und verwandte während desselben kein Auge vom Prediger, seine Frau und Kinder brachte er regelmäßig mit; ja die ganze Bevölkerung seines Kraals trieb er an, Gottes Wort fleißig zu hören. Seine Fragen und Antworten zeugten von großem Verstand und von dem Bedürfniß tiefer zu forschen, so

daß Bruder Güldenpfennig die gute Hoffnung hegte, der Alte würde für den Herrn Jesum gewonnen werden können. Seine Söhne Wambakani und Tugela waren freilich das Gegentheil von dem Alten; namentlich der Letzte steckte voller Bosheit, und wenn er dem Missionar einen Streich spielen konnte, that er es herzlich gern. Er trieb z. B. alle Morgen sein Vieh durch den neu angelegten Missionsgarten, so daß dort alles zertreten wurde. Alle Drohungen und Bitten des Missionars, alle Strafreden des Vaters blieben fruchtlos; er ging vielmehr durch alle Kaffernkraale und log über den Missionar die abscheulichsten Dinge, so daß Güldenpfennig ihm den Besuch der Kirche verbieten mußte; auch der alte Vater konnte durch kein anderes Mittel den Missionarsgarten retten, als daß er dem Sohne alles Vieh abnahm.

Das nächste Neujahrsfest der Kaffern kam heran. Es fällt in die Mitte Januar und dauert acht Tage. Es wird mit Fressen und Saufen und Unzucht gefeiert, welche nicht selten mit Mord und Todschlag enden. Früher war dies Fest des alten Umboni ganze Lust gewesen. Jetzt mochte er nicht hingehen. Er hätte auch seine Kinder gern zurückgehalten, wenn er nicht den Zorn des Häuptlings gefürchtet hätte. Er selbst ging erst den letzten Tag hin, weil er eine Klage zu schlichten hatte. Er wollte mit dem Teufelsfest, wie er es nannte, unverworren bleiben. Im nächsten Jahre war er schon so weit, daß er nicht nur selbst fortblieb, sondern auch seine Kinder zurückhielt.

Jahr und Tag hatte die Freundschaft zwischen Umboni und dem Missionar gedauert, als ein Zwischenfall demselben eine völlig andere Wendung gab. Umboni's Tochter, Cakela, war heirathsfähig geworden und der Vater hatte sie, nach Sitte seines Volks, für Vieh verkauft. Sie hatte Abneigung gegen den Mann, ihr Herz war auch für Gottes Wort erwärmt, sie konnte sich nicht entschließen, von der Nähe der Station fort zu dem alten Heiden zu ziehen. Sie sprach die Hülfe des Missionars an, und dieser redete mit dem Alten: „Also Du verkaufst auch Deine Kinder?" — „Ja," antwortete er kleinlaut, „das ist einmal unsere Sitte so." — „Nun, Du willst nicht, daß Dein Kind bei mir bleibe, so nimm sie hin, sie möge mit Dir gehen." — „Ach nein," erwiderte der Alte, „laß sie doch diese Nacht bei Dir bleiben, sie folgt mir ja doch nicht!" —

Am andern Morgen standen die beiden Brüder Wambakani und Tugela vor der Thür des Missionars, um die Schwester zu holen. Diese erklärte: „Todt können sie mich wegschleppen, aber lebendig verlasse ich die Schule nicht." Die Brüder begannen mit Bitten auf das Mädchen einzudringen. Als sie damit nichts ausrichteten, griffen sie mit Gewalt zu; sie hielt sich an eine Kiste fest, bis Güldenpfennig die beiden Wüthenden fortwies; sie

wandten sich nun gegen diesen und versetzten ihm einen Schlag in's Auge, ja Tugela kehrte, nachdem er schon sich entfernt hatte, noch einmal um, hieb mit seinem Kirri zweimal nach dem Missionar, doch konnte derselbe ausweichen und sich in das Haus flüchten.

Hier ließ er nun Zunkel als Wache zurück und sattelte selbst sein Pferd, um zum benachbarten englischen Polizeirichter zu reiten. Darob erschrak der alte Umboni, und bat flehentlich, dies nicht zu thun. Er selbst strafte vielmehr, um der Bestrafung des Richters zuvorzukommen, Tugela mit einem, Wambakani mit zwei Stücken Vieh, Cakela aber, die Tochter, die er doch unmöglich umsonst weggeben konnte, verkaufte er dem Missionar für die Hälfte des sonst üblichen Preises, für sechs Stück Vieh. Dafür war sie frei, bis sie sich nach ihrer Wahl verheirathen würde, und blieb auf der Station, wo sie das Wort Gottes mit großer Begierde lernte. Nicht selten erwachte der Missionar von der lauten Stimme ihrer Gebete, mit denen sie an das Tageswerk ging.

Von dieser Zeit an ging eine mächtige Bewegung durch die gesammte Familie Umboni's. Die beiden Brüder Cakela's ersannen Mord- und Rachepläne, über welche Güldenpfennig folgendes berichtet:

„Als der Vorfall mit der Tochter des Mboni vorüber war, wurden ihre beiden Brüder Tugela, jetzt Nathanael und Wambakani, jetzt Andreas, wüthend auf mich, weil sie ihre Schwester verloren hatten. Sie schnaubten Rache und machten einen fürchterlichen Mordplan. Zuerst wollten sie in der Nacht mein Haus anzünden und wenn ich dann würde herauskommen, mich erschlagen. Doch meinten sie, dies würde am Ende nicht gelingen, da ja dann auch die anderen Bewohner des Platzes herbeikommen würden. Da meinte der Eine, es sei wohl besser, in der Nacht in mein Haus einzubrechen, und mich mit ihren Assagaien zu durchbohren. Aber, meinte der Andere, du weißt, daß der Mann ein Held ist, der sich nicht so leicht ergiebt; er hat Gewehr und Waffen und da könnte wohl leicht einer von uns auf dem Platze bleiben, wir müssen auf andere Pläne sinnen. Da fiel ihnen ein, daß ich öfters zu Fuß zu meinen Nachbaren gehe; der Weg führe den Fluß entlang, halbenwegs müsse ich eine tiefe Schlucht passiren ganz nahe dem Ufer des Flusses und dies sei die rechte Stelle, mir aufzulauern, mich zu überfallen und zu ermorden. Die Gelegenheit war bald da. Sie sahen mich von dem Hügel aus gehen. Gleich griffen sie zu ihren Assagaien, die längst geschliffen waren, umgingen die Hügel, schlichen sich in den Fluß hinein und so durch die Wälle meinen Augen entzogen, kamen sie ungesehen einige Zeit vor mir bei jener Stelle an. Hier lagen sie, nach meinem Blute dürstend und mit Ungeduld den Augenblick erwartend, wo ich in ihre Hände fallen mußte. Ich wußte natürlich

nichts von all dem, studirte meine Predigt, und ging ruhig meine Straße. Ich erreichte die verhängnißvolle Stelle; die Mörder wollten ihre Beute greifen. Aber siehe da! Ihre Knieen schlotterten, ihre Arme versagten den Dienst, wie gelähmt lagen sie in ihrem Versteck; eine fürchterliche Angst überfiel sie und ihre einzige Sorge war, ungesehen weiter nach Hause zu entkommen. So hat der uns heute noch getreue Andreas die Sache erzählt. Der wehrlose Knecht Gottes hatte die beiden bewaffneten Mörder überwunden."

Obgleich nicht so weit, wie seine Söhne gehend, wurde auch der alte Umboni seit Cakela's Verlust von heftigem Widerwillen gegen das neue Gotteswort ergriffen. Er wagte zwar nicht ganz von der Predigt wegzubleiben, aber seine Besuche wurden seltener, auch die Seinen hielt er nicht mehr an, hinzugehen, höchstens einige Mädchen durften, damit er doch nicht als offener Feind des Missionars kund werde, ab und zu zum Gottesdienst kommen.

Inzwischen aber zündete der Geist des Herrn nun direkt, und wirkte, was früher die militärischen Befehle des Alten nicht vermocht hatten.

Umboni hatte einen Neffen, namens Takati; dieser war ein wilder wüster Heide, der aber guten Verstand besaß, auch so ziemlich holländisch sprach, und den deshalb die Missionare als Dollmetscher zu sich nahmen. Als dieser einen Monat in Güldenpfennig's Hause gewesen war, wurde es ihm zu enge, das Wort Gottes schüttelte sein Gewissen; er mußte fort. „Laß mich gehen," rief er dem Missionar zu, „oder ich schneide mir die Kehle ab, in die Schule kann ich nicht länger gehen!" — „Halte doch wenigstens die zwei Monate noch aus, die an deiner bedungenen Dienstzeit noch fehlen!" — Takati blieb, und bekam nun Geschmack am Lernen, der in diese Zeit fallende Vorfall mit Cakela machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und bald fühlte er die Macht des Evangelii als eine solche, die ihn nicht losließ. Nun blieb er nicht blos freiwillig beim Missionar, sondern seine Zeugnisse vor seinem Onkel und dessen Söhnen wurden bald so feurig, daß diese letzteren einer nach dem andern, der wilde Tugela zuerst, dann der trägere Wambakani schüchtern mit der Bitte kamen, ihnen alle ihre Sünde zu vergeben und sie doch in den Taufunterricht aufzunehmen.

Das war nun freilich dem alten Umboni zu viel. Er raste und tobte, und schickte zunächst Tugela, dann Wambakani und Takati in die Fremde, damit sie nur außer dem Bereich des Gotteswortes blieben. Letztere waren indeß noch nicht weit gegangen, als sie umkehrten und daheim dem alten Umboni erklärten, sie würden das Wort Gottes ganz auslernen und nicht nachlassen. Der Alte tobte und raste weiter, ließ seine alten Zauberer kommen, damit sie ihre alten Kunststücke in Lug und Trug versuchten, redete alle Leute ab, doch nicht auf die Lügen der Missionare zu hören,

und schließlich, um seinen Trotz recht zu beweisen, nahm er zu den vielen Weibern, die er hatte, noch ein neues, weil er wußte, daß er damit den Missionar am empfindlichsten kränken könne.

Doch das war sein Tod. Das junge Weib war des alten Mannes bald überdrüssig, und wußte sich durch Vergiftung desselben zu entledigen. Das Gift wirkte langsam, aber unaufhaltsam.

Als der Alte den Tod in seinen Gliedern verspürte, schickte er zu seinem Zauberer. Der fand auch bald die Schlange, die ihm sagte, daß die Amahlozi Umboni's über das viele Beten auf seinem Platze zornig seien und durch einen Ochsen versöhnt werden müßten. Umboni bestimmte sofort den besten Ochsen aus seiner Heerde zum Opfer. Derselbe wurde ihm vorgeführt, und während der Zauberer mit allerlei Sprüngen dem Thier nahte und die Assagai zum Erlegen desselben erhob, betete Umboni: „Mein Vater, laß dir's gut schmecken! Das ist dein Ochs, ich gebe ihn dir! Laß dir's gut schmecken, Großvater! Laßt euch's gut schmecken, ihr meine Vorfahren alle! Denkt an mich und macht mich gesund! Macht mich gesund!" Der Zauberer zerlegte das Opfer kunstgerecht, that Fell, Kopf und Blut in ein Gefäß, welches er nebst einem Topf mit Bier und vielem Schnupftabak in eine besonders dazu erbaute Hütte setzte. Die Gedärme des Ochsen wurden an die Decke derselben geklatscht und was nicht haften wollte, draußen um die Hütte her und auf den Kraal umhergestreut. Ein Paar Kinder des Alten mußten Nachts in der Hütte schlafen, und am folgenden Tage wurde alles verschmaust und verschnupft.

Der Tod aber wich nicht. Noch fünf Ochsen wurden auf gleiche Weise geschlachtet. Aber die Schmerzen des Alten wurden immer unerträglicher, seine Eingeweide verfaulten und es war vor Uebelgeruch bei ihm nicht mehr auszuhalten. Ueber all diese Qual schimpfte, fluchte, tobte er wider Gottes Wort, fluchte seinen Kindern, daß sie die Kirche besuchten, und lästerte den heiligen Namen des Herrn.

Güldenpfennig hatte den früheren Freund zuerst noch besucht; dann erklärte derselbe, er wolle den Lehrer nicht mehr mit Augen sehen. Derselbe blieb einige Wochen fort.

Eines Tages kommt derselbe von einer Reise zu dem benachbarten Häuptling Ulangalibalele zurück. Es wurde finstere Nacht, er verlor den Weg. Das Pferd geräth in einen Sumpf; Güldenpfennig springt ab, und tappt nach dem Wege. Da fühlt er zum drittenmal einen kühlen Streifen im linken Rockärmel. Ihn durchzuckt der schreckliche Gedanke: „es ist eine Schlange," er greift danach und faßt denn auch wirklich eine Schlange, der Schwanz war noch im Armloche. Bis zum Ellenbogen war sie gegangen und dann hatte sie sich wieder nach oben gewendet. Der Kopf

lag dem Schwanze fast gegenüber auf der Schulter. Krampfhaft zerdrückte er mit den beiden vordern Fingern und dem Daumen was er gerade mit denselben erfaßt hatte. Er hörte es knacken und glücklicher Weise war es gerade der Kopf der Schlange, den er zerdrückt hatte. Das war eine Hülfe in der Noth, die nur der recht schätzen kann, der sie empfängt. Mit großer Mühe fand er dann auch den Weg nach Hause. Es regnete sehr stark. Er bekam ein heftiges Fieber, das ihn erst zu Hause verließ. Dort sah er denn auch, daß er seinen Rock mit zerdrückt hatte. Im Arm hatte er die heftigsten Schmerzen und drei Tage konnte er denselben nicht bewegen.

Güldenpfennig hatte die Schrecken des Todes gespürt. Seine Gedanken richteten sich auf seinen kranken Nachbar, der wirklich mit dem Tode kämpfte. Noch einmal beschloß er den Versuch zu machen und zu dem Sterbenden trotz seines Verbots vorzudringen. Er wurde abgewiesen. — Hören wir seine eigenen Worte weiter:

„Tief betrübt verließ ich seinen Platz und ging in mein Betkämmerlein, (allerdings sehr groß, es ist ein Hügel), fiel auf meine Knie und bat den Herrn inbrünstig, doch diesen Menschen nicht unbußfertig aus dieser Welt zu nehmen. Der Herr erhörte mein Gebet. Als ich nach Hause kam, stand schon sein Sohn vor meiner Thür und erzählte mir, daß sein Vater todt gewesen, aber wieder lebendig geworden sei, und gerade zu der Zeit, als ich auf dem Hügel gewesen wäre. Einige Tagè darauf ging ich wieder zu dem Alten, wo er sich dann auch von mir sprechen ließ. Seine Gesundheit war etwas besser, doch war zur Genesung keine Hoffnung. Er sagte mir, daß er schon todt gewesen, aber wieder lebendig geworden sei, worauf ich ihm erwiederte, daß ich sein Leben vom Herrn erbeten habe. Er glaubte es und bat, ich möchte doch den Herrn bitten, daß er seine Schmerzen etwas lindern möchte, da er sie doch kaum noch ertragen könne. Am Osterfeste, welches ich mit den Bauern feierte, schickte er, um mich zu rufen; statt meiner ging Bruder Zunkel, dem er dann offen gestand, daß sein bisheriger Glaube ein falscher sei, und daß nur das Evangelium von Christo allein wahr sei. Denn, sagte er, wäre mein Glaube recht und wären meine Götter lebendig, dann hätten sie wohl die Krone meiner Kinder, U Cakela, beim alten Glauben erhalten. Er brachte dann noch mehrere Einwendungen, weshalb er nicht schon lange bekehrt sei. Bruder Zunkel ermahnte ihn, das Verdienst Jesu Christi zu ergreifen, um allein dadurch selig zu werden. Als ich vom Feste zurückkam, besuchte ich ihn sogleich. Er war sehr schwach, mußte aufgerichtet werden und sprach nur leise und undeutlich. Er forderte mich auf, mit und für ihn zu beten. Ich nahm einigen Anstand, auch sein Sohn, der zugegen war, meinte, seine Weiber würden lachen. Die werden und dürfen nicht lachen,

erwiederte er, bete doch nur mit mir jetzt gleich. Ich that es und wies ihn dann noch hin auf das Eine, was noth thut, den Glauben.

Zwei Tage darauf traten wir unsere Reise zur Conferenz an. Als die Wagen schon fort waren, sattelte ich mein Pferd, um noch einmal meinen alten Freund, meinen alten Umboni zu sehen. Ich hatte ihn wirklich lieb. Auf dem Wege seufzte ich zum Herrn, daß er doch diesen alten ergrauten Sünder wolle selig machen. Als ich zu ihm kam und er meine Stimme hörte, raffte er seine letzten Kräfte zusammen. Ohne Hülfe richtete er sich auf und sprach zur Verwunderung Aller mit lauter Stimme: „Mein Lehrer, mein Vater, ich bin erlöst! bete doch mit mir." Als ich gebetet hatte, rief er aus: „Jesus kann mich nicht betrügen, nein, er kann mich nicht betrügen!" Ja, rief ich ihm zu, du hast recht, er kann dich nicht betrügen, daran halte dich, wenn Satanas mit seinen Anfechtungen kommt und dich bange machen will. Nun, ich muß gehen, leb' wohl und stirb selig in dem Herrn, der dir gewiß gnädig sein wird. Hier auf Erden sehe ich dich nicht wieder, aber ich hoffe, dich im Himmel zu finden. Nur noch einen Tag hatte er zu leben und dann ging er ein zu seines Herrn Freude, der ihn wie einen Brand aus dem Feuer gerettet hatte. Seine letzten Worte richtete er an seine Kinder. Sie lauteten folgendermaßen: Kinder, ich habe von der Schule ziehen wollen, um euch vom Worte Gottes abzubringen, jetzt aber bitte ich euch, geht nicht fort, sondern bleibt bei eurem Lehrer, hört Gottes Wort und glaubet, damit ihr könnt getauft und selig werden. Dann versagte ihm die Stimme. Nur einzelne Worte konnten sie noch verstehen und daraus erkennen, daß er bete. Betend ist er auch gestorben, ohne Kampf. O, wie war ich doch so selig, als ich sein Ende vernahm. Ich hätte auch abscheiden können, um bei Christo zu sein. So ist nun diese Seele, um die sich die Mission auf Emmaus bisher vornehmlich gemüht hat, doch noch glücklich gerettet."

---

18. Umboni's Familie.

Das Testament des sterbenden Vaters schien in lieblichster Weise in Erfüllung gehen zu sollen. Cakela entfaltete sich wie eine liebliche Blume, still, sittsam, innig treu; der wilde Tugela war wie umgewandelt, er streckte sich mit aller Begierde nach dem Frieden Gottes; sein träger Bruder Wambakani trat, obgleich bedächtiger in dieselben Fußstapfen, und auch Takati der Dollmetscher forschte mit Fleiß nach dem Wege des ewigen Lebens.

Außer dem alten Umboni, Tshaka's Geheimen Rath, lebte auf dem Stationslande noch ein zweiter Umboni, Geheimer Rath des Häuptlings Sikali, ebenfalls ein bittrer Feind des Evangelii. Dessen Stiefsohn Job wurde miterfaßt von dem Geiste des Herrn, so daß bald eine suchende Betgemeinde sich um die Missionare schaarte; die Epiphanien von Emmaus waren angebrochen.

Am schwächsten ging es mit Takati; dessen Sinnesänderung war nicht aus der Tiefe gekommen, oder er hatte noch etliche Reste des Heidenthums neben dem Glauben behalten wollen. Der Kampf der Gedanken, die sich unter einander anklagen und entschuldigen, begann. Es litt ihn nicht auf der Station, er zog fort; aber wiederum litt es ihn nicht fern von Gottes Wort, er mußte reumüthig wiederkehren und lernen und beten. Die beiden Söhne Umboni's dagegen brachen völlig mit dem Heidenthum, verschafften sich europäische Kleider, bestellten ihre Aecker mit dem Pflug und umgaben ihn mit einer Rasenmauer und drangen in ihre Verwandten, namentlich ihren ältesten Bruder Zwite, daß er doch dem Testament des sterbenden Vaters gehorchen und zur Taufe sich melden sollte. Derselbe aber war hart und wurde immer härter, so daß er zuletzt nicht mehr in der Nähe der Missionare bleiben konnte, sondern nach dem Umvoti zu wegzog mit Hab und Gut.

Der Erstling der Getauften aus dem Volke der Amangwana war der oben erwähnte Job, der Sohn des andern Umboni. Er wurde im Jahre 1852 in die Gemeinde aufgenommen. Cakela wurde seine Frau, sie erhielt 1853 in der heiligen Taufe den Namen Maria Zühlsdorf. In dem gleichen Jahre wurde auch Tugela und Wambakani, und etwas später Takati getauft; Tugela erhielt den Namen Nathanael, Wambakani den Namen Andreas, Takati den Namen Saul. In Andreas' Hause wurde eine jüngere Tochter des alten Umboni, Namens Mati erzogen, die der sterbende Vater diesem ganz besonders vermacht hatte.

Aber mit der Taufe dieser Erstlinge war der Kampf nicht abgethan. Satan ließ seine Beute nicht so leichten Kaufes los; es begann ein Ringen und Regen, ein Fallen und Auferstehen, ein Siegen und Unterliegen bei den einzelnen Betheiligten, welches uns in das Leben und Bewegen des Wortes Gottes unter den Zulu einen tiefen Einblick thun läßt, so daß wir etwas näher in die Specialitäten eingehen.

Die erste, die einen tiefen Fall that, war Cakela, Maria. Sie mußte, wenige Monate nachdem sie getauft war, wegen Ehebruchs ausgeschlossen werden. Sie that aufrichtig Buße und wurde wieder aufgenommen in die Gemeinde, in welcher sie Jahre lang dem Worte Gottes gemäß lebte.

Der zweite Angefochtene war Nathanael. Derselbe hatte bei seiner Taufe die eine seiner beiden Frauen, eine bitterböse Heidin, entlassen. Diese wußte ihn bald mit ihren Netzen zu umstricken. Man merkte es ihm an, daß er nicht der alte blieb. Er betete nicht mehr. Zunkel ließ ihn kommen. Er war bewegt und versprach, diese zweite Frau ihren Brüdern wiederzugeben, und um die mit ihr gezeugten Kinder behalten zu können, den Brüdern für diese noch drei Stück Vieh zu bezahlen. Alles wurde vor dem Magistrat richtig gemacht. Aber als die Zeit kam, daß die Frau gehen sollte, ging sie nicht. Nathanael bat, sie wegen der Krankheit ihres Kindes noch hier lassen zu wollen und sprach, er müsse, wenn die Frau sofort zu gehen genöthigt werde, mitgehen, um zu sehen, was aus dem kranken Kinde werde. Der Frau wurde noch ein und einhalb Monat Bleibens gestattet, nach deren Verlauf Nathanael kam, um zu erklären, er werde diese seine Frau behalten, er könne nicht von ihr lassen, Gottes Wort habe auch alle Kraft und Einfluß auf sein Herz verloren, er habe keine Lust mehr zu demselben. Er mußte ausgeschlossen werden aus der Gemeinde (1854).

Ein schwerer Kampf begann in Nathanaels Herzen, er konnte von Gottes Wort nicht los, und doch auch nicht von seiner heidnischen Frau; seine rechtmäßige getaufte Frau und seine getaufte Mutter mahnten und baten, die Aeltesten der kleinen Gemeinde, die sich in Emmaus gesammelt hatte, warnten und baten ihn. Er selbst kam mit Thränen zum Missionar; er könne es nicht länger ertragen, als ein Abgeschnittener unter den Seinen zu leben und doch könne er nicht von jenem Weibe lassen, so lange sie auf dem Platze wohne. Endlich wurde verabredet, sie solle ausgewiesen werden. Sie erklärte, daß sie damit ganz zufrieden sei, denn sie sei es auch müde, eines Mannes Frau zu sein und doch wieder nicht seine Frau. Als aber der Zeitpunkt herankam, blieb sie ruhig wohnen (1857). Wieder verging ein Jahr. Da endlich kam Nathanael mit seiner Absicht zum Vorschein, er wolle fort von hier, hin zum Umvoti, woselbst bereits sein älterer Bruder Zwite, der verstockte Heide wohnte. Vergeblich bemühte er sich, seine getaufte Frau und seine getaufte Mutter zum Mitgehen zu bewegen. Sie erklärten, sie würden mit seinen ebenfalls getauften Kindern beim Worte Gottes verbleiben. Nathanael zog allein mit dem heidnischen Weibe in's Heidenthum zurück, bald vernahm man, daß er schon nach einer dritten Frau sich umsehe.

Nach etlichen Monaten kam Nathanael wieder, um seine Frau und Kinder und seine Mutter nachzuholen. Die Letztere war bald geneigt, die Frau weigerte sich entschieden lange Zeit, dann gab sie den Vorstellungen ihres Mannes, daß in der Nähe ihres neuen Wohnplatzes auch eine (Hermannsburger) Missionsstation sei, nach, und so ist die ganze Familie Nathanaels von Emmaus fortgezogen.

Es schien, als ob alle Arbeit des Wortes an ihnen vergeblich gewesen sei. Nathanael verstockte sich so sehr, daß er mit eigener Lebensgefahr sich ein viertes Weib aus dem Zululande herbeiholte. Er ist fortgeblieben bis zum Jahr 1871, dann ist er mit Weibern und Kindern zurückgekehrt nach Emmaus. Zeichen von innerer Herzensumkehr hat er lange Zeit nicht gegeben, bis nach etlichen Jahren einige Spuren von Sinnesänderung sich zeigten. Seine alte Mutter ist mit zurückgekehrt. In deren Herz fiel wiederum das Licht von Oben, sie bat um Wiederaufnahme in die Gemeinde. Als ihr aufgegeben wurde, noch einmal den Unterricht der Täuflinge mit durchzumachen, kam sie mit ihrem alten schwerfälligen Leibe die halbe Meile Weges regelmäßig, bis sie wieder aufgenommen und zum heiligen Abendmahl zugelassen werden konnte.

Einen ähnlichen Weg wie Nathanael ist der arme schwankende Saul gegangen. Im Anfange 1855 hatten seine Mutter und seine beiden Schwestern, die noch im Lande König Panda's wohnten, seinen Aufenthalt erfahren, und machten sich auf den Weg, um zu ihm auszufliehen. Panda's Krieger holten sie ein. Die alte Frau mit dem jungen Mädchen ließen sie laufen, die ältere Tochter führten sie wieder zurück. Nach neun Monaten flüchtete dieselbe aber zum zweiten Male und es gelang ihr zu entkommen. Sie zog bei Zunkel in Dienst und trat in den Taufunterricht. Sie hat Treue gehalten, ist als eine Martha getauft, an einen christlichen Stationskaffer verheirathet und wandelt würdig des Evangelii. Auch die alte Mutter ist getauft.

Saul selbst aber hatte ein zwiespaltiges Herz, auch er konnte von seinem zweiten Weibe nicht los und verkaufte seine Verwandte, über die er Vaterrecht besaß, für Vieh. Endlich kam er mit dem Begehr, fortzuziehen. Er begab sich auf Güldenpfennig's Bauernplatz, seine Mutter folgte ihm. Hier faßte ihn der Herr noch einmal, er entließ seine zweite Frau und kehrte nach Emmaus zurück. Aber er war und blieb derselbige Mann mit zwiespältigem Herzen, Hoffahrt, Geiz, Polygamie wurden nie in ihm völlig überwunden, obgleich er auch den tief in das Gewissen ihm gedrungenen Stachel des Wortes Gottes nicht herauszureißen im Stande war. So schwankte der arme Mann hin und her. Im Jahre 1859 diente er dem Bruder Merensky als Wagentreiber zu König Swaz, und erhielt neue Eindrücke von Gottes Wort. Im Jahre 1867 traf ihn der Herausgeber dieses Buches auf Emmaus. Die betreffende Stelle aus dem Reisetagebuche möge uns zeigen, wie es in seinem Innern stand:

„Ich war ihm am Morgen des 12. August zufällig begegnet und hatte einzelne ernste Ermahnungsworte an ihn gerichtet, auch

zugleich gebeten, er möge mich am Abend besuchen, damit ich ferner mit ihm reden könne. Er hatte dies rundweg abgelehnt, weil er soeben in das Gebirge fahre, um Holz zu holen. Ich war deshalb erstaunt, trotzdem ihn am Abend kommen zu sehen. Er redete mich an:

„Du großer Lehrer, ich wollte doch gern wissen, was das zu bedeuten hat. Du, Lehrer, hast heute früh zu mir gesprochen und gesagt, ich solle heut Abend kommen; ich antwortete, ich müsse in den Berg, um Holz zu kappen. So habe ich heute früh auch meine Axt genommen, um Holz zu kappen zu dem Hause, das ich bauen will auf dem Lande, wo mir der Lehrer zu bauen gestattet hat. Und wiewohl nun mein Pferd gesund und fett ist, will es durchaus nicht von der Stelle; und in meinem Herzen höre ich dazu eine Stimme, die spricht: Geh nicht, dir geschieht ein großes Unglück. Mein ganzes Herz ist dazu verworren über dem Worte, das Du heute früh zu mir gesprochen hast, daß ich nun Ernst machen solle mit meiner Bekehrung." Ich: „Gott hat Dich zurückgehalten, so daß Du nun dennoch heute Abend zu mir kommen mußt, mit mir zu sprechen, obschon Du gewiß nicht wolltest. Sage mir doch, Saul, warum willst Du denn nicht wiederkehren zu Deinem Gott und Heiland, der Dir so unendlich viel Gnade bereits erzeiget hat?" Saul: „Ich kann nicht wiederkommen; meine Sünden sind zu viel und zu groß, ich habe es zu arg gemacht." Ich: „Du bist verirrt, wie der verlorene Sohn, Du hast jetzt zwei Weiber, und weißt, daß das nicht recht ist, laß das eine Weib fahren, wie der verlorene Sohn seine Säue, und komm dann wieder zu Gott, so wird er mit Dir Mitleid haben und Deine Sünden Dir vergeben." Saul: „Nein, das Wort vom verlornen Sohn paßt nicht auf mich, denn ich bin ein Heide gewesen und habe Gottes Gnade erfahren; alle Kaffern hier, und auch dieser, mein Lehrer, sind Zeugen davon." Ich: „Auch der verlorene Sohn war ein wahres Kind seines Vaters zu der Zeit, als er dessen Haus verließ; glaubst Du, daß Du in dem Augenblick, da Du von Gott abfielst, mehr gewesen bist, als ein wahres Kind Gottes, des Vaters?" Saul: „In dem Stück hast Du mich überwunden, großer Lehrer. Aber der Herr Jesus hatte zwölf Jünger; unter diesen war Judas, der war auch ein Jünger. Der hat seinen Herrn verleugnet und verkauft und Gott hat ihn darum verworfen. So bin ich, ich habe keine Gnade mehr zu hoffen." Ich: „Judas ist nicht zu seinem Herrn zurückgekehrt, sondern ist zu des Herrn Feinden gegangen und dann hat er sich in Verzweiflung erhenkt; wäre er zu Jesu wiedergekommen, sowie Du jetzt zu Jesu Knecht kommst, so hätte auch Judas noch Gnade finden können!" Saul: „In diesem Augenblicke sehe ich, daß Euer Wort ein Wort ist; Dein Wort, Du großer Lehrer, und unsers Lehrers Wort sind Ein Wort, zwischen beiden ist nicht der geringste

Unterschied. Aber glauben kann ich es nicht. Wenn ich bete, so schlafe ich ein, und wenn ich dann erwache, so ist mein Herz voll Bosheit. Ja, heute heißt es dann in meinem Herzen: Geh, stich den todt, stiehl das Vieh, lauf damit fort und verkaufe es. Also bin ich gequält und gejagt." Ich: „Und lebst Du noch mit allen Deinen drei Weibern?" Saul: „Eine davon ist todt; die andern beiden habe ich noch; aber ich habe durch sie so viel Plage, daß ich lieber heute als morgen aus dieser Plage heraus wäre. Aber da ist keine Kraft." Ich: „Gott erhört nicht die Gebete eines Menschen, der noch muthwillig an seiner Sünde festhalten will; laß Dein zweites Weib los und bete wieder, so wird Gott Dein Gebet annehmen." Saul: „Die Sünde ist nicht ein Ding, wie dieser Hut, den man nur so wegwerfen kann, sie sitzt zu fest. Mein Herz sagt mir: Du sollst nicht beten. Gott wird durch dein Gebet geärgert." Ich: „Gott ist nicht wie eure heidnischen Häuptlinge, die ein an ihnen gethanes Unrecht nie wieder vergeben. Sollte der, der zu Petrus gesagt hat, siebenzigmalsiebenmal am Tage sollst du deinem Bruder vergeben, so er dich bittet, wohl schlechter sein als Petrus?" Saul: „Du sagst recht! Aber es ist so, als ob ich hier bin und die Gnade Gottes ist unten an der Bai; Gott will mich nicht; Gott erhört mein Gebet auch nicht." Ich: „Gott erhört alle Gebete, nur eines muthwilligen Sünders Gebet erhört Gott nicht, des Sünders, der seine Sünde festhalten will. Zeige Du erst, daß Du mit Ernst aus Deiner Sünde heraus sein willst, wenn dann Deine Kraft zu klein ist, so wird Gott seine Kraft hinzufügen; dann wird es eine große Kraft in Dir sein, die Sünde zu überwinden, und die Gnade wieder zu erfassen." Saul: „Ich bin hierhergekommen und plage euch Lehrer, die ihr müde seid." Ich: „Nein, das ist gerade unsere große Freude, daß wir mit Sündern sprechen, um sie zur Buße zu rufen. Wenn nun aber doch der Herr zu seinen Dienern sagt: Welchen ihr die Sünde vergebt, denen ist sie vergeben, warum sprichst Du dagegen: das ist nicht wahr; und wenn wir Dir sagen: Komm, es ist noch Vergebung für Dich zu hoffen, warum antwortest Du: Nein, für mich ist keine Vergebung?" Saul: „Ach, Du großer Lehrer, und Du, mein Lehrer, bittet doch für mich, daß doch wieder ein wenig Licht in mein Herz falle, es ist alles, alles finster. Warum mußt Du, großer Lehrer, doch so bald wegreisen?" Ich: „Nun, wenn Du willst, komm doch morgen wieder, so will ich weiter mit Dir reden." Saul: „Ach, wohl ein ganzes Jahr möchte ich immerfort mit Dir sprechen."

Am folgenden Abend kam er wieder und versprach fest und gewiß, sein zweites Weib entlassen und wieder nach Emmaus ziehen zu wollen.

Bald darauf brachte er wirklich einen Theil seiner Familie in

die Nähe der Station und versprach selbst bald nachzufolgen. Er kam auch, zog aber abermals davon. Im Jahre 1870 kam seine alte Mutter, die er so gemißhandelt hatte, daß sie fast unter seinen Händen gestorben war, auf der Station an, und suchte und fand Schutz und Frieden für Leib und Seele.

Andreas, der treugebliebene Christ, meint, für Saul habe er noch Hoffnung, derselbe sei noch unruhig, wenn man ihm von Gottes Wort rede, aber in Bezug auf Nathanael habe er alle Hoffnung aufgegeben, der sei verstockt. Doch bemerkt Zunkel dazu, er hoffe auch noch für Nathanael, derselbe sende jetzt seine Kinder regelmäßig in den Unterricht und sei doch nun wieder erreichbar für Gottes Wort.

Die Tochter von Umboni, Maria Cakela hatte nach ihrem tiefen Fall 1853 sich wieder aufgerafft und Jahre lang mit ihrem Manne Job in friedlicher Ehe gelebt. Im März 1860 merkte Zunkel eine auffallende Veränderung in ihrem Benehmen. Er ließ sie rufen, sie kam nicht. Auf eine erneute Aufforderung ließ sie sich endlich herbei, zu kommen. Zunkel theilte ihr den schweren Verdacht mit, der auf sie gefallen sei. Sie steckte als Antwort die Zunge lang zum Munde heraus, und drehte mit derselben herum. „Steht es mit dir noch wie früher?" — „Nein." — „Betest du noch?" „Nein, mein Herz ist voll Zorn und Haß, daß man so etwas von mir sagen kann!"

Wenige Tage später kam die Nachricht, Maria sei während der Abwesenheit ihres Mannes fortgelaufen, wahrscheinlich mit einem jungen Kaffer namens Sekongela. Job, ihr Mann, sobald er nach Hause kam, eilte ihr nach, mußte aber, da er sie nicht fand, unverrichteter Sache wiederkehren. Zunkels Herz war gebrochen. Er schreibt im Tagebuch: „O daß ich so vielen Jammer sehen muß! So oft abschneiden muß, und so selten pflanzen kann! O, daß ich so selten dem Herrn eine Garbe binden kann! Herr hilf mir! Schenke Glauben! Schenke Treue! Laß mich auf dich allein sehen, du getreuer Jesus! Amen!"

Nach etlichen Tagen kam Andreas und brachte Maria zurück, die bei Langalibalele's Volk in Begleitung eines jungen Kaffern angehalten worden war. Sie war frech und gottlos und leugnete Alles! Von Gottes Wort wollte sie Nichts mehr wissen, und erklärte, sie werde abermals fortlaufen und sich das Leben nehmen. Dabei triumphirte sie, daß doch Niemand sie habe überführen können. Nach etlichen Wochen war sie wieder fortgelaufen, und da Sekongela ebenfalls verschwunden war, so war nun kein Zweifel mehr. Beide wollten über das Drakengebirge ins Bassutoland. Aber unterwegs schlug sie das Gewissen, sie ließ Sekongela allein

weiterziehen und kehrte um. Sie that sehr traurig; da aber eine wirkliche Buße nicht in ihr zum Durchbruch kam, so mußte sie excommunicirt werden. Job ließ sich von ihr scheiden, sie lachte darüber und benahm sich frech, stolz und höhnisch.

Nach etlichen Monaten erklärte ihr Mann, so lange dieses freche Weib auf Emmaus wohne, könne er dort nicht weilen. Er zog (1860) in die Fremde, und da unser Missionar Nauhaus in Stendal eines Dolmetschers benöthigt war, so erbot er sich zu diesem Dienst. Aber mitten unter den Heiden lebend verfiel auch er bald in schwere Sünden und verlor, was die Gnade in ihm erbaut hatte. Die böseften Gerüchte über ihn gingen umher, sie waren nur zu wahr. Im Jahr 1862 kehrte er nach Emmaus zurück mit zwei Frauen; er nahm seinen Wohnsitz nicht auf der Station, sondern auf seines Vaters Kraal mitten unter den Heiden Trotzig verschloß er sich dem Worte des Missionars und beschwichtigte sein Gewissen durch Biertrinken. Die Heiden, und insonderheit der alte Vater Umboni, triumphirten. Diesen Job hielten sie, die einen feinen Takt besitzen, um einen wahrhaft Bekehrten von einem Unzuverlässigen zu unterscheiden, alle für einen wahrhaft Bekehrten, einen wirklichen Gläubigen; um so größer war ihr Triumph über seinen Abfall. Zunkel weinte bittere Thränen über seinen Erstling! —

Doch Satan hatte zu frühe triumphirt. Die Heiden hatten wirklich Recht gehabt, daß sie Job für einen wirklich Gläubigen hielten. Derselbe verfiel in tiefe schwere Kämpfe und Gewissensunruhe; er beschloß, auf die Station zurückzuziehen, damit er das Wort wieder hören könne. Da er sich selbst sagte, er werde mit zwei Ehefrauen auf der Station nicht geduldet werden, war er sofort entschlossen, eine von denselben zu entlassen. Aber welche? Die eine war gesund und kräftig, haßte aber Gottes Wort, die andere war krank und gebrechlich, hatte aber einen Zug zu Gottes Wort. Job entließ die erstere, und kam mit der zweiten zum Missionar. Ein ganzes Jahr lang wohnte er auf der Station, ohne die Wiederaufnahme zu begehren, so daß sich auch Zunkel verwunderte. Endlich kam er ganz zerbrochen, er könne es nicht länger aushalten zu leben als eine abgeschnittene Rebe, als ein todtes Ding. Die Hälfte aller Nächte bringe er ohne Schlaf zu und rede mit seinem Herzen. Mit Freuden nahm Zunkel den verlorenen Sohn auf, der nach öffentlich gethaner Kirchenbuße von der Gemeinde in herzlicher Liebe willkommen geheißen wurde.

Seine unglückliche geschiedene Frau Maria sprach Zunkel etliche Jahre später in Pietrmaritzburg. Sie suchte ihn am Ausspannplatz bei den Wagen, und weinte ihre bitteren Bußthränen, insonderheit darüber, daß sie durch ihre Sünde der Grund gewesen wäre zu Job's Fall! Spätere Nachrichten sind über sie nicht eingegangen.

Job aber kam im Jahr 1871 freudestrahlend zum Missionar, seinen Halbbruder, einen Sohn des Umboni an der Hand, der den schärfsten Verboten und Drohungen seines Vaters zum Trotz sich zum Taufunterricht meldete, seit 20 Jahren der erste von dem Kraal dieses (zweiten) Umboni.

Am längsten von den Kindern des alten Umboni widerstand Andreas (Wambakani) den Anfechtungen des Heidenthums. Er wandelte in aller Stille und Demuth wie ein ernster Christ etwa 12 Jahre lang, und war in Wort und Wandel ein Vorbild der Gemeinde und treuer Helfer des Missionars, der sowohl in der Schule als auch in den Gottesdiensten, die er in der Abwesenheit des Missionars allein abhielt, seiner sich gern bediente. Aber endlich kam auch für ihn die Zeit der Sichtung. Sein Kreuz war eine träge und mürrische Frau, die ihm je länger je mehr das Leben verleidete, so daß er alle Freudigkeit verlor, und zuletzt tief fiel. Als Zunkel ihn dieserhalb rufen ließ, übermannte ihn der Schmerz über den Fall dieses seines treusten Gemeindegliedes dermaßen, daß er zuerst vor Weinen kein Wort reden konnte, bis er endlich mit ernstlicher Ermahnung und Zurechtweisung ihn flehend bat, doch seiner Seele zu gedenken und von dem beschrittenen Wege umzukehren. Er empfing den Eindruck, als sei Andreas so finster, wie er gekommen, auch wieder weggegangen. Auch mit Andreas' Frau redete Zunkel ernstlich. Sie versprach Besserung.

Nach einigen Tagen ritt Andreas nach Pietrmaritzburg, um vor dem Richter eine Klage zu erledigen, in der That aber, um für immer wegzubleiben. Nach vier Wochen kehrte er zurück. Es wurde gerade das heilige Abendmahl gefeiert. Andreas meldete sich nicht dazu. Als Zunkel ihn dieserhalb rufen ließ, bekannte er mit tiefem Schmerz, er habe nie zuvor gedacht, daß sein Herz so sündig und verderbt sei, wie er es in dieser Zeit der Anfechtung erfahren hätte, wo er nicht einmal habe beten können. „Betest du denn jetzt wieder?" „Ja, jetzt habe ich wieder angefangen!" — „Nun denn, so demüthige dich vor dem Herrn und suche im heiligen Abendmahl neue Kraft zu neuem Wandel!" — Deß weigerte sich Andreas aber entschieden: „Wie sollte ich zum heiligen Abendmahl gehen, der ich verdiente um meiner Sünden willen ausgeschlossen zu werden aus der Gemeinde!" — „Das zu beurtheilen ist nicht deine, sondern meine Sache. Wenn ich dich nicht ausgeschlossen habe, so darfst du kommen! Oder hast du noch andere Sünden auf dem Gewissen, als die mir bisher bekannt geworden sind?" — Er bejahte die Frage, wollte aber nicht weiter bekennen. Mit tiefem Schmerz entließ ihn der Missionar. Das war am Weihnachtstage 1863.

Das Jahr 1864 war ein böses Jahr für Emmaus, es war ein Geist des Aufruhrs und der Widersetzlichkeit in die ganze Gemeinde gefahren. Viele sprachen von Fortziehen. Auch Andreas ließ dergleichen verlauten, er wolle zu seinem Bruder Zwite an den Umvoti, also in das rohe Heidenthum zurück. Zunkel ließ ihn rufen und stellte ihm vor, wie er noch vor Jahresfrist ein besonderes Testament zu machen beabsichtigt habe, um seinen Kindern nach seinem Tode eine christliche Erziehung zu sichern, und fragte ihn, ob er denn nun diese selbigen Kinder so ohne Weiteres dem Heidenthum überantworten wolle. Andreas antwortete nach langem Kampf in innerer Bewegung: „Lehrer, wollte Gott, daß ich doch lieber hier stürbe, als daß ich das an meinen Kindern thun sollte. Was du gehört hast, ist nicht wahr!“ Trotzdem reiste er nach etlicher Zeit ab zu seinem Bruder Zwite und blieb 2½ Monate fort. Alle Leute erzählten, Andreas baue sich bei Zwite an. Am 12. Juli 1864 kehrte er wieder zurück. Zunkel schüttete vor ihm sein ganzes gramerfülltes Herz aus über den Kummer, den die Gemeinde ihm mit ihren Lügen und Verläumdungen und sonstigen Sünden bereite, „und“ (fuhr er fort) „weißt du, woher das Alles kommt? Es ist der Satan, der hier jetzt sein Wesen treibt und der mein Herz bluten macht, so oft ich zur Kirche gehe, um Gottes Wort zu predigen. Gott weiß es, wie lieb ich euch habe.“ Andreas antwortete mit tiefem Ernst: „Ja, Lehrer ich sehe, es ist der Satan! Es ist ein böser Geist unter uns, es steht schlecht mit uns! Aber was soll ich machen, ich in meinen Sünden? Ich bin elend!“ — „Hier hilft nichts, als zum Herrn Jesu fliehen mit all deinem Elend!“ Tief ergriffen von dem zweistündigen Gespräch ging Andreas nach Hause. Es war, als ob ein anderer Geist ihn gefaßt hätte. Zwei Monate vergingen, da kam er wieder zu Zunkel, der mit innerster Erquickung sich überzeugen konnte, wie Jesu Gnade und Liebe an seinem Herzen arbeitete. Er bekannte alle seine schweren Vergehungen und konnte sich schwer darein finden, daß er nicht aus der Gemeinde ausgeschlossen wurde. Zunkel hatte Mühe, ihn zu überzeugen, daß wenn er schon von selbst ernstlich Buße thäte, die Excommunikation nicht an der Stelle wäre. Jetzt war der Bann gebrochen. Andreas kam mit demüthigem Herzen zum heiligen Abendmahl; der Feind war abgeschlagen. Von da ab hat er ernst wie zuvor, ja noch befestigt in der Gnade des Herrn bis heute, zehn Jahre lang wie ein Christ gewandelt, und ist wie früher die rechte Hand des Missionars gewesen. Er hat auch unter seinen Verwandten so kräftig und treulich von der Kraft des Evangelii gezeugt, daß einer nach dem andern von ihnen in den Taufunterricht kam. Am zweiten Ostertag 1871 wurde seine Halbschwester getauft, und von den Söhnen des ältesten Sohnes Umboni's, des hartherzigen Heiden Zwite, welcher um diese Zeit den größten Theil

seines Kraals von dem Umvoti aus nach Emmaus zurückverlegte, konnte Andreas binnen Kurzem trotz des heftigen Widerspruchs ihres Vaters drei heilsbegierige Jünglinge zum Taufunterricht bringen.

Wir haben bereits oben mitgetheilt, daß der alte Umboni auf dem Sterbebette angeordnet hatte, daß sein jüngstes Töchterlein Mali dem Andreas gehören sollte, zu dem der alte scheidende Vater das beste Zutrauen hatte, er werde das Kind für den Herrn Jesum erziehen. Dieser nahm deshalb das Mägdlein und dessen Mutter, die ein bitterböses Weib war, zu sich. Als Mali sieben Jahr alt war, sahe Andreas ein, daß er sie nicht länger unter dem Einfluß dieses bösen Weibes lassen könne. Denn sie war Trunkenbold, Lästermaul und Raufbold zu gleicher Zeit und ihr Einfluß auf das Kindlein machte sich nur allzudeutlich erkennbar. Missionar Zunkel erbot sich, sie in sein Haus zu nehmen, die Sache wurde gerichtlich festgemacht, und als die Alte davon erfuhr, konnte sie nichts mehr ändern. Sie fluchte, drohte, tobte und schrie einmal über das andere: „Treffe ich das Kind, so breche ich ihr das Genick ab," oder: „Es wird sicherlich im Fluß ein Loch sein, das tief genug ist für uns Beide."

Missionar Zunkel und seine Frau hatten eine schwere Aufgabe übernommen; das Kind log, schimpfte, naschte, stahl, wie eine ausgelernte Heidin, und ein solches Kind mitten unter den eigenen haben, das ist keine Kleinigkeit für ein Elternherz. Aber sie hatten Geduld und fuhren fort mit Mahnen und Bitten.

Zunkel aber hatte ein Kindlein, 13 Monate alt, ein frisches, fröhliches gesundes Kindlein namens Magdalene, dessen Wärterin die kleine Mali wurde. Sie gewann das herzige Kindlein innig lieb. Dies Kindlein begann plötzlich zu kränkeln, kein Mittel half, und nach kurzer Zeit mußten die Eltern es dem Herrn zurückgeben. Mali war untröstlich. Einmal über das andere rief sie aus: „Ich möchte auch getauft sein und Magdalene heißen. Der Missionar freute sich von Herzen.

Da stellte sich nach etlicher Zeit die böse Mutter von Mali, die von der Station verzogen war, wieder ein, und besuchte auch ihr Kind. Sie verlautbarte nichts, aber plötzlich waren Mutter und Kind verschwunden. Man suchte weit und breit. Keine Spur!

Eine geraume Zeit verging, da tauchte das Gerücht auf, Mali lebe bei ihrer Mutttter in der Nähe von Pietrmaritzburg. Sofort machte sich Andreas auf und fand richtig die Vermißte, und brachte sie glücklich zum Missionar zurück. Von jetzt ab war es, als sei ein anderer Geist in sie gefahren. Sie verlangte nur das eine, unterrichtet und getauft zu werden, aber Magdalene müßte

sie heißen. Sie lernte fleißig lesen und den Katechismus und allerlei weibliche Arbeiten. Noch einmal nahm sie Andreas auf eine Zeit lang in sein Haus, aber vom 14. Lebensjahre ab blieb sie bei Zunkel, der jetzt seine volle Freude an ihrer Lernbegier und ihrer Lust zum Gebete haben konnte. Fünfzehn Jahr alt wurde sie getauft und erhielt den gewünschten Namen Magdalene. Vierzehn Tage nach der Taufe erkrankte sie plötzlich an einem hitzigen Fieber. Noch in ihren Phantasien sprach sie von dem Blute Jesu, in dem sie gereinigt sei. Nach sechs Tagen ging sie heim, gerade am Jahrestage des Heimganges der kleinen Magdalene Zunkel.

Im Jahre 1871 schien es, als ob der Herr eine Tochter des Andreas heimrufen wolle. Missionar Zunkel berichtet darüber wie folgt:

„Den 9. März 1871. Vormittag wurde ich wieder auf ihr Verlangen zu Johanna, Andreas Tochter, gerufen und betete mit ihr. Sprechen konnte sie nicht mit mir und zuweilen scheint auch das Gehör gänzlich fort zu sein. Nach dem Mittagessen hieß es, sie sterbe jetzt und ich watete mit meiner Frau und den größeren Kindern durch den Fluß, um sie noch mal zu sehen. Die ganze Gemeinde war dort versammelt. Sie schien Niemand zu kennen noch etwas zu hören, und der Mund war durch den Kinnbackenkrampf fest geschlossen, aber lächelnd sah ihr Auge unverrückt nach oben. Nach einer Weile ließ der Zustand nach, sie erkannte dann meine Frau und fragte: Hast Du ihn gesehen? Wen denn? Den Heiland! Nein. Da richtete sie dieselbe Frage an meine Tochter und auf die Antwort „Nein" erwiederte sie: In Wirklichkeit nicht? Und meine Frau antwortete ihr: Du wirst wohl dem Himmel näher sein als wir, darum sehen deine Augen schon mehr als wir. Da es schien, als wolle sie mit mir allein sprechen, hieß ich alle Anwesenden herausgehen. Es war aber kein Geheimniß, was sie mir noch sagen wollte, sondern sie erzählte mir, sie sei gestern einen langen, langen Weg gegangen und habe dann einen sehr hohen Berg erklommen, so daß sie zuletzt nur noch gekrochen sei auf ihren Knieen, da seien denn zwei herrliche Menschen gekommen, die hätten sie an einen schönen, glänzenden Ort gebracht, wogegen die ganze Welt nichts sei, Lobgesänge habe sie da gehört,, deren Melodieen sie nicht gekannt. Aber weltliche Geschichten und Sünde war nicht da. Darnach sei sie wieder zurückgekommen. — Obwohl ich kaum glaube, daß sie wieder gesund werden wird, denn solche Erscheinungen finden gewöhnlich nur vor dem Tode statt, so gab ich ihr doch noch eine andere Medizin, da die Krankheit sich anders gestaltet hat. Man erzählte uns, sie wolle durchaus nicht, daß Jemand weine und habe gesagt, ob sie denn nicht wirk-

lich glaubten. Sie sollten sich doch freuen und nicht weinen, wenn sie nun in den Himmel, an einen so herrlichen und schönen Ort kommen könne. Nachmittag verlangte sie nach ihrem Bräutigam, der bei mir im Dienste ist. Sie bat ihn bei ihr zu bleiben und ermahnte ihn, nicht zu weinen, sie würde ihm auch helfen beten, daß er zu Jesu in den Himmel komme.

Für diesmal ging der Todesengel noch einmal vorüber. Johanna genas und lebt noch heute.

Im Jahre 1873 hat sich auch die jüngste Frau des alten Umboni zur Taufe gemeldet. Zunkel berichtet von ihr:

Sie hat lange widerstrebt und wollte nichts wissen von dem Heile in Christo. Ihr einziger Sohn war vor mehr als zwölf Jahren hier mächtig erweckt, ging dann nach Maritzburg auf Arbeit, erkrankte dort und starb, obwohl ungetauft, im fröhlichen lebendigen Glauben an Jesum Christum und der gewissen Hoffnung des ewigen Lebens, so daß durch seinen Tod unter den Kaffern auf Maritzburg eine große Bewegung entstand. Sie wohnte damals mit Zwite, dem Aeltesten der Familie, unten an der Tugela. Anstatt daß des Sohnes herzliche gläubige Abschiedsworte an sie sie hätten trösten und ein Zug zum Herrn für sie sein sollen, zankte, murrte und fluchte sie Gott und ihren Amahlozi (Ahnengeistern) über den Tod ihres einzigen Sohnes, ja sie wollte sich öfters in ihrem bittern Schmerze und ihrer Finsterniß das Leben nehmen. Vor einigen Jahren, kurz vorher, ehe die Familie wieder hierher zurückzog, wurde auch ihre hier oben verheirathete Tochter bekehrt und getauft. Auch da wehrte sie sich noch, dem Gnadenzuge zu folgen. Wie freute ich mich, als nun endlich das harte Herz gebrochen war und sie vor mir stand mit den Worten: Hier bin ich, ich will nun auch zu Jesu kommen, nimm mich und hilf mir. Die dicke Eisrinde ihres Herzens ist nun endlich von den heißen Strahlen der Jesusliebe zu den Sündern zerschmolzen, aber in ihrem Antlitze liegt noch immer etwas Wehmüthiges und Gedrücktes."

Wir haben aus der Geschichte der Familie des alten Umboni mit mehr Eingehen auf die Einzelheiten berichtet, als uns die Anlage dieses Werks dazu berechtigt. Wir haben eben ein Beispiel geben wollen von den Schwierigkeiten der Arbeit unserer Missionare, die da, wo man die Hauptsache beendet meint bei der Bekehrung und Taufe der Erweckten, erst recht beginnen, so daß die Missionsarbeit eine rechte Schmerzensarbeit ist. Aber diese Familiengeschichte hat uns gelehrt, wie, wenn auch nicht alle Getaufte Treue bis ans Ende halten, wenn vielmehr gerade die Geförderstsen bisweilen am tiefsten fallen, doch der Herr auch ein Auferstehen nach dem Falle in Gnaden bereitet, und wie er aus Fallen und Auferstehen Sein Werk wachsen läßt, wie aus dem zündenden Beispiel der Erstlinge der Sauerteig in die ganzen Familien eindringt, aus welchen ein

Glied nach dem andern gewonnen wird, auf daß Sein Haus voll werde. Die Geschichte der Familie des Umboni ist ein bedeutsames Stück der Gesammtgeschichte unserer Zulu-Station Emmaus.

---

19. U-Sikali und die Seinen.

Von dem eigentlichen Häuptling des Volkes der Amangwanen, Sikali (s. o. p. 107) hegte unser Missionar Posselt noch 1853, als er wieder auf die Station unter dem Drakenberge gezogen war, die Hoffnung, daß er vielleicht gewonnen werden könne. Er schreibt von ihm: „Der Häupling Usikali ist ein verständiger, bescheidener Mann, kleidet sich europäisch und steht in großer Gunst bei der Regierung. Uns schlägt das Herz warm, und wir sind voll Hoffnung für unser Missionswerk.“ Missionar Zunkel, welchem nach der baldigen Rückkehr Posselts an die Bai die alleinige Verwaltung der Station verblieb, vermochte diese Hoffnung nicht zu theilen. Er schrieb: „Ich sehe mich bei ihm noch nicht zu größerer Hoffnung berechtigt, als bei jedem andern Kaffer. Er ist ein sehr verständiger, aber auch sehr schlauer, listiger und hochmüthiger Mann, der überall seinen Vortheil weiß und seine Leute kennt. Jedoch neigt er sich mehr als andere mir bekannte Leute zur Civilisation.“

Letzteres zeigte er denn auch in seinem Anzuge und seinen Manieren. Er saß während des Gottesdienstes, den der Missionar regelmäßig auf seinem Kraal hielt, entweder auf einem umgestülpten Korb ohne Henkel, oder gar auf einem europäischen Stuhl, während seine Leute um ihn her auf der Erde hockten oder lagen. Dabei war er bekleidet mit einem schwarzen Tuchrock und weißen Beinkleidern und einem grauen Filzhut, zu welchem er ein ander Mal noch sogar ein weißes Hemd und seidenes Halstuch und Schuhe und Strümpfe gefügt hatte. Als ihm aber Posselt einmal eine unter den Sachensendungen mit ausgesandte abgelegte preußische Offiziersuniform verehrte, da nahm er sich ganz stattlich aus.

Die Gottesdienste konnten nicht lange in der von Bruder Posselt aus Rasen erbauten Kirche gehalten werden. Dieselbe lag von dem eigentlichen Häuptlingskraal zu weit ab, und Sikali ließ daher Zunkel bitten, er möchte doch lieber die Strecke weiter bis zu ihm kommen, weil seine Leute (freilich auch er selbst) zu faul seien, um so weit zu gehen. Zunkel konnte nur mit Mühe am Sonntage die Zeit zu dem weiten Ritt finden, und lud deshalb Sikali und die Seinen ein, zur Station zu kommen zum gewöhnlichen Gottesdienst. Aber dafür hatte Sikali und seine Leute keine Ohren. Darauf erbot Zunkel sich, an einem Wochentage zu kommen; aber dies lehnte der Häuptling auch ab, weil die Weiber da

in den Gärten arbeiteten und die Männer zum Wegebauen für das Gouvernement abgerufen seien. So fielen die Gottesdienste öfters auf längere Zeit aus.

Kam dann der Missionar wieder in den Häuptlingskraal, woselbst kein Baum noch Strauch gegen die stechenden Sonnenstrahlen Schutz gewährte, dann mußten die Leute, die doch sonst auf den Wink des Häuptlings gehorchen, wohl 3—4 Mal gerufen werden, bis sie kamen. Erwachsene Weiber kamen fast gar nicht, nur Mädchen von 10—14 Jahren, Männer kamen etwa 25—50 an der Zahl. Diese alle kicherten und lachten ohne Aufhören während des Gottesdienstes. Sikali, der stets wohl aufmerksam war, legte sich daher gleich von vornherein einen Haufen Erdklöße neben sich, um die Allzulauten während der Predigt damit zur Ruhe zu werfen. Sie wußten aber recht gut, daß es dem Häupiling um ihr Aufmerken gar nicht sonderlich zu thun sei, sondern daß letzterer nur dem Lehrer und dem Gouvernement zu Liebe diese Gottesdienste begünstigte.

Die Königin Mutter stellte sich sehr freundlich zum Missionar. Sie zeigte auf die Halsgrube (die Kehle, das Geschmacksorgan, vertritt bei den Kaffern die Stelle des Herzens als Sitz der Liebe): „Siehe, hier liebe ich Dich! Wir haben einen Bund miteinander. Gieb mir aber doch ein Kleid; es ist so häßlich, mit dem alten Fellrock im Gottesdienst zu sitzen.“ Als am nächsten Sonntag ihr Zunkel nicht blos ein altes abgelegtes Kleid, sondern auch ein Tuch von seiner Frau mitbrachte, da wollte die Liebe und Dankbarkeit keine Grenze kennen. Aber dabei blieb es denn auch. Und wie die Fürstin denkt, so denkt das Volk. War viel Speise gewachsen, so mußte viel verzehrt werden und war keine Zeit zum Gottesdienst; war wenig gewachsen, so hinderte der Hunger am Gottesdienst. Aus dem Jahr 1858 berichtet Zunkel:

„Ich war gestern bei Sikali, um Gottesdienst zu halten. Da ich nicht wie gewöhnlich mein Kommen hatte ansagen lassen, fürchtete ich, vielleicht vergebens zu reiten. Zum Glück war's aber nicht so, sondern ich hatte ungefähr 25—30 Männer und Jünglinge als Zuhörer. Sie meinten zwar, es könne nicht Gottesdienst sein, denn sie wären alle hungrig und traurig über die inblala (Hungersnoth). Der Herr hat nämlich in diesem Jahre den Kaffern fast in ganz Natal das tägliche Brot sehr spärlich zugemessen, daß Jeder kaufen will und Niemand zu kaufen übrig hat. Ich sagte, da sei es gerade rechte Zeit, das Wort nicht allein zu hören, sondern auch zu glauben, damit uns der Herr nicht noch härter schlage. Mein Text war Apost.-Gesch. 17, 22—31. Nach demselben sprach ich noch mit Sikali und sagte: „Ich habe immer gehofft, Du würdest anfangen zu beten, daß Du gläubig und bekehrt wirst, denn ich denke, Du bist zu verständig, um noch die alten Mährchen zu glauben und

euren mahlozi zu dienen. Das letztere schien er mit seinen Mienen zu bejahen, sagte aber, sein Leib habe Schmerzen. Einen, der schnupfte, bat ich um eine Priese. — O schnupfst Du denn auch? — Ja, ich bin ja auch ein Mensch wie Du. — Meine Hand ergreifend: Ja, Du hast Fleisch wie ich, nur Deine Haut ist weiß und meine schwarz. — Ich habe auch ein Herz wie Du und werde geliebt von Gott und Du auch; er macht mich selig, und Dich will er auch gern selig machen. — Hm! — Die Menschen machen Unterschied wegen der Haut, Gott nicht. Er ließ seinen Sohn sterben für die schwarze Haut wie für die weiße. — Hm m'fundisi! — Er hat denn auch tüchtig nachgesprochen und mitgesungen. oder vielmehr mitgebrummt; nur beim Gebet nach der Predigt schlief er ein. Nur Sikali hält den Ton der Melodie mit mir, alle andern brummen wie die Bären."

Hiernach mag man ermessen, welche Frucht die beschwerlichen Reisen zu Sikali brachten, und wie viel Geduld und Glauben der Heiligen nöthig war, um immer wieder die Perlen des Evangelii solchen verthierten Menschen vorzulegen.

Fragt man schließlich, was ist denn der Gewinn von all dieser jahrelangen Mühe gewesen, so muß man eines zugeben, daß die Heiden einen gewissen Respeckt vor dem Sonntag bekommen hatten. Als eines Sonntags Zunkel nur Männer zum Gottesdienst versammelt fand, fragte er, ob die Mädchen etwa in den Gärten ackerten. „Was, heute ackern?" antwortete Sikali, „heute? Ist es denn nicht Sonntag? Hast Du Jemand auf dem Weg hieher ackern sehen? Seit der Zeit, daß Gottes Wort zu uns gekommen ist, wird Sonntags nicht geackert!" Freilich hatte diese Sonntagsheiligung ihren besonderen Grund. Die Heiden hatten nämlich bemerkt, daß, seitdem die Station Emmaus steht, kein Hagel ihre Saaten geschädigt hatte. So sprachen sie denn: „Wir wollen Sonntags nicht in den Gärten arbeiten, damit wir des Lehrers Gott nicht erzürnen!" Andere Arbeiten aber, wie Holz tragen, Häuser bessern und dergleichen verrichteten sie am Sonntag ohne Bedenken.

Im Jahr 1857 schien es, als ob in das Heidenthum der Familie des Sikali die erste Bresche gelegt werden solle. Ein auf Pietrmaritzburg angeregter Neffe des Häuptlings begehrte zur Taufe unterrichtet zu werden. Mit ihm zugleich gab Sikali den Gazana, seinen 15jährigen Sohn, in die Pflege des Missionars, damit er Dienste beim Missionar nehme und zugleich lesen und schreiben lerne. Er verlangte mehr Lohn, als der beste Dienstkaffer, aber der Missionar gewährte dies von Herzen gern, weil er hoffte, daß nun endlich das Evangelium Eingang in den Kern des Volkes finden würde. Es ließ sich auch alles gut an. Der junge Prinz vertauschte seine Fellkleider mit europäischen, suchte den Umgang mit

den Bewährtesten in der Gemeinde und sprach den Wunsch aus, unter die Taufcandidaten aufgenommen zu werden. Sikali war zuerst ungehalten, als jedoch seine Geheimen Räthe ihm vorhielten, er selbst sei Schuld an der Veränderung seines Sohnes, denn er habe ja gewußt, daß das große Wort auf der Schule sei, ließ er dem Missionar sagen, er habe zwar zuerst nur gewünscht, daß sein Sohn lesen und schreiben lerne, doch gebe er nun zu, daß er auch Gottes Wort lerne. Die Mutter des Jünglings dagegen wurde fast unsinnig; sie verließ ihre Hütte mit der Drohung, sich das Leben nehmen zu wollen und wurde erst nach mehreren Tagen wieder aufgefunden.

Die Hoffnungen Zunkels wurden jedoch bald zu Grabe getragen. Gazana wurde von einem Pferde geschlagen und mußte mehrere Monate zu Hause zubringen; nachdem er dann wiedergekommen war, fiel er und verstauchte sich den Fuß, so daß er noch nach zwei Monaten hinkte. Er kehrte wieder zu seinen Verwandten zurück, die alle möglichen Mittel in Anwendung brachten, um den Jüngling auf andere Gedanken zu bringen. Einmal fand er Morgens beim Erwachen seine sämmtlichen Kleider zu Asche verbrannt, ohne daß er von Feuer und Rauch etwas bemerkt hatte. Natürlich hatten dies die Amahlozi gethan, die über das Glauben und Beten des Jünglings zürnten. Auch sonst, gestand später der Vater, hätten die Verwandten allerlei mit ihm vorgenommen, worüber er aber nicht näher sich auslassen wollte.

So kam er denn eines Tages in Begleitung eines geheimen Raths mit sehr finsterem, aber auch schamerfüllten Angesicht, um wegen Krankheit seine Entlassung und rückständigen Lohn zu fordern. Zunkel weigerte den letzteren, weil er zuvor mit Sikali sprechen wolle. Dieser wußte von nichts. Aber nach wenigen Wochen kam Sikali selbst, ziemlich angetrunken, mit Gazana, um den Lohn zu fordern. Letzterer war wieder völlig abtrünnig geworden, die Seinen hatten ein Weib für ihn gesucht, und dies hatte alle seine Gedanken gefangen genommen. Zunkel redete sehr ernst mit den Heiden, daß sie die dargebotene Hand des Herrn so hartnäckig von sich stießen. „Wo ist der Regen?" entgegnete Sikali's Bruder. „Bei den Izinyanga's. Ihr schickt ja nicht Korn und Ochsen zu ihnen." — „Die können keinen machen." — „Nun dann ist er vielleicht in Moschesch's Fell, denn ihr glaubt ja solche Märchen." — „Nein, Du mußt den Regen machen!" — „Das kann ich nicht; denn Gott macht den Regen. Ich kann Gott wohl bitten, aber Gott straft Euch, weil ihr Nichts von ihm wissen wollt." — Wir lieben Gott, und denken an ihn." — „Du bist ein großer Lügner, denn ihr thut ja nichts von Allem, was er Euch sagt!" — Darauf grüßten die Heiden und gingen ihrer Wege.

Wenige Monate später trat eine solche Dürre ein, daß während

dreier Monate kein Tropfen vom Himmel fiel. Jetzt wurde der berühmte Regenmacher Jigera gerufen, und jeder Kraal mußte an ihn ein Stück Vieh bezahlen. Aber auch jetzt ließ der Regen auf sich warten. Zunkel forderte Sikali auf, den Betrüger zu bestrafen, aber das brachte der Heide nicht über sein Herz. „Ach nein, antwortete er, man lasse ihn; er ist ja dumm und kann nichts.“ Als aber dann nach einiger Zeit viel Regen fiel, redete Zunkel den Taugane, Sikali's Bruder an: „Jigera ist groß; er macht viel Regen!“ Taugane: „O groß, groß wie die Berge!“ Zunkel: „Es wundert mich aber, daß er denselben Regen, den er für euch macht, auch den Mariri giebt, die ihr doch so hasset, die demselben auch nicht einen Schwanz bezahlt haben; auch für uns hier, die wir ihn doch so verlachen und verspotten. Nein, er kann keinen Tropfen Regen machen. Gott giebt den Regen, und hält ihn zurück!“ Taugane: „Du hast recht, Gott macht den Regen, Jigera ist nichts, ist klein!“ — Zunkel: „Und doch hast auch du ihm Vieh für den Regen gegeben?“ — „Nein, nicht ich; Sikali hat's gethan!“

Im Jahre 1859 kam ein anderer, der älteste Sohn Sikali's auf die Station mit der Bitte, dort wohnen zu dürfen; zwei Brüder und eine Schwester brachte er mit sich. Die Freude des Missionars über das Kommen dieser Mitglieder der Häuptlingsfamilie war aber bald zu Ende, als er den Grund erfuhr. Die Tsanusen (Zauberriecher) hatten herausgefunden, daß dieser Sohn dem Vater nach dem Leben stehe. Nach Kaffernrecht wäre er mit dem Tode gestraft worden. Da dies nach den Gesetzen der Engländer nicht möglich war, so verstieß ihn der Vater. Zunkel nahm ihn auf und unterrichtete ihn. Er gab ihm den Namen Haprinz, weil er fürstlichen Geblütes war. Aber daß er für den Herrn Jesum gewonnen sei, ist uns nicht bekannt geworden.

Auf diese Weise ist das Evangelium auf Sikali's Kraal Jahre lang gepredigt worden. Von dem alten Aberglauben ließ der Häuptling mit der Zeit ab, oder er that wenigstens Aeußerungen, die dies vermuthen ließen. Ob er sie blos dem Missionar zu Liebe that, lassen wir ungesagt. Letzterer aber gewann mit der Zeit doch selbst die Hoffnung, Sikali sei dem Heile in Christo nicht mehr so verschlossen, wie anfangs. Um die Mitte 1863 schrieb er nach Hause: „Die Zeit wird kommen, wo Sikali sich wird entscheiden müssen, Entweder, Oder. Unberührt von dem Worte des Lebens ist sein Herz nicht mehr. Habe ich doch vor einiger Zeit erfahren, daß ihn seine geheimen Räthe und die Alten gewarnt haben, er müsse doch nicht gläubig werden.“ Das letzte Mal, wo Zunkel auf einem der Königskraale predigte, ging der König selbst in die Hütten, um die Weiber zum Gottesdienst zu holen.

Da, um Weihnachten herum gingen allerlei dunkle Gerüchte umher. Wenn ein Häuptling stirbt, darf dies nicht eher bekannt werden, als bis der Nachfolger bestätigt ist, und die große Klage über den Verstorbenen vollzogen wird. Am Weihnachtstage wird dem Bruder Zunkel, als er eben aus der Kirche kam, unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses mitgetheilt: Sikali ist seit drei Tagen todt!

Ein Schiff, das angesichts des Hafens gescheitert ist. „Beinahe gerettet!“ Welch furchtbares Wort. Sikali's Schwester mit ihrem Sohne sind getauft.

---

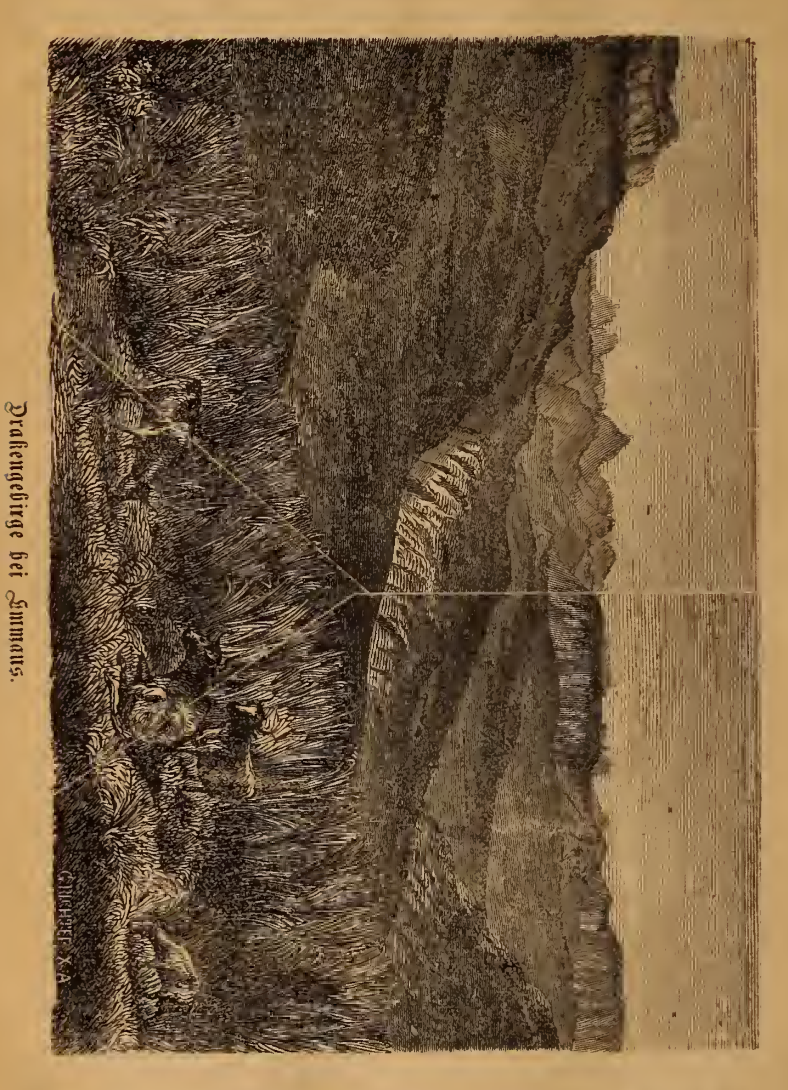
20. Entwicklung der Station Emmaus.

Aus dem in den beiden vorstehenden Capiteln Mitgetheilten ist zu erkennen, wie furchtbar schwer die Arbeit unseres Bruder Zunkel unter seinen Zulu war, und wir verstehen ihn, wenn er 1857 in die Klage ausbricht:

„O das Herz wird einem manchmal so schwer, so muthlos, daß man bittre Thränen vor dem Herrn weint. Ich denke oft, das Missionswerk unter den Kaffern hier ist eins der schwersten. Fast alle andern Heiden haben doch irgend eine Art von Götzendienst, Priester, Opfer u. dgl. und mag derselbe noch so scheußlich und blutig sein, so spricht sich darin doch ein tieferes Bedürfniß und Gefühl aus, und der Missionar hat mehr Anknüpfepunkte, als hier bei diesem Volke, die nichts dergleichen haben, außer das Einzige, daß sie sich vor ihren Verstorbenen, die sie amablozi (z wie s) nennen und in Schlangen und anderm Gethier fortlebend wähnen, fürchten. Andere Heiden widersprechen und streiten mit dem Lehrer, diese aber nie, sagen zu allem Ja, und geben nicht ein Jota drum, sind fast immer freundlich gegen ihn, und im Herzen hassen sie ihn und das Wort, das er verkündet. Fällt's ihnen so mal ein, dann kommen sie zur Kirche, nicht um des Wortes willen, sondern um mit Andern dort zusammen zu treffen und izindaba (Neuigkeiten) auszutauschen. Darum richten sie's denn auch so ein, daß sie kommen, wenn der Gottesdienst schon halb zu Ende ist, und kaum haben sie ein Weilchen zugehört, so gehen sie wieder hinaus, setzen sich in die Sonne um zu schnupfen und zu plaudern. Hebt der Gesang des Schlußverses an, so kommen sie alle wieder herein. Sie sind sich selbst genug. Saufen, Fressen und Huren ist ihr Gott. O daß Du den Himmel zerrissest, und mit Deinem Geiste dies Todtengebein anwehtest, daß Du sie zerschlügest mit dem zweischneidigen Schwerte Deines Wortes, auf daß sie könnten heil werden unterm Kreuz auf Golgatha! Und die Getauften? Ach wahre

Sündenerkenntniß, Heilsverlangen und rechte Liebe zum Sündenfreund ist eine seltene Pflanze unter ihnen!"

Die Aufgabe dieses Capitels wird sein, darzuthun wie durch



Drakengebirge bei Emmaus.

alle diese Schwierigkeiten und Hindernisse hindurch die Macht des Worts und Sakraments und die treue Arbeit der Missionare in Geduld und Glauben der Heiligen sich dennoch eine Gemeinde von etwa 200 Getauften hat sammeln können, welche unter geordneter

geistlicher Pflege stehend, doch schon manche Früchte des heiligen Geistes sichtlich gezeitigt hat.

Die erste Sorge zur Befestigung unserer Arbeit war die Befestigung unseres Rechtes auf den Grundbesitz der Station. Das Land war eigentlich ein „registrirter Bauerplatz", welcher von dem fortgezogenen Bauer Linneque aufgegeben war. Alle diese registrirten Plätze wurden von der Regierung als Eigenthum der ursprünglichen Besitzer anerkannt. Derselbe konnte leicht entweder selbst zurückkehren, oder sein Eigenthum anderweitig verkaufen und dann war all unsere grundlegende Arbeit auf der Station vergeblich. Als daher im Jahre 1852 der Gouverneur in Begleitung des Capitän Struven die Station besuchte, rieth er unsern Brüdern auf das Entschiedenste, das Land von dem betreffenden Bauer käuflich zu erwerben. Der Platz war einer der schönsten und werthvollsten in ganz Natal, wasserreich, fruchtbar und gesund, fähig eine große Gemeinde von Heiden zu ernähren. Dem Capitän Struven gefiel er so gut, daß derselbe erklärte, er werde, wenn nicht die Mission bereits eine Arbeit daselbst begonnen hätte, sicherlich den Platz für sich kaufen. Wir konnten ihn damals für 2000 Thaler (mit Einschluß aller Kosten) erstehen. Das Comité sandte demzufolge zunächst 170 Lstr. heraus, um den Kauf abzuschließen.

Im Jahre 1853 aber hatten sich die Verhältnisse so geändert, daß die Regierung den ursprünglichen Besitzer anderweitig abgefunden hatte und bereit war, uns das Land unentgeltlich als Missionslocation zu übergeben, d. h. in der Weise, daß (nach Absicht des Gouverneurs Grey) 500 Acres für die Stationsgebäude und den Gebrauch des Missionars, und 6000 Acres als Location für diejenigen Kaffern, die sich zur Missionsstation halten wollen, ausgemessen wurden. Die 500 Acres Land für den Missionar sollten nicht Eigenthum der Mission werden, sondern nur so lange der Mission dienen, als wirklich Mission auf dem Platze betrieben würde; falls diese Arbeit aufgegeben würde, sollte die Missionsgesellschaft noch für 21 fernere Jahre das Recht behalten, das Land zum Besten der Mission zu vermiethen. Diese Aussicht schien dem Bruder Posselt, welcher, wie wir oben berichteten, im Jahre 1853 Vorsteher in Emmaus war, so günstig, daß er nach Berlin zurückschrieb, man möchte lieber von dem Ankauf des Landes Abstand nehmen und die bewilligte Summe von 170 Lstr. zu andern Missionszwecken, z. B. zur Freikaufung flüchtiger Mädchen, verwenden.

Auf diese Weise wurde eine sehr günstige Gelegenheit, unsere Missionsarbeit in Emmaus dauernd zu befestigen, und einen sehr werthvollen Grundbesitz zu erwerben, leider versäumt. Die englische Regierung hat zwar 1858 uns die gedachten 500 Acres ausgemessen, auch für die Kaffern eine Location von 6000 Acres (nach ungefährer Schätzung, in Wirklichkeit mögen es über 8000 Acres ge-

worden sein) abgesteckt; allein nach dem Abgang des sehr wohlwollenden Gouverneurs Grey kamen andere Anschauungen über die Wichtigkeit der Missionsarbeit auf; die eigentlichen Rechte der Mission über die 500 Acres und über die Farbigen, die die 6000 bewohnten, wurden nicht genau stipulirt, und wenngleich bis jetzt eigentliche Schwierigkeiten aus dieser Sachlage uns nicht erwachsen sind, so bleibt es doch sicher, daß wir eine ganz andere Stellung zu Sikali's Volk gewonnen haben würden, wenn wir wirkliche Grundeigenthümer des Landes geworden wären, dessen Werth ohnehin heute mehr als das Zehnfache der Summe beträgt, für welche wir den Platz damals hätten erwerben können.

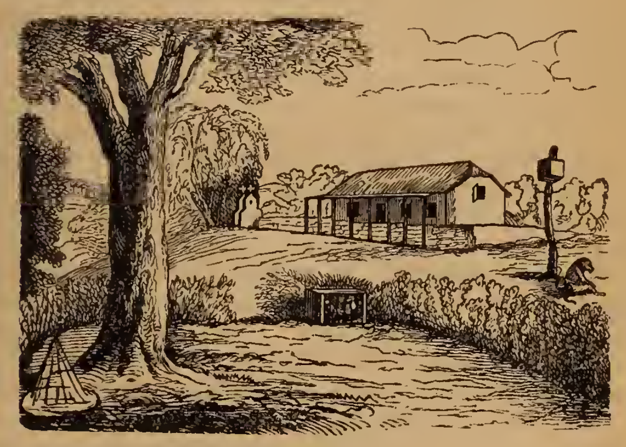
Die nächste Folge von der freien Stellung der Kaffern zu der Station war, daß sie, wie wir oben berichteten, sammt ihrem Häuptling Sikali eine zwar freundliche, aber doch innerlich sehr zurückhaltende Haltung der Predigt des Evangelii gegenüber beobachteten, und daß aus ihrer Zahl verhältnißmäßig nur Wenige die Taufe begehrten. Freundlicher schien sich U-Sidenane zu stellen, der Häuptling des kleinen Stammes der Zizi, welche vor Sikali diese Gegend bewohnt hatten, aber von Sikali's Vater fast gänzlich ausgerottet worden waren. Sidenane, ein kleiner sanfter, bescheidener Mann, welcher in der Nähe der Station wohnte, stellte sich dem Missionar gegenüber sehr entgegenkommend, besuchte auch den Sonntagsgottesdienst regelmäßig, sein Sohn trat auch 1860 in den Taufunterricht, allein es dauerte lange Zeit, bis einzelne von den geringen Resten dieses Stammes, der für die Gesammtbevölkerung der Station ohne Einfluß ist, getauft werden konnten.

Wichtiger war es, daß zersprengte Kaffern auf dem Stationsgrunde sich anbauten. Junge Mädchen suchten bei dem Missionar Schutz gegen aufgezwungene, ihnen misliebige Eheverbindungen, ganze Familien kamen aus Umpanda's Reich, um sich der tyrannischen Grausamkeit dieses blutdürstigen Tyrannen zu entziehen. Ein besonderes Contingent für die Bevölkerung der Station aber lieferte der Krieg der Bauern gegen Moschesch 1866 und 1867.

Dieses Häuptlings Land wurde, wie wir seiner Zeit (Bd. II. Abth. 1 p. 255) berichteten, in dem Friedensschluß so geschmälert, daß viele seiner durch den Krieg verarmten Unterthanen keine Wohnplätze mehr behielten, sondern auswandern mußten. Ein Theil von ihnen wandte sich auch nach Natal und kam durch unser der Grenze nahe gelegenes Emmaus: „Ueber vier Monate (schreibt Zunkel), sind die elenden Leute hier Tag für Tag, oft von Morgen bis Abend in größeren und kleineren Caravanen vorbeigezogen, um Essen zu kaufen. Oftmals wurde unsere Küche nicht leer von solchen, die um Essen baten. Manche konnten kaum noch stehen vor Hunger. Sieben Familien der Wanderer ließen sich auf Emmaus nieder." Im Jahr 1868 waren von den 24 erwachsenen

Taufkandidaten auf Emmaus die größere Hälfte Bassuto. Auf diese Weise wurde der Teich reichlicher mit Fischen besetzt, von denen allzeit eine Zahl im Netz blieben, und unser Bruder Zunkel konnte mit wachsender Freudigkeit seine Arbeit thun.

Eine nicht unbedeutende Aufgabe war ihm auch in äußerlicher Arbeit zugefallen, in der Erbauung der Wohngebäude und der Kirche, und in der Einrichtung von Garten und Feld. Eine neue Kirche 45′ × 24′ aus gebrannten Steinen, zu der die Stationsleute die Ziegel gestrichen und hergestellt hatten, konnte am letzten Sonntag des Juni 1857 eingeweiht werden, und nachdem das Gotteshaus vollendet war, dachte Bruder Zunkel auch an sein eigenes Wohnen. Die von dem früheren Besitzer gegen geringe Geldentschädigung übernommenen kleinen Häuser, welche bereits dem Zusammenfallen nahe waren, wurden nun durch ein schönes neues Haus von 50′ × 25′ ersetzt, welches gesund und geräumig, der wachsenden Familie des Bruder Zunkel ein ausreichendes Obdach gewährte. Der Garten füllte sich mit schönen fruchtbaren Bäumen, das Feld und die Viehwirthschaft gab reiche Erträge zur Unterstützung der Missionskasse, so daß nach dieser Seite hin unser Emmaus bald eine blühende Station wurde.



Emmaus.

Etwas langsamer entwickelte sie sich im Geistlichen. Es kostete viel Mühe, die Kinder zu geordnetem Schulunterricht zu sammeln — trotz der schönen Pfirsiche, die den Fleißigen zum Lohn zu Theil wurden — und auch die von Schwester Zunkel eingerichtete Näh-schule wurde zuerst nur von Wenigen besucht. Mit der Zeit aber übte das Wort Gottes in den regelmäßig gehaltenen ziemlich zahl-

reich besuchten Gottesdiensten und in den Hausbesuchen des Missionars seine sauerteigartig wirkende Kraft, das kleine Gemeindlein, welches 1853 durch den Zuzug der durch Bruder Posselt von der Bai mitgebrachten kleinen Gemeinde eben so schnell gewachsen war, als es bereits nach Jahresfrist durch den Wiederabzug Posselt's und der Seinigen wieder abnahm, wuchs von da ab in langsamer aber stetiger Weise von Jahr zu Jahr, bis die Seelenzahl der Getauften Ende 1874 fast auf 200 gestiegen war.

Die geschichtliche Entwicklung der abgesondert gelegenen Station zeigt keine besonders hervorragende Thatsachen auf. In den fünfziger Jahren wiederholte sich zwar mehrmals der Schreckensruf: „Panda kommt," und bewirkte vorübergehende Aufregungen, allein in Wirklichkeit ist der Zulufürst nicht gekommen. Ernstlicher waren die Folgen des Longalibaleleschen Aufstandes 1873, von welchem wir weiter unten ausführlicher berichten werden. Derselbe nöthigte unsere Missionarsfamilie wenigstens zu einem vorübergehenden Aufenthalt in einem befestigten Lager, und bedrohte in der That auf einige Zeit die Sicherheit der Station; aber nur, um nach wenigen Wochen volle Ruhe und Sicherheit wiederkehren zu lassen.

Im Jahr 1863 ging eine große Aufregung durch die Gemeinde. Die Absicht des Comité, den Bruder Zunkel als Missionar nach Stendal (s. u.) zu versetzen, bewirkte eine tief greifende Bewegung. Von allen Seiten kamen die Leute, Heiden und Christen, und fragten, wozu denn dies also angeordnet, und ob es denn gar nicht zu ändern sei. Der Kaffer ist eben ein conservativer Charakter und seßhafter Mensch. Er erkennt in dem Missionar eine Art geistliches Oberhaupt, und kann sich in den Gedanken nicht finden, daß seine Stellung nicht die eines mit seiner Gemeinde zusammengewachsenen Vaters, sondern eines Beamteten sei, den man etwa auch zu andern Leuten versetzen könnte. Sind zwei Missionare auf einem Platz, so ist der eigentliche Stationsvorsteher der baas oder mynheer und mehr als das, eine Art geistlicher Inkosi; der Helfer des Missionars ist dem Zulukaffer einfach dessen Hund. Das Band mit dem Inkosi zu zerreißen, greift aber in das innerste Herz, und Jahre würden dazu gehören, bevor der Kaffer in dem bisherigen „Hund" seinen neuen geistlichen Inkosi anerkennen würde. Deshalb war die Aufregung der Zulu über die Absicht, Zunkel nach Stendal zu versetzen, sehr erklärlich und etliche von ihnen wandten sich sogar an den Häuptling Sikali, daß derselbe sich nach Deutschland für Zunkels Bleiben verwenden möchte. Derselbe entgegnete indeß ganz verständig, er sei mit den Sitten der Deutschen zu wenig bekannt, als daß er sich hier einmischen könnte.

Als dann die Nachricht eintraf, Zunkel werde bleiben, da wollten die Zulu dies zunächst gar nicht glauben. Sie konnten

sich wiederum nicht in den Gedanken finden, daß ein einmal erlassener Befehl der höchsten Obrigkeit auch wieder aufgehoben oder umgeändert werden könne. Als jedoch die Sache dennoch sich bewahrheitete, da gaben die Schwarzen ihrer Freude den lebhaftesten Ausdruck.

Um so auffälliger muß es uns sein, daß das folgende Jahr 1864 ein Jahr vielfacher Widerwilligkeit, ja offener Widersetzlichkeit und Auflehnung gegen den Bruder Zunkel war. Dieser schreibt am Ende des Jahres: „Wenn ich auf das vergangene Jahr zurückschaue, so muß ich sagen, daß es das schwerste und sorgenvollste gewesen ist in meinem ganzen Leben. Finster und trübe war der Anfang, bittere Erfahrungen allerlei Art folgten eine der andern, und das schwerste war das Gewitter, welches vom Satan angeschürt, in der ersten Hälfte des Jahres in der kleinen Gemeinde ausbrach und alles zu verderben drohte.“ War es der zu Weihnachten 1863 erfolgte Tod Sikali's, war es die beabsichtigte Versetzung Zunkels, was das Mistrauen der Schwarzen hervorgerufen hatte, wir können es nicht genau beurtheilen. Thatsache ist, daß schon im Jahr 1861 eine Zeit großer Lauheit und sittlicher Schlaffheit vorangegangen war, daß schwere sittliche Verirrungen etliche der hervorragendsten Gemeindeglieder auf schlimme Wege gebracht hatten. Da nun, wie wir oben an dem Beispiel der Familie Umboni's nachgewiesen haben, die Bekehrungen unter den Kaffern meistens familienweise geschehen, so zuckt bei dem ausgeprägten Familienbewußtsein in dem Volk auch der Abfall einzelner Familienglieder durch weitere Kreise. Maria's, Job's, Nathanaels Rückfall schnitt so tief ein, daß im Jahr 1864 selbst der sonst so treue, beständige Andreas ins Schwanken kam und Monate lang in schweren Sünden und Widersetzlichkeit einherging. Es war, als ob alle Liebe und alles Vertrauen aus der ganzen Gemeinde geschwunden wäre, man warf dem Missionar vor, er eigne sich die Sachen, die von Berlin aus für die Schwarzen geschickt seien, persönlich zu und bestehle sie um das Ihrige, er belaste sie mit zu schweren Lasten, er verwende im Schulunterricht nicht Fleiß genug auf die englische Sprache, und was der Klagen mehr waren.

Zunkel, der ein von Natur weiches Gemüth ist, litt entsetzlich unter diesem, wie aus den Tiefen der Hölle entfesselten Auflehnungsgeist, der in aller Roheit heidnischen Wesens sich kund gab; er kämpfte Pnielskämpfe mit seinem Herrn; — endlich aber, als er die Aufrührischen erst zum offenen Aussprechen ihrer Beschwerdepunkte gebracht hatte, als er dann auch bei etlichen derselben die offene Unsittlichkeit als die Wurzel ihrer Unzufriedenheit offenbar gemacht hatte, da legte sich der Sturm. Einer nach dem andern von den Abtrünnigen kehrte reumüthig wieder und bat seine schwere Vergehung ab, und der Schluß des Jahres war eitel Sonnenschein, viel heller, als er je zuvor auf Emmaus geleuchtet hatte.

Von da ab aber folgten Jahre kräftigen Gedeihens und Wachsthums für die Station. Es war, als ob ein Gewitter die Luft gereinigt hätte, und nun die bethauten Pflanzen desto herrlicher im Sonnenlicht glänzten und nach langer Schwüle alles frisch aufathmete. Die Zahl der Heilssuchenden mehrte sich von Jahr zu Jahr, die Gemeinde wuchs bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe, auch die eigentlichen Eingeborenen von Sikalis Volk begannen, wenn auch nur noch in geringer Zahl, das Heil in Christo zu suchen.

Die Gemeinde ist ja, wie alle Heidengemeinden, keineswegs ein Musterbild und Ideal. Solche Ideale existiren eben nur in den Phantasien von Idealisten und in den Phrasen schwülstiger Missionsliteraten; aber sie ist doch eine Heerde, die sich gern von Christo dem Hirten weiden läßt, und manche liebliche Frucht zeitigt, und das Wort Gottes beweist sich als die weltüberwindende Macht dem Zuluvolke gegenüber, sowohl unter Christen als unter Heiden.

Bei den Heiden hat das frühere Spotten, Schwatzen und Lachen über Gottes Wort ganz aufgehört; eine ziemliche Anzahl von ihnen besuchen regelmäßig die Gottesdienste, wohnen ihnen andächtig und gesammelt bei, und haben den Eindruck, die Kirche sei Gottes Haus, vor dem sie Ehrfurcht haben müssen, und selten vergeht ein Jahr, wo nicht wenigstens etliche von ihnen aus dem Sündenschlafe erweckt werden. Offenbare Feindschaft gegen das Evangelium thut sich nur in seltenen Fällen noch kund. Daß ein Heide sagen sollte: „Ich will nicht glauben", kommt kaum noch vor. Die Meisten sagen: „Ich kann noch nicht, der Geist ist nicht über mich gekommen," oder sie suchen ihre Absicht, beim alten Heidenthum zu verbleiben, wenigstens unter allerlei Vorwänden zu verbergen. Heidnischer Lebensformen und Kleidung beginnt das jüngere Geschlecht bereits sich zu schämen. Die Anzahl derer wächst, auch unter den Heiden, die sich europäisch kleiden, ja auch des europäischen Pfluges zu ihrer Feldarbeit sich bedienen. Der alte heidnische Aberglaube beginnt zu wanken. Viele glauben nicht mehr an ihre Regenmacher und Zauberer und deren Fabeln. „Ich will nicht mehr bei Masumpa schwören," rief ein heidnischer Junge, „Masumpa ist nichts, Gott ist allein!" — „Komm her, Junge, entgegneten die Alten, was sagst du?" — Er: „Ich sage, ich schwöre nicht bei Masumpa; Masumpa ist nichts; Gott ist!" Die Alten: „Hört doch den Jungen! Ja, er hat Recht; Gott ist!" — „aber (setzten sie, um sich selbst zu rechtfertigen hinzu), aber Satan ist auch; der streitet mit Gott, und ist mächtiger, denn er läßt uns nicht glauben!"

Wenn ein heidnischer Polygamist sich bekehren will, so sieht er es bereits als selbstverständlich an, daß er seine Frauen bis auf eine entläßt, bevor er sich auch nur meldet zum Taufunterricht.

Wenn dann das Wort Gottes eingeschlagen und gezündet hat in einem Heidenherzen, so brennt es im Anfange in besonders hellen Flammen lichterlohe. „Dich will ich", rief eine Frau mit großer Erregung dem Bruder Zunkel zu, „Dich will ich, ich liebe Dich, ich bringe mich Dir!" — „Was willst Du? Was bringst Du?" — „Ich bin ein Sünder! Du sollst mich zu Jesu bringen, daß ich selig werde!" Dabei zitterte sie am ganzen Leibe. „Wie, ich soll Dich aufnehmen in die Klasse, soll Dich unterrichten und taufen?" — „Ja, das ist es!" —

Eine andere alte Frau kam mit dem Bekenntniß, ihrer Sünden seien so viele, wie Mist in ihrem Kraal, sie wolle derselben ledig werden durch Jesum.

Von einem alten stumpfen Kaffernweibe erzählt Bruder Zunkel: „Sie kam mir nachgelaufen und wollte mit mir sprechen: „Lehrer", fing sie an, und weinte dabei, daß ihr die hellen Thränen über die Backen liefen, „mein Herz jagt mich zu Dir, mein Herz ist todt, ich fühle meine Sünden, ich will gerne selig werden!" — Ich wollte meinen Ohren kaum trauen, ob sie recht hörten; denn jeden anderen hätte ich eher erwartet mit solchen Aeußerungen, als diese Alte. Schon seit 17 Jahren kenne ich sie, und sie schien mir allezeit eine der Verdummtesten und Verthiertesten zu sein. Mein Herz fühlte heilige Schauer vom Nahesein des Herrn und über seine barmherzige, suchende Liebe, die sich auch an dem Elendesten verherrlichen will."

Nicht alle, die also angeregt sind, halten aus bis zum völligen Durchbruch. Das zeigt uns das Beispiel des alten Mozambikers Samson, von welchem Bruder Zunkel berichtet:

„An ihm hat der Herr Gnade erzeigt und ihn wunderbar erweckt. Noch ist er krank; aber so bald er wieder fort kann, will er auch zum Taufunterricht kommen. Wie oft hat seine arme Frau bei mir geweint über diesen alten Sünder, und ich sie getröstet und ermahnt, anzuhalten im Gebet für ihn. Die meiste Zeit war er nicht zu Hause, sondern strich im Lande herum auf Doktorn. War er aber hier, so verfluchte und verspottete er die Gläubigen bei jeder Gelegenheit. Auf seiner letzten Reise nun — er war Monate lang fort, und niemand wußte, wo —, so erzählt er, wurde er sehr krank und starb. Die Leute, bei denen er war, verließen ihn, bis auf einen, der band ihn mit Tauen zusammen, um ihn zu begraben. „Als ich so gestorben war, kam der Teufel und zog mich fort zur Hölle. Ich war schon dicht daran, und habe ihn gesehen, den schrecklichen Ort. Da kam der Herr und sagte zum Satan: laß ihn noch einmal los! Er soll noch leben! Und zu mir sprach er: Gehe wieder zurück, gehe zu Deinem Lehrer, und höre und thue, was er Dir sagt!" Als ich wieder lebendig wurde, war ich gebunden und sie wollten mich wegwerfen!" —

Elend kam er vor 6 Wochen zu Pferde an, und noch ist er nicht völlig hergestellt. Gott helfe seiner Seele, daß sie frei werde von der Sünde Last!"

Der Eindruck, den dieser Heide von dem Wort des Herrn erhielt, hat, so tief er war, doch nicht Stand gehalten. Er fiel in sein altes heidnisches Wesen völlig zurück. Indeß war seine Buße, wenngleich vorübergehend, doch nicht ohne Frucht. Seine einzige Tochter hatte durch die Zeit, in welcher der Vater ernstlich suchte, tiefe Eindrücke empfangen. Sie trat nun an ihres Vaters Statt in den Taufunterricht und wohnte demselben mit herzlicher Begierde bei, bis zu ihrem Sterbebette. Im Beisein eines großen Theils der Gemeinde wurde sie mit dem Namen Elisabeth getauft. Der alte Heide, ihr Vater, saß während der Handlung in der Ecke und weinte und schluchzte laut. Der Herr klopfte noch einmal an die Thür dieser finstern Seele. Er hat auch diesen Eindruck wieder erlöschen lassen. Seine Tochter aber, die bei ihrer Taufe nur noch aus Haut und Knochen bestand, ist nach derselben in fast wunderbarer Weise genesen, und betet nun inständig um die Bekehrung ihres alten Vaters.

Die kleine Christengemeinde auf Emmaus wächst aber nicht blos nach der Zahl, sondern auch am innern Leben. Christliche Zucht und Sitte bildet sich, der heilige Ernst des Christenberufs wird je länger je mehr von den vertrauensvoll um ihren Hirten geschaarten Gemeindegliedern anerkannt und geübt. Die Gottesdienste sind seit Weihnachten 1868 also ernst geordnet, daß nicht wie früher die Heiden bei Liturgie und Abendmahl zugegen sein dürfen, an welchem sie ja als Heiden innerlich nicht Theil nehmen können. Nach der Liturgie sammeln sie sich, um der Verkündigung des Worts beizuwohnen, und nach der Predigt werden sie wieder entlassen. Seit 1857 sind zwei Gemeinde- und Kirchenvorsteher eingesetzt, die bei vorkommenden Klagen und Streitigkeiten einschreiten und überhaupt die Zucht und den Wandel der Gemeindeglieder und die Ordnung im Gottesdienst überwachen.

Die Excommunikation, welche bei offenen Sünden mit Nachdruck geübt wird, verfehlt nur in seltenen Fällen die Wirkung, daß nicht der Ausgeschlossene über seine Sünden aufrichtig Buße thut und Wiederaufnahme begehrt. Bei dem ersten vorkommenden Fall der Excommunikation (1853) konnten die ernsten Gemeindeglieder sich schwer darin finden, daß nicht auch Geld- und Leibesstrafen mit verhängt wurden. „Kleine Schulden, sprachen sie, werden vergeben, größere auch. Die Lehrer sind zu weich. Der Schulplatz wird ein Sodom werden, erfolgen nicht schwerere Strafen auf so große Sünden." Sie wollten durchaus, daß die Uebertreter mit Geld oder Vieh, oder Frohndiensten zum Besten der Mission gestraft würden, und konnten nur mit Mühe einsehen, daß der Bann über-

haupt nicht unter den Gesichtspunkt einer Strafe, sondern unter den der Züchtigung zur Besserung und Rettung der Seele zu stellen sei.

Gegen die den Kaffern besonders schwer zu überwindende Gefahr des Biertrinkens entwarf die Gemeinde selbst ernste Gesetze. Derjenige, welcher Bier braute, wurde um 2 Lstr. (40 Mark), der welcher es bei Heiden trank, um 10 Mark gestraft, und als mißbräuchlicher Weise das Brauen eines unschädlichen Getränkes sich als Brücke zur Wiederaufnahme des alten Bierbrauens erwies, war die Gemeinde sofort bereit, die früher gegebenen Gesetze wieder einzuschärfen.

Eine christliche Sitte beginnt sich bei den Hauptzeiten des Christenlebens, der Taufe, der Trauung und dem Begräbniß zu bilden. Bei der Kindertaufe versammelt sich die ganze Gemeinde im Gotteshause. Nach der Handlung stellen sich draußen alle auf und scheiden von einander mit dem Händedruck, was sie bei andern Gelegenheiten nicht zu thun pflegen. Diese Sitte ist nicht von Zunkel angeordnet, sondern aus der Gemeinde selbst, Zunkel weiß nicht wie und wann, hervorgewachsen.

Bei Hochzeiten haben die alten heidnischen Freßereien und Saufereien aufgehört. Ein anständiges Mahl wird unter christlichem Gesang und lieblichen Erzählungen gehalten.

Von der Sitte bei Begräbnissen wird uns geschrieben: „Wie der Sauerteig des Evangelii das Kaffernvolk auch dort zu durchdringen beginnt, das ersieht man vornämlich bei den Sterbebetten und Begräbnissen. Was ist das für ein feiges Geheule und Geschrei, wenn ein Heide krank wird oder stirbt, und wie so ganz anders geht es bei den Getauften her! Einen Kranken besuchte Bruder Zunkel, und fand ihn im heftigsten Typhus. Da er ihn ermahnte, den Herrn zu suchen, lautete die Antwort: Ja, ich bete! Beim zweiten Besuch erkannte er noch den Besuch des Lehrers, und betete mit, beim dritten war er heimgegangen. Aber während der Heide oft seine nächsten Verwandten ohne Pflege schmachten läßt, und flieht, sobald der Tod herannaht, so war hier und ist bei allen Krankenfällen der Getauften das Krankenzimmer allzeit, bisweilen mehr als gut, mit theilnehmenden Besuchern angefüllt. Niclas hatte diesen Kranken zwei Tage und zwei Nächte gewartet und gepflegt, wie eine Mutter ihr krankes Kind Als er todt war, kamen die Männer alle zusammen; einige machten den Sarg, andere das Grab. Ist alles fertig, so versammelt sich die ganze Gemeinde, Jung und Alt, vor dem Hause. Der Sarg wird auf die Bahre gelegt und noch einmal geöffnet, damit alle den Heimgegangenen sehen. Dann wird ein Lied gesungen, die Leiche zum Kirchhofe im Zuge geleitet, und feierlich bestattet gerade wie bei uns in Deutschland, nur mit dem Unterschied, daß es dort weder

Kaffee noch Branntwein giebt. So wandelt das Evangelium die Herzen und die Sitten der Kaffern um, da sie sonst keine feierliche Zusammenkunft ohne Fressen und Saufen sich denken konnten.

Lieblicher ist es, daß auch die Hausandachten und Missionsbetstunden Sitte geworden sind. Letztere werden nicht blos vom Missionar an jedem ersten Montag im Monat, sondern auch von erweckten Gemeindegliedern untereinander um die Mitte des Monats abgehalten. Eine Frucht dieser Gottesdienste ist, daß die Gemeinde nicht blos für die Bekehrung der Heiden sammelt und betet, sondern auch die Geförderten aus ihrer Mitte allsonntäglich auf die benachbarten Heidenkraale ausgehen, theils um ihren heidnischen Landsleuten das Wort des Herrn selbst zu bringen, theils um sie — und zwar nicht ohne Erfolg — zum Besuch der Gottesdienste in der Kirche einzuladen.

Auch die Pflicht, zur Erhaltung der Missionsstation selbst beizutragen, beginnt sich bei den Gemeindegliedern Anerkennung zu verschaffen, sie bezahlen seit 1870 regelmäßige Beiträge (zwei Thaler jährlich jeder Erwachsene) an Abgaben, leisten zu allgemeinen Arbeiten gern unentgeltliche Dienste und waren, als Bruder Zunkel die Frage anregte, ob sie nicht aus Dankbarkeit auch zu dem Bau des neuen Missionshauses in Berlin beitragen wollten, sofort auf die entgegenkommendste Weise bereit. „Schreibe doch dem großen Lehrer jenseits des Meeres, so sprachen sie zu Bruder Zunkel, daß wir ihm danken lassen für das schöne Wort für einen schönen Gedanken, das er ausgesprochen hat, daß wir mit bauen helfen sollen an der neuen großen Schule. Wir werden suchen!" Und die Frucht des Suchens war, daß die Wohlhabenden Jeder 20 Mark brachten, die Uebrigen nach Vermögen, die Armen etwas Korn, oder was sie hatten, so daß diese kleine Gemeinde im Jahr 1872 ein Epiphanienopfer von 103⅓ Thaler für das neue Missionshaus darbrachte, welche Gabe auch gerade am Epiphanientage in Berlin eintraf.

So entfaltet sich das kleine Gemeindlein zur Ehre des Herrn. Rückfälle, schwere Versündigung, Ausschließung aus der Gemeinde kommen ja auch vor, aber das ist nicht anders zu erwarten bei Leuten, die in der Urrohheit des Heidenthums ihre ganze Jugend zugebracht haben. Aber vergleicht man Leben und Wandel der Getauften mit den um sie herwohnenden Heiden, so muß man sagen: „Der Herr hat Großes gethan, deß sind wir fröhlich" — und mit den alten Christengemeinden in Deutschland verglichen, nehmen diese jungen Christen, sowohl nach Erkenntniß und Wandel, als nach Heilsverlangen und Wachsthum in der Heiligung, eher eine höhere, als eine niedrigere Stufe ein.

Die Versuche, von Emmaus aus das Wort auch in die ferneren Umgebungen zu tragen, sind ebenfalls nicht ohne Frucht geblieben. Zwar, ein Predigtplatz auf dem nahegelegenen Bauernhofe Malta,

wohin Bruder Zunkel 1871 regelmäßig zur Abhaltung von Kaffern-Gottesdiensten ritt, mußte wegen Mangel an Theilnahme seitens der Kaffern nach kurzer Zeit aufgegeben werden. Dagegen aber haben die Missionsreisen, die dieser Bruder zu Sikali und Putini machte, die Eröffnung zweier neuer Stationen, Hoffenthal und Emangweni, als schöne Frucht gezeitigt, von welchen wir in dem dritten Abschnitt unserer geschichtlichen Darstellung Näheres zu berichten gedenken.

21. Neu-Deutschland.

Als Missionar Posselt im Juli 1853 vom Drakengebirge aus seinem geliebten Neu-Deutschland an der Bai einen Besuch machte, fand er die Lage der Sache völlig verändert. Von den Familien der Deutschen hatten eine ziemliche Anzahl mit Posselt zugleich den Ort verlassen; fünf Familien hatten sich dicht bei Neu-Deutschland niedergelassen, fünf andere waren näher dem Drakengebirge zu gezogen und eine ganze Anzahl anderer Familien waren im Begriff gewesen, ebenfalls fortzuziehen. Der Weggang Posselts hätte beinahe die Auflösung der ganzen Colonie zur Folge gehabt. Um diese zu verhindern, hatten die Besitzer des Landes einen neuen fünfjährigen Contract unter neuen günstigen Bedingungen mit den Deutschen gemacht. Jede Familie erhielt von Neuem Ochsen, Pflug und Arbeitskaffern zugewiesen. Welche Familie die neue Contractszeit der 5 Jahre treu bis zu Ende aushielt, der wurde der Erlaß sämmtlicher Schulden (die sich durchschnittlich auf 200 Lstr. für jede Familie beliefen) zugesichert. Die Deutschen wurden hierdurch mit neuem Muth beseelt, und da sie die Möglichkeit, eine bürgerliche Existenz dauernd zu begründen, vor Augen sahen, so erwachte zugleich auch der lebhafte Wunsch, sich wieder zu einer lutherischen Pfarrgemeinde zu sammeln. Sie bestürmten daher den Bruder Posselt mit Bitten und Thränen, daß er doch wieder zu ihnen kommen möchte und entwarfen sofort eine dahin gehende Bittschrift an das Comité in Berlin, welche auch wirklich den gewünschten Erfolg hatte.

Voller Jubel schafften die Deutschen drei Wagen von der Bai zum Drakengebirge hinauf, um den geliebten Pastor nebst all seinen Sachen zu holen. Was früher in der Gemeinde gegen ihn geredet worden war, das schien alles mit einem Schlage todt zu sein; aller Argwohn, Feindschaft und Störrigkeit war bei Seite gelegt, nur ein Gefühl durchdrang die ganze Gemeinde, die Freude, wieder einen Seelsorger zu haben, um den sie sich schaaren könnte. Posselt war von dem Empfang (17. Mai 1854) so hingerissen, daß er auch wirklich nur Herrlichkeit sah. In seinen Augen war alle frühere Unsitte,

Trunkenheit, Rohheit, Schlägerei, Fluchen, Zanken, Sabbathschändung, Tanz und Gelage mit einem Schlage verschwunden, und an ihre Stelle Sonntagsheiligung, Lust an Gottes Wort, Freude an Hausandacht mit Gesang und Gebet getreten. Und wenn er auch hernach ab und zu sehen mußte, daß nicht alles so rosig war, wie seine entzückten Augen es ihm zuerst zeigten, so war doch so viel sicher, daß wirklich eine merkliche Veränderung zum Besseren eingetreten war und daß der einzige Grund und Anhalt dazu — neben dem lieben Kreuz — die geordnete Predigt des Worts und das Amt gewesen war, das er vier Jahre lang dort hatte verwalten dürfen. Der 17. Mai, als der Tag der Rückkehr Posselts zur Gemeinde, wurde daher von dieser zu einem kirchlichen Gedenktage gemacht; so groß war ihre Freude. Leider ist es ja bis heute so, daß erst in der Fremde und in der Entbehrung der Deutsche das schätzen lernt, was er an einem treuen Seelsorger daheim hat.

Als die neue fünfjährige Contractsperiode wieder zu Ende ging, war die Gemeinde der deutschen Auswanderer bereits so weit erstarkt, daß sie daran denken konnte, das Land selbst für sich käuflich zu erwerben. Da der jüdische Besitzer, Herr Bergtheil, ein wohlwollender Mann war, der auf den Rath des Bruder Posselt gern und freundschaftlich einging, so wurden den noch immer armen Deutschen nicht allzuschwere Bedingungen gestellt und zu der Lösung ihnen eine zehnjährige Frist gestattet. Und so bildeten denn seit dem Jahr 1857 fünfundzwanzig deutsche Familien in Neu-Deutschland eine eigene evangelisch lutherische Pfarrgemeinde, deren Pastor unser Missionar Posselt war. Dreizehn andere Familien zogen, weil sie das Land, das sie hier unten an der Bai mit 1—1½ Lstr. (6—10 Mark) pro Acre bezahlen mußten, in der Gegend von Neu-Hermannsburg für 25 Sgr. erhielten, dorthin und bildeten die evangelisch-lutherische Gemeinde Neu-Hannover, die einen eigenen Geistlichen in der Person des Pastor Struve, eines Hermannsburger Missionars erhielt.

So wurde die Gemeinde Neu-Deutschland von Neuem fest gegründet und darf auf Posselt wohl als auf ihren Vater und als den Begründer auch ihrer politischen Existenz hinblicken, da sie ohne sein Kommen sicherlich in alle Winde zerstreut worden wären.

Die Gemeinde bildet eigentlich nicht ein Dorf oder Städtlein nach unsern Begriffen, sondern ist zerstreut in einzelnen Gehöften über einen Flächenraum von etwa 6000 Morgen Land, 2½ Meilen von der Bai entfernt. Der Eine hat sein Häuschen auf einen Hügel, der Andere im Thal erbaut, der Dritte am Abhange; überall Gebüsch und Bäume mit großen Kronen, die vortrefflich Schatten gewähren. Doch sind diese Gebüsche mehr in den tiefen Thaleinschnitten, welche das Terrain nach allen Richtungen zerklüften und aus denen sich langgestreckte Hügelrücken abheben.

Sobald die Deutschen sich selbstständig fühlten, gedachten sie auch sofort an die Erbauung einer Kirche. Bisher hatten sie sich mit einem kleinen, aus Pfählen, Flechtwerk und Lehm nothdürftig zusammengesetzten Interimskirchlein behelfen müssen, welches nach jedem Regengusse einer umfassenderen Reparatur benöthigt war. Elf Jahre lang hatte dasselbe gedient, da machte sich allseitig der Wunsch geltend, ein ordentliches Gotteshaus zu besitzen. Herr Bergtheil, der Jude, war, trotzdem ihm damals nichts mehr von dem Lande gehörte, der Erste, der zu dem Bau die Summe von 25 Lstr. (166 Thaler) zeichnete; andere Wohlthäter traten hinzu, die Deutschen selbst thaten, was sie konnten und bald waren 1450 Thaler gezeichnet und mit dieser Summe wurde der Bau begonnen, und im Verlauf einiger Jahre mit einem Gesammtkostenaufwand von 600 Lstr. vollendet. Jetzt leuchtet das stattliche, weißabgeputzte Gotteshaus von seinem Hügel aus den grünen schattigen Syringa-Bäumen hell hinab in die Thäler ringsum.

Die neue Gemeinde, welche zur Zeit auf etwa 300 Seelen herangewachsen ist, hat nicht vergessen, was sie der Mission verdankt. Seit dem Sonntag nach Neujahr 1857 wird in ihr allmonatlich eine Missionsstunde gehalten, und noch in demselben Jahr wurde ein Missionshilfsverein in ihr gestiftet, der sofort im ersten Jahre die Summe von 100 Thalern an Beiträgen aufbrachte, welche Summe später sich noch gesteigert hat. Für die Mission hat die Gemeinde direct und indirect mitgearbeitet.

Einen indirecten Dienst konnte sie der Mission leisten durch die gastliche Aufnahme der ersten Hermannsburger Missionare, welche, nachdem sie in den ersten Monaten des Jahres 1854 zunächst in Natal nur einen kurzen Aufenthalt gemacht, von ihrer misglückten Unternehmung zu den Gallas im August desselben Jahres nach Natal zurückkehrten. Da haben die Deutschen Alles aufgeboten, ihren Landsleuten Liebe zu erweisen, und unser Posselt hat das Seinige gethan, um einestheils sie in die Zulu-Sprache einzuführen und anderntheils ihnen festen Fuß in Natal zu verschaffen. Den Platz, wo jetzt Neu-Hermannsburg steht, hat er ihnen ausgesucht und für sie gekauft. — Einen anderen indirecten Dienst leistet die Gemeinde von Neu-Deutschland auch unserer Mission, indem sie einen Theil des Gehalts von Bruder Posselt aufbringt, und also für die große Mühe und Arbeit, welcher dieser der Gemeinde opfert, wenigstens einen kleinen Entgelt darbietet. Eine directe Förderung unsrer Mission sind die in Neu-Deutschland alljährlich von beiden Gemeinden, der weißen wie der schwarzen, an einem Tage gefeierten Missionsfeste, die eine gar liebliche Blüthe sind von unserm afrikanischen Missionsbaum, und die es werth sind, daß wir von dem einen derselben — wir wählen gleich das erste vom Jahre 1857 — die lebendige aus Posselts

Hand geflossene Schilderung in diese unsre Missionsgeschichte aufnehmen.

Das erste Missionsfest auf Neu-Deutschland.

Noch ist mein Herz von den Erlebnissen des gestrigen Tages voll und ich versäume nicht, die angenehmen ersten Eindrücke wiederzugeben. — Es war am 1. Pfingsttage, also am 23. Mai, als ich am Schlusse des Gottesdienstes beides der Deutschen und der Kaffergemeinde ankündigte, daß wir nächsten Mittwoch unser erstes Missionsfest feiern wollten. Der Wunsch darnach war nicht nur bei mir allein rege, sondern er fand sich auch bei vielen meiner deutschen Gemeinde. — Der 26. Mai schien mir der geeignetste Tag zu sein. Nach meiner Meinung versammeln sich an demselben viele Hülfsvereine zu demselben Zwecke. Außerdem war es die Zeit um den Vollmond, welchen wir wegen der weiten Entfernung vieler Gemeindeglieder in den hiesigen Wintertagen zu Festlichkeiten nöthig haben. — So brach er an, der 26. Mai. Mild und lieblich war sein Anbruch, seine Mitte und prächtig sein Ende und die ihm folgende mondhelle Nacht. Die größtentheils verwelkten Blumen vor meinem Hause hatte ich abschaufeln lassen, einen langen Tisch aus Brettern über der Stelle aufschlagen und ein Bogen aus Laub- und Blumengewinden mit sehr zierlich geschriebenen passenden Versen war vor meiner Thür von dem Schullehrer aufgebaut worden. Um 11 Uhr Vormittags war die Gemeinde beisammen. Sie ordnete sich zu einem langen Zuge. Einer der Kirchenvorsteher entfaltete vorn die große Fahne, ihm zunächst folgte ich, hinter mir standen die Schulkinder in zwei Gliedern, dann der Lehrer und zuletzt die ganze Gemeinde, unter ihnen ein 88jähriger Greis. Nun stimmten wir an: „Weß ist das Fest? zu wem empor schallt der Gemeinde heil'ger Chor mit frohen Feierliedern?" Die liebe traute Glocke entsandte ihre feierlichen Töne in den Gesang. So ging es in die festlich geschmückte Kirche. Hier sangen wir erst: „Ach bleib mit deiner Gnade," dann nach der Liturgie stimmten wir Alle an die Arie: „Ich weiß, an wen ich glaube, Jehovah ist mein Licht," denn die Gesänge aus den „Klängen des Glaubens und der Liebe" sind der ganzen Gemeinde geläufig. Nun folgte das Hauptlied: „Eine Heerde und Ein Hirt, wie wird dann dir sein, o Erde!" — Die Predigt hielt ich über Apostelgesch. 17, 30: „Und zwar hat Gott übersehen die Zeit der Unwissenheit, nun aber gebietet er allen Menschen an allen Enden Buße zu thun." In der Einleitung erinnerte ich die Gemeinde daran, daß der heutige Tag verdiene noch von unsern Nachkommen im Gedächtniß gehalten zu werden. Wir wollten gern Verzicht leisten, uns einen Namen durch Errichtung kunstvoller Gebäude zu machen; nur den Einen Ruhm

wünschte ich und meine Gemeinde zu hinterlassen, Jesum geliebt und sein Reich unter den Heiden gefördert zu haben. Wenn es nur einmal von uns hieße: „Unsere Väter hatten ein Herz voll Liebe zum Heiland und zu den in Finsterniß wohnenden Heiden," dann schmückten unsere Gräber unsterbliche Monumente. Sodann theilte ich meinen Text in die vier Theile: Erstens, daß die Heiden, selbst die gebildetesten, in Unwissenheit und daher in abscheulichen Lastern leben; denn jedes Heidenthum verthiert bloß den Menschen. Zweitens, wie Gott in seiner Gnade um Jesu willen die Zeit der Unwissenheit übersehen hat und der Sünden nicht mehr gedenkt. — Drittens, wie Gott die Buße und Bekehrung als das einzige Mittel gebietet, die Völker der Erde aus ihrer Unwissenheit und ihren Sünden zu erlösen, denn äußerliche Politur und bloße Civilisation macht noch keinen Menschen um ein Haar breit besser und klüger in göttlichen Sachen und viertens, die Gemeinde Jesu hat die Pflicht, diesen Befehl Gottes den Völkern zu eröffnen. Hier bei dem letzten Theile drang ich der Gemeinde recht ernstlich an's Herz, wie es ihr Beruf sei, in Natal unter 100,000 Heiden eine Missionsgemeinde zu sein, eine Gemeinde, aus deren Söhnen sich der Herr Jesus noch Etliche erwählen möge, sein Evangelium unter die Heiden zu tragen. Welche Seligkeit für eine Mutter, die einen Sohn für des Heilands Sache und Reich habe! Als man meine selige Mutter auf dem Sterbebett fragte, ob sie mich zu sehen begehre, denn ich befand mich damals in Berlin im Missionshause, da antwortete sie den Geschwistern: „Den laßt sein, der ist auf guten Wegen!" Fast habe ich 20 Jahre in diesem Beruf zugebracht und ungeachtet ich die Last und Hitze manches Tages erfahren habe, preise ich mich selig in demselben.

Die Gemeinde war tief gerührt. Nach Gebet, der Einsammlung der Collecte, ging es in demselben Zuge und derselben Ordnung zurück nach der Pfarrwohnung, indem wir sangen: „Lasset uns treulich loben Gott im dem Himmel droben." — Viele aus der Gemeinde hatten reichlich Speise mitgebracht und nun wurde vor meiner Wohnung im Schatten von zwei schlanken, sehr hohen Gummi-Bäumen und anderen an mehreren Tischen gespeist. —

Nach einem sehr mäßigen Imbiß trieb es mich von der Tafel hinweg, denn mein Tagewerk war lange noch nicht vollendet. — Schon versammelte sich die Kaffergemeinde gemäß meiner Anordnung. Auch sie sollte das Ihrige an diesem Feste empfangen und das Ihrige thun. Sie waren alle reinlich gekleidet, jeder erschien mit einem Blumenkranze um das wollige Haar oder Hut oder Tuch, das war ihre eigene Idee. Und selbst die gebückten alten Greisinnen hatten ihr graues Haar mit solchem Schmucke versehen. Auch diese Gemeinde ließ ich einen langen Zug in zwei Gliedern bilden, wobei die alten Frauen kaum von dem Durcheinander Trippeln

abzuhalten waren. Ebenfalls trug einer dieselbe Fahne voran und nun ertönte frisch und freudig der Gesang: „Zineku, zika Jehova," (Knechte Gottes, lobet den Herren). Dieselbe Feier fand jetzt in der Zulusprache zum zweiten Male statt und zum Schlusse wurde wieder collectirt. Unter Gesang begab sich der Zug nach meiner Wohnung zurück, wobei uns in unserer Andacht und Eifer der kleine Spaß arrivirte, daß der Fahnenträger mit einem Trupp theils gestiefelter Jungen, theils Barfüßler von dem langen Zuge abriß, um das Haus marschirte und erst Halt beim Pferdestall machte, während ich den größten Theil noch glücklicherweise an der Hausecke aufhielt, indem ich mich in vollem Priesterschmucke den munter vorwärts Schreitenden und von der Gesangslust Hingerissenen mit aller Macht entgegenstemmte. Auf diese Weise rettete ich den größten Haufen, anders wären wir im Schweinestalle belandet, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist und an ein Weiterrücken nicht zu denken. Der vom Zuge abgeschnittene Kopf kam nach einiger Zeit auch wieder zum Vorschein, nachdem er noch etliche Verse für sich selbst gesungen hatte, ohne es zu merken, daß der Rumpf ihm fehlte. — Nun begab sich die Kaffergemeinde jenseit des Flüßchens nach der Station Christianenburg, wo bereits acht ordentliche Häuser fast fertig stehen. Ich hatte ihnen ein Schlachtvieh gekauft, um sie nach der Mühe des Umziehens von ihren alten Wohnplätzen nach Christianenburg und nach den damit verbundenen Verlusten, sowie auch wegen ihrer jüngsten Arbeit des Häuserbauens an diesem Tage auch leiblich zu erfreuen. Daselbst hielt also die Kaffergemeinde ihre gemeinschaftliche Mahlzeit. Die Collecte des Tages betrug im Ganzen etwas über 5 Pfd. Sterling, der bei Weitem größte Theil war von der deutschen Gemeinde aufgebracht worden.

Nach einer kleinen Pause stimmte die deutsche Gemeinde auf dem freien Platze vor dem Hause, wohin auch mein Aelodikon gebracht worden war, manchen schönen Gesang und Arie an. Darnach richtete ich noch einige Worte an sie der Art, daß es uns der Herr heute recht fühlen ließe, was für eine selige Gemeinschaft die an Jesum Gläubigen unter einander hätten. Sodann theilte ich ihr meine letzte Untersuchungsreise bei den Kafferstämmen am Drakenberge mit und wie ich noch in diesem Jahre fünf neue Brüder von unserer Gesellschaft erwartete. Zuletzt setzte ich sie auch von dem Plane des Herrn Bergtheil in Kenntniß, für eine Kirche auf Neu-Deutschland eine Collecte in England sammeln zu wollen und selbst das sehr ansehnliche Geschenk von 25 Pfd. zu geben.

So neigte sich die Sonne zum Untergange, aber ihr folgte der volle Mond, und er machte nun erst den Abend vollends lieblich. Man hatte der Festfreude noch nicht Genüge gethan. Meine



Lady Smith (Natal). (Illings Kirche.) (Posselts Kirche.)

Kaffergemeinde wurde gerufen. Sie und die deutsche bildete einen Kreis, in dessen Mitte ich am Aelodikon saß. Nun hatte ich um mich meine innig geliebte ganze kleine Heerde, bestehend aus weißen und schwarzen Kindern. Und nun vom Monde bestrahlt, in dem heiligen Schweigen der Natur, wo kein Lüftchen wehete, erscholl Lied auf Lied um die Wette, bald sangen die Kaffern, bald die Deutschen. Ja, endlich vereinigten wir alle Stimmen, indem wir Lieder sangen, welche ich aus dem Deutschen in die Zulusprache übertragen habe. Da sang jeder in seiner Zunge, und dennoch waren es dieselben Worte, dieselbe Melodie, dieselben Gefühle, Ein Herr, zu dessen Lobe wir dies Alles thaten, und dessen Leib wir waren. Dies war der Höhepunkt des ganzen herrlichen, reich gesegneten Festes. Als noch der Gesang so mächtig durch alle Lüfte drang, da trat ich ein wenig auf die Seite, um zu lauschen. Und einer der Deutschen trat zu mir und sagte: „Ach könnten die Freunde in Berlin dieses sehen und hören, dann würden ihnen die Augen überfließen." Ja, dachte ich, ich möchte es meinen lieben Vätern und allen Missionsfreunden wohl gönnen, dieses Fest mit erlebt zu haben. Das würde eine Erquickung für sie Alle sein, wie sie sie noch nie gehabt haben. — Endlich spät schieden wir von einander, Jeder in seinem Herzen erfrischt von dem Angesichte des Herrn, bei welchem Freude die Fülle und liebliches Wesen in Ewigkeit ist.

Da Bruder Posselt auch einer kleinen holländischen lutherischen Gemeinde, die in Ladysmith eine stattliche Kirche sich erbaut hat, vierteljährlich eine Predigt hält, so hat er neben seinem eigentlichen Missionswerk eine ziemlich ausgedehnte pastorale Thätigkeit.

---

22. Alt= und Neu=Christianenburg.

Für die kleine Zulu=Gemeinde von 35 Seelen, nebst 12 Taufkandidaten, welche dem Bruder Posselt wiederum vom Fels zum Meer gefolgt war, wurde durch die Freundlichkeit des englischen Administrators von Neu=Deutschland auf das Beste gesorgt. Einen bereits cultivirten Platz, der von einem der fortgezogenen Deutschen bewohnt gewesen war, überließ derselbe mittelst schriftlichen Dokuments für 7 Jahre unentgeltlich und abgabenfrei den Zulu zum Behuf der Anlegung eines Dorfes für Eingeborene. Der Platz lag dicht neben dem Wohnhause des Bruder Posselt, so daß er die Häuser von demselben aus sehen, und ihre Bewohner mit Leichtigkeit täglich zu Fuße erreichen konnte. Hier dachte er, wolle er ein Kirchlein bauen, die Kaffern sollten in ihren neuanzulegenden Gärten Kaffeebäumlein pflanzen.

So begann er frischen Muths seine Missionsarbeit von Neuem. Wie er sie trieb, möge er selbst uns berichten: „Wenn nun der Gottesdienst der Deutschen vollendet ist und ich mein Mittagbrot schnell verzehrt habe, dann ruft unsere traute Glocke die Kaffern nach demselben Hause. Die Stationsleute sind reinlich und angemessen gekleidet, die anderen Kaffern erscheinen nackt. Das Aeolodicon wird auch bei diesem Gottesdienste gespielt und der Gesang ist kräftig, harmonisch und erbaulich. Während der Predigt richte ich oftmals Fragen an Einzelne, um sie munter zu erhalten oder um es ihnen deutlicher zu machen. Es geht Alles ganz still und anständig her, ausgenommen daß die kleinen Säuglinge dann und wann nach der Brust der Mütter schreien und das aus aller Macht. Des Abends ist Schule in meinem Hause, Mittwochs und Sonnabends Unterricht für die Katechumenen, jeden Monat eine Gebets-Versammlung. Sie hängen alle mit Liebe an mir, sind mir auf's Wort gehorsam, leben still unter einander, legen sich große Gärten an, gehen auf Arbeit aus und heben sich ihre Ersparnisse auf, die sie mir gewöhnlich übergeben. So habe ich für sie 10 Lstr. in Händen. Vor einiger Zeit war einmal viel Zank unter ihnen. Nachdem ich die Ruhestörer entlassen habe, geht es Alles recht nett her. Ich und meine Frau sind ihr Vater und Mutter, denn so nennen sie uns, und wir können es auch frei sagen, daß wir es ihnen in der That sind und sie als unsere Kinder lieb haben. Sehr erbaulich sind unsere monatlichen Gebets-Versammlungen. Ich halte sie um die Zeit des Vollmonds am Sonntage Abends. Zuweilen kommen wir alle in der deutschen Kirche zusammen, zuweilen gehen wir hinüber nach dem Platze, wo sie wohnen. Einer von ihnen hat ein kleines Häuschen. Zwei Lichte setzen wir auf den Fußboden, worauf sie sich niederlassen. Dann hole ich meine Geige heraus und wir singen mit solcher Macht, daß es das Thal hinab und hinauftönt. Ich lese etwas aus der Bibel vor und halte ein Gebet. Wir singen wieder und ein Anderer betet, und dann noch ein Dritter. Ihre Gebete sind kurz, aufrichtig und oft recht rührend. Sie kreischen nicht, sie werden nicht wild, sondern es ist der nüchterne, demüthige Erguß des Herzens vor Gott dem Heiligen. Wenn ich dann zum Schlusse gesegnet habe und noch den Vers gesungen: Wo die Glieder meines Herren schliefen, da, da ruhe mein Gebein u. s. w., dann reichen wir uns die Hände, wünschen uns eine gute Nacht und ich kehre mit denen, welche bei mir wohnen, nach Hause zu. Wir folgen dem Pfade durch das bethaute Gras, schreiten über einen Bach mit Gehölz bedeckt, steigen ein wenig aufwärts und kommen nach Hause. Ich schaue dann so oft nach dem schönen Monde, nach den Wölkchen, die bei ihm vorübersegeln und nach den Sternen in ihrer hehren Pracht. Ich gedenke der vorigen Tage und theurer Freunde in der

Heimath und des seligen Amtes, das unsere Füße zu Füßen der Friedens-Boten und daher lieblich auf den Bergen macht. Sei unser Werk auch noch so klein vor Menschenaugen, vor Gott kann es sicherlich nicht klein sein.

Um das Weihnachtsfest auch in leiblicher Beziehung fröhlich zu machen, brachten meine Kaffern einige Schillinge zusammen und auch ich trug dazu bei. Sie kauften sich dafür weiß Brot, Kaffee und Zucker, schlachteten eine Menge von ihren Hühnern, kochten süße Kartoffeln und hielten also ein gemeinsames Mahl. So etwas kann mich um so mehr freuen, wenn sie es von selbst thun, wie es hier der Fall war. — Am Neujahrstage ging es größer her. Auch die heidnischen Kaffern halten jährlich Neujahr, welches nahe bei dem unsrigen ist. Man hält es, wenn der Milis reif ist, und der Neujahrstag eröffnet die Erlaubniß zum Essen dieser Hauptspeise der Kaffern. Es ist also schon bei den Heiden ein rechter Freudentag. Beim vorigen Neujahr gab ich ihnen einen Ochsen zum Schlachten, d. h. ich gab ihn aus der Stations-Kasse. Sie hatten die Bescheidenheit, keine Erwartungen diesesmal auf mich zu richten, sondern einer aus ihrer Mitte gab von selbst einen großen Ochsen zum Schlachten, die andern schossen Geld zusammen und kauften wieder Brot ꝛc. — Unsere Kochtöpfe, Schüsseln, Tassen und Löffel wurden geliehen und nachdem der Gottesdienst vorüber war, setzten sie sich vor dem Hause des einen Mannes nieder, auf den grünen Rasen, die Männer allein, die Weiber, die Kinder allein, und zwischen den Männern auch mein 11jähriger Johannes. Die heidnischen, nackten Kaffern aber huckten von selbst ein Stückchen bei Seite, mit sehnsuchtsvollem Blicke nach den Fleischtöpfen. Ein Vers wurde angestimmt, ein kurzes Tischgebet gesprochen und darnach ging es zum Essen. „Boi," fragte nachher meine Frau den einen, „wie hat es geschmeckt?" „Allzuschön, Misses, das Fleisch so knisperig gebraten und dazu Kartoffeln und zuletzt noch Kaffee und viel Zucker darin!" — Nach Aufhebung der Tafel steckten die Männer ihre Pfeifen an, die Weiber wuschen auf, die Kühe wurden gemelkt, der Kraal zugemacht und nun hielten sie Fest die ganze Nacht hindurch, was sie gar zu gern thun mögen und womit sie groß geworden sind. Doch nicht im Branntweinsaufen, noch im Tanzen, noch in Lüderlichkeit, sondern im Singen geistlicher Lieder und Arien, welche ich sie gelehret habe. Die höchste Erbauung genießt dieses Volk im Singen, womit sie nicht gesättigt werden können. Nun stelle man gegen diese Art, ein Fest zu halten, wo keineswegs Kopfhängerei und saure, lange Gesichter das Regiment führen, sondern sie sind fröhlich, Mütter scherzen mit ihren Kindern, Mann unterhält sich lebhaft und anständig mit Mann, der Eine oder der Andere wird geneckt, sie lachen aus vollem Halse, Freude, Glück und Wonnegefühl durchströmet die

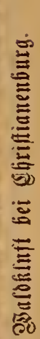


Cranzkloof bei Christianenburg.

ganze Gesellschaft, — man stelle, sage ich, dagegen ein Fest der wilden, heidnischen Kaffern. Da sitzen die Alten vor den großen Biertöpfen und trinken, bis sie vor Trunkenheit taumeln. Jung und Alt treibt auf die schamloseste Weise Possen. Sie hauen sich mit Keulen auf die unglaublich harten Schädel, die dann und wann eingehämmert werden. Ihre Unterhaltung ist rasend wild, sie kreischen, sie brüllen, sie stellen die losgelassene Hölle dar. Ihr Gesang — ein Herausstoßen der barschesten, rauhesten Töne aus der starken Brust vieler jungen Männer, wobei eine wehmüthig klingende Stimme nebenbei und mittendurchtönt, hört sich in dunkeln Nächten wahrhaft entsetzlich an. Ein Schauder läuft einem über die Haut, wenn man so steht und darauf horcht! Da sieht man ja, daß das Christenthum einen göttlichen Odem in sich hat, der den Menschen erst zum Menschen und ihn angenehm vor Gott und den Menschen macht."

Aber so eng auch die Farbigen sich an ihren Missionar anschlossen, so lastete doch der Druck der Unsicherheit ihres Wohnens schwer auf ihnen. Sie kamen wiederholt mit der Frage: „Wann erhältst du eigenes Land, daß wir eine Heimath bei dir haben," und auf seinen Antrag kaufte daher im Jahre 1855 der Superintendent Schultheiß von dem Gebiete, welches bei der ersten Aufnahme der Missionsarbeit in hiesiger Gegend den von dem Missionar in Angriff genommenen Kaffern zur Wohnung überwiesen war, die sogenannte Kranskloof, die Hälfte mit 1648 englischen Morgen (Acker, von welchen einer ungefähr zwei magdeburger Morgen mißt). Die Uebersiedlung nach diesem Lande unterblieb indeß einstweilen, weil die Leute noch ihre Gärten aberndten wollten, und als sie hernach übersiedeln wollten, ergab es sich, daß das angekaufte Land zwar romantisch schön anzusehen ist mit vielen Klüften und kühnen Felsbildungen, daß es aber nur sehr geringes und ungeeignetes Ackerland besaß. Das Grundstück wurde daher gegen ein zwar bedeutend kleineres, aber zum Beackern werthvolleres vertauscht, dessen Flächenraum durch Zukauf einer Parzelle auf 900 Acker erhöht wurde. Dies ist das heutige Christianenburg. Es enthält ähnlich wie Neu-Deutschland eine Reihe von Hügelrücken mit gutem Gartenlande, und außerdem eine wildromantische Waldkloof mit prächtigen Bäumen, die indeß durch die große Schwierigkeit, sie herauszuholen, fast werthlos sind.

Von dem guten Gartenlande nun wurden jedem kafferschen Hausvater fünf Acker überwiesen, damit er sein Häuschen darauf baue, den Garten mit einer Hecke von Quitten, Rosen und Maulbeerbäumen umzäune, und darauf sein Kaffernkorn und süße Kartoffel zur Speise, und etwas Kaffee oder Erdmandeln oder arrowroot und Indigo zum Verkauf gewinne, und das nahe gelegene



Waldkluft bei Christianenburg.

d'Urban dazu benutze, um durch den guten Tagelohn, der dort leicht zu erlangen ist, seinen Unterhalt zu erwerben.

Die erste Uebersiedelung war nicht leicht; denn so sehr die Schwarzen nach einem gesicherten Wohnplatz verlangt hatten, so ungern verließen sie ihre bereits aufgebrochenen und in Cultur stehenden Gärten mit der Aussicht, noch einmal ihr Land aus wildem unfruchtbarem Rasen herausarbeiten zu müssen. Endlich gelang aber alles nach Wunsch.

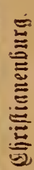
Die anfänglichen Mühen und Beschwerden der Uebersiedelung hielten das „Brummen wie die Bären" zwar auch dann noch einige Zeit permanent. Als aber nun endlich die neuen Häuser fertig da standen, und das Gartenland umgebrochen war und seine Frucht brachte, da waren alle glücklich und zufrieden. Einer der Haupt-Brummer, wie ihn Posselt nennt, der zuerst gar nicht mit hinüberziehen wollte, kam nun aus freien Stücken zum Missionar mit dem Bekenntniß: „Ja der Platz, der mir erst gar nicht gefiel, gefällt uns Allen jetzt sehr."

Die Zahl der Getauften hatte sich im Jahr 1858 mehr als verdoppelt, und betrug 74 Seelen, darunter 53 Erwachsene.

---

23. Christianenburg als Asyl für entlaufene Frauen.

Wir haben oben bei der Beschreibung der Sitte des Zulu-Volks der lobola Erwähnung gethan, d. h. der Unsitte, daß Kaffernväter ihre Töchter an denjenigen Freier, der das meiste Vieh bietet, in die Ehe verkaufen, gleich viel ob der Mann nur eine oder schon 10 Frauen hat, ob er alt oder jung ist, ob die Tochter bereits anderweits ihre Liebe gebunden hat oder nicht, und daß der Kaffernvater sich völlig berechtigt erachtet, auch ohne irgend welches Bedenken dazu schreitet, die widerstrebende Tochter durch Foltern, Martern und Mißhandlungen aller Art willig zu machen. Von den so zur Verzweiflung gebrachten Mädchen kam von Zeit zu Zeit eine oder die andere zu Posselt, um Schutz zu suchen gegen die Tyrannei ihres Vaters oder ihrer Brüder. Posselt, dessen natürlich menschliches und christliches Mitleid durch den Anblick der durch die Verzweiflung zum Aeußersten getriebenen Flüchtlinge und der sie verfolgenden wuthentbrannten Heiden entzündet war, bot den Flüchtlingen Schutz und wußte die tobenden Heiden zumeist dadurch zu besänftigen, daß er selbst, soweit seine Mittel reichten, den Kaufpreis für die flüchtige Tochter auszahlte, und dadurch über letztere Vater- und Besitzrecht erwarb. Hierdurch gewann er zweierlei, einmal, daß die Geflüchtete meistens mit Freuden bereit war, in



Christianenburg.

den Taufunterricht zu treten, und zum andern, daß er für die in wachsender Zahl sich um ihn sammelnden getauften Zulu-Jünglinge eine Möglichkeit erlangte, daß sie in den christlichen Ehestand traten, ohne die heidnische Unsitte der lobola mitzumachen, und ohne den theuern Kaufpreis für ein Weib, der ihnen vielfach unerschwinglich war, aufbringen zu müssen.

Daß unter den Flüchtenden manche waren, die bald genug ins Heidenthum zurückverlangten, sich auch undankbar heimlich oder öffentlich entfernten, beirrte unsern Bruder Posselt nicht; die einzelnen, die auf diesem Wege wirklich für den Herrn gewonnen und gerettet wurden, waren ihm Lohn genug für seine Opfer und Gefahren.

Je mehr es unter den Heiden bekannt wurde, daß dort unten an der Bai ein Missionar wohnte, der flüchtende Mädchen beschützte, desto mehr wuchs die Zahl solcher Unglücklichen, unter die sich auch ab und zu wohl auch eine Widerspenstige mengte; Posselt mußte, da seine eigenen Mittel nicht weit reichten — obschon er bisweilen auch seine letzte Kuh dran gab — die Hülfe christlicher Freunde nachsuchen, und erlangte dieselbe auch in dem Maße, daß bis zum Jahr 1865 bereits fünfzig solcher flüchtigen Mädchen von ihm gerettet worden waren.

Dieser Mädchenschutz ist also gerade ein charakteristischer Zug der Missionsarbeit in Christianenburg, und wir müssen daher spezieller darauf eingehen, was am besten dadurch geschieht, daß wir ienige der vornehmsten Erlebnisse Posselts mit den flüchtigen Mädchen und deren Verfolgern mit den eigenen Worten des Missionars wiedergeben.

a) Eine entlaufene Braut.

Vor einiger Zeit stellte sich hier eines Abends ein Kaffer mädchen von etwa 17 Jahren ein. Nach ihrer Aussage war sie den Ihrigen entlaufen, weil man sie zwänge, gegen ihre Neigung einen alten Polygamisten zu heirathen. Man habe sie festgehalten, sie geprügelt, ihr das Zeichen einer verheiratheten Frau aufgedrungen, welches in der Scherung der Kopfhaare bis auf die Krone besteht, welcher Büschel mit rother Erde und Fett beschmiert wird. Namentlich sei ihr älterer Bruder hiebei thätig gewesen, weil ihm das für sie gezahlte Vieh des Bräutigams zufiele, mit welchem er sich so eben eine andere Frau kaufen wollte. Ich nahm die Dirne auf und sagte ihr meinen Schutz zu. Am folgenden Tage machten die Eltern ihre Erscheinung und forderten ihre Tochter zurück. Diese, welche sich zum Schrecken der Eltern schon des Weiberzeichens entleert und Kleider der Weißen angelegt hatte, eilte in meine Stube und konnte nicht bewogen werden, zu ihnen hinauszugehen.

Es fand somit eine Unterhandlung bei geöffneter Thür statt. Die Alten riefen, fleheten: „Komm, wir wollen dich nicht mehr zu jenem Manne zwingen.“ Diese schüttelte bescheiden und lächelnd den Kopf. „Willst Du denn gar eine Gläubige werden?“ wurde gefragt. „Ja,“ war die Antwort. Nun riß die alte Mutter die Augen vor Entsetzen auf, stierte seitwärts und schrie: „Jo, Jo!“ Denn die Wörter: Glauben, Gläubig, Gläubiger sind den Gott entfremdeten Kaffern nicht minder verhaßt, als den gebildeten Europäern, welche außerhalb der Bürgerschaft Israels und ohne den Heiland sind. Endlich redete ich die Alten hart an, schalt sie wegen ihres Geizes und Herzenshärtigkeit, als die das Vieh weit über ihre Kinder setzen und die nun ihren gerechten Lohn dafür empfangen hätten, indem sie Mädchen und Vieh verlieren würden. Das Mädchen, falls sie nicht geneigt wäre von selbst zu gehen, würde ich nicht wegtreiben und das Vieh würde sich der Bräutigam wieder holen. — „Ja,“ entgegnete die geschwätzige Alte, „wir Ama-Kafula (Kaffern) werden zu unsern Männern hingeschlagen, das ist unsere Sitte. Gieb du uns nur unser Kind heraus. Bist ja ein alter Lehrer und weißt was recht ist. Käme z. B. deine Kuh zu uns, wir würden sie aufhalten und sie dir wieder geben, warum hältst du denn unser Kind fest, das ich mit diesen — diesen Brüsten hier gesäugt habe?“ „So thäte auch ich, wenn dieses Wesen eine Kuh wäre,“ antwortete ich. „Nun jedoch ist es ein Mensch und welcher Mensch zu mir kommt und will das Wort Gottes lernen, den stoße ich von mir nicht hinweg.“ — Dem kurzköpfigen Vater war die Geduld bald aus. Er griff nach seinem Stocke und rannte weg, indem er seinen Geifer und Brummen in den Bart schüttelte, worauf ich ihm ein „Lebewohl“ nachrief. — Nächsten Tag drangen drei junge Männer unangemeldet in meine Stube, doch ich kommandirte: „Rechtsum, kehrt!“ und sie folgten dem Befehle wie ein preußischer Soldat. Indessen war das meinerseits nicht so ernst gemeint und ich lachte recht herzlich, daß drei solche Kerls mir sobald gewichen waren. Zu ihnen hinausgehend redete ich auf die freundlichste Weise zu ihnen. „Männer, Kinder, kommt Alle zu mir. Verlaßt euer heidnisches Wesen, kommt und lernt das schöne Wort Gottes, das wird euch viel glücklicher machen, als ihr es jetzt seid. Sehet doch, wir sind ja nicht verrückte Menschen, wie ihr wähnet. Glauben macht klug, macht fröhlich und selig. Sehet doch, meine Liebe zu euch Schwarzen giebt mir eben dieser Glaube an Gott und an den Heiland. Wohin flieht ihr arme Kaffern doch, wenn es euch übel ergehet? Kommt ihr dann nicht zu uns, zu uns Lehrern, deren Predigt ihr so gering achtet? Ist nicht diese eure Schwester auch zu mir geflohen in ihrer Noth? Und nahm ich sie nicht auf und wurde ihr ein Vater? Wo werdet ihr Menschen finden, die euch mehr lieben, als wir Lehrer?“ Da

wurden sie ganz still und mich dünkte, ich konnte in ihren Augen lesen, daß meine Rede ihre Herzen getroffen hatte. Endlich erhub sich der Eine und sagte sehr bescheiden: „Siehst du, ich bin der frühere Bräutigam dieses Mädchens, ich will sie nun heirathen." „Junger Mann," erwiederte ich, „erst laß dir den Bart wachsen, ehe du an Heirathen denkst. Inzwischen will ich dir deine Braut aufs Beste in Acht nehmen." Da brachen die Anwesenden in ein lautes Lachen aus und der vorgebliche Bräutigam ergötzte sich nicht minder an dem Bescheide. — Nun vergingen wieder einige Tage, als die Mutter den letzten Versuch machte, ihre Tochter mit sich zu nehmen. Sie flehete sie inständig, mit ihr zu gehen, allein vergeblich, die Tochter wollte eine Gläubige werden. Da ergriff Verzweiflung, Zorn und Schmerz die alte Kafferseele. Den Mund öffnend, soweit die schrumpfige Haut ihres Gesichts nachgeben konnte, schrie sie Töne des Jammers, daß es weithin hallte. Ich ließ ihr dieses Unwesen eine Zeitlang zu, indem ich mich in die Gefühle einer solchen verfinsterten Kafferseele möglichst zu versetzen suchte. Als jedoch des Heulens, Kreischens und Brüllens kein Ende war, da entbrannte ich vor Zorn, ergriff die Alte, stieß sie weg und als sie sich an dem Hause festhielt, schlug ich sie mit meiner Hand auf die dicke, lose Rückenhaut, und gebot ihr, den Mund zu schließen. Allein vergeblich. Da hielten mich zwei meiner Kaffern zurück und baten mich still zu sein. Dafür habe ich ihnen herzlich gedankt, nachdem ich ruhiger geworden war. Ich wunderte mich über mich selbst, daß mich der Zorn so weit hingerissen haben sollte, welche Leidenschaft mir doch eigentlich fremd ist und ich von ihr nur höchst selten angefochten werde. Doch Kaffern und Ochsen bringen auch den Sanftmüthigsten zuweilen in den Harnisch. — Die Alte begab sich nach Hause und nach langer Zeit sah ich sie letzten Sonntag einmal wieder. Sie war in der Kirche gewesen. Beim Hinausgehen sahen wir uns erst etwas verliebt an, dann lachten wir beide, reichten uns die Hände und wurden Freunde. Nun ist Alles in Ruhe. Die Tochter ist ein artiges und auch hübsches Mädchen, nimmt am Tanfunterrichte Theil, besucht zuweilen die Eltern und das Mütterchen kommt und bettelt das Eine und Andere von mir, was ich ihr auch recht gern gebe. So scheint nach dem Regen immer wieder die Sonne und wenn die alten Kaffern und auch ich ausgestürmt haben, dann treten wir uns um so näher.

b) Ein Kaffernvater und sein Kind (1859).

Wahr ist, ein Kaffer liebt seine Kinder, ja er liebt sie stark und man muß sagen, Stiefkinder haben es gewöhnlich sehr gut bei einem Kaffer-Vater. Aber der Kaffer liebt auch Vieh, liebt es furchtbar, liebt es wie seine eigene Seele. Kann er daher in den

Besitz von einer Menge Vieh gelangen, so, daß auch seine geliebte Tochter bei der Verheirathung ihre Wünsche erfüllt erhält, nun desto besser. Kann er aber seinen Gewinn nur so machen, daß die Wünsche der Tochter unberücksichtigt bleiben müssen, nun dann giebt er die Liebe zum Kinde daran. Hilft kein Zureden, dann wird Gewalt gebraucht und er verkauft die sich sträubende, schreiende, flehende Tochter an den Mann, der ihm viel Vieh giebt, sie wird zu ihm hingezwungen. Und hier ist es eben, wo Scenen Statt finden, welche den Mädchen-Verkauf als eine der ärgsten Sclavereien brandmarken. Der Vater oder dessen Stellvertreter, auch wohl die eigene Mutter und Bruder schlagen sie, man sperrt sie ein und bewacht sie scharf. Hilft das nicht, dann wird sie förmlich gemartert. Man bindet einen Faden um die Finger und zieht ihn an, bis das Blut zu den Spitzen hervorzuspringen droht, oder man röstet sie am Feuer oder hängt sie mit einem Arme an einen Baum und dergl. Endlich wird sie gebunden und Männer tragen sie hin zu dem Gegenstande ihres Abscheues, daß er ihr Ehemann werde. Viele Mädchen, deren Muth durch die abscheulichen Mißhandlungen geknickt und deren Geist zerbrochen ist, begeben sich endlich in ihr Elend und tragen mit viehischem Stumpfsinn das Joch des ehelichen Lebens. Andere wenige rennen davon und ich bin der Befreier schon von mehreren geworden.

Einzelne bringen sich um das Leben. Und ich fürchte, solche traurige Vorfälle ereignen sich öfter als man denkt und hört. — So geht es in Natal her! Und entläuft die junge Frau dem garstigen Alten, welchen sie noch niemals liebte, und er bringt vor dem christlichen Magistrat seine Klage gegen die entlaufene Frau vor, so schickt dieser seine Polizei aus und diese müssen sie abermals zu ihrem Manne bringen, dann heißt es, sie ist sein Eigenthum, er hat sie mit Vieh bezahlt und gekauft.

Vor 14 Tagen hat wieder ein solches Mädchen, welches an einen steinalten Kaffer von dem Vater verhandelt worden war und wofür er bereits 10 Stücke erhalten hatte, das Reißaus genommen und ist, Gottlob! zu mir gekommen. Ich werde mehr und mehr bekannt als der Mann, welcher ein Asyl solchen Unglücklichen gewährt. Nun der Herr leite nur allezeit ihre Tritte zu mir her! Mit einbrechender Nacht stellte sie sich hier ein. Am dritten Tage traf der nachspürende Bruder ein. In seiner Hand trug er drei Assagaien und einen Knittel. Er redete mit mir nichts und ich ließ den Bengel ebenfalls stehen. Gegen Abend sprang er auf seine Schwester, um sie mit Gewalt fortzuschleppen. „O Bürschchen," sagte ich, „die Sache geht nicht so. Gieb mal her Deine Assagaien!" Ich riß sie ihm aus den Händen, gab sie ihm jedoch sogleich wieder mit dem Befehle, sogleich sich von hier fortzumachen, schalt ihn auch der Ungezogenheit wegen, Jemanden hier auf meinem

Platze anzugreifen, noch ehe er mit mir ein Wort gewechselt habe. Darauf trat er 20—30 Schritte zurück, dann sich zu seiner Schwester wendend, rief er mit der Stimme und den Geberden eines Rasenden: „Hörst Du Dirne da? Heute Abend komme ich wieder und steche Dich durch und dann schneide ich mir selbst die Kehle ab und das ist so viel als Nichts!" Dabei zog er seinen Spieß über den hervorgereckten Kehlkopf und sich plötzlich nach vorn biegend, pflügt er mit demselben in der Erde, um das Durchbohren ihres Leibes damit zu bezeichnen. Ich lachte den Esel aus, und sagte ihm, was das Abschneiden seiner Kehle anginge, so brauche er gar nicht bis zum Abend damit zu warten. Das könne er auch jetzt thun, wie es ihm beliebe. Indessen so leicht ginge es nicht mit dem Durchspießen seiner Schwester. Nun rannte der Unsinnige und Schäumende mit unglaublicher Geschwindigkeit auf einen nahen Hügel, legte sich unter einen Baum und schaute herüber. Indem wir noch nach ihm blickten, gallopirte er auf eine Bergspitze und setzte sich auf einen Stein. Daselbst schien er Posto zu fassen. Meiner Frau und den Kindern wollte bange werden, ob dieser Wilde nicht vielleicht in der Nacht ein Unglück an uns ausüben möchte. Ich sprach ihnen guten Muth zu, denn der Bengel kam mir viel zu zaghaft vor, so grimmig er sich auch stellte. Ehe es dunkel wurde, führte unser Herr Gott eine dunkle Wolke über jenen Berg, deren kühler Sturzbach den Helden wegfegte und wir sahen ihn zuletzt im vollen Galopp in der Richtung nach Hause zu laufen. Dort hat er gewiß sein Abenteuer in glühender Sprache erzählt.

Am Montag darnach und an den zwei folgenden Tagen hatte ich es mit dem Vater zu thun, der sich auf nichts weiter einlassen wollte, und nur dieses Eine von mir forderte, das Mädchen ihm zu übergeben, denn es sei sein Kind. Ich stellte sie ihm gegenüber mit dem Bemerken, sie zu nehmen, wenn sie mit ihm gehen wolle, sie aber nicht mit Gewalt wegzuschleppen. Das Mädchen wollte jedoch nicht gehen, ja sie sagte ihm in's Gesicht, sie liebe ihn nicht mehr. Dieses Wort verwundete den erzürnten Vater sehr tief, denn er wiederholte es oft und senkte endlich den Blick seitwärts zur Erde und schwieg eine Zeit lang. Mir gefiel dieses Wort ebenfalls nicht und ich tadelte sie deshalb, allein sie bestand darauf, sie liebe ihren Vater nicht mehr. Ich reichte ihm Speise dar, denn damit habe ich schon sehr oft die bösen Kaffern besänftigt, denn ihr Appetit ist immer scharf, allein dieser Mann verweigerte die Speise. Am dritten Tage saß er schon wieder früh vor der Thür und forderte seine Tochter. „Ergreife ihre Hand und lege sie in meine, mehr verlange ich nicht!" Ich rückte meinen Stuhl dicht vor ihn und nahm mir fest vor, noch einmal auf die mildeste Weise zu ihm zu reden, ob ich nicht sein Herz erweichen würde. Unter andern fragte ich: „Wieviel Kinder hast Du?" — „Zwanzig!" — „Sieh, zwan-

zig Kinder hat Dir der Gott geschenkt, der unser Aller Schöpfer und Herr ist. Nun hat er es Deiner Tochter ins Herz gegeben: Geh zum Lehrer,[1] da sollst du mein Wort kennen lernen. Deine Tochter ist nach einem Orte gekommen, wo sie nur Gutes lernen wird, denn hier wird der Weg zum Himmel gelehrt. Ein Kind fordert Gott von Dir und spricht, gieb es mir, die 19 kannst Du behalten! Ist dies denn zu viel gefordert? Sieh, als ich meinen Vater und Mutter verließ, da hatten wir nie die Hoffnung, uns je wieder auf Erden zu sehen. Da haben meine Eltern sehr geweint und ich auch, denn die Trennung fiel uns schwer. Noch segnete mich mein Vater und sprach: „Mein Sohn, geh, Du bist auf guten Wegen, denn Du willst die Kaffern Gottes Wort lehren; geh und thue ihnen Gutes, und sei freundlich gegen sie und liebe sie.“ Er ist bereits gestorben und ich habe ihn nicht wieder gesehen. Aber ich folge seiner Vermahnung und ich liebe euch Kaffern, und frage Du überall, wie der Uposeliti ist und sie werden Dir sagen, der Mann ist sehr gut gegen die Kaffern. Laß denn Dein Kind hier, sie ist in guten Händen und Gott hat sie gerufen und will sie zu seinem Kinde machen, und Du kannst sie häufig sehen, denn Du wohnst nicht weit ab.“ So redete ich zu dem Manne. Als ich fertig war, wandte er sein Angesicht nach der linken Schulter und, wenn ich mich nicht sehr irre, so wischte er mit seiner Hand eine Thräne aus seinen Augen, und ohne noch ein einziges Wort zu erwidern, stand er auf, nahm seine Stöcke und ging davon. Nach etlichen Tagen kam die Mutter der Tochter und redete mit ihr recht freundlich. Ich glaube, daß ich mit der sanften Rede das Herz des Vaters getroffen und ihn mindestens zur Ergebung gestimmt habe. — Die Tochter ist nun bekleidet und sie macht sich in ihrem Anzuge recht hübsch, sie geht zur Schule und bleibt in unserm Hause, wo sie meine Frau zu häuslichen Arbeiten anleitet. — Vor drei Tagen kam noch ein anderes Mädchen an, die man ebenfalls zu einem alten Polygamisten hinbringen wollte. Die Ihrigen haben sich noch nicht gezeigt. — So wird in des Herrn Hand auch der schändliche Sclavenverkauf der Kaffermädchen ein Mittel, etliche daraus zu erlösen und sie zu der Erkenntniß und zum Glauben des Sohnes Gottes zu führen, um in ihm eine Erlösung aus leiblichen und geistigen Banden zu haben. Er, der Herr Jesus, ist ja der Durchbrecher aller Bande, und er allein kann uns frei machen. Das Joch Christi ist die seligste Freiheit. Je treuer man ihn liebet, desto seliger ist man und giebt man um des Heilandes willen jedes weltliche Vergnügen hin und läßt das Herz in seiner Liebe ruhen, dann ist man unaussprechlich selig.

c) Eine Kaffern-Mutter (1860).

Eine Frau entlief ihrem Mann, der mit Weibern reichlich ausgestattet ist, und kam auf der Station an, um das Wort Gottes zu lernen. Ihr dreijähriges Söhnchen brachte sie mit. Ihr Mann und ihre Brüder kamen und reclamirten sie und es that mir in der Seele leid, sie nicht schützen zu können. Ich gebot ihr daher, mit ihrem Manne zu gehen. Allein sie hielt sich an den Veranda-Pfählen fest, als man sie wegnehmen wollte, denn sie war entschlossen, nicht von der Schule zu gehen. Nun packten sie ihr Kind und da gab es einen Kampf zwischen der Mutter und ihren Brüdern. Sie zog hierhin und jene dorthin. Ich mochte es nicht sehen, sondern ging in meine Stube. Meine kleine Frau jedoch, vom Mutterherzen getrieben, sprang dazwischen und jagte die Kerle weg. — Sie hat sich auch gar bald wieder auf die Flucht begeben, sprang mit ihrem Kinde in die Umgeni, gleichviel, „ob sie ertrinken oder ein Krokodil sie verschlingen möchte." Sie selbst und ihr Kind führte Gottes Hand glücklich über den Strom, allein einen Kafferjungen, welcher ihr hart folgte, und den sein Herr in den Strom geschickt hatte, den fraß vor ihren Augen das Ungeheuer auf. — Nun ist sie wieder bei uns und weder der Mann noch die Brüder haben sich bis jetzt sehen lassen.

d) Usomkombo und Ukwefunga.

Usomkombo, ein Anverwandter dieser Familie, dem ich vor etwa 9 Jahren eine Frau gekauft, der mir nach dem Drakenberge gefolgt und mit mir wieder zurückgekehrt war, ein Glied der Gemeinde diese Reihe von Jahren, sehr eifrig im Lernen, in dessen Hause häufig Gebets-Versammlungen gehalten wurden, stets artig und freundlich gegen mich und folgsam, aber einer der faulsten Menschen, welche die Erde trägt, dieser benutzte einen momentanen Aufruhr, die Gedanken seines Herzens zu offenbaren. Seit einigen Monaten hatte er so gar viel zu seinen heidnischen Verwandten zu laufen und blieb dann immer längere Zeit weg. Man merkte es ihm an, daß sein Herz nicht richtig wandelte und mit Recht richtete Carl meine Aufmerksamkeit auf seine Augen mit den Worten: „Sieh seine Augen an, die sehen so wild aus, der läuft davon." Er hatte nämlich vor kurzer Zeit seinen natürlichen Vater kennen gelernt, von welchem er seit seiner Jugend durch Kriege getrennt worden war. Solche Fälle ereignen sich in diesem Lande häufig. Dieser Vater soll viel Vieh besitzen, soll auch viele Stücke einzukassiren haben für verheirathete und noch nicht völlig abgezahlte Mädchen, Tanten, Muhmen, Schwestern ꝛc. Alle diese Herrlichkeit der Welt hat er seinem Sohne gezeigt und zu ihm gesprochen: „Dies Alles will ich dir geben, wenn du kommst, bei mir zu wohnen." Der Sohn hat nicht mit dem Herrn Christo

geantwortet, sondern hat die Welt lieb gewonnen, um so mehr, da die vielen Kühe ihm Aussicht auf viele Weiber geben. So viel ist uns bis jetzt über ihn bekannt. Er selbst hat mir auf meine vielen Fragen nichts geantwortet. Zu den Heiden also zurück zu kehren und somit zu dem Heidenthum, das lag in seinem Herzen verborgen und nun wollte er um des Aufruhrs willen, wie er vorgab, von der Schule weg. Allein ich überführte ihn bald der Lügen und da gestand er unverholen: „Ich gehe weg. Gottes Wort ist wahr. Der Lehrer ist gut und ich habe nicht das Geringste gegen ihn. Allein ich gehe weg und weiter antworte ich kein Wort.“ Da kein Bitten und Vermahnen bei ihm etwas ausrichtete, so entgegnete ich: „Geh, aber deine Frau hast du von mir, mithin gehört sie und ihre Kinder mir nach Landesgesetz. Du magst gehen, aber diese halte ich, es sei denn, daß deine Frau auch weglaufen wolle. Dann mag auch sie gehen, aber du lösest sie, indem du mir alles Vieh zurückgiebst, was ich für sie bezahlt habe.“ — Darnach kam seine Frau zu mir und klagte mit betrübtem Herzen ihre Noth. Ich kenne sie diese neun bis zehn Jahre, sie ist eine sehr freundliche, bescheidene, reinliche und arbeitsame Frau, die sich von Herzen zu dem Herrn Jesus bekehrt hat und ihn liebt, und sie gehört zu den besten der Stationsbewohner. Ich glaube, sie hat mir noch nie Veranlassung gegeben, ihr mit einem einzigen Worte zu knurren. — Beides fiel ihr schwer: entweder die Gemeinschaft mit den Gläubigen und die christlichen Gottesdienste verlieren und mit dem Manne unter die Heiden zu ziehen, oder den Mann verlieren und das Erstere erwählen. „Zu den Heiden kann ich nicht gehen, denn was für ein Leben da geführt wird, ist mir bekannt. Es ist so gut, als ob einem der Strick um den Hals gebunden wird. Wiederum will ich mich doch auch nicht von meinem Manne trennen,“ so sprach sie. Ich bat sie, zu bleiben: „Ginge dein Mann aus irgend einer gerechten Ursache von hier weg, so möchtest du ihm folgen. Ihr könntet in diesem Falle zu einem anderen Lehrer hinziehen, was ihr dann auch gewiß thun würdet. Nun aber gesteht er selbst ein, der Teufel sei in ihn gefahren und seines Glaubens Licht erloschen. Ein Heide will er sein. Bald nimmt er mehrere Weiber und du wirst unterdrückt. Verwirf nicht deinen Heiland, die Schule, deinen Lehrer, dein häuslich Glück hierselbst. Jetzt gilt's, dem Manne entsagen und Christo anhangen, auf daß du die Krone des Lebens ererbest.“ — Sie vergoß stille Thränen und ging. Am nächsten Morgen hieß es: Ukwesunga geht mit ihrem Manne. Ich faßte meine Seele in Geduld und erbat mir vom Herrn Stärke und Sanftmuth und Stille des Herzens. Denn wie schmerzlich so etwas brennt, uns von denen verlassen zu sehen, welche man gleichsam groß gemacht und sie wie Kinder geliebt hat, die man durch

das Evangelium gezeuget und zu Christo geführt und die man für seine Treuesten hielt — die schmerzliche Erfahrung ist Ihnen, geliebte Väter, ja wohl auch bekannt. Ich nehme meinen Stock und gehe festen Schrittes hinüber und mein Seufzen lautet: „Herr, du weißt, daß ich dich und sie bei aller meiner Arbeit geliebet habe. Wer da weicht, der thut es für sich selbst und deß Schuld sei auf seinem Kopf." Ich finde den Usomkombo draußen vor seinem Hause sitzen. Seine Kleider sind schmutzig — sonst hielt er sich immer reinlich — seine Augen mit Blut unterlaufen, Wildheit stiert aus seinen Blicken. Gott, wie doch die Sünde des Menschen Antlitz verunstaltet und das so bald! Sonst hatte er ein freundliches Antlitz und grüßte mich stets bescheiden, doch heute kannte er den nicht, den er sonst immer Vater nannte. Wohl so ganz recht sagt mein lieber Heiland: „Der böse Geist geht hin, nimmt sieben Geister zu sich, die ärger sind denn er selbst und wenn sie kommen, so wohnen sie daselbst." — Seine rechte Hand ist mit Assagaien gefüllt. Ich trete in die Stube, die ist voll von Weibern und Kindern. Niemand grüßt mich und ich grüße auch Keinen. Alle sind erstaunt und traurig. Ukwesunga gießt Milch in eine Kanne, auf ihrem Rücken hat sie den Säugling. Vor ihr stehen gekochte Kartoffeln und Milisbrot: die Reisekost. — Endlich frage ich: Ukwesunga, gehst auch du weg? Sie antwortet mit einem leisen Ja. „Gehst du wirklich weg?" Sie schweigt, bald aber fängt sie laut zu weinen an, ihren Händen entgleiten die Gefäße und sie sinkt zur Erde nieder. „Nicht Thränen will ich, gieb mir ein bestimmtes, ein letztes Wort!" Allein sie antwortet nichts, sondern sitzt und schluchzt laut. Da fange ich also mit bewegtem Herzen, aber fester Stimme an: „Ukwesunga, vor ungefähr 10 Jahren kamst du und deine hier gegenwärtige Schwester zu mir geflohen. Als nackte Mädchen krochet ihr auf Händen und Füßen in mein Haus und flehtet mich an, euch aus den Händen eures Vaters zu erretten, der euch verhinderte, das Wort Gottes zu lernen und der euch an Männer für Vieh verkaufen wollte, die ihr nicht liebtet. Ich nahm euch auf, stritt für euch gegen euren Vater, der so ergrimmt war, daß er mich aufspießen wollte. Ich öffnete meinen Kraal, gab alles Vieh für euch hin und lösete euch aus euren Banden. Ich lehrte euch das gute Wort Gottes, führte euch zu eurem Erlöser, taufte euch und nahm euch auf in die christliche Gemeinschaft. Da kam die Zeit, daß ihr heirathen solltet. Ich überließ die Ehemänner eurer Wahl und ihr nahmt die, welche ihr jetzt habt. Ich gab euch umsonst und forderte nichts, kein Kalb von euren Männern. Ihr wurdet Mütter, ich taufte eure Kinder und lehrte sie, nachdem sie schon herangewachsen sind. Ich reichte euch das heilige Abendmahl und betete mit und für euch. Hier habt ihr nun ein Stück Land

bekommen, darauf stehen eure Häuser und ihr habt Kleidung und Brots die Fülle. Nun kommt dieser dein lüderlicher Mann da draußen vor der Thür, dieser Judas, der den Herrn Jesum heute mit Füßen tritt, den Glauben verleugnet und sich selbst der Seligkeit nicht werth achtet. Seine eigene Seele ermordet er, nun will er auch deine Seele und die der Kinder umbringen. Er springt über den Abhang. Steh still, Ukwesunga und rette du deine Seele und folge ihm nicht." Da herrschte Todesstille, als ich diese Worte redete. Und mit erhöhter Stimme fuhr ich fort: „Und wer ist dieser Mensch, daß er sich erkühnte, mit meinen Kindern zu thun, wie ihm beliebt? Du bist mein Kind und deine Kinder sind mein, wie euch nach dem Landesgesetz wohl bekannt ist. Wie darf er es wagen, euch von mir wegzunehmen!" Darauf rede ich ihn draußen also an: „Was suchst du hier?" „Nichts," gab er zur Antwort. „Nun marsch, vorwärts du Fremdling, den ich nicht mehr kenne und zeige dich nicht wieder!" Sogleich stand er auf und ging, drehte sich noch einmal um und fragte seine Frau, ob sie bleiben oder gehen wolle. Die hatte Muth gewonnen und sie rief ihm nach: „Geh, du Bösewicht, und laß mich und meine Kinder hier bleiben." Da ist der arme Mensch denn abmarschirt wie der jüngste Sohn, der in ein fernes Land mit seiner Habe zog. Ach möchte er auch einmal noch in sich schlagen und bußfertig wiederkehren!

Wenige Monate später folgte auch Kwesunga ihrem Manne, nahm auch ihre Kinder mit sich. Den Warnungen Posselts setzte sie das Wort entgegen: „Was soll ich machen? Ich bin die Frau des Mannes, ich muß ihm folgen!"

Beide Eheleute kamen nach etlicher Zeit zu Bruder Posselt zum Besuch, und gestanden, daß sie keinen Frieden hätten. Derselbe bemerkt dazu: „In Bezug auf die Frau habe ich noch Hoffnung, von dem Manne wird es mir schwer, eine Rückkehr noch zu hoffen." Kwesunga aber wird in dem Berichte des Jahres 1873 wieder erwähnt. Es wird berichtet, daß ihr Mann bald nach ihrem Wegzuge gestorben sei, darnach auch ihre fünf Kinder. Sie wurde das Weib des Bruders ihres verstorbenen Mannes und wohnte nur zwei Stunden von Christianenburg. Zu rechter Freude ist sie nie wieder gelangt, ging vielmehr allzeit in sich gekehrt und traurig einher. Die Gottesdienste auf Christianenburg besuchte sie von ihrem Wohnsitze aus. Am Sonntag vor ihrem Tode schickte sie zu Bruder Bauling (Posselt war um diese Zeit gerade nach Deutschland gereist) und ließ um Medizin bitten. Er schickte sie und wies sie dazu auf die Medizin hin, die sie für ihre Seele bedurfte, denn sie sei alt und dem Tode vielleicht nahe. Sie nahm die Botschaft zu Herzen und rüstete sich zum Heimgange. Gern aber wollte sie noch einem Gottesdienste in dem lieben Christianen-

burg beiwohnen, und machte sich dorthin auf den Weg. Unterwegs ging ihr die Kraft aus; sie wurde ohnmächtig und starb. Bruder Bauling hat die Hoffnung, sie sei im Glauben heimgegangen.

24. Missionar Döhne und Wartburg.

Bereits oben haben wir erwähnt, daß Missionar Döhne bald nachdem er vom Kafferland nach Natal übergesiedelt war, den Dienst unserer Gesellschaft verließ. Er traf die Gemeinde der holländischen Bauern in und um Pietrmaritzburg im Jahre 1847 hirtenlos. Ihr bisheriger Prediger, der americanische Missionar Lindley hatte seine Stelle niedergelegt, und die Bauern nahmen es daher dankbar an, daß unsere Brüder Posselt und Döhne in der Zwischenzeit sie gottesdienstlich versahen, bis ein aus Holland erwarteter Prediger eintreffen würde. Da dieser aber starb, bevor er seine neue Gemeinde erreicht hatte, stellten die Bauern dem Bruder Döhne den Antrag, die erledigte Stelle anzunehmen. Ihm erschien dieser Antrag wichtig, und er glaubte auch im Interesse der Mission ihn nicht ablehnen zu dürfen, da die Bauern nicht blos faktisch die Herren des Landes waren, es auch in Aussicht stand, daß das englische Gouvernement ihnen das Land wieder völlig überlassen werde, sondern auch eine große Anzahl von Heiden sich um die Bauern gesammelt hatte, denen Döhne ebenfalls das Evangelium predigen zu können hoffte. Er hielt sich bei Annahme der Stelle die Befugniß zu dieser Missionsthätigkeit ausdrücklich offen und erklärte dem Comité in Berlin, daß er auch ferner in engster Verbindung mit unserer Gesellschaft zu verbleiben gedenke. Da Döhne den Schritt vollzog, bevor die Genehmigung von Berlin eingegangen war, lös'te das Comité die Verbindung mit ihm, fand sich aber, so unlieb der Verlust dieses begabten Missionars gerade in dieser Zeit war, wo noch wenige Arbeiter für das neue Arbeitsfeld vorhanden waren, in das Unvermeidliche, und Döhne versah sein Amt als Bauernprediger zwei Jahre lang.

Nach Ablauf dieser Zeit löste Döhne sein Verhältniß zu den Bauern, um wieder in den unmittelbaren Missionsdienst einzutreten. Er kehrte aber nicht in die Berliner Gesellschaft zurück, sondern ging zu den Americanern über, in deren Dienst er die Station Table-Mount anlegte, unweit Pietrmaritzburg. Die Gegend ist paradiesisch wild, ringsum umgeben von den immergrünen Wäldern, die die tief einschneidenden Kluften bedecken unn von dem honigsüßen Duft der Euphorbien, der Caktus Mimosed, und anderer Blumen erfüllt sind. Der Wohnung des Missionars

gegenüber lag der majestätische Tafelberg, vor ihm unten im Thal ein rauschender Bach; ein rechtes Eldorado für die Kaffern, die solchen heißen Gebirgsschluchten den Vorzug vor allen anderen Gegenden geben, zumal sie dort von dem Verkehr mit dem weißen Mann, für den das Clima zu erdrückend heiß ist, abgeschnitten, ihre nationale Eigenthümlichkeit ungehindert entfalten können. Welche reiche Erfahrungen und welche Kenntniß der kafferschen Religionsideen Bruder Döhne dem Umgang mit diesen Zulu verdankte, haben wir in den ersten Capiteln unserer Geschichtsdarstellung berichtet, und es erhellt aus denselben, wie werthvoll auch für unsere Mission der Aufenthalt des Bruder Döhne unter diesem Volke geworden ist.

Nach etlichen Jahren wurde Bruder Döhne durch den Gouverneur Grey nach der Capstadt gerufen, um dort im Auftrag der englischen Regierung ein Zulu-englisches Wörterbuch auszuarbeiten, zu welcher Aufgabe kein zweiter so umfassende und eingehende Sprachkenntnisse besaß, als unser Döhne. Eine schon damals von Seiten unserer Gesellschaft an ihn ergangene Aufforderung, zu uns zurückzutreten, glaubte Döhne ablehnen zu müssen, weil er keinen Grund sehe, sein Verhältniß zu den Americanern aufzulösen.

Nachdem aber das große Werk der Anfertigung des Lexikons, — welches bisher das werthvollste literarische Produkt in der Zulu-Lexikographie geblieben ist, vollendet war, ergab es sich, daß das Clima in den heißen Thälern von Tablemount Döhne's Frau unerträglich war, und er wandte sich nun, da die Americaner keine andere Stellung für ihn hatten, und er dieserhalb mit ihnen in Differenzen gerieth, im Jahre 1861 wieder an unsere Gesellschaft, mit dem Erbieten in ihren Dienst zurückzutreten.

Der Inspector Wallmann glaubte dieses Anerbieten nicht zurückweisen zu dürfen, zumal er für Döhne eine wichtige Aufgabe hatte, nämlich die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Zulu-Sprache, zu welchem Zweck er mit Harms in Hermannsburg in Verbindung trat. Dieser versprach, die entsprechende Quote zu den Kosten dieser Arbeit zu übernehmen.

Döhne also, in den Dienst unserer Gesellschaft zurückgetreten, nahm seinen Aufenthalt im Jahre 1861 zunächst auf der Beröa, einem Hügelrücken oberhalb der Hafenstadt D'Urban. Dann erbaute er auf einem zwischen Christianenburg und D'Urban gelegenen, von beiden etwa 1—1½ Meilen entfernten, ihm von seinen Verwandten geschenkten Landgut sich ein eigenes Haus, welches er im Hinblick auf die ihm gegebene Aufgabe der Bibelübersetzung Wartburg nannte. Er hoffte in zwei Jahren die Uebersetzung des neuen Testaments vollenden zu können. Die Arbeit verzog sich jedoch so, daß nach vier Jahren erst die vier Evangelien gedruckt werden konnten.



Wartburg (Natal).

Bald entstanden tief einschneidende Differenzen zwischen Döhne und unserem Missionar Posselt, die beider Arbeiten hemmten. Da nun Döhne neben seinem Uebersetzungswerke auch die Agentur und den Vorsitz in der Natal-Conferenz übernahm, gerieth das Uebersetzungswerk wieder in's Stocken, so daß die Väter in Berlin ungeduldig zu werden begannen. Als der Director im Herbst 1867 Wartburg besuchte, war eben der Römerbrief vollendet, und mit der Uebersetzung der übrigen paulinischen Briefe der Anfang gemacht. Obgleich nun Bruder Döhne in der Agentur, so wie in der Aufnahme der neuausgesandten Geschwister, insonderheit auch der Bräute, welche zumeist in Wartburg getraut wurden, und durch die Unterweisung der jungen Brüder in der Zulu-Sprache wesentliche Dienste leistete, so schien trotzdem der Wirkungskreis Döhne's für die Kraft eines Missionars zu wenig umfassend, und der Director legte ihm daher einen Complex von etwa 20 naheliegenden kleinen Kafferkraalen als besondere Missionsstation zu. Da es ihm außerdem mit des Herrn Hülfe gelang, die Differenzen zwischen Döhne und Posselt zu schlichten, so glaubte man in Berlin die Angelegenheiten Wartburgs und seines Missionars völlig geordnet zu sehen. Auch die Angelegenheit der Bibelübersetzung war von dem Director so geordnet worden, daß ein Comité zusammentrat, bestehend aus zwei americanischen Missionaren, dem Hermannsburger Bruder Müller und Bruder Döhne, welche das Werk gemeinsam zu vollenden übernahmen.

Aber bereits nach Jahresfrist zeigte Döhne an, daß er seine Wirksamkeit auf den Kafferkraalen, die er vornämlich durch die Arbeit eines von ihm besoldeten Nationalgehülfen verrichten ließ, aufgegeben habe, weil dieser Gehülfe ihn verlassen habe. Da nun außerdem auch die Uebersetzungsarbeit nicht energisch fortschritt, auch die gedachte Uebersetzungs-Commission sich wieder auflöste, entspann sich eine ernstere Correspondenz zwischen dem Bruder Döhne und der Gesellschaft, welche es nicht verantworten zu können glaubte, unter diesen Umständen die bedeutenden Kosten für die Bibelübersetzung noch ferner zu tragen, zumal die Hermannsburger Mission dem von Harms gegebenen Versprechen, einen Theil der Kosten zu übernehmen, nicht nachkam. Das Ergebniß der Correspondenz zwischen dem Comité und Döhne war, daß dieser 1871 freiwillig aus dem Dienst der Gesellschaft austrat. Die Uebersetzung des neuen Testaments war bis zum Römerbrief im Druck, und bis zum Schluß der paulinischen Briefe im Manuscript vollendet, ein sehr werthvolles Werk, welches namentlich von den Americanern und den Bischöflichen bei der von diesen unternommenen Bibelübersetzung fleißig ausgenutzt worden ist.

Bruder Döhne ging von Wartburg zunächst nach Utrecht in Transvaal, woselbst er auf eigene Hand eine Missionsthätigkeit er-

öffnete. Später begab er sich in die Gegend des Biggarsberges und sammelte dort, auf Vermaaks Kraal seinen Wohnsitz aufschlagend, eine Anzahl der umwohnenden Bauern zu einer Gemeinde. Seine Beziehungen zur Berliner Gesellschaft haben sich seitdem wieder freundlich gestaltet, und der vielgeprüfte Bruder hat in seiner neuen Stellung unter Farbigen und Weißen eine reich gesegnete Thätigkeit entfaltet, zu welcher wir ihm die Gnade des Herrn von Herzen wünschen.

25. Geschichtliche Entwicklung von Christianenburg bis 1875.

Die Arbeit des Bruder Posselt in Verwaltung des Worts und Sakraments bewegte sich in denselben Bahnen, die wir schon vielfach in den früheren Abschnitten unserer geschichtlichen Darstellung in Einzelzeichnung beschrieben haben, so daß wir, um nicht breit zu werden, die Vertheilung der verschiedenen Arbeiten hier



Christianenburg.

nicht wiederholen. Die umwohnenden Heiden gewannen bald ein Vertrauen zu Posselt; sie sahen es deutlich, daß derselbe die Kaffern wirklich lieb habe; und solche Jahre lang beständig geübte und bewiesene Liebe wirkt mehr als alle Kanzelgaben und aufreibende Vielgeschäftigkeit. Kommt zu dieser Liebe ein fortgesetztes Ringen im Gebet um die Bekehrung des Volks, so können die Früchte nicht ausbleiben.

So kam es denn nicht selten vor, daß heidnische Eltern, die selbst nicht glauben wollten, ihre Kinder dem Bruder Posselt zur Erziehung übergaben. Andererseits kamen junge Leute aus eigenem Antrieb, um den Weg der Weißen zu lernen, weil sie an bekehrten Kaffern den Unterschied eines Christenlebens und eines Heidenlebens greiflich schauen konnten. Letztere hielten oft mit großer Zähigkeit und Opferfreudigkeit das neugewonnene Kleinod fest, obgleich auch die Fälle nicht selten waren, wo nach längerem hoffnungsreichen Christenleben Neugetaufte theils durch unüberwundene Reste des alten Heidenthums, theils durch Vorspiegelungen ihrer Verwandten wieder rückfällig wurden.

Im Jahr 1856 war ein junger Mann im Taufunterricht. Er faßte mit Begierde das Wort von Christo auf. Die Seinen erschraken und meinten, sie würden ihn verlieren. Sie lockten ihn daher unter dem Vorwand, sein Vater sei krank und wünsche ihn zu sehen, von der Station fort in seine Heimath zurück, und versuchten zunächst mit Bitten und Vorstellungen alles Mögliche, um ihn wieder zum Heidenthum zurückzubringen. Als er längere Zeit fortblieb, gingen Stationsbewohner aus, um ihn zu suchen. Man sagte ihnen, er sei gestorben und begraben. Man hatte ihn aber gebunden und versteckt; dann hatte man ihm Medizin eingegeben, um die abscheuliche Glaubenskrankheit auszudoktorn, man hatte seine Kleider und sein Hemd ausgekocht, um auch aus diesen Alles zu entfernen, was etwa ein Sitz des Glaubensgifts sein könne. Er aber blieb bei dem Allen treu und wurde nur um so gewisser, und als Posselt so eben im Begriff stand, den ganzen Vorfall dem englischen Magistrat anzuzeigen, kam er munter und fröhlich auf der Station an, um weiter zu lernen und getauft zu werden.

Aus demselben Jahr berichtet Posselt Folgendes:

„Vor ungefähr 1 Monat höre ich früh Morgens ein Laufen und Schreien. Fürchtend, das Haus stehe in Flammen, eile ich hinaus. Da sehe ich vor meinem Garten auf der Straße eine Menge Kaffern, unter ihnen ein kleines Mädchen, etwa 12 Jahre alt, sie schreit zum Erbarmen: „Schlag mich todt, hier vor dem Lehrer will ich sterben. Ich will in der Schule bleiben und lernen, und nun schlägt mich mein Vater todt," so ruft sie, während ihr Vater vor ihr steht, ein ergrauter verschrumpfter Kaffer, mit erhobener Keule, seine blöden Augen funkeln wie Affen-Augen und sein Mund geifert. Etliche Hiebe hat er schon dem armen Kinde versetzt, wie ihre geschwollenen Arme und Lenden zeigen. Sie ist ganz nackt, nur einen alten Lumpen hat sie um ihre Hüften. Ich kenne weder den Vater noch sein Kind. „Halt, Alter," rufe ich, „schlag mir das Kind nicht todt! Es rennt unter meine Flügel und ich nehme es auf. Du aber geh' zur Obrigkeit und sag', der Uposeliti (so nennt der Kaffer-Mund meinen Namen) hat mir

mein Mädchen festgehalten und dann wollen wir weiter sehen." Sie flüchtet schnell in mein Haus, der Alte will ihr nach, aber wir wehren ihn ab. Da greift er nach Schild und Spieß und geht in der größesten Wuth von dannen. Ich lasse ihn sogleich wieder rufen, rede mit ihm gütlich, sage ihm, daß er ja wisse, wie die Kaffer=Mädchen nach den Männern laufen, welche sie begehren und diese müßten dann Vieh bezahlen. Seine Tochter liefe mir nach, ich begehre sie ebenfalls, 3 schöne Kühe wolle ich ihm sogleich geben. So suche ich auf Kaffer=Art zu überreden den, welcher eine andere Sprache doch nicht verstanden hätte. Allein es ist vergeblich, er will seine Tochter haben. Diese steht hinter der Thür und bebt. „Lauf!" rufe ich ihm zu und er rennt weg. Ich zeigte die Sache sogleich unserm Magistrate an, und er hat mich versichert, er wolle das Mädchen schützen, daß es nicht mehr in die Gewalt des heidnischen Vaters gerathe.

In ähnlicher Weise kamen zum Oefteren Knaben, Mädchen und Jünglinge und junge Frauen aus dem Zulu=Lande auf die Schule, um zu lernen. Die Anverwandten wußten dann meistens schon, wo sie zu suchen hatten. Posselt redete sie dann in der Regel ruhig an: „Ja, da sind sie, eure Kinder, fragt sie, ob sie mit euch zurück wollen; wenn sie wollen, so nehmt sie; wollen sie aber nicht, so dürft ihr keine Gewalt gegen sie gebrauchen, denn ich werde die schützen, die sich unter meine Flügel flüchten." Da sie nun nie freiwillig zurück wollen, so bleiben sie und vermehren die Klasse der zur Taufe Unterrichteten.

Nicht selten kamen diese Flüchtlinge unter großen Gefahren zur Station. Martha und Ellen wurden von Bruder Posselt kurz vor seiner Reise nach Deutschland getauft. Ueber ihre Flucht berichtet uns Johannes Posselt folgendes:

Ellen und Martha.

Ellen war einst gerade zum Missionsfest mit ihrer heidnischen Mutter auf Christianenburg gewesen. Sie sah der Feier zu und hörte zum ersten Male Gottes Wort, welches einen gewaltigen Eindruck auf ihr Herz machte. Nach Hause zurückgekehrt, erzählte sie ihren Freundinnen, was sie gesehen hätte, wie der Lehrer Worte geredet hätte von einem Jehovah, die sie nicht vergessen könne (Gott gebe es). Kurz, zehn Mädchen waren mit ihr bereit, davon zu laufen nach Christianenburg, wurden jedoch beim ersten Versuch eingeholt und zurücktransportirt; auch der zweite Versuch mißlang. Nun entschlossen sich die eben Genannten allein zu fliehen, den andern Mädchen ihren Plan zu verschweigen, um nicht wiederum verrathen zu werden. Die Nacht zur Entweichung wurde festgesetzt, der Ort des Zusammentreffens bestimmt, und wie Alles auf dem Orte sich zur Ruhe begeben wollte, schlichen Martha und Ellen

geräuschlos aus den älterlichen Hütten. Unbewaffnet, auch nicht mit der nöthigen Kleidung versehen, wanderten sie in dunkler Nacht über Berge und Hügel, durch Wälder und Thäler, so schnell, wie nur möglich, aus Furcht vor Verfolgung und vor wilden Thieren. Gottes heiliger Engel jedoch beschützte sie, und als der Tag anbrach, befanden sie sich vor einem breiten Fluß. Wie aber hindurch, denn Krokodile giebt's die Menge darin; unmöglich, es geht nicht. „Lieber uns von Krokodilen verzehren zu lassen, als Heiden bleiben," dachten die Mädchen und stürzten in die Fluth. Kein Unthier ließ sich blicken, kein Leid wurde ihnen gethan, denn der Herr hatte den Rachen der schrecklichen Thiere geschlossen, und sie mit Blindheit geschlagen; wohlbehalten erreichten sie das jenseitige Ufer. Hier waren Marthas Kräfte erschöpft und sie sank ohnmächtig zu Boden, aber ihre brave Freundin schleppte sie auf ihrem Rücken, bis sie auch nicht weiter konnte. Eine kurze Zeit mußte sie ruhen, um neue Kräfte zu sammeln, auch schien die größte Gefahr vorüber zu sein, und sie freuten sich schon über das glückliche Entkommen, als plötzlich Leute erschienen. Da war keine Zeit übrig, sich verstecken zu wollen, denn sie waren schon entdeckt worden. Martha war verzagt, aber wiederum war es die rettende Ellen, die in der Noth half. Sie verlor nicht die Geistesgegenwart, schnell und geschickt wußte sie sich das Aussehen eines Mannes zu geben, zupfte auch auch am Kinn, sprach und schnupfte mit den Leuten, und verrieth nicht die mindeste Spur von Verlegenheit. Die Reisenden meinten einen jungen Mann und Frau vor sich zu haben und zogen weiter; sie waren gerettet. Nachdem sie wieder einen ganzen Tag gelaufen hatten, erreichten sie das Haus einer barmherzigen Samariterin, wo sie gespeist und getränkt wurden. Den Tag darauf gelangten sie nach Christianenburg, dem Ziel ihrer Reise. Hier sind sie geborgen. Die Eltern und Verwandten, die bald auf die Fährte kamen, haben nichts unversucht bleiben lassen, sie von der Station zu treiben, die Mädchen blieben standhaft. Der Herr gebe, daß sein heiliges Wort immer festere Wurzel in ihren Herzen schlage, und sie ihm treu bleiben bis zum Ende."

Guta.

Im Jahre 1860 berichtet Bruder Posselt:

„Unter den jungen Männern, welche ich in Arbeit genommen habe, befand sich ein Jüngling von etwa 22 Jahren. Er ist von schöner Gestalt, mittlerer Größe und hat einen sehr angenehmen Ausdruck des Gesichts. Das Arbeiten versteht er vortrefflich, denn er hat von Jugend auf bei den Weißen gelernt. Daneben ist er auch hurtig und fleißig und thut alle Arbeit flink und willig. Dieser junge Mann kam vor einiger Zeit als erweckter Kaffer zu mir, suchte Arbeit und ich miethete ihn. Nachdem er 1 Monat

gedient hatte, trat er eines Tages zu mir und sagte, sein Herz rede zu ihm und riefe ihn, gläubig zu werden. Ich erkannte, daß es der Herr sei, der ihm das Herz geöffnet hatte, ermahnte ihn, der Predigt des göttlichen Wortes zuzuhören und zu Gott um Eröffnung des Verständnisses zu rufen. Daß es ihm ein Ernst mit seiner Bekehrung sei, hat sich gar bald gezeigt. Denn zuerst ging er sogleich hin und kaufte sich Kleider. Das thut kein Kaffer, so lange er keinen Zug zur Wahrheit in seinem Herzen verspürt, denn er hat das Geld viel zu lieb, als daß er sich dafür Kleider kaufen sollte. Auch gefällt er sich zu sehr in seiner nackten Schönheit. Auch machte er sich mit allem Eifer ans ABC, und Dalana, bei welchem er schläft, muß jeden Abend mit ihm Schule halten. — Am Charfreitag erschien seine Mutter und zwei seiner Brüder. Sie hatten von seinem Anzuge Kunde erhalten und waren herbeigeeilt, ihn von dem gefährlichen Schulplatze wegzuholen. Da hat denn die alte Mutter geschimpft, gerast, geheult, und die beiden Jungen haben auch tüchtig gegeifert. „Gieb uns unsern Bruder," schrien sie mich an. „Er ist verrückt geworden. Wir müssen einen Doktor rufen, damit er ihn heile und ihm die Verrücktheit des Glaubens aus dem Kopfe bringe." Ich entgegnete, daß sie und ihre rasende Mutter der Kur eines Doktors sich unterwerfen sollten, denn ihnen thäte Medizin noth. „Du mein Bruder," rief der eine dem Guta zu, (denn das ist sein Name) „du Kind desselben Vaters, nenne mich nicht mehr deinen Bruder, noch unsere Heimath deine Heimath. Dies hier ist deine Heimath, dieser weiße Mann dein Herr, dessen Knecht du geworden bist. Hoffe auch nicht, daß wir mit unserm Vieh dir eine Frau nehmen werden, der Weiße hier mag dir eine Frau geben. Du Abtrünniger, der du von unserm Volke heute abfällst und zerstörst unsern Platz." Doch wir ließen die Heiden toben und als sie nicht weggehen wollten, faßte ich den Glockenstrang und läutete zum Gottesdienst und damit läutete ich die Rasenden weg. Die alte Mutter zwar warf sich erst noch auf die Erde und öffnete ihren Mund, so weit es nur ging, und so ein geöffneter Mund einer wüthenden Kafferin das ist kein kleines Loch. Nachdem sie ausgebrüllt hatte, lief sie davon.

Vor etlichen Tagen kommt eine Kafferfrau an. Sie trägt Speise auf den Kopfe, sieht sehr freundlich aus, grüßt mich mit lächelndem Munde, frägt, wo Guta sei. Ich erkenne sie nicht. Sie giebt sich als dieses Jünglings Mutter an. Kaum traue ich meinen Augen. Es ist dieselbe Frau, die am Charfreitag so gerast hatte und die der Zorn so verunstaltet hatte. Nun ist sie zufrieden und sie läßt ihren Sohn für sich selbst wählen, das Eine, das Noth ist.

Da er schon eine Braut hat, so ging er zu ihr, um dieselbe



W. Posselt.



hierher zu bringen, damit auch sie Gottes Wort lerne. Allein die hat sich geweigert und ihm gesagt, daß sie ihn nicht haben wolle, wenn er auf der Schule bliebe und gläubig werde. Guta antwortete ihr: „Lieber verliere ich dich, als meinen Glauben.“ Er kehrte daher ohne seine Braut zurück.

Der blinde Jüngling.

Unter dem 8. Decbr. 1867 berichtet Posselt:

„Vorgestern kam ein blinder Jüngling an, der bat, bei uns bleiben zu dürfen. Er habe geträumt, eine Menge Menschen habe ihn nach der großen Straße gerufen. Aber da sei ein Lehrer gekommen, der habe gesagt: „Geh du nach dem Hause Gottes, lerne des Herrn Wort, denn du wirst bald sterben.“ So komme er denn hierher. — Mein Andreas sagte, wir Gläubigen hier wollen „igenotschap“ machen, und einer nach dem andern soll ihn einen Monat lang ernähren; denn er ist blind und kann nicht arbeiten. Und ich sorge für seine Kleidung, fiel ich ein. — So ist die Sache fertig. Der blinde Mann bleibt und lernt das Wort Gottes.“

Die meisten Gemeindeglieder Posselts sind also aus der Ferne herangezogen. Die in der Nähe wohnenden Zulu zogen sich allmählich zurück, besuchten die Gottesdienste, nachdem der Reiz der Neuheit verschwunden war, selten oder gar nicht, sondern kamen zum Missionar nur dann, wenn sie in äußerlichen Dingen seiner Hülfe benöthigt waren. Dann nannten sie ihn „Vater, Herr, Hoffnung,“ aber hatten sie die gewünschte Hülfe erhalten, so kannten sie ihn wiederum nicht.

Daß es aber auch hier Ausnahmen gab, und daß der Segen des Evangelii, oft ganz unvermerkt, auch den Nahewohnenden zu Theil wurde, beweist das Beispiel des alten

Bungane,

über den Posselt im Jahre 1861 berichtet:

„Ein alter, wohl 90jähriger Häuptling, dessen Augen fast dunkel geworden waren, der in einer tiefen Schlucht in der Nähe von Neu-Deutschland wohnte, ließ mir eines Sonntags sagen, er sei sehr krank und wünsche mich noch einmal zu sprechen. Als meine Arbeiten vorüber waren, ritt ich, begleitet von Karl, zu ihm. Die Pferde banden wir oben an, weil sie nicht hinabkönnen und stiegen dann wohl 5—600 Fuß in diese grausige Schlucht, wo die Tiger und Paviane und wilden Schweine in stetem Kampfe mit dem alten Bungane und dem kleinen Reste seiner Leute zusammen wohnen, denn dieses Gebiet beanspruchen die wilden Thiere und es scheint für sie ausschließlich auch nur geschaffen zu sein. Wie ein

menschliches Wesen, selbst der wilde Kaffer, in dieser schaudererregenden Kluft wohnen kann, ist mir unbegreiflich. Im Schweiße gebadet gelangte ich da tief unten bei seiner Strohhütte an. Es war finster darinnen; der alte Mann lag auf seiner Matte und um ihn saßen seine Frauen und Söhne. Er streckte seine alte runzlige, erstarrte Hand nach mir aus, hob sich ein wenig auf und freute sich, seinen alten Lehrer zu sehen. Früher, als meine Kafferkirche noch in der Nähe dieser Schlucht stand, kam er regelmäßig zum Gottesdienste, versuchte auch noch, lesen zu lernen und hielt das ABC-Buch gewöhnlich kopfwärts vor seine blassen Augen. Viel konnte ich mit ihm nicht sprechen, denn er war schwach. Ich sagte mit lauter Stimme: „Bungane, früher warst du einmal ein reicher Mann, hattest Volk und Vieh und ein Land; aber eins ist nach dem andern geschwunden, denn die Herrlichkeit der Welt vergeht. Nun heißt es auch für dich: „stirb!" Nun soll der alte Bungane ins Grab und zur Erde werden. Aber deine Seele tritt vor deinen Schöpfer hin; da wird denn Gott fragen: „Bungane, wie hast du gelebt? was begangen? wie mich geliebt?" Und was wirst du dann antworten? Ach, Bungane, da werden dich deine Missethaten ergreifen und schwerer wiegen, als der Sand am Meer! Nun zeige ich dir zum letzten Male den Heiland, der vom Himmel kam, Sünder selig zu machen. Der starb auch für den alten Bungane. Wenn dich dann der große Gott im Himmel fragt, dann zeige hin auf deinen Fürsprecher und auf seine Wunden und sage: Der hat meine Schulden gut gemacht!" — Danach forderte ich die Anwesenden zum Gebet auf. Ich knieete nieder und der alte Mann suchte sich auch noch etwas umzuwenden. So betete ich für ihn und befahl ihn der ewigen Gnade und Erbarmung Gottes, der da will, daß Allen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Nach jedem Satze meiner Aussprache sagte er ein lautes Hm! und am Schlusse des Gebets sprach auch er ein Amen. — Ich schüttelte ihm die steife Hand zum Abschied und stieg dann den steilen Weg hinauf. Es war finster, als wir oben anlangten und sehr erschöpft kam ich nach Hause. Drei Tage darauf starb Bungane. Er hat ausdrücklich vor seinem Tode gebeten, daß sein Nachfolger, ein Knabe von etwa sieben Jahren, mir zur Erziehung übergeben werden soll; doch die großen Söhne und alten Frauen wollen noch nicht daran, sich von dem Kinde zu trennen, weil es noch zu jung sei."

So viel Noth und Kummer und Sorge und Arbeit der Missionar hat, bis ein Heide durch alle Versuchungen treu befunden, endlich zur Taufe gelangt, so helle Lichtblicke sind dann im Leben einer Missionsstation die Tage, die alljährlich wiederkehren,

wo eine Anzahl reifer Katechumenen durch die Taufe dem Leibe des Herrn Jesu eingefügt wird. Da giebt es viel Gebet und Thränen, viel Bewegung unter Christen und Heiden, und bisweilen ganz ergreifende Auftritte, z. B. wenn Vater, Mutter und Kind, oder wenn Vater, Kind und Enkel, oder ein Mann mit seiner ganzen Familie getauft wird, wenn hier ein altes Mütterchen, das nicht mehr aufrecht gehen kann, auf allen Vieren herangekrochen kommt, um das heilige Taufwasser zu empfangen oder wenn dort ein ganz alter Mann, dessen Verstand, obschon sein Gang noch frisch genug ist, zum Lernen zu alt geworden ist, um nach der Gnade der Vergebung der Sünden und nach dem Heil in Christo heißes Verlangen zu tragen, mit der Bitte kommt: „Wasche mich doch von meinen Sünden in dem Wasser Jesu. Ich bin wie die kleinen Kinder, die Du ja auch ohne Unterricht taufst" — oder wenn dort ein Weib, tief ergriffen auf die bei der Taufe an sie gerichtete Frage: „Ist denn Gott auch dein Vater?" mit vielen Thränen und lauter Stimme ausruft: „Yebo, umgababa wam;" d. h. „Ja, er ist mein Vater."

Durch solche von Zeit zu Zeit wiederholte Taufhandlungen stieg die Zahl der Gemeindeglieder im Jahr 1861 auf 113, 1865 auf 176, im Jahr 1868 auf 225, im Jahr 1870 auf 290, im Jahr 1871 auf 350, und beträgt jetzt über 400. Sie würde erheblich größer sein, wenn nicht der geringe Umfang des zur Station Christianenburg gehörenden Landes das Zusammenwohnen einer größeren Zahl unmöglich machte. Aber schon 1865 machte sich dieser Mangel so fühlbar, daß eine Anzahl Familien Getaufter von der Station fortzog. Sie kauften sich einen größeren Landbesitz, etwa 4—5 Meilen von der Station entfernt, auf dem Wege nach Pietrmaritzburg. Dort brachen sie große Strecken Landes um und zogen so lange Wälle und Gräben um ihre Felder, daß die Vorüberreisenden meinten, die Anlage sei von Europäern und nicht von Kaffern gemacht. Dazu besolden sie einen eigenen Schullehrer für ihre Kinder und Posselt reist alle Monate hinüber, wie zu einem Filiale, um dort die gottesdienstlichen Handlungen zu verrichten. Im Jahr 1871 trennten sich wieder 13 Familien von der Hauptstation, um wo möglich in der Nähe Land zu pachten. Gegenwärtig (1875) hat Posselt Aussicht, dem Mangel durch Ankauf eines benachbarten Grundstückes in etwas abzuhelfen, zu welchem Ende ihm bei seiner Anwesenheit in Deutschland die nöthige Summe angewiesen worden ist.

Freilich bleiben auch nicht alle Getauften treu. Manche machen dem Bruder Posselt viel Noth, namentlich die heranwachsenden Mädchen, die oft außer Rand und Band gerathen, und die Männer,

die, obgleich mit aller Macht gegen das Verderben des Trunkes gekämpft wird, doch auf die eine oder andere Weise leicht wieder in denselben verfallen und demnach in andere böse Schande und Laster. Manche sinken über solche Rückfälle auch wohl in das rohe Heidenthum zurück. Wir führen nur zwei Beispiele von solchem Abfall hier an, mit den Worten Posselts:

Tobi.

Ich mag keines christlichen Kaffers Glauben, Gebet, Liebe und dergl. rühmen, bevor ich sein Ende gesehen. Spott, Schläge, ja den Tod kann der bekehrte Kaffer viel eher erdulden, als an der Klippe der Vielweiberei seines Glaubens Schiff unversehrt vorübersteuern. Darum rühme man auch den Besten nicht, denn man weiß nicht, wie viel Trauriges später über ihn noch zu berichten ist.

Tobi kam zu mir vor etwa acht Jahren. Er ist verständig, höflich und bescheiden, von großer Liebenswürdigkeit und schöner Person. Er hatte zwei junge Weiber. Von der Wahrheit des göttlichen Worts überzeugt und tief ergriffen kämpfte er mit Gebet und Flehen so lange, bis ihm die Gnade geschenkt wurde, sein Herz von der zweiten, ebenfalls sehr liebenswürdigen jungen Frau zu reißen und sie von sich zu entlassen, was ihm ebenfalls sehr schwer fiel. Nun meldete er sich zur Taufe, erhielt den Unterricht, dem er mit hellem Kopfe und erleuchtetem Herzen beiwohnte und ward getauft. In seiner ersten Liebe zum Herrn zog er seine bejahrte Mutter und andere Bekannte an sich und hierher, welche alle getauft wurden. Ich zählte ihn zu den Besten meiner Gemeinde, um so mehr, da er der einzige mir bekannte Kaffer ist, welcher die Tugend der Freigebigkeit übte, eine Eigenschaft, die dem Kaffer in der Regel eben so fremd ist, wie dem Wolf und Hunde. Sah er z. B., daß kein Brennholz für unsere Küche vorhanden war, so spannte er still seine Ochsen an und brachte uns ein Fuder, ohne die leiseste Andeutung auf Wiedervergeltung. Ich habe von meinem Vermögen drei Kaffermädchen gekauft und sie umsonst an ihre Männer verheirathet, aber keiner dieser meiner sogenannten Schwiegersöhne hat mir je von selbst einen Dienst erwiesen.

An Züchtigungen, den Tobi in der Demuth zu erhalten, ließ es der Herr nicht fehlen. Drei liebe Kinder starben ihm nach einander. Dann kam die Lungenkrankheit und raffte sein Spann schöner Ochsen ebenfalls dahin. Er fügte sich still und willig in diese Leiden und sagte, daß nur ein Wunsch ihn durchdringe, nämlich „dem Herrn zu leben und zu sterben.“ Doch da war ein Punct in seinem Leben, der mich öfters mit Besorgniß um ihn erfüllte, und das war das Verhältniß zu seiner Frau. Sie ist ein gutes, frommes Wesen und liebt ihn leidenschaftlich, er aber hat sie nicht

lieb. Wie oft mußte ich zwischen ihnen schlichten und versöhnen! Auf einige Zeit ging es, aber dann trat immer wieder der Unfrieden zwischen sie. Tobi ging endlich so weit, daß er sich im Geheimen eine zweite Frau in der Entfernung anschaffte. Dann kam er mit dem Wunsche heraus, nach dem Filial ziehen zu dürfen; und da ich es ihm zugestand, weil ich es mußte — denn wenn ein Kaffer einmal es in seinen Kopf nimmt zu ziehen, dann zieht er ebenso gewiß, wie ein Zugvogel — so ging er, ungeachtet der heißen Zähren und des inständigen Bittens seiner Frau, von hier weg. Er ließ sich aber nicht nieder auf dem Filial, sondern zog ein gut Stück weiter und baute dort seinen eigenen Kraal. Die arme Maria, seine Frau, folgte ihm, sowie auch seine alte Mutter. Nun wohnte er in der Nähe der zweiten Frau, gestand es ein, machte Schulden, beging einen Betrug und floh bei Nacht und Nebel mit der zweiten Frau, wohin? wissen wir noch nicht. Das ging so schnell, wie wenn ein Stein vom Berge rollt. Wie mühsam ist der Weg zum Leben, wie langsam der geistliche Fortschritt und — wie schnell der Rückfall! Seine Frau kehrte alsbald zu mir zurück und lebt nun gleichsam als Wittwe. Ob nicht zuletzt noch die treusten Christen aus dem verachteten, wenig begabten Geschlecht der Weiber entstehen werden und auch bei diesen Kaffern das Wort in Erfüllung gehen wird: „Die Ersten (Männer) werden die Letzten und die Letzten (Weiber) werden die Ersten sein?"

Isaac.

Von dem unglücklichen Isaac berichtet Posselt in seinen Tagebüchern von 1857 und 1860 Folgendes:

„Ein Jüngling, den ich etwa vor einem Jahre getauft habe, der sich sonst still und tadellos betrug, den Gottesdienst und die Schule regelmäßig besuchte, und hier bei mir wohnte, hatte auch seine Mutter hergenommen. Schon hegte ich auch von dieser gute Hoffnung zu ihrer Bekehrung, als sie unter dem Vorgeben von Krankheit wegging und mit ihr der Sohn. Ich schickte Boten an diesen, um ihn rufen zu lassen. Nach einiger Zeit stellte er sich wieder ein und ging seinen gewöhnlichen Gang einen Monat lang fort. Da kommt er eines Abends spät zu mir und beginnt: „Meine Mutter war heute hier und seit sie fortgegangen ist, fühle ich, daß der böse Feind in mein Herz gefahren und es völlig todt ist, ja es sagt mir, ich soll hier weglaufen und wieder ein Heide werden." Ich redete mit ihm in der herzlichsten Weise, ermahnte ihn zum Widerstehen, zum Gebet und that solches sogleich mit ihm. Allein er blieb unbeweglich. Mit aller Gelassenheit, aber Festigkeit, entgegnete er, er müsse noch diese Nacht fort und sein Herz sei todt gegen Alles, was ich ihm sage. „Nur du thust mir leid" — fuhr er fort, „denn ich weiß, ich betrübe dich." Als all' mein

Reden nichts fruchtete, so hieß ich ihn gehen. „Geh den Weg des Todes, den du dir selbst erwählet hast nicht heute, sondern gewiß schon längere Zeit. Ruhe und Glück wirst du darauf nicht finden. In deiner Todesstunde wirst du deines alten Lehrers gedenken, der dich zu Jesu dem Seligmacher geleitet hat und welchen du heute verwirfst." Darauf wünschte er mir ein Lebewohl und ging hinweg noch in der Nacht.

Ich fürchte, die Mutter hat ihren Sohn weggelockt. Sie wird ihm wohl ein Mädchen als Köder hingehalten haben und er daran gebissen. Auch stecken die abscheulichen Doktoren dahinter, welche mit dem Hause dieses Jünglings eine radicale Cur vorzunehmen beabsichtigen. Solch eine Arbeit kann nach ihrem Glauben nur dann gelingen, wenn Alle, die solchem Hause angehören, gegenwärtig sind. Ich will dennoch für ihn beten, vielleicht daß ihm sein Abfall noch so unter den Sohlen brennt, daß sie da nicht stehen bleiben können, wo sie jetzt stehen."

Einige Monate später schreibt Posselt: „Wir haben vor kurzem die traurige Mittheilung gemacht, daß ein getaufter Jüngling, Namens Isaac, wohlbedächtig und ganz offen sich erklärte, er wolle den Glauben an seinen Heiland wieder verleugnen und zu seinem früheren heidnischen Leben zurückkehren. Gleich darauf ging er zu den Seinen und wurde mit großem Jubel von allen Seiten, namentlich von seiner Mutter begrüßt. Seine Kleider wurden verkauft und der nackte Leib mit Perlen und der „Ibetschu" (ein verziertes Stückchen Ziegenfell, welches als eine Klappe das Sitzorgan bedeckt) geschmückt, und nun sollte es wieder an die Ausgelassenheit eines Kaffern gehen. Doch „Gottes Wort ist lebendig und scharf," es durchbohrte auch diesen Abtrünnigen. Von einer Unruhe geplagt, kam er nach einem Monate schon wieder, ganz von selbst. Die Ibetschu und die Perlen hatte er unterweges weggeworfen und in einem alten Hemde stellte er sich mir reumüthig dar. „Ich komme wieder, denn ich kann keine Ruhe finden. Mir ist wie dem Diebe, welcher fürchtet, jeden Augenblick aufgehoben zu werden," sprach er. Mit freudenvollem, väterlichen Herzen nahm ich ihn auf, ihn der milden Kirchenzucht unterwerfend, einen Monat lang bei den öffentlichen Gottesdiensten hinten unter den Heiden zu sitzen."

Drei Jahre später berichtet Posselt wieder: „Vor einiger Zeit ist in der Taube mitgetheilt worden, daß ein Jüngling, Namens Isaac, zu den Kaffern zurückgekehrt sei, daß er aber nach etlichen Monaten wieder kam, und sich mit uns und, wie zu hoffen war, auch mit dem Herrn auf's Neue verband. Ich nahm ihn in Arbeit in meinem Hause, um ihn besser beobachten zu können und um das Schwache zu stärken. Nach etlichen Monaten begab er sich wieder in die Arbeit anderer Leute, und trieb sich als Wagen-

leiter auf der Landstraße umher. Zum zweiten Male fiel er vom Glauben ab und kehrte zu seinen heidnischen Verwandten und zu den heidnischen Sitten zurück. Dort überfiel ihn eine Krankheit, die ihn mit schnellen Schritten dem Tode entgegen führte. Als er sah, daß er diesem schrecklichen Boten nicht mehr ausweichen konnte, hat er angefangen zu beten und hat auch von dem Herrn gepredigt zu seinen Anverwandten — so erzählen uns diese. Er bat auch, ihn nicht wie die Kaffern pflegen zu beerdigen, in's Grab zu setzen, sondern ihn auf den Rücken zu legen, so wie die weißen Leute begraben. An einem Sonntag Nachmittag trugen die Heiden seine Leiche nach dem Grabe. Daselbst ereignete sich etwas, was selbst die Heiden für ein Zeichen erklärt haben und was allgemeine Furcht verbreitet hat. Als man eben im Begriff stand, den Leichnam in's Grab zu legen, traf ein Blitzstrahl den Todten in's Gesicht, und alle Anwesenden flohen vor Bestürzung. Später bedeckten sie den todten Isaac mit Erde und Steinen. Der Capitän des Volksstammes, zu welchem der Verstorbene gehörte, erklärte, daß hinfort kein abgefallener Kaffer zu ihnen zurückkehren solle, sondern er solle auf der Schule bleiben. Auch meine Leute waren über dies Gottesgericht sehr bestürzt und ich nahm daher die Gelegenheit wahr und predigte über dieses Ereigniß am letzten Sonntage. Ich wies hin auf jenes Feuer, welches das Opfer des Elias auf Karmel verzehrte, welches Feuer ein Zeichen des Wohlgefallens und der Gnade Gottes war. Und ich wies hin auf das andere Feuer, das den Hauptmann und seine Funfzig verschlang und daß dieses ein Zeichen des Zornes Gottes gewesen sei. Und als ein solches Feuer könnte ich auch nur den Blitzstrahl ansehen, der den zwei Mal Abgefallenen brandmarkte, welcher, obgleich schon entseelt und im Begriff mit Erde bedeckt zu werden, dennoch von dem Gott also gezeichnet wurde, dessen er gespottet hat. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten."

Einige Zeit darnach besuchte mich seine bejahrte Mutter, dieselbe, welche ihren Sohn von hier weggelockt hatte. Unter einem Strom von Thränen und mit tiefem Stöhnen erzählte sie mir seinen Tod und bekräftigte als Augenzeuge das merkwürdige Ereigniß. „Mutter," sagte er zu mir vor seinem Tode, „bleibe nicht bei den Kaffern, du kennst sie nicht. Begieb dich zu meinem Lehrer, der weiß alte Leute, wie du bist, in Acht zu nehmen," — also redete sie unter vielem Schluchzen. Sie versprach den Rath ihres sterbenden Sohnes zu befolgen, nur jetzt noch nicht, weil sie jetzt noch unter der Behandlung eines Doktors stehe.

Das Leben der Getauften, welche ihre Treue halten, stellt Bruder Posselt wie das Leben von Kindern dar, welche ihre Un-

arten, auch wohl ihre schwere Sünden haben, aber allmählich durch die Pflege des Worts und Sakraments herangezogen werden.

Jeden Morgen ruft die Glocke zum Gebet, und die Bibel wird Capitel für Capitel durchgenommen, Sonntags früh halten die Kaffern unter einander ihre Morgenandacht, dann müssen sie abwarten, bis der Missionar den Gottesdienst mit der weißen (deutschen) Gemeinde vollendet hat. Nach dem Schlusse des letztern sammeln sie sich in der deutschen Kirche, und erbauen sich selbst aus Bibel und Gesangbuch, bis Posselt kommt und den ordentlichen Kaffergottesdienst mit Liturgie und Predigt und Gesang abhält. Nachmittags halten sie unter einander eine Gebetsstunde.

Da die Benutzung der deutschen Kirche durch die Kaffergemeinde für beide Theile manches Unbequeme mit sich brachte, so gedachte im Jahre 1861 Bruder Posselt für die Kaffern eine eigene Kirche zu erbauen. Die Getauften brachten auch mit großer Bereitwilligkeit die Felssteine zum Fundament und brannten 40,000 Mauersteine; der Bau erhob sich fast auf Manneshöhe. Da kam eine unglückliche Zeit für die Station. Zwischen dem Bruder Posselt und dem wieder in unseren Dienst getretenen Bruder Döhne entspannen sich Mishelligkeiten, die dazu führten, daß das Amt eines Conferenz-Vorstehers über die Natal-Mission zeitweilig von Posselt auf Döhne übertragen wurde, und dies in Letzterem den Gedanken erweckte, als sei die Zeit seines Bleibens in dem Dienst der Berliner Mission eine nicht mehr allzulange. Darüber verging ihm die Lust, an der Kirche weiter zu bauen. Nachdem dem Herausgeber dieser Geschichte im Jahre 1867 es gelungen war, das Verhältniß beider Brüder wieder in's Gleiche zu bringen, fehlten zunächst die nöthigen Mittel, bis endlich bei Gelegenheit seiner Reise durch Deutschland Bruder Posselt neuen Muth und manche Gabe erhielt, so daß er den beabsichtigten Kirchbau wieder in Angriff zu nehmen begonnen hat.

Viel Noth und Beschwerde hat Bruder Posselt mit der Schuljugend gehabt, die er nur mit großer Mühe zum geregelten Besuch der Unterrichtszeiten zu bringen vermochte. Auch wurde ihm selbst bei zunehmenden Jahren der Unterricht so sauer, daß ihm, namentlich seitdem er durch Wiederaufnahme der Conferenzvorsteherschaft und der Agentur für Natal mit anderweitigen Geschäften vielfach belastet worden war, sein im Vorigen öfters erwähnter Sohn Johannes, der mit und unter den Kaffern aufgewachsen, zum Lehrer unter ihnen besonders geeignet erschien, als Gehülfe und Verwalter der Kafferschule seit 1871 zur Seite gegeben werden konnte.

Aus dem Leben der Gemeinde zu Christianenburg im Weltlichen und im Geistlichen giebt Bruder Posselt im Jahre 1859 folgende Mittheilung:

„Ich theile Ihnen noch Verschiedenes von dem Leben und dem geistlichen Zustande der Bewohner Christianenburgs mit. Bei vielen derselben macht man die angenehme Wahrnehmung, daß mit der Annahme des Christenthums auch erhöhter Fleiß und Betriebsamkeit eingetreten sind. Die Männer verschleudern nicht mehr wie die Heiden ihre Zeit, die alle Arbeit Weibern aufbürden, sondern sie bestellen den Acker, fahren Mist in die Felder und gehen auf Arbeit aus. Dünger auf's Land bringen fällt den heidnischen Kaffern nie ein; sie säen und ernten so lange, bis der Acker ausgemergelt ist, dann heißt es: itsweh ligugile (das Land ist alt geworden); nun wird es weggeworfen und man zieht nach einem neuen Orte. Aber die christlichen Kaffern ahmen den Europäern nach und einer von meinen Leuten sagte neulich zu mir: Magerer Boden ist nichts, an den Deutschen haben wir gelernt ihn fett zu machen. Und ich fügte hinzu: Gewiß, Land ist wie ein roher Riemen aus Fell; man dreht und klopft und quetscht ihn, bis er weich ist; gerbt das Land und es wird gar und euch ernähren. Der Vergleich gefiel ihm vortrefflich. — Die Frauen helfen mit auf dem Acker, besorgen die Wirthschaft, nähen und verdienen sich manchen Schilling mit Waschen und Plätten bei den Engländern in Pinetown. Andere hingegen sind eben so faul geblieben, wie sie es vorher waren. Sie besitzen daher auch nichts außer ihren Sonntagskleidern, mit denen sie große Eitelkeit treiben. Ich überlasse sie der unerbittlichen Strenge ihres thätigen Magens, welcher ein eben so harter Zuchtmeister zum Fleiße genannt zu werden verdient wie Moses, der zu Christo treibt. Carl sagte einmal über eine dieser faulen Familien: Inlabla ibalagile d. h. der Hunger hat sie belehrt, sie fangen nun an zu arbeiten. Der fleißige Theil hat Brotes die Fülle und gelangt allgemach zu einem mäßigen Wohlstande.

In geistlicher Hinsicht war der Zustand im Allgemeinen bis dahin ein befriedigender. Das Verlangen nach dem Worte Gottes ist frisch geblieben, die Gottesdienste und Gebetsstunden waren immer gut besucht, Hausandachten werden in jeder Hütte gehalten und sie beschäftigen sich viel mit Lesen der heiligen Schrift, so viel davon bis jetzt im Druck erschienen ist. Am Singen haben sie ein besonderes Wohlgefallen und sobald ich ein neues Lied fertig habe, so schreiben es sich diejenigen gleich ab, welche diese Kunst verstehen. Ueberhaupt ist das Verlangen nach neuen Büchern sehr stark und könnten sie einmal die Geschichten des Alten Testamentes in ihrer eigenen Sprache lesen, sie würden vor Freuden springen. — Die früher so häufig vorkommenden Zänkereien untereinander

sind großentheils verstummt, denn nun wohnen sie nicht mehr so zusammengedrängt und bei der Vertheilung des Landes gruppirte ich sie so, wie sie am besten harmoniren.

Man sieht, die Station ist im Emporblühen: Zufriedenheit, Heiterkeit, Gottesfurcht, Glück und Wohlstand stecken ihre Farben heraus. Mein stetes Gebet ist: Herr Jesu, baue dir selbst die Christianenburg auf; mache jeden Einwohner zu einem lebendigen Steine in dem geistlichen Bau, denn was du bauest und was auf dich gebaut wird, das wird stehen bleiben. Fünf Erwachsene wurden in diesem Jahre getauft, eine Anzahl solcher verlangt wieder nach dem Unterricht, darunter ein Jüngling, welcher viele Jahre lang auf die gläubigen Kaffern mit höchster Verachtung herabschaute; nun beugt er sich und setzt sich zu den kleinen Kindern und lernt mit ihnen und betet mit denen, welche ihre Knie vor dem Herrn beugen.

Ich müßte nicht die Kaffern und mein eigenes Herz kennen und von der Eitelkeit verblendet sein, hätte ich mich dem Traume hingeben wollen, daß es immer so eben und glatt mit meiner Kaffergemeinde gehen würde und als könnte der Satan nicht Unkraut dazwischen säen. Im Gegentheil, wenn ich mich gefreut habe über den Segen des Herrn, so freute ich mich mit Zittern. Am meisten machten mir die jungen unverheiratheten Leute Sorgen, welchen zum Eintritte in den Ehestand kein anderes Hinderniß im Wege liegt als das abscheuliche Mädchenkaufen. Kaum war ich von meiner letzten Krankheit erstanden, als mir mehrere junge Leute angezeigt wurden, die einen sündlichen Wandel führten. Ich war daher genöthigt, die Kirchenzucht zu gebrauchen und die solches gethan hatten, aus der Gemeinde zu entfernen, wobei ich Barmherzigkeit mit dem Gerichte verband. Die Schuldigen unterwarfen sich meinem Ausspruche in Demuth und mit Thränen der Scham und der Reue. Darnach ergriff Carl das Wort und sagte: Unser Hirt und Vater hat uns mit Barmherzigkeit behandelt und uns nicht verworfen. Er hat es gemacht, wie das Gleichniß vom unfruchtbaren Baume lautet, welchen der Hausherr umhauen wollte, für den aber der Gärtner bat: Laß ihn noch dieses Jahr stehen, ich will um ihn graben und ihn bedüngen. Wir werden heute auf's Neue umgegraben und bedüngt, auf daß wir Früchte tragen mögen; dafür sind wir unserem Lehrer Dank schuldig. — Während der Verhandlung dieser Sache wurde von Vielen gegen eine alte Wittwe die Klage erhoben, daß sie die Jugend zu einem sündlichen Umgange verführe. Das machte böses Blut bei ihrem Sohne und ihren Verwandten, welche alle zur Gemeinde gehören. „Ja," hieß es, „wir müssen immer die großen Sünder sein; Alles wird uns aufgebürdet; man will uns gern untertreten; wir sind nicht werth, hier zu wohnen. Der Lehrer ist gut, aber seine Leute

taugen nichts; weg denn von hier, wo kein Ende der Klagen ist." Mit dergleichen Worten arbeiteten sie sich in große Aufregung hinein, doch einige ernste und liebevolle Worte von mir brachten sie bald wieder zur Ruhe und das Geifern legte sich."

Da Trunkenheit und Unzucht, die beiden Laster, in denen die Heiden groß werden, auch die besondere Gefahr für die Neugetauften bilden, so bedurfte es leider auch besonderer Veranstaltungen, um gegen sie anzukämpfen. Posselt begnügte sich daher nicht mit der Anwendung der seelsorgerischen Mahnungen und pastoralen Amtshandlungen, resp. Excommunikation, sondern forderte die Gemeinde auf, auch ihrerseits nach Kräften mitzuwirken. In welcher Weise, das möge er selbst uns erzählen: (1860.)

„Vor zwei Monaten trat ein Ehemann aus der Kaffergemeinde mit dem Bekenntniß hervor, er habe vor drei Jahren in ehebrecherischem Umgange mit der Frau eines andern Mannes der Gemeinde gestanden und wiewohl er sich seit jener Zeit dieser Sünde enthalten, so drücke ihn diese Missethat und sein Gewissen treibe ihn, die Schuld öffentlich zu bekennen. Ich berief daher die Gemeinde zu einer Versammlung, um die Kirchenzucht an den Ehebrechern auszuüben. Da beide Theile die Schuld eingestanden und das mit Scham und Betrübniß, und weil sie von selbst ihre längst begangene Sünde an's Tageslicht brachten, so erachtete ich es für gut, sie milder zu behandeln und schloß sie daher auf drei Monate von der Gemeinde aus. Hiermit glaubte ich meine Pflicht gethan zu haben, doch hielt ich dafür, daß es gut sei, wenn auch die Gemeinde selbst die Uebertreter bestrafe, und zwar in einer Art, welche fühlbarer als die Kirchenzucht ist, damit die Furcht vor der Strafe ihren gesegneten Einfluß an der ganzen Gemeinde ausübe, und diese Furcht ihr mithelfe vor Fleischessünden sich zu hüten, — Sünden, in welche Jedermann zu leicht gerathen kann. „Ihr wißt," fuhr ich fort, „daß das Ausschließen aus der Gemeinde bei euch Schwarzen nicht schneidet. Von den Meisten wird das als eine sehr leichte Züchtigung hingenommen, wie ihr mir selbst bekannt habt. Es wäre daher gut, wenn solche Sünder auch einer Geldbuße unterworfen würden, denn Geld bezahlen, das dringt tiefer in eine schwarze Haut. Ich als Diener Jesu darf und werde euch nicht mit einer Geldstrafe belegen. Die Bibel giebt mir dazu kein Recht, noch erlaubt es unsere Landesobrigkeit, daß ich euch am Eigenthum strafe. Ihr selbst als schwarze Unterthanen der Königin, habt dies Recht in Händen. Die Kaffern innerhalb dieser Colonie bestrafen Ehebrecher mit einer Geldbuße oder Vieh. Dies ist gut, und die englische Regierung hindert keinen Beleidigten an der freien Uebung dieser herkömmlichen Sitte. Gebraucht daher euer Recht. Laßt die Sünder bezahlen. Ich werde daher nur zuhören, ihr aber thut, wie es Euch recht und gut dünkt."

Die Männer dankten mir und stimmten von ganzem Herzen meinen Worten bei. Alle hielten eine Geldstrafe für nothwendig und sehr nützlich, nur konnten sie sich nicht so bald über die Summe einigen, noch an wen das Geld zu bezahlen sei. Nach vielem Hin- und Herreden, wobei es zuweilen auch recht laut wurde, entschied Matthäus, daß der Ehebrecher 1 Pfund Sterling dem Manne der Ehebrecherin geben müsse, die Ehebrecherin aber, weil sie arm sei, der Frau des Ehebrechers 10 Shilling bezahle. Da sprang Carl auf und redete also: „Ihr Männer, ihr Gläubigen, wie lange wollt ihr Narren bleiben! Thut eure Augen auf, leset das Wort Gottes und verstehet es. Entscheidet ihr so diese Klage? Also, der Ehebrecher soll dem beleidigten Manne 1 Pfd. Sterl. geben und die Ehebrecherin der beleidigten Hausfrau 10 Shilling! Wie viel schlechte Kerls werden dann nicht ihre Weiber feil bieten, um Geld mit ihnen zu machen und wie viele schlechte Weiber werden dann nicht aus Hoffnung auf Gewinn ihren treulosen Ehemännern durch die Finger sehen. Wollt ihr so die Sünder bestrafen, daß der Sünden nur noch mehr werden? Nein! Ich sage, der Ehebrecher soll 3 Pfund Sterling bezahlen und dies Geld soll zum Besten der Schule verwandt werden. Und die Ehebrecherin holt sich ein Stück Vieh von ihrem Vater und giebt es ihrem Manne. Das ist Kaffer-Gesetz und sie wird dadurch neben dem Zorne ihres Mannes auch unter den ihres Vaters gestellt, weil sie diesen um ein Stück Vieh gebracht hat."

Diese Rede voll Eifer gefiel Allen und Niemand konnte dagegen ein Wort aufbringen. Die Sünder fügten sich ohne Murren, und der Ehebrecher antwortete gelassen: „Wie ihr Männer über mich verfügt, so ist es mir recht. Ich stehe vor euch wie ein Verurtheilter, der keine Gegenrede hat." —

Damit endete die Verhandlung und nach einigen ernsten Worten der Vermahnung, die ich an die Gemeinde richtete, und nachdem wir gebetet und gesungen hatten, begab sich Jeder nach Hause." —

Istschimiyana.

„Dieses aus Syrup bereitete, höchst berauschende Getränk, übt seinen verheerenden Einfluß auf unsere Schwarzen in schreckenerregender Weise aus. Wer es trinkt, wird mager, bekommt die Ruhr und stirbt in kurzer Zeit. Schreitet die Regierung nicht kräftig ein, seinen Gebrauch zu verhindern, dann steht zu erwarten, daß unsere Schwarzen eben so verschwinden werden, wie die Indianer in Amerika. Das Volk säuft sich zu Tode. Wie sehr ich gegen dieses Feuerwasser, das die inneren Wände des Magens weit heftiger angreift, als der stärkste Rum, unter den Leuten der Station gekämpft habe, ist zu seiner Zeit

berichtet worden. Es gelang mir mit Gottes Hülfe, wenn auch nicht dies Gift ganz auszurotten, doch seinen Gebrauch so zu beschränken, daß man nur auf verstohlene Weise sich desselben bedienen konnte. Daß Letzteres geschah, davon hatten wir vorige Woche ein betrübendes Beispiel. Eine junge Frau, die und deren Mann im Verdacht standen, heimlich Isitschimiyana zu trinken, durchlief wie eine Rasende die Station und warf ihren Säugling weg. Sie war total besoffen. Da mich Erfahrung belehrt hat, daß Ermahnen, Bitten, Drohen und jede Art von sanften Mitteln an dergleichen Trinkern weggeworfen ist, so bewaffnete ich mich mit einem Knop-Kiri, d. h. einem kurzen Hauer mit sehr dickem Knopfe und fuhr wie ein Wetter durch die Station. Wo ich das Giftgetränk nur antraf, da zerschlug ich die meisten Gefäße, die ich im Hause fand. Eine Geldbuße ihnen aufzulegen, nützt nichts. Es ist schrecklich, daß einer, der so gern alle Menschen nur mit Sanftmuth und Liebe regieren wollte, zum Unthier werden muß, will er nicht seine ganze Station dem Isitschimiyana Preis geben. Nun denn in Gottes Namen, wenn's nicht anders sein kann. — Mit dem Zerschlagen der Gefäße war indessen die Sache noch nicht abgethan. Ich hörte auf, Morgen-Andachten und Gottesdienste am Sonntag zu halten. Die ganze Station sollte mitleiden, Gute und Böse. Ich ließ die Gemeinde wissen, daß ich nicht eher unter sie treten würde, bis sie den Sauerteig ausgefegt haben würde. Das brachte sie zusammen und nachdem man sich erst tüchtig gezankt hatte, stellten sie folgende Gesetze auf:

1. Drei zuverlässige Männer werden gewählt und als Polizeidiener angestellt, ein wachsames Auge auf jedes Haus zu haben.

2. Wo Isitschimiyana gefunden wird, geschieht sogleich eine Anzeige an den Schulzen. Der Delinquent wird mit einer Geldstrafe belegt, wovon der anzeigende Polizeidiener einen Theil erhält.

3. Hilft dies nicht, so soll er dem Arm der Obrigkeit überliefert werden, welche öffentliche Trunkenbolde mit Gefängniß bestraft.

Nun segne der Herr Jesus diese Gesetze und ihre Handhabung, auf daß wir von dieser Seuche erlöst werden!"

Die beiden vorstehenden Mittheilungen bekunden wenigstens, daß in der Gemeinde gegen vorkommende Schäden Ernst gemacht wird. Beichtbesprechungen, welche der Feier des heil. Abendmahls voranzugehen pflegen, bieten die Gelegenheit dar, öffentliche und sonderliche Schäden aufzudecken.

Daß das Wort Gottes aber in Christianenburg auch eine Macht sei, von innen heraus zu heiligen, davon zeugen manche

hervorragende Früchte. Die Gemeinde hat sich seit 1868 bereit finden lassen, zur Erhaltung der Station regelmäßige Beiträge (für jeden Erwachsenen, mit Ausnahme der Armen und Alten, monatlich 1 Mark) zu zahlen. Aus ihrer Mitte haben Einzelne willig die Aufgabe übernommen, in die benachbarten Kraale Evangelisten-Reisen zu übernehmen, theils um ihre heidnischen Landsleute zu dem Gottesdienste einzuladen, theils um ihnen selbst die ersten Anfänge der Heilslehre zu verkündigen. Einer dieser Evangelisten, der besonders begabte, tiefernste Dalana, der schon die ersten Hermannsburger Brüder 1854 zu den Gallas begleiten durfte, hat einen so lebendigen Gebetsgeist und solchen Eifer um die Verbreitung des Evangelii an den Tag gelegt, daß er seit mehren Jahren auf unsrer Station Stendal als Nationalgehülfe gesandt werden konnte, woselbst er in großem Segen noch heute wirkt. In der Umgegend von Christianenburg aber entstanden durch den Dienst dieser eingebornen Evangelisten drei Predigtplätze, der eine in der Kranzkloof, der andere an den Umgeni, der dritte bei einem Farmer Namens Blume, jenseits Pinetown, auf welchen in regelmäßigen Zeiten Predigt-Gottesdienste gehalten werden konnten.

Auch das ist ein Zeugniß von der Sauerteigsarbeit des Wortes unter den Kaffern, daß in dem Maße, als die alten heidnischen Unsitten schwinden, christliche Sitte sich geltend macht.

Von einer alten Mutter berichtet Posselt, deren Söhne, als sie gestorben war, ihr einen ordentlichen Grabhügel aufwarfen, einen Syringa-Baum auf das Grab pflanzten und das Ganze einzäunten. Die Heiden sagen nie, daß sie ihre Todten „begraben," sondern sie „werfen sie weg," sie scheuen jede Berührung mit dem Ort, wo ihre Ueberreste verscharrt sind; ein Grab zu schmücken, das ist für einen Zulu schon der Beweis, daß er den kennen gelernt hat, der als Sieger aus dem Grabe hervorgegangen ist und auch des Grabes Schrecken hinweggenommen und das Grab geheiligt hat.

Eine ähnliche Umwandlung der Sitten findet auch bei den Hochzeitfeiern statt. Wir geben die Beschreibung einer christlichen Kaffernhochzeit aus dem Jahre 1858 wieder mit Posselt's Worten:

„Die jüngste Zeit erlaubte den Bewohnern von Christianenburg einige Tage hoher Freude, denn es ertönte daselbst die Stimme des Bräutigams und der Braut. Drei Paare wurden innerhalb weniger Tage getraut, und ein viertes gedenkt übermorgen die Feier und Freude zu erneuen. Da die Stations-Bewohner gleich allen Kaffern der Kolonie in diesem Jahre wegen der Theurung des Milis großen Mangel an der täglichen Nahrung leiden und daher die Klage: „inblala iyasigqeda" (der Hunger macht uns den Garaus) nie verstummt, so sei ihnen die Hochzeitsfreude und der

damit verbundene Schmaus recht gern gegönnt. Ihr Magen, dies offene Grab, ist nun doch ein paar Mal geschlossen und zur Ruhe gebracht worden. — Bei solchen Gelegenheiten, wo Festlichkeiten veranstaltet werden, stellt sich der segensreiche Einfluß des Christenthums über das Heidenthum recht grell heraus. Die Jünglinge, welche als Heiden in nacktem Zustande und mit Kuhschweifen und den Klauen wilder Thiere umbunden, ein mit Vieh gekauftes Mädchen, eben so nackt, zum Weibe genommen haben würden und den Tag der Hochzeit mit wildester Ausgelassenheit, in Fressen und Saufen zugebracht hätten, erscheinen jetzt in anständiger Kleidung, am Arme die Braut führend und von Freunden und Gespielinnen gefolgt, im Hause des Herrn und gehen daselbst mit tiefer Rührung in ein Bündniß ein, das vor Gott dem Allwissenden geschlossen und mit Gottes Wort, Gebet und Gesang geheiligt wird. Dann halten sie das Mahl, sind heiter und fröhlich, loben dabei Gott mit Gebet und Gesang und kein anderes Getränk als das Wasser und der Kaffee werden gebraucht, wobei jeder Anwesende die Nüchternheit bewahrt. Solch einer christlichen Hochzeit können denn auch die Heiden die Achtung schwerlich versagen.

Um jedoch zu zeigen, wie mit der Annahme des Christenthums auch christliche Sitte folgt und wie leicht sich die gläubig gewordenen Kaffern die Gebräuche ihrer weißen Brüder aneignen, will ich die Hochzeit des Doppelpaares näher beschreiben, welche am letzten September stattfand.

Wenn die deutsche Gemeinde eine Hochzeit zu feiern beabsichtigt, dann pflegt der Vater der Braut einen Mann auszuschicken, um die Gäste einzuladen. Dieser „Hochzeitbitter“ empfängt von jedem Geladenen einen Streifen Band, den er an seinem Hute befestigt. Das haben meine Kaffern an ihren deutschen Brüdern gesehen, sogleich haben sie von selbst diese Sitte unter sich aufgenommen. Der farbige Hochzeitbitter ging von Haus zu Haus und lud Alle ein, Böse und Gute, und empfing dafür viele Streifen Band und in Ermangelung derselben Schnittchen Papier oder Enden von Lappen, die alle an den Hut angebracht wurden. Am Tage vor der Hochzeit schlachtete man zwei Rinder und zwei Schafe; Weißbrot, Kaffee und Zucker wurde gekauft und meine Tafeln und die Schulbänke geliehen, desgleichen Kochtöpfe und Geschirr. Der Brautschmuck war unter der Aufsicht meiner Frau von den Bräuten selbst angefertigt worden und die Blumenkränze besorgten ihre Freundinnen, nämlich die anderen Mädchen. Am Abend vorher rief man diese nach dem Brauthause, nicht zu einem „Polterabend“, sondern zu einem Abendessen, wobei dann stets ein christlicher Gesang gesungen und gebetet wird. — Der Trautag erschien und nun streuten die Mädchen auf den Weg zur Kirche Laubwerk und Blumen, auch schmückten sie das Haus des Herrn

mit Laubgewinden und Kränzen. Die Bräute, welche sich recht nett angezogen hatten und deren fein gekämmtes, kurz geschnittenes Haar ein runder Strohhut bedeckte, an welchem sogar nicht der baue Schleier fehlen durfte (den ich allerdings gern weggewünscht hätte), befanden sich schon seit dem letzten Abend in meinem Hause. Von der Wichtigkeit und der Feierlichkeit der Sache durchdrungen, überließen sie sich ganz ihrem Gefühl und Thränenströme flossen über die schwarzen Wangen. Und ihr Gefühl wonnevoller Wehmuth theilten alle übrigen Mädchen, die auch reichlich schluchzten. Um 11 Uhr kamen die Bräutigams in reinlichem und anständigem Anzuge, von ihren Freunden und Freundinnen gefolgt. Sie ordneten sich selbst in Paare, die Bräute an den Armen der Führer, während die Bräutigams Gespielinnen der Bräute geleiteten. Die Glocke ließ ihre feierlichen Töne hinterher rufen und so betrat man das Gotteshaus. Hier vollzog ich die Trauhandlung mit Gesang, Gebet und mit einer Vermahnung über die Worte des Herrn: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." — Nach vollzogener Handlung begab sich die Menge nach Christianenburg. Nun führte jeder Bräutigam seine eigene Braut. Die Glocke schwieg auch jetzt nicht. Auch ich, meine Frau und Kinder, sowie der deutsche Schullehrer nebst seiner ganzen Familie gingen hinüber zum Hochzeitshause, denn wir alle waren eingeladen. Dort hatte man uns den Tisch gedeckt und legte uns Braten und Weißbrot vor und zum Schluß wurde eine Tasse Kaffee gereicht. Mit uns zugleich aßen an einem andern Tische die jungen Eheleute, denen der Brautführer sehr artig vorschnitt, ohne selbst etwas zu kosten, wiewohl die Eßlust ihm stark an den Augen und der Mundstellung zu lesen war. Später wurden alle Anwesenden gespeist, die christlichen Kaffern im Hause, die heidnischen draußen. Nachdem das einfache Mahl vorüber war, das gewiß allen Schwarzen königlich mundete, setzte ich mich in ihre Mitte, ließ ein geistlich Lied mit fröhlicher Melodie singen und richtete einige Worte an sie. Ich bemerkte, daß auch mir dieser Tag ein Festtag sei, schon weil ich sie alle so fröhlich sehe, als auch besonders, weil der Hochzeitsvater diese zwei Bräute frei an die jungen Männer hingegeben habe, ohne für sie Vieh zu fordern. Von dieser so viel Leiden erzeugenden Kaffer-Sitte, die der Predigt des Evangeliums so viel Hindernisse in den Weg lege und das weibliche Geschlecht zum Vieh herabdrücke, habe Carl keinen Gebrauch gemacht, wiewohl doch die Gläubigen auf vielen Schulplätzen sie beibehielten, und auch hier mehrere sich finden, die dafür seien. Wie wir den Grund zu Etwas legen, so würden unsere Nachkommen weiter bauen. Nach dergleichen Worten gingen wir nach Hause, während die ganze Gemeinde diesen und den nächsten Tag fröhlich und einig beisammenblieb."

Wir schließen diese Spezialmittheilungen aus dem christlichen Leben der neuen Gemeinde in Christianenburg mit einem Denkstein, den wir einem treuen Knecht des Posseltschen Hauses, der Jahre lang wie ein Hausfreund ihm angehört hatte, setzen wollen:

Fredy.

Gestern, als am 2. Pfingsttage, so schreibt Posselt 1869, wurde Fredy begraben, ungefähr 23 Jahre alt. Als ein Knabe von 8 Jahren kam er zu den Deutschen und arbeitete bei diesem und jenem. Später trat er bei mir in Dienst und wurde getauft. Vor zwei Jahren verheirathete er sich und bald nachher überfiel ihn ein starker Husten, der in brechende Schwindsucht überging und sein Leben beendete. Er war ein Junge von unbefleckter Ehrlichkeit, dem man jegliches zeitliches Gute ohne die geringste Besorgniß anvertrauen konnte. Da er in unserm Hause gleichsam aufgewachsen ist und er unsere Kinder sehr liebte, so hingen auch diese an ihm und wir fühlen seinen Tod als den eines Sohnes. und meine Frau und die Kinder haben ihn beweint und ihm das letzte Geleite gegeben. Unsern 6jährigen Hermann fanden wir bei der Rückkehr vom Kirchhof im Hühnerstall, wohin er sich begeben hatte, um für sich allein zu weinen, „weil Fredy todt sei." Die leibliche Pflege während seiner langen und schmerzensvollen Krankheit übernahm meine Frau, für die geistliche sorgte ich und die wackeren Glieder der Gemeinde. Vierzehn Tage vor seinem Tode schleppte er seine dürren Beine zu mir in's Haus und empfing mit tiefer Rührung im Beisein der Gemeinde-Aeltesten das heilige Abendmahl. Als er sich nicht mehr aufrichten konnte, übergab er mir sein einziges Kind, ein Knäblein von einem Jahre. Von seiner noch lebenden Frau hielt er nicht viel. Er dankte herzlich für alles Gute, das wir ihm erwiesen und starb bald darauf, nachdem er mit leiser Stimme die ihn Umstehenden zur Treue im Glauben ermahnt und seine Seele dem Herrn Jesu befohlen hatte.

Die obenstehenden Mittheilungen geben uns den Beweis, daß der Herr sein Werk auf Christianenburg hat, und daß die auf der Station gesammelte Gemeinde von 400 getauften Zulu mit zu dem Schmerzenslohn des Herrn Jesu gehört, der ihm durch den Dienst unserer Mission errungen worden ist.

Von den geschichtlichen Erlebnissen dieser Station fügen wir schließlich noch hinzu, daß im Jahre 1859 die Absicht war, ein

Erziehungs-Institut für Missionarskinder auf Christianenburg zu errichten. Unsere Handwerker Brüder Strobel und Sachtleben haben zu dem Ende in zwei Jahren ein schönes geräumiges Haus mit Veranda gebaut und Bruder Schumann, der zur Leitung des Instituts 1859 nach Christianenburg abgesandt wurde, eröffnete 1860 die Anstalt. Dieselbe hat sich nicht als lebensfähig erwiesen, und mußte nach kurzer Zeit aufgegeben werden. Schumann, der auch in die Verwaltung der Kaffernschule sich schwer finden konnte, wurde als Missionar nach Stendal versetzt, Strobel verließ den Missionsdienst und Sachtleben ging in die Transvaalmission über. Das Gebäude des Instituts steht heute noch, und wird als Schulhaus und Kirche benutzt.

Im Jahre 1873 machte Bruder Posselt eine Reise nach Deutschland, woselbst seine anregenden und plastischen Mittheilungen aus dem Missionsleben noch heute unvergessen sind. Sein Sohn Johannes und Bruder Bauling versahen während seiner Abwesenheit seinen Dienst. Die Reise hat unserm Bruder Posselt und der heimischen Missionsgemeinde viel Anfrischung und Erquickung, seiner Kafferngemeinde die Mittel zum Ankauf eines neuen Streifens Land zu Stationszwecken und Beihülfe zum Bau der Kirche eingebracht. Posselt's eigener Bericht über seine Rückkehr möge diesen Abschnitt beschließen.

„Am letzten Tage des Jahres 1873 warfen wir Anker in der Bai. Am 1. Januar Nachmittags um 2 Uhr kam der kleine Hafen-Dampfer und brachte uns Lootsen. Er fuhr voran, uns den Weg durch den gefahrvollen Eingang zeigend. Ohne Unglück kam jedes Schiff hinein, das Ufer an der Stadtseite war mit einer Volks-Menge bedeckt und nach ein paar Stunden betrat ich Natal. Ich miethete ein Pferd und ritt beim Mondenschein nach Christianenburg, zwei und eine halbe deutsche Meile landeinwärts. Es war 11 Uhr Nachts, als ich bei meinem Hause abstieg. Drinnen schlief Alles, es war so still, so still, kein Hund bellte. Mir pochte das Herz, ich stand dort, wo ich vor zehn Monaten mit nassen Augen Abschied genommen und wo die lieben Meinigen mit Schluchzen mir nachgeschaut hatten. Sie lagen in süßer Ruhe, nicht ahnend, ich stände vor der Thür. Noch verschob ich ein paar Minuten den seligen Augenblick des Wiedersehens, dann klopfte ich an und als man meine Stimme vernahm, da hallte durch's ganze Haus nur der eine Ruf: „O da ist Papa!“ Ich empfing Weib und Kinder als ein Gnadengeschenk aus der Hand meines Gottes. Ich sah sie alle, die mir der Herr gegeben, es fehlte keiner von ihnen, außer der ältesten Tochter Mathilde, die weit von hier mit ihrem Manne wohnt. Da führte mich die Mutter nach einem Bettchen, darinnen schlief ein zartes Mägdlein von acht Monaten, sie hatte es während meiner Abwesenheit ge-

boren. Und ich küßte seine Wangen und netzte sie mit Thränen und segnete das Kindlein und es fuhr fort so sanft zu schlafen. Darnach fielen wir auf unser Antlitz und priesen den Herrn, dessen Güte in Ewigkeit währet.

Nächsten Morgen kamen meine Schwarzen truppweise und einzeln, mich zu begrüßen. Da ward große Freude unter ihnen. Die alten Mütterchen stampften den Boden und hüpften. Sie küßten meine Hände und Wangen, etliche weinten vor Freude. Alle wunderten sich, daß ich so fett geworden war, hau ukulupule kangaka! (au, wie fett bist du geworden) sprach Jede. Ja, entgegnete ich, das haben die lieben Freundinnen jenseit des Meeres gethan, die mich so köstlich bewirtheten.

Zwei Tage darauf war Sonntag. Da kam die deutsche Gemeinde und sang vor meiner Thür unter Begleitung von Blaseinstrumenten: Nun danket alle Gott. Der liebe Bruder Bauling, der mich inzwischen vertreten hatte, übergab mir mit passenden Worten diese Gemeinde, woran ich mit tiefer Rührung eine Ansprache knüpfte. Ich faßte meine liebe Frau an den Arm und nun begaben wir uns in die deutsche Kirche, wo ich singen ließ: Womit soll ich dich wohl loben, mächtiger Herr Zebaoth. Statt der Liturgie las ich den 116. Psalm, hieß die Gemeinde aufstehen und den Vers singen: Mich hast du auf Adlersflügeln oft getragen väterlich, in den Thälern, auf den Hügeln wunderbar errettet mich. Wenn schien Alles zu verrinnen, ward ich deiner Hilf doch innen. Tausend, tausendmal sei dir, großer König, Dank dafür. Ich aber warf mich vor meinen himmlischen König am Altar nieder, die Gemeinde that dasselbe nach Absingen dieses Verses und ich betete. — Die Predigt hielt ich über die Worte Jakobs: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast."

Als dieser Gottesdienst vorüber war, begann wie gewöhnlich der für die Kaffern. Um der auswärtigen Heiden willen, die doch auch kommen, kann ich ihn vor Mittag nicht anfangen. Mein Sohn Johannes, dem ich vorzüglich die Pflege und Zucht der Gemeinde übertragen hatte, führte sie mir entgegen. Sie stimmten das Lied an: Allein Gott in der Höh' sei Ehr. Darauf sprach mein Sohn auf Zuluisch: Vater hiermit übergebe ich dir deine Gemeinde, die zu leiten und zu lehren du mir befohlen hast. Ich muß ihr das Zeugniß geben, daß sie meine Jugend nicht verachtet hat, sondern ist mir gehorsam gewesen. Ich habe nach meinem Vermögen hier gepredigt, Klagen geschlichtet und Ordnung und Zucht gehalten. Dabei hat mir besonders Dein induna (Minister) geholfen." Ich dankte meinem Sohne, den meine Gemeinde als einen tüchtigen Prediger rühmte, — denn ihre Zunge ist gleichsam seine Muttersprache — und dankte auch der Gemeinde für ihren

Gehorsam. Nun begaben wir uns in's Gotteshaus, sangen und lobeten Gott. Ich überbrachte ihnen die Grüße von der heimischen Missionsgemeinde und erzählte ihnen, welche Freude bei derselben gewesen sei, als sie hörten, daß sich auch die schwarzen, wilden Kaffern zu unserm Herrn Jesu bekehrten."

Und nun, Herr, hilf weiter, und vollende in Treue, was Du in Gnaden begonnen hast!

Dritter Abschnitt.

Ausbreitung der Zulu-Mission

in der Natal-Colonie.

26. Baalbank. Alt-Stendal.

Wir haben bereits oben (p. 131) berichtet, daß in Folge längerer Briefstockungen und dadurch entstandener Misverständisse der Missionar Güldenpfennig im Anfange des Jahres 1852 aus unserer Gesellschaft ausgeschieden sei. Er begab sich zu seinem Schwiegervater, einem frommen und angesehenen Bauer auf dessen Platz Malta, der nicht weit von Emmaus gelegen ist, und der späterhin in Güldenpfennig's Besitz überging. Von dort aus versah er die Stelle eines Predigers unter den anwohnenden Bauern, und wurde von ihnen hoch geschätzt und geehrt, und wirkte im großen Segen, so daß sie ihm die Unterschreibung der reformirten Glaubensartikel gerne erließen. Drei und ein halbes Jahr hatte er in dieser neuen Stellung gearbeitet, als die Sehnsucht nach einer unmittelbaren Missionsthätigkeit so lebhaft in ihm erwachte, daß er gegen Ende 1855 an das Comité nach Berlin schrieb, wegen alles Geschehenen um Verzeihung bat und die Wiederaufnahme in die Zahl der Missionare nachsuchte.

Das Comité ertheilte ihm gern die Verzeihung und stellte ihn als unordinirten Katecheten wieder an; er erneuerte das Gelübde der Treue und versprach, nie wieder eigenmächtig den Verband unserer Gesellschaft zu verlassen. Bruder Wuras wurde beauftragt, für ihn einen passenden Bauernplatz zur Anlegung einer Station zu kaufen.

Als Wuras zögerte, entschloß sich Güldenpfennig kurz und kaufte den 8000 Acres großen Platz Baalbank, den ihm ein Diaconus seiner früher holländischen Gemeinde zu dem höchst billigen Preis von 150 Lstr. (1000 Mark) anbot. Der Platz, zu beiden Seiten der Tugela gelegen, war nicht weit von Putini's Location, so daß dessen und Langalibalele's Volk von dort aus in Angriff genommen werden konnte; Güldenpfennig bot den Platz dem Comité zum Wiederankauf an, und dieses Anerbieten wurde im December 1857 von Berlin aus acceptirt, und zugleich Güldenpfennigs Ordination beschlossen.

Bevor dieser Comitébeschluß in Afrika eintraf, hatte sich

Güldenpfennigs altes Herzleiden wiederum in dem Maße gesteigert, daß er im März 1858 abermals sein Amt niederlegte und dem Comité zugleich anzeigte, er wolle wegen seiner Altersversorgung der Gesellschaft nicht beschwerlich fallen, sondern selbst seinen Unterhalt auf andere Weise erwerben. Nach dem Eintreffen der Antwort des Comité änderte Güldenpfennig seinen Entschluß, blieb im Amt und wurde ordinirt.

Ueber diese Verhandlungen war der Ankauf von Vaalbank rückgängig gemacht und Güldenpfennig hatte einen andern Platz in dem Dornenfelde, etwa eine Meile von Dorf Weenen stromaufwärts des Blaukranz-Flusses gekauft, in dessen Nähe eine zahlreiche Kaffern-Bevölkerung sich niedergelassen hatte. Da das Urtheil von Bruder Posselt und Zunkel ebenfalls dahin lautete, daß dieser Platz geeigneter sei, als Vaalbank, so wurde der Wechsel der Plätze genehmigt und der neue Platz definitiv zur Missionsstation erhoben. Er erhielt den Namen Stendal. Güldenpfennig löste nun sein Verhältniß zu der Bauerngemeinde definitiv auf.

Der neue Platz war sehr günstig gelegen. Auf demselben standen etwa 15 Kaffernkraale, deren Bewohner dem Evangelio sich zugänglich zeigten. Außerdem lebte dort auch eine kleine Anzahl Hottenhotten, welche holländisch sprachen und ebenfalls gern den Unterricht empfingen. Besonders der kleine Kaffernhäuptling Matambana (Matiwane), ein Bruder des mächtigeren Langalibalele kam dem Bruder Güldenpfennig bereitwillig entgegen, besuchte selbst fleißig die Gottesdienste und hielt auch seine Leute zu denselben an. Zwei kleine Flüßchen, der Sterkspruit und ein anderer Spruit begünstigten die Bewässerung des Landes, einige alte Häuser des frühern Besitzers boten Obdach für die Missionar-Familie, ein großer Schuppen, der bisher als Wagenschauer und Pferdestall gedient hatte, wurde als vorläufige Kirche eingerichtet, bis zur Vollendung der geplanten neuen. Ein in der Nähe wohnender frommer Bauer, Namens Hatting, war ein treuer Freund und Nachbar des Missionars, so daß dieser seine besondere Gabe, den Bauern zu predigen, auch hier dadurch verwerthen konnte, daß er in dem benachbarten Dorf Weenen alle vier Wochen einen holländischen Gottesdienst hielt. Alles ließ sich aufs Beste an.

Da brachte der Sommer des Jahres 1859 eine Hitze, die dort in dem heißen Dornenfelde sich zu einer unerträglichen Höhe steigerte. Die beiden Flüßchen trockneten bis auf den letzten Tropfen aus, die Anpflanzungen im Garten verdorrten bis auf den letzten Halm, und was noch schlimmer war, auch das alte Krankheitsleiden Güldenpfennig's trat in so gesteigertem Maße hervor, daß er in seiner Arbeit auf ein Geringstes sich beschränken, dann aber den Platz verlassen mußte, um in dem kühler gelegenen Emmaus Heilung zu suchen.

Das Comité beschloß daher, ihm zunächst einen Gehülfen zu geben in der Person des jungen Bruder Reizel, welcher am 12. Januar 1860 in Natal landete.

Jetzt konnte die Arbeit auf Stendal mit erneuter Kraft angegriffen werden. Da der getaufte Saul aus Emmaus mit seiner Familie — unter ihnen auch einige getaufte Kinder — und außerdem noch einige andere getaufte Kaffern und Hottentotten sich auf dem Platz niedergelassen hatten, so war eine kleine Christengemeinde von 7 Seelen schon vorhanden und es schallte Abends ganz lieblich von dem Kraale her der Gesang: „O wanneer! o waneer.“ (Laßt mich gehen! Laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen) hinüber. Reizel konnte mit vier Hottentotten, den holländischen, und mit sieben Zulu-Jünglingen den kafferschen Unterricht beginnen.

Ueber seine Arbeit berichtet Güldenpfennig im Jahre 1860:

„Als die Gärten abgeerntet waren — denn so lange die noch stehen, ist es fast unmöglich, von den Kaffern Kinder zur Schule zu bekommen — ging's frisch an's Werk. Ich machte sie mit der Sache bekannt, sagte ihnen, daß sie jetzt ihre Kinder alle Tage zur Schule schicken sollten, damit sie etwas lernten; Sonntags allein, wie bisher, sei nicht genug. Wider Erwarten waren alle willig dazu. Mein kleiner Häuptling freute sich sogar darüber, denn er wünschte, daß sein Sohn — er hat nur einen — etwas Ordentliches lernen solle. Freilich hat es immer seine Eigenthümlichkeit mit der Willigkeit der Kaffern, mit ihrem Wünschen und Begehren. Es kamen Kinder, aber lange nicht alle. Bruder Reizel mußte manchen Gang thun, um die schwarzen, nackten, schmutzigen Kleinen zusammenzuholen und wenn sie ihm auch nicht gerade davon liefen, so kamen viele doch den andern Tag nicht wieder, und seine langen Beine und die armen Stiefeln mußten wieder herhalten, um den Trupp auf's Neue zusammen zu bringen. Die Alten waren damit zufrieden und die Kleinen waren auch ganz munter und fröhlich, wenn sie erst beisammen waren. Da kam Bruder Reizel auf einen andern Gedanken. Ich hatte ihm seine Sachen von der Bai geholt. In der Kiste waren Kittel für die Kaffern. Da fing er an auszutheilen und nun war die Sache gewonnen. Es war nicht mehr nöthig, die Kleinen aus den Häusern herauszuziehen; sie kamen von selber und nicht eins wollte zurückbleiben. Auch ich hatte noch ein Paar alte Lappen, die ich den größeren Mädchen umhing, und so waren sie denn alle gekleidet. Nun kamen sie so ziemlich regelmäßig, gewöhnlich einige und dreißig und die ganze Zahl beträgt vierzig. Das ist die Kraft der Kittel. Wie es gehen wird, wenn dieselben zerrissen sind, müssen wir abwarten. Können wir die Kinder wieder neu kleiden, dann werden sie wieder neuen Eifer beweisen. Wenn das Wort Gottes diese rohen Heiden noch nicht zur Schule zieht, so thun es doch die Kittel; und sie hören und

lernen dabei das Wort in der Schule, am Ende gefällt es ihnen; sie glauben, werden getauft und dann sind alle Kittel bezahlt. — Bruder Reizel scheint ganz in seinem Element zu sein. Er lehrt die Kinder ABC; einige buchstabiren; Martinus, ein getaufter Knabe, Sauls Sohn, liest schon; er ist ein verständiger Junge, auch gehorsam. Weiter sagt ihnen Reizel die Gebote und Bibelsprüche und zuletzt wird tüchtig gegeigt und gesungen. Im Singen haben sie gute Fortschritte gemacht. Mancher Missionsfreund würde schon dadurch seine Gaben belohnet sehen, wenn er die Kinder könnte singen hören. Wir haben schöne Lieder und für die Kaffern auch hübsche Melodien dazu. Einige Male sind schon Bauern bei uns zu Besuch gewesen, welche ganz entzückt über den Kaffergesang waren und durchaus einige von den Melodien haben mußten. Nachmittags hält Bruder Reizel mit den Hottentotten Schule. Man sieht also, daß der liebe Bruder Arbeit genug gefunden hat und mir auch eine gute Hülfe ist. — Von den alten Kaffern ist weder besonderes Gutes noch Böses zu berichten. Sie kommen zur Kirche und sind gehorsam in Allem, was ich sage; viele sind auch sehr aufmerksam bei der Predigt, so daß es scheint, als ob sie mir die Worte aus dem Munde nehmen wollten. Das war namentlich vorgestern der Fall, wo sie sich ordentlich hervordrängten, jedes Wort zu hören; ich predigte über die Gerechtigkeit der Pharisäer. Aber noch hat sich Niemand über seinen verlorenen Zustand ausgesprochen. Sie sagen wohl: „Das Wort Gottes ist gut!" aber das ist auch Alles. Getaufte sind sieben auf Stendal, Saul mit eingeschlossen."

Die Hoffnungen von Alt-Stendal sind nicht erfüllt worden. Bruder Güldenpfennig's Gesundheit war so völlig gebrochen, daß er eine eigentliche Missionsarbeit nicht wieder aufnehmen konnte. Als nun wegen des Ankaufs der Station sich unerwartete Schwierigkeiten erhoben, als es sich auch herausstellte, daß der Platz selbst nicht recht gesund sei, als dann ein großer Theil der Leute aus Langalibalele's Volk in fernere Gegend verzog und damit die Möglichkeit, in diesen Stamm einzudringen, verloren ging, wurde in Berlin beschlossen, dieses Stendal aufzugeben. Bruder Reizel wurde nach der inzwischen angelegten Station am Emseluzi als Katechet versetzt, um dort mit Bruder Nauhaus gemeinsam zu arbeiten. Bevor wir indessen hiervon weiter berichten, geben wir noch in zwei Abschnitten die Nachrichten über Bruder Güldenpfennig's letzte Erlebnisse.

---

27. Das Töchterlein des Missionars.

Die Geschichte von dem Heimgange der kleinen Dorothea, des siebenjährigen Töchterleins des Bruder Güldenpfennig, bietet des Ergreifenden so viel, daß wir auf die Verzeihung der Leser rechnen, wenn wir ihr, trotzdem sie zu der eigentlichen Geschichte der Mission nicht gehört, doch einen Platz in diesem Werke gönnen. Der tief ergriffene Vater hat sie selbst aufgeschrieben, und sie giebt uns daher einen Einblick in die innere Geschichte unserer Missionsgeschwister, und soll zugleich dem vielgeprüften Bruder Güldenpfennig ein Gedächtniß stiften. Er schreibt also:

„Die Worte des 130. Psalms drücken die Gefühle meines Herzens ganz aus. Seit geraumer Zeit liegen sie mir beständig im Sinne, und doch schien es mir zu weit gegangen, wegen meiner Krankheit so zu klagen, obgleich mein Zustand beklagenswerth genug war. Die Hitze ist in diesem Jahre außerordentlich groß. Meine Kraft ist ganz dahin und wochenlang mußte ich von 10 bis 4 Uhr liegend auf dem Bette zubringen. Da ich nothwendige Geschäfte bei der Mariannen-Kirche am kleinen Tugela hatte, ich mir auch von dort mein Brotkorn holen mußte, so wurde denn endlich, zur Freude meiner lieben Familie, der Beschluß gefaßt, dorthin eine Besuchsreise zu machen. Alte Verwandte meiner Frau wohnen dort, und nun können Sie sich schon den Jubel der Kinder denken, denn da giebts Großpapa und Großmama, Tanten und Onkel und viele Kinder zu sehen, mit denen die unsern aufgewachsen sind. Nie werde ich den langersehnten Tag der Abreise vergessen. Zwei Tage mußten wir fahren. Am ersten spannten wir im Felde unter freiem Himmel aus, um dort unser Mittagbrot zu bereiten. Ach wie fröhlich waren die Kinder, jedes wollte etwas thun, Holz aus dem Wagen holen, Feuer machen, den Tisch decken und das Mahl einnehmen! Wir hatten so recht die Freude des Herzens an diesen Kleinen, nicht ahnend, daß wir sie so nie wieder sollten spielen sehen. Sonnabend kamen wir bei meinem Schwager an, der bei jener Kirche wohnt, und Sonntag war Gottesdienst. Dienstag fuhren wir zu Zunkel nach Emmaus. Meine Gesundheit wurde nicht besser, sondern im Gegentheil immer schlechter; fast konnte ich nicht mehr ausgehen. Bei Zunkels wurde auch mein Geburtstag gefeiert, der 41. Schwester Zunkel hatte Kuchen gebacken und ihre und unsere Kinder mir einen mächtigen Kranz gewunden; aber eigentliche Freude wollte doch nicht bei uns einkehren. Zu meiner Krankheit kam dann auch noch die von unserer lieben Dorothea, der dritten Tochter. So verlebten wir fünf Tage bei Zunkels, unser Kind war wohl, (wir glaubten es wenigstens) und wir traten den Weg nach meinem geliebten Malta an, wo meine Schwiegereltern wohnen. Bei dem Ausbessern einer Trift durch einen kleinen

Fluß fand ich ein Nest voller Schlangeneier. Das war was für die Kinder. Alle sprangen fröhlich aus dem Wagen, hüpften um die Eier herum, ließen auch einige öffnen, (es waren schon Junge darin), und sprangen dann noch ein wenig im Grase herum, worauf die andern Kinder durchs Wasser wateten, nur Dorothea ließ ich durchtragen. Groß war die Freude, unser liebes Malta nach zehn Monaten wieder zu sehen. Der Wagen hielt still, die Kinder stiegen aus und flogen gleich in den Garten hinein, um nach ihren Bäumen zu sehen, die sie selber gepflanzt.

Dies war der letzte Gang unserer lieben Dorothea. Ins Haus gekommen, legte sie sich zu Bette, kränkelte einen Tag, wurde dann ernstlich krank und erlag noch an demselben Tage dieser furchtbaren Krankheit, der Erstickung. Keine Bräune, es entsteht ein Schmerz in der Luftröhre, der Kranke kann schlucken, sprechen, ist frisch und gesund. Von Zeit zu Zeit kommt ein Husten, der eine solche Masse Schleim mit sich führt, daß die Kinder daran ersticken. Lang und schwer war ihr Todeskampf, doch so selig, ach! so selig! Er dauerte 9 Stunden. Niemand glaubte, daß das Kind sterben würde; ja, ich konnte es mir bis ½ Stunde vor ihrem Tode gar nicht denken. Am 17. März Morgens 7 Uhr drückten wir unserer Gottesgabe die Augen zu. Es war eine rechte Dorothea. 7 Jahre 3 Monate und 9 Tage war sie alt. Die ganze Gemeinde betrauert sie, alle Leute hatten sie lieb. Ihre Tanten waren gleich uns untröstlich. Bruder Zunkel, in Wahrheit mein Bruder, war ganz zerschlagen vor Schmerz, er wollte die Leiche durchaus noch küssen, was ich ihm aber nicht zuließ. Schwester Zunkel konnte nicht zum Begräbniß kommen, ihr Schmerz war zu groß. Ein Deutscher aus Hamburg, und namentlich dessen Frau, hatten das Kind so lieb, daß sie noch 7 deutsche Meilen zum Besuch nach Stendal kamen, um Dorothea wieder zu sehen. Jeder wollte etwas schicken. Goldene Ohrringe, ein goldener Fingerring, ein silberner Fingerhut mit Stein, ein Atlasband, Kleider, selbst zwei Kühe und ein Kalb wurden ihr gebracht. Diese deutsche Frau kam auch, als sie hörte, daß wir auf Malta waren, mit dem Wagen, um Dorothea zu sehen. Ach sie war schon krank, und die Frau sah den Tod ihres Lieblings voraus. Zum Begräbniß konnte sie nicht kommen, denn sie lag krank vor Schmerz, ihr Mann kam allein, aber weinend, nie habe ich diesen Mann zuvor weinen sehen. Aus Obigem können sie wohl schon auf unsern Schmerz schließen. Ach ich möchte sagen, daß er unmäßig ist. Mein Herz ist ganz zerschlagen. Wir murren nicht, wir wissen, was er gethan hat, wir danken selbst dafür, aber das alles hindert und lindert den natürlichen Schmerz nicht. Allerdings muß ich bekennen, daß mein Herz nach dem Begräbniß murren wollte, es wollte immerfort fragen: Warum, Herr? und ich muß gestehen, daß ich einen Kampf gekämpft

habe auf Leben und Tod. Nur einmal, bei meiner Bekehrung, die plötzlich geschah, habe ich so im Thal der Todesschatten herumtappen müssen, als am 19. und 20. März 1859. Doch der Herr hat geholfen, ich habe überwunden. Traurig und betrübt kamen wir den 26. auf Stendal an. Hier erst, beim Anblick aller der Kleider und Sachen des Kindes, bemeisterte sich ein unnennbarer Schmerz der armen Mutter. Ach welch trübe Stunden des Lebens, und doch noch nicht trübe genug. Den 27. legte sich unser einziger Sohn, unser geliebter Jonathan, nicht minder von allen Leuten geliebt als seine Schwester. Er hatte dieselbe Krankheit, da saßen wir denn wieder zwei lange Nächte an seinem Bette und manche Thräne ward geweint. Doch der Herr war barmherzig, er ist seit gestern wieder besser. Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich Ihnen das Leben dieses Kindes ausführlich mittheile; es kann allerdings als Eitelkeit erscheinen, doch sollen Sie nichts mehr, als die einfache Wahrheit haben, und auch diese nur zur Ehre ihres und unsers Heilandes, Amen.

Unsere Dorothea wurde geboren auf Emmaus den 8. Decbr. 1851. Vor ihrer Geburt schon stiegen viele Gebete für sie zum Throne Gottes. Es war nämlich keine Hülfe für meine Frau da, die Hebamme war vor unserer Thür, da aber der Fluß voll war, so konnte sie nicht herüber kommen. Mit besonderer Freude haben wir das Kind auch nicht begrüßt, da wir lieber ein Söhnlein gehabt hätten. Ihre Namen, Anna Marie Dorothea, erhielt sie von meiner einzigen Schwester, der Frau Gerichtsräthin R. in S.

Sie war ein starkes, kräftiges Kind, zeigte Verstand und Klugheit, aber auch Eigensinn. Dieser Eigensinn bildete sich im dritten Jahre bis zu einem Grade aus, der uns Furcht einflößte. Nicht immer war sie so, sondern nur zu Zeiten, dann war sie aber fest entschlossen, ihren Kopf durchzusetzen. Wurde ihr etwas von uns geheißen, dann antwortete sie erst, „ich will nicht,“ dann „ich werde das nie thun, nimmermehr werde ich das thun.“ Dazu stampfte sie dann mit dem Fuß auf die Erde. Ich wollte ihren Eigensinn brechen, und zwar, da Güte nichts vermochte, so sollte es mit Gewalt geschehen. Es war auf einer Reise, als sie eines Tages den Meister spielen wollte. Auf ihre trotzigen Antworten nahm ich sie beim Arm, und band sie an das Hinterrad am Wagen, und als sie darauf trotzig ward, nahm ich einen Riemen, um sie zu züchtigen. Sie sollte nur, „Bitte, bitte Papa“ sagen, und ich wollte gleich aufhören mit schlagen; allein sie biß die Lippen zusammen, ballte ihr Fäustchen und ließ sich schlagen, bis sie blau um den Mund und um die Augen wurde, und ich fürchtete, sie würde die Krämpfe bekommen. Sie hatte also gesiegt. Bald darauf ward sie wieder so trotzig und erklärte uns, daß sie ins Feld gehen, und sich von Löwen (es giebt dort genug) würde auf-

fressen lassen. In dieser Zeit war sie 2½ Jahr alt. Einige Zeit hernach, als wir zu Hause waren, gerieth sie förmlich in Wuth, zankte mit ihrer Mutter, und als diese sie züchtigte, schlug sie nach ihrer Mama, drehte sich dann um und sagte, daß sie zu den Kaffern gehen und dort bleiben werde, denn wir hätten sie doch nicht lieb. Jetzt kam auch ich dazu und sahe Dorothea wieder hereinkommen, auf ihre Mutter zu gehen und diese mit Fäusten schlagen. Ich ergriff sie, um sie derb für diese Unart durchzuhauen, allein sie warf sich auf die Erde und stieß mit Händen und Füßen, sprang wieder auf und sagte: „Ich werde jetzt weggehen, denn ich sehe, daß Papa und Mama mich todtschlagen wollen.“ Hiermit ging sie zum Hause hinaus. Ihre Schwestern, die sie zu beruhigen suchten, wurden ebenfalls geschlagen. Uns brach das Herz. Ich sagte zu meiner Frau, hier kann nur der Herr helfen. Wir weinten, warfen uns auf die Kniee und flehten zu dem Herrn, er solle doch unser Kind retten. Nach dem „Amen“ gingen die ältern Kinder hinaus, um nach Dorothea zu sehen, da stand sie unterm Fenster und weinte. Mit Mühe brachten die Schwestern sie ins Haus, dann aber fiel sie ihrer Mutter um den Hals, sagte: Bitte, bitte, liebe Mama, ich war ein böses Kind, ich war sehr unartig, ich habe Mama geschlagen. Die Mama sagte, sie müsse den Herrn Jesus um Vergebung bitten, sie hätte es vergeben. Dann kam sie auch zu mir und sagte dasselbe, und fügte tief bewegt hinzu: „Ich werde es nie wieder thun.“ Der Herr hatte uns erhört, unser Kind war gerettet. Sie hat Wort gehalten, ist nie wieder in den alten Fehler zurückgefallen, ja, wir können mit voller Wahrheit sagen, daß sie uns nie wieder betrübt hat. Sie war neugeboren.

Fünf Jahre alt, konnte sie lesen, sie hat es von ihren Schwestern gelernt. Das Aufsuchen in der Bibel hat sie auch von selber gelernt. Sie sahe vorn im Liederschatz die Bibelstellen angegeben mit den Namen der Bücher, die sie bereits gelernt hatte, und wollte nun sehen, ob das wirklich in der Bibel stehe, und welche Freude, als sie es so fand. Die Bibel war ihr Lieblingsbuch, in der letzten Zeit las sie tagtäglich und zwar im Verborgenen mit ihrer älteren Schwester die Bibel. Das Capitel, wo die Jünger fragen: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrte, dann die Auferweckung Lazari und das 26. Capitel aus Matthäus vom 36. Vers an lernte sie auswendig. Die letzten Wochen ihres Lebens war sie auffallend still. Alle Bekannte grüßte sie beim Weggehen mit einem herzlichen Kuß. Zunkels sprachen es gegen uns aus, wie sie die Dorothea so ganz besonders fänden. Eine besondere Freude bereitete ihr Zunkel noch dadurch, daß er ihr einen Katechismus schenkte. In der Dämmerung noch durchblätterte sie ihn und erzählte mir dann, daß es eben ein solches Buch

sei, als ihre beiden Schwestern hätten, nun könnten sie besser lernen, denn nun habe jedes Kind ein solches Buch. Hier wurde sie krank, weinte viel, ohne zu wissen warum. Als sie auf Malta zu Bette lag, hat sie nie wieder verlangt, aufzustehen, hat nie den Wunsch geäußert, gesund zu werden, obgleich sie darum gebeten hat, wenn der Herr es wollte. Keine Klage haben wir aus ihrem Munde gehört, keine Ungeduld über ihr Leiden. Bis zur letzten halben Stunde hat sie sich immer selber noch geholfen. Meine Frau mußte mit der einen Hand ihre Brust halten, weil sie keinen Athem mehr bekommen konnte, ich lag am Fußende. Da kam sie noch einmal zu mir, um neben mir zu ruhen. Ich fragte sie, ob sie bete und was. Ich bete, sagte sie, daß der Herr Jesus mich gesund machen, oder in den Himmel nehmen muß. Ihre Schmerzen schienen sehr groß. Als ich sie fragte, ob sie viel Schmerzen habe, antwortete sie: Nein, ich habe keine Schmerzen. Ach! was kann der Herr thun. Auch durchs finstre Todesthal sollte sie wandeln. Sie ward bange um ihre Seele. Mama, sagte sie, wenn ich nun allein von uns in die Hölle komme, und ihr alle in den Himmel, ach, werdet ihr, Mama und Papa, dann auch an mich noch denken? Bete zum Herrn Jesus, der wird dich erlösen, sagte die Mama. Sie betete viel. Einmal lag sie mit gefalteten Händen. Die Mutter fragte, ob sie bete, bekam aber keine Antwort, bis sie ausgebetet hatte, dann sagte sie: Ja, Mama. Bald darauf hatte sie ihre Augen fest nach oben gerichtet. Unbeweglich lag sie da, ich glaubte ohne Besinnung. Als ich fragte, ob sie mich noch sähe, sagte sie: Ja, ich sehe Papa noch, aber ich sehe auch die lieben Engel. Ach, sagte ich, die wollen dich holen. Jetzt nahte der Tod mit schnellen Schritten. Da wandte sie sich zur Mama und sagte: Ich sehe den Himmel und Häuser darin. Das Athemholen wurde immer schwerer, der Husten kehrte in immer kürzeren Pausen wieder und jeder sahe wohl, daß es nicht lange mehr dauern könne. Die Mutter hatte sie im Arm und hielt mit der andern Hand ihre Brust. Jetzt wollte sie keine Hülfe mehr. Mama, sagte sie, nun leg mich nieder. Als die Mutter sie aus ihren Armen lassen, und sie niederlegen wollte, da streckte unsere liebe Dorothea ihre Arme zum Himmel und sagte laut und deutlich: Da ist der Herr Jesus. Sie wollte ihn umarmen; aber ihre Aermchen sanken kraftlos nieder. Die Mutter legte sie auf den Rücken, Dorothea faltete ihre Hände, lag ganz still, sprach noch, aber leise, kein Husten plagte mehr, nach einer Viertelstunde war sie erlöst von allen Schmerzen. Sie konnte es nicht sehen, daß wir weinten. Als sie ihre Schwestern weinend ums Bett stehen sah, bat sie dieselben, doch fortzugehen. Wenige Minuten vor ihrem Tode, als ich sie zum letzten Male küßte und sie mich weinen sah, ward sie sehr betrübt. O! seliges Kind. Ihr Herz hing an ihrem Jesus. So viele und schöne Ge-

schenke sie auch hatte, nie hat sie einmal gebeten, ihr dieselben zu zeigen. Als ihre Ohren sollten durchstochen werden, sagte sie, laß nur die Ohrringe, Mama, ich werde mir die Ohren nicht durchstechen lassen. — Unter vielen Thränen schreibe ich dies nieder, denn auch unser Jonathan klagt wieder und ist krank, nachdem er drei Tage besser war, gerade wie Dorothea. Die arme Mutter liegt vor seinem Bette, ihr Herz ist gebrochen. Herr, dein Wille geschehe, hast du unsern Jonathan lieber als wir, dann nimm ihn hin, obgleich wir ihn gern behielten. — Eines Tages hatte sich Dorothea ihr väterliches Erbtheil ausersehen, wenn ich sterben würde. Es war meine Bibel, die liebte sie so sehr. Alles andere könnt ihr nehmen, sagte sie zu ihren Schwestern, wenn Papa stirbt, aber diese Bibel ist mein, die lasse ich mir nicht nehmen. Sie hat dieselbe nicht mehr nöthig. Gelobet sei Gott in der Höhe, der so große Dinge unserm Kinde gethan hat. Gelobet sei die Gnade unsers Herrn Jesu, der ihr so gnädig durchgeholfen; gelobt sei der heilige Geist für seinen Trost! Amen, Amen, Amen.

---

28. Die letzten Lebensjahre Güldenpfennig's.

Da die zeitweiligen Erholungsbesuche Güldenpfennigs in und bei Emmaus seiner Gesundheit die nöthige Kräftigung nicht brachten, bewilligte ihm das Comité ein Jahr Urlaub, damit er an dem Meeresstrande Erholung suchen könne. Aber auch das mildere Klima an der Bai von Natal brachte ihm keine Erleichterung. Deshalb versuchte er es im Jahre 1862, dieselbe durch einen Aufenthalt in Deutschland zu finden. Aber auch dieser Versuch schlug fehl und er kehrte noch im Dezember des genannten Jahres nach Africa zurück.

Das Jahr 1863 brachte ihm neue Schmerzen, Anfechtungen und Beschwerden, so daß er die Hoffnung, jemals wieder im Missionsdienst thätig sein zu können, aufgab, und das Comité um Versetzung in den Ruhestand und um die Mittel zur Uebersiedelung seiner Familie nach Deutschland bat.

Das Comité glaubte, bei der großen Kostspieligkeit dieser Reise und bei der großen Ungewißheit, ob für unsern leidenden Bruder wirklich auf diesem Wege Hülfe geschafft werden könne, das Gesuch desselben nicht bewilligen zu können. Trotzdem brach er, da seine Schmerzen und Beängstigungen eine unerträgliche Höhe erreicht hatten, auf eigene Hand auf und traf im October 1864 in Berlin ein, und wurde zunächst im Missionshause gastlich verpflegt.

Da ihm der Besitz des Bauernhofes Malta die nothdürftigen

Mittel für seine Existenz darboten, endeten seine Verhandlungen mit dem Comité damit, daß er gegen Auszahlung einer größeren Summe auf Pensionsgelder verzichtete; er kaufte ein Häuslein und Garten in Alt-Ruppin und ließ sich dort häuslich nieder. Seine freie Zeit benutzte er, so viel er konnte, zu Predigtreisen in den einzelnen Missionsgemeinden, und seine Anwesenheit in Ostpreußen im Jahre 1865 steht bis heute in gesegnetem Andenken.

Es schien, als ob allmählich doch in dem Gesundheitszustand des Leidenden eine erhebliche Aenderung zum Besseren eintreten würde. Er übernahm deshalb gerne gegen ein geringes Gehalt die Aufgabe eines Reisepredigers für unsere Mission, und da ihm eine ganz besondere Gabe der erwecklichen Ansprache und der lebendigen Schilderung zu Gebote stand, hat er noch manches gute Samenkorn ausgestreut, das Frucht trägt für die Ewigkeit.

Aber seine Leiden kehrten wieder, — vielleicht in Folge der zu großen Anstrengungen, die er sich auf den Reisen auferlegte — dazu kam, daß er durch das Ausbleiben der Einkünfte aus seinem africanischen Bauernplatze Malta nicht selten in sehr dringende Nahrungssorgen gerieth. Aber unter allen diesen Leiden wuchs sein innerer Mensch; man fühlte es ihm ab, daß er sich sehnte nach Hause zu kommen.

Da erkrankte er (so berichtet Inspektor Kratzenstein über seinen Heimgang in den Missionsberichten von 1868) im Anfange der Passionszeit dieses Jahres 1868 heftiger als je. Tage lang war der Kopfschmerz so furchtbar, daß es ihm war, als solle sein Kopf jede Minute aufs Neue auseinander gerissen und gesprengt werden. Dann konnte er wieder lange Zeit keine Luft bekommen, und es war ihm, als solle er immer und immer wieder ersticken. Dazu gesellten sich dann ab und zu Beängstigungen, theils um die Zukunft seiner geliebten Frau und seiner neun Kinder (— von denen das jüngste 2 Jahr alt ist —), theils um seiner eigenen Seele Seligkeit. So rief er eines Tages dem eintretenden Pastor des Ortes (Doyé) in Angst und Aufregung entgegen: Wer ist gerecht? — und war dann hoch erfreut und getröstet, als dieser ihn auf den Glauben an Christi allgenugsames Verdienst und auf die völlige Hingebung an den Heiland aller armen Sünder hinwies. Ein anderes Mal lag er auch so geängstet da. Der Pastor, der ihn besuchte, lieh seinem Zustande Ausdruck und sprach: „Die Angst meines Herzens ist groß!" Sogleich fuhr Güldenpfennig fort: „Ach Herr, Herr, führe mich aus meinen Nöthen!" Wieder einmal hat seine Frau eine solche Angst-Nacht mit ihm durchwacht und durchrungen, wie später eine zweite in solcher Heftigkeit nicht wiedergekommen ist. Zuweilen war er so matt, daß er vor großer Mattigkeit nicht selbstständig seine Gedanken sammeln und nicht beten konnte, sondern daß er an den Worten des ihm vorbetenden

Pastors mühsam hinanklimmen mußte, wie er sich ausdrückte. Nie aber hat er unter diesem unsäglichen Leiden gemurret, sondern stets still geduldet.

Bis auf die letzten Tage hoffte er noch bestimmt auf Genesung. Da endlich, nachdem er „drei Wochen lang täglich dem Sterben nahe war," da war er los von allem Irdischen, von allem Sorgen und von allem Wünschen, und wie von allen Abgöttern so auch von allen „Höhen." Still und friedlich ist er zuletzt hinübergeschlummert.

Sein Todestag war der 3. Ostertag, wo es im Evangelium heißt: „Also ist es geschrieben, und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Todten am 3. Tage, und predigen lassen in Seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern;" und wo die Losung lautete: „Der Herr wird Dir Seinen guten Schatz aufthun."

Sein Begräbnißtag war der 17. April, derselbe Tag, an welchem vor drei Jahren der selige Wallmann heimging, und an welchem die Losung hieß: „Der Herr bewahret die Seelen seiner Heiligen."

Da die Witterung sehr regnerisch war, so wurde die Leichenfeier in seinem Hause gehalten. Viele Pastoren der Umgegend hatten sich eingefunden; außerdem viele andere Leidtragende, unter ihnen Herr v. Quast aus Radensleben; auch Pastor Röttger, ein Neffe des Entschlafenen, war gegenwärtig; im Namen des Comité's war von Berlin Missions-Inspektor Kratzenstein gekommen.

Nachdem einige Verse aus dem Liede: „Christus, der ist mein Leben" gesungen waren, verlas Pastor Licht aus Wulkow, sein ältester Freund, die Stelle Offb. 7, 9—17 und that ein herzliches Gebet. Darauf sang ein Chor von Männern: Valet will ich Dir geben und: Schreib meinen Namen auf's beste. Ortspfarrer Doyé hielt ihm dann die Leichenpredigt, in welcher er besonders über seine letzte Krankheit Mittheilung machte, wie davon oben berichtet ist. Missions-Inspektor Kratzenstein gab schließlich einen kurzen Ueberblick über sein Leben und über seine Wirksamkeit in Natal.

Dann ging der Leichenzug nach dem Kirchhofe, wo der Entschlafene unter Gebet eingesenkt, ihm von dem Männerchor noch der Vers: „Wie herrlich ist die neue Welt" gesungen, und von jedem der anwesenden Pastoren ein Spruch ins Grab gegeben und von diesen und den Seinigen und anderen Leidtragenden drei Händevoll Erde auf den Sarg geworfen wurden.

Auf dem Heimwege ward unter seinen Freunden verabredet, ihm ein einfaches Kreuz setzen zu lassen.

Der Herr aber schenke ihm, der durch viel Leiden vollendet

ist, dereinst eine fröhliche und glorreiche Auferstehung zur ewigen Herrlichkeit!

---

29. Neu-Stendal.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zur geschichtlichen Darstellung unserer Missionsarbeit im Zulu-Lande zurück.

Im Jahr 1858 unternahm Bruder Posselt eine Recognoscirungsreise durch Natal, um zu sehen, welche Orte die günstigsten seien zur Erweiterung unserer Missionsthätigkeit in Natal. Er traf in der Gegend, wo der Blaukranzfluß in die Tugela mündet, einen Kaffernhäuptling Nodade, dessen Volk in 559 Hütten wohnend, ungefähr 2000 Seelen zählen mochte. Der Häuptling nahm ihn freundlich auf, und schien nicht abgeneigt, einen Missionar unter seinem Volke arbeiten zu sehen. Als sich daher im Jahre 1860 die Gelegenheit zum Ankauf eines in unmittelbarer Nachbarschaft des Häuptlings gelegenen Bauernplatzes darbot, empfahl er die Erwerbung desselben.

Der Platz gehörte zweien Bauern, Jordan und Plessis, und mißt 6000 Acker. Auf demselben wohnten 220 Kaffern, zumeist aus Nodade's Stamm, und nahebei wohnten zahlreiche Heiden. Die beiden Bauern hatten nur über eins zu klagen, nämlich, daß ihnen die Nachbarschaft dieser Zulu lästig sei, so lästig, daß sie unmöglich länger dort wohnen könnten, und daher den Platz für die geringe Summe von 2500 preuß. Thalern feilböten. Daß der Blaukranz dort in so tiefen Ufern fließe, daß nur mit bedeutenden Kosten das Wasser ausgeleitet werden könne, daß das andere Wässerlein, welches weiter oben in den Bergen sprudelte, so arm sei, daß es nicht ausreichte zur Ausnutzung des Landes, daß sie auch schon mancherlei vergebliche Versuche gemacht hatten, den Platz ausnutzbar zu machen, daß ferner nur mit großen Kosten eine Möglichkeit sich erbot, den Platz durch einen ordentlichen Wagenweg mit der übrigen Verkehrswelt in Verbindung zu bringen, das rühmten sie nicht weiter, zeigten vielmehr auf die kleinen Kalklager, die vorhanden waren, als auf einen großen Schatz. Das alles schien unsern Brüdern sehr lockend, und da die einzige Plage des Platzes, die zahlreichen Kaffern, gerade für uns die werthvollste Mitgabe waren, so griffen dieselben schnell zu, zumal eine Anzahl bereits stehender Gebäude der Nothwendigkeit von vornherein überhoben, Zeit und Geld auf Herstellung eines Obdachs zu verwenden. Der Platz hieß Emseluzi oder Blaukranz, nach dem ihn durchströmenden Fluß, welcher seinen Namen von den blauen felsichten steilen Thon-Ufern seines oberen Laufes trägt, die der Bauer „Kränze" nennt.

Der im Jahr 1859 nach Afrika ausgesandte Bruder Nauhaus, welcher zunächst mit Bruder Merensky eine Recognoscirungsreise zu den Swazi-Kaffern gemacht hatte, war dazu bestimmt, die neue Station zu eröffnen. Er traf am 4. Mai 1860 auf seinem neuen Wirkungsfelde ein, und machte sich sofort an seine erste schwierige Aufgabe, die Erlernung der Kaffernsprache. Der uns aus der Geschichte von Emmaus bereits bekannte Job, der Erstling unserer Getauften jener Station, begab sich zu ihm, um theils ihm Dolmetscherdienste zu leisten, theils ihn in die Kenntniß der Zulu-Sprache einzuführen.

Nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, berief Nauhaus zum Mittwoch den 6. Juni, dem Tage, wo in Berlin die Missionsgemeinde zur Feier ihres Jahresfestes versammelt war, die heidnischen Bewohner des Platzes zu einer großen Besprechung zusammen und theilte ihnen den Zweck seines Kommens mit. Sie sollten Sonntags zur Kirche kommen, ihre Kinder zur Schule schicken und selbst sich den äußeren Platzordnungen unterwerfen. Alles, was der Missionar sprach, wurde mit großem Beifall aufgenommen; nur zur Predigt und zur Schule zu kommen, schien ihnen unmöglich, denn sie seien Nodades Hunde, und müßten thun, was dieser befehle, aber das wüßten sie schon im Voraus, daß derselbe es nicht gern sähe, wenn sie die Weise der weißen Leute sich aneigneten.

Nauhaus ritt also hinüber zum Häuptling, der ihn aber ohne Weiteres mit der Eröffnung begrüßte: „Du kannst mich und mein Volk nicht lehren, denn die makosi (die Herren, d. h. die englischen Beamten) haben mir noch nicht gesagt, ob du der Lehrer bist, der mein Volk lehren soll." — Nun so geh, und frage die makosi! — „Nein, meine Füße sind krank, ich kann nicht gehen!" — „Aber du bist doch Herr auf deinem Platz, so rufe doch die Kaffern." — „Sie werden nicht kommen!" — „Sie sagen, wenn du dein Wort giebst, so werden sie kommen." — „Nun, antwortete der Heide, und reichte dem Lehrer die Hand, ich bin Dein Freund, denn ich liebe alle Lehrer, darum habe ich gegen dein Werk nichts, und werde nun eine gute Botschaft an dein Volk senden", das heißt auf Deutsch übersetzt: „Ich will es mit dir nicht verderben, denn ich verspreche mir Vortheil von dir; darum werde ich auch einmal hin und wieder so reden, wie es dir gefällt, im Uebrigen hasse ich dein Christenthum und werde ihm entgegentreten, so viel ich immer kann."

Damit befahl er dem Kaffer, der Nauhaus begleitete, er solle auf allen Kraalen der Missionsstation umhergehen und Nodade's Wort verkündigen, alles Volk solle zur Kirche und Schule gehen.

Der Missionar ging und glaubte seinen Zweck erreicht zu

haben. Nodade aber lachte sich sicherlich ins Fäustchen, daß er diesen einfältigen Lehrer so leicht habe betrügen können.

Der Sonnabend kam heran; eine große Gährung unter den farbigen Stationsbewohnern machte sich Luft; es wurde viel hin und her gesprochen. Endlich kamen eine Anzahl Männer halb ängstlich, halb boshaft und erklärten, es sei unmöglich, daß das Volk morgen zur Schule kommen könne. Nodade habe noch nicht mit den makosi gesprochen und könne noch kein Wort geben. Holland, der Unterhäupling Nodade's auf dem Platz, führte aus, das sei eine große Sache, die erst überlegt sein wolle, Nodade habe zwar gesprochen, aber Umswazi habe auch gesprochen, sein Volk könne lernen und hernach habe er alle, die wirklich gelernt haben, todtgeschlagen. — „Aber weißt du denn nicht, daß Nodade gar kein Recht hat, euch todtzuschlagen?" antwortete Nauhaus und lachte die Leute, die eine lebhafte Erregung zur Schau getragen hatten, tüchtig aus. Die Kaffern wurden still und antworteten: „Der Lehrer hat Recht!" Holland aber sprach hastig: „Erst wenn Nodade selbst zur Schule kommen wird, wirst du auch mich dort sehen." — „Nun, wenn du nicht kommst, so werden die andern doch kommen." Aber da schrien alle mit einem Munde: „Nein, wenn Holland nicht kommt, so kommt keiner von uns. Nein, es ist gut, wenn Nodade erst kommt, dann kommen wir alle!" — Damit war die Verhandlung zu Ende und kein Mensch stellte sich am Sonntag zum Gottesdienst ein. Holland hatte den letzten Gnadenruf des Herrn von sich gewiesen, er starb am 12. August. — Seine Söhne stellten sich jetzt fleißig zur Morgenandacht des Missionars ein, auch die übrigen Kaffern versprachen, nun zu kommen. Aber als der erste bestimmte Sonntag, der 2. September, heran kam, wollte wieder keiner der erste sein. Sechs Personen, die von abgelegenen Kraalen herbeigekommen waren, kehrten wieder um, da sie vernahmen, die in Nähe wohnenden kämen nicht. An ihrer Stelle kam Nodade mit 600 Mann in vollem Kriegsschmuck und zog vorüber, um sich dem Prinzen Alfred von England, der durch Colenso reiste, vorzustellen. Der englische Magistrat versprach, mit Nodade zu sprechen.

Am 4. October ritt Nauhaus wieder zu Nodade und fragte ihn, ob er das Wort des Magistrats empfangen habe. „Nein, er hat mir nichts gesagt! — „Er hat zu mir gesagt, er werde dir seine Botschaft durch einen Policemann senden, der wird dir all seinen Willen sagen!" — Nodade heftig: „Wenn der Magistrat mir einen Policemann sendet, so werde ich denselben aus dem Kraal werfen, denn die Policemen thun mir nur Unrecht und bringen mein Reich durcheinander. Auf den Magistrat höre ich überhaupt nicht, sondern wenn Herr Shepstone sein Wort spricht, dann werde ich thun, was mir Herr Shepstone sagen wird, sprich

mit Herrn Shepstone." — Endlich beruhigte er sich und versprach, daß, wenn der Policemann sich gut betrüge, er auf ihn hören wolle.

Als hierauf immer noch nichts erfolgte, ritt Nauhaus am 20. November wieder nach Buschmanns-Revier und erhielt das Versprechen, in wenigen Tagen werde der Policemann kommen. Als er diese Nachricht seinen Kaffern mittheilte, versprach Bojeswayo, der Sohn und Nachfolger von Holland, er wolle am Sonntag, den 25. November, seine Leute zur Kirche schicken. Und richtig, es kamen etwa 30 Mann und nach halbjährigem langem Warten konnte der erste Gottesdienst auf Stendal gehalten werden. Die Leute sagten am Schlusse, wenn das Lernen so schön wäre, so würden sie immer kommen.

Endlich, am 4. December, kam der versprochene Policemann und brachte scharfe Instructionen für Nodade. Dieser sandte sofort einen expressen Boten zum Missionar, endlich sei das lang ersehnte Wort vom Magistrat angekommen, nun habe er sofort dem Volk Befehl ertheilt, zum Gottesdienst zu kommen, und richtig am folgenden Sonntag kam eine ziemliche Anzahl von Kaffern.

Das waren die ersten, wenig ermuthigenden Anfänge unserer Arbeit auf Stendal. Es fehlte viel daran, daß regelmäßige Sonntagsgottesdienste gehalten werden konnten. Da Nauhaus einen solchen nur abhalten wollte, wenn wenigstens drei Hörer gekommen wären, so mußte der Gottesdienst zum öfteren ausfallen. Nur einige Verwandte von Job, die aus der Ferne zugezogen waren, kamen ab und zu.

Im October des Jahres hatte der Missionar einen heftigen Auftritt mit der ganzen Bewohnerschaft zu bestehen. Sie bezeichneten einen Kaffer Umafukesi als den Takati (bösen Zauberer), der Holland getödtet habe, und verlangten dessen Verweisung vom Platz, widrigenfalls sie alle davonziehen würden. Der in solchen Dingen noch unerfahrene Missionar erschrak, blieb aber auf Güldenpfennig's Rath fest; die Folge war, daß die Aufgebrachten auf das demüthigste baten, er möge sie doch nicht verjagen, sondern ihnen gestatten, auf dem Platz wohnen zu bleiben.

Das folgende Jahr 1861 brachte dem Bruder Nauhaus einen Gehülfen, aber keinen wesentlichen Fortschritt in der Missionsarbeit. Bruder Reizel kam nach Aufhebung von Alt-Stendal nach Emseluzi und von der Zeit ab erhielt diese Station den Namen Stendal. Reizel versuchte mit frischer Kraft einzusetzen. Es gelang ihm auch, eine Schule von etwa 20 Kindern zu sammeln, aber nur, um den Schmerz zu haben, daß er sie bald wieder eingehen sehen mußte. Die beiden Brüder blieben auf eine Sonntagsschule beschränkt. Auch die Gottesdienste, die im Anfang des Jahres sich eines größeren Zulaufs erfreuen durften, entleerten sich in der Mitte des Jahres in Folge der Gährung, die damals durch das ganze Zulu-



Stendal.

Volk ging, in dem Maaße, daß gegen Ende des Jahres Nauhaus den Platzbewohnern anzeigen ließ, er werde ihnen das Wohnen auf dem Stationsgrunde nicht länger gestatten, wenn sie sich also fort gegen die Verkündigung des Wortes stellten. Das half, es kamen regelmäßig über 100 Männer und die Brüder athmeten wieder auf. Die Missionsarbeit in der Umgegend blieb aber fast erfolglos, so daß sie wieder eingestellt werden mußte. Die Besuche auf Nodade's Stadt stellte Nauhaus völlig ein, weil er daselbst in wegwerfender Weise aufgenommen wurde.

Auch das Jahr 1862 brachte noch keine wesentliche Förderung im Leben der Station. Die Schule der Kinder wurde mit Mühe wieder gefüllt, aber nur um nach kurzer Zeit sich wieder aufzulösen. Auch die Gottesdienste blieben ohne wesentliche Frucht. Ein Unter-Häuptling von Nodade, Namens Uquengeza zwar wurde sichtlich ergriffen vom Worte Gottes, er besuchte die Brüder häufig, schien auch dem Glauben nicht fern zu sein, aber er war Polygamist und konnte sich nicht entschließen, seine andern Weiber zu entlassen. Er sprach zu Nauhaus: „O Lehrer, mein Herz sagt mir, du suchst unser Heil, und ich fühle es, ich will gern in den Himmel kommen. Aber ich fürchte, ich werde nicht dahin kommen. Und was sagst du von meinen vier Weibern? Die Sache ist groß!" Dabei blieb er — und so traf ihn der Herausgeber noch im Jahr 1867, wo er ihn auf einem mehrtägigen Ritt durch die benachbarten Kafferlocationen begleitete; er war offen und empfänglich für das Wort des Herrn, konnte aber zu keiner Entscheidung kommen. Einige eingewanderte Kafferfamilien stellten sich zu besonderem Unterricht, aber sie blieben auch wieder fort, zum Theil verzogen sie wieder. Noch immer wollte kein Fisch im Netze hängen bleiben.

Auch das Jahr 1863 verlief in ähnlicher Weise, hier und da zeigte sich ein Ansatz, aber keine wirkliche Frucht wurde reif. In der Mitte des Jahres verließ Neizel die Station, um unter Putini's Volk eine neue Missionsarbeit zu beginnen, am Anfang des folgenden Jahres auch Nauhaus, — er wurde nach Petersburg in Britisch Kafferland versetzt, und schied mit dem schmerzlichen Gefühl, er habe wohl gesät, aber nichts geerndtet. Dort in seinem neuen Wirkungsfeld in Etembeni hat ihm der Herr desto mehr Frucht bescheert.

Bruder Schumann, sein Nachfolger in der Arbeit, traf am Aschermittwoch 1864 (10. Februar) ein und konnte noch von Nauhaus selbst am nächsten Sonntag — dem ersten in der Leidenszeit — in sein Amt eingeführt werden. Zu der Feier hatten sich etwa 20 Kaffern eingefunden, welche aber sämmtlich schon am nächstfolgenden Sonntage fortblieben. Es hieß also abermals: „Zion heb im Elend an!" und es kostete unsägliche Mühe, die Leute wieder zur Kirche zu bringen; an das Eröffnen einer Schule war kein

Gedanke. Nur zwei Jünglinge begehrten, am Sonntage noch besonders unterrichtet zu werden. Bruder Schumann's bedeutende Schwerhörigkeit erschwerte die Arbeit noch mehr und sein zurückhaltendes Wesen gegen die Kaffern bewirkte, daß auch diese eine zurückhaltende Stellung gegen den Missionar und seine Predigt einnahmen.

Doch das Wort des Herrn hat die Verheißung, es solle nicht leer zurückkommen. Im Jahr 1865 begannen die Kaffern fleißiger zur Kirche zu kommen. Ein Mann, namens Nozwao ging nach der Predigt gewöhnlich sinnend seine Straße, und offenbarte sich dem Missionar, er sei im Geiste getroffen, er könne nicht länger widersprechen. Zu ihm gesellte sich ein zweiter, ein dritter und so fort, bis Schumann endlich sieben heilsbegierige Katechumenen um sich gesammelt hatte. Wenn es ihm nun gelungen wäre, diese sieben so recht mit eingehendem Verständniß der Kaffernart an sich zu fesseln, so wäre nun wohl der Frühling von Stendal zu hoffen gewesen. Aber einer nach dem andern blieb zurück und zuletzt blieb im Jahr 1865 von allen Sieben nur ein einziger übrig, den Bruder Schumann zu Pfingsten des folgenden Jahres taufen zu können hoffte.

Daß ihm der neuausgesandte Bruder Arroneet, welcher in Stendal seine ersten Kaffern-Sprachstudien machen sollte, zur Seite gegeben wurde, half nicht allzuviel zur Hebung des christlichen Lebens der Station. Arroneet war ein Sonderling, der gern seine eigenen, zum Theil etwas schwärmerischen Wege ging. Seine glühende Phantasie trieb ihn, sich mitten unter den wilden Kaffern eine Hütte zu bauen, bis ihn eine Krankheit nöthigte, auf die Station zurückzukehren. Hier sammelte er eine Zeit lang 25—30 Kinder zu einer Schule, die aber auch nicht von langer Dauer blieb. Hernach wurde er der Arbeit in Stendal müde, reiste ohne ersichtlichen Zweck und Auftrag unter den heidnischen Kaffern umher und verließ endlich ohne irgend welche Erlaubniß seiner Vorgesetzten Stendal und siedelte sich nach eigener Wahl auf der neuangelegten Station Emangweni an, woselbst er völlig überflüssig war. Dort traf ihn der Herausgeber im Jahr 1867. Da trotz der hervorgetretenen Schattenseiten in seiner amtlichen Führung doch ein gewisses Maaß von wirklicher Begeisterung für seinen Missionarsberuf und Opferfähigkeit in ihm war, so hatte der Director auf der im September 1867 von ihm abgehaltenen Conferenz der Nataler Brüder eben die Absicht, ihn zum heiligen Predigtamt zu ordiniren, als er wenige Tage vorher in sehr erregter Weise seinen Austritt aus dem Dienst dieser Mission anzeigte. Er gedachte, auf eigene Hand zu missioniren, begab sich zu dem nahe bei Stendal wohnenden Kaffernhäuptling Umgabo, schwärmte für die Liebenswürdigkeit, die die Kaffern entwickelten, wenn man

sie nur richtig zu behandeln wisse, taufte — wie berichtet wird — in aller Eile ihrer gegen 50, opferte dann seine glühende Begeisterung für die Zulu-Heiden der Ueberzeugung, daß sie ganz schlimme Leute seien, unter denen zu arbeiten ganz vergeblich sei, — und kehrte also nach Deutschland und darauf nach seinem Heimathland, Rußland, zurück.

Inzwischen hatte Bruder Schumann in Stendal am Pfingsttage 1866 (20. Mai) die Freude, seinen Erstling Macebo mit dreien seiner Kinder taufen zu dürfen. Er erhielt den Namen Josef, seine Kinder die Namen Elisabeth, Johannes und Maria.

Josef Macebo ist etwa 1833 im Zululande geboren, aus dem Stamm der Abatembu. Seinen Vater verlor er frühe. Als er 10 Jahre war, sandte der Zulu-König eine Kriegerschaar, die den Nodade, den Häuptling der Abatembu, tödten sollte. Sein Volk versteckte ihn und kämpfte so lange um ihn, bis es zum größten Theil niedergemetzelt, die Flucht ergreifen mußte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Macebo's erwachsene Stiefschwester erstochen. Der flüchtige Stamm fand in der Gegend von Weenen Schutz und Aufnahme seitens der Bauern, unter ihnen auch Macebo mit seiner Mutter, seinem Stiefvater und drei Schwestern. Er wurde Viehhirt bei einem Bauer neun Jahre lang. Dann entfloh er seinem Herrn, versteckte sich eine Zeit lang und fand sich endlich bei seiner Mutter am Blaukranz ein. Er verheirathete sich und schlug dann seinen Wohnsitz in Stendal auf, nicht lange bevor Nauhaus die Station gründete.

Macebo ist ein Nachkömmling des Umvelaze, eines früheren Abatembuhäuptlings, von welchem auch Nodade abstammt; deshalb wird er auch Vater des Nodade genannt, gehört also zu den vornehmsten Kaffern der Station.

Schon zu Nauhaus' Zeit machte das Wort Gottes auf ihn Eindruck, doch ohne ihn zu überwinden. Der Herr ließ ihm nicht Ruhe; eine Stimme in seinem Innern sprach immer wieder und immer lauter in ihm, das Wort der Kolwa (Gläubigen) ist die Wahrheit. Und als er in dieser Ueberzeugung fest geworden war, da trat er mit aller Entschiedenheit offen mit seinem Bekenntniß hervor. Das war, besonders bei seiner verwandtschaftlichen Stellung zum regierenden Fürsten seines Stammes für ihn keine kleine Aufgabe. Seine Freunde spotteten und höhnten, er sei nun ein Kolwa (Gläubiger) geworden, nun sei er kein Mensch, er sei nichts mehr, denn die Kaffern allein sind „Menschen." Man zerstörte ihm die Früchte seines Gartens, schlug ihm seinen Hund todt und plagte ihn auf alle Weise. Einer seiner Verwandten kam in satanischer Bosheit zum Missionar und schwur „bei dem Gott des Himmels und der Erde," er wisse genau, Macebo's Glaube sei nur Heuchelei, insgeheim sei er ein Heide, wie die andern alle.



Nodade's Kraal unweit Stendal.

Durch all diese Verfolgungen wurde Macebo nur um so fester in seinem Christenglauben. Er entließ seine zweite Frau, er wirkte in der Sonntagsschule eifrig mit, hernach konnte der Bruder Schumann mit seiner Hilfe auch eine Wochenschule eröffnen, in welcher er ebenfalls kräftig mit half; auch seine Frau Elisabeth wurde eine fleißige Kirchengängerin; mit Wort und Wandel bezeugte Macebo, daß er ein anderer Mensch geworden ist. Bruder Schumann schreibt von ihm: „Es ist eitel Gnade, daß er unter diesen Umgebungen nicht ins Heidenthum zurückfällt, wofür dem Herrn allein der Dank gebührt." Im Jahre 1872 baute er nebst einem anderen Kaffer ein Häuslein dicht bei dem Bruder Schumann, und sie baten ihn, daß er doch mit ihnen regelmäßig eine Morgenandacht halten möchte.

Gleich nach Macebo's Taufe traten zu den noch vorhandenen drei Katechumenen drei neue in den Taufunterricht; aber bald schien es, als ob jener Pfingsttag 1866 nur ein vorübergehendes Aufleuchten gewesen wäre. Auch die neuen Katechumenen wurden wieder flau und als der Director im Jahre 1867 die Station Stendal visitirte, fand er, da Macebo nach Maritzburg verreist war, so gut wie keine Gemeinde, und keine sichtlich erkennbare Missionsarbeit vor. Uquengeza war der Alte, er konnte, wie etliche andere Kaffern des Orts, einiges von dem Worte Gottes sprechen, aber wirkliches Leben war nirgends zu entdecken.

Der Director ordnete daher an, daß bei der so wenig durch eigentliche Missionsarbeit in Anspruch genommenen Zeit, Bruder Schumann doch die umwohnenden Kaffern fleißig besuchen und dort Predigtplätze einrichten möchte. In Folge dessen ritt Schumann im Jahr 1868 von Zeit zu Zeit, von Macebo begleitet, zu dem Bauer Michael Hatting, in der Nähe des Dorfes Colenso, woselbst sich in der ersten Zeit etwa 30 Kaffern zur Predigt versammelten. Doch gab Schumann diese Arbeit, da er keine Frucht davon sah, bald wieder auf. Auch in dem nahe gelegenen Weenen, wo ihm zu diesem Zwecke die Veranda des holländischen Pastorats zur Verfügung gestellt wurde, hielt Bruder Schumann von 1868 ab alle Sonntage den Kaffern eine Nachmittagspredigt. Nach etlichen Jahren verstummten auch über diese Arbeit die Berichte; eine Frucht schien nicht erzielt worden zu sein.

Auf der Station selbst wollte ein ernster Fortschritt im Missionswerk noch immer nicht recht an den Tag treten. Zwar konnte die Sonntagsschule durch Macebo's Mithülfe auch auf drei Wochentage ausgedehnt werden, und wurde eine Zeit lang von ca. 24 Kindern ziemlich regelmäßig besucht; aber nach und nach verschwand die Erwähnung der Schule aus den Berichten; eine Abendschule wurde eröffnet, aber bald auch über diese nicht mehr berichtet, von Zeit zu Zeit traten einzelne Kaffer-Männer und auch ein-

mal zwei Mädchen in den Taufunterricht; aber keiner kam zu wirklicher Taufe.



Stendal.

Im Aeußerlichen hob sich das Ansehen der Station. Ein massiver Pferde- und Kälberstall wurde erbaut, dann eine eben solche große Gartenmauer und zuletzt auch ein schönes neues Wohnhaus. Aber die Herzen der Kaffern blieben hart. Auch ein Versuch, den Bruder Schumann 1870 damit machte, daß er den erwachsenen Kirchengängern, bei denen er nicht Feindschaft gegen das Wort voraussetzte, es als eine Pflicht auferlegte, zu besonderem Unterricht zu kommen, hatte nur den Erfolg, daß sie wirklich kamen, aber nicht, daß sie zur Taufe bereit wurden. Ein Straf-Exempel, welches Bruder Schumann an vier Stationsbewohnern statuirte, die er, weil sie sich dem Besuche der Gottesdienste entzogen, auf ein Jahr von der Station verwies, hatte nur den äußerlichen Erfolg, daß die Gottesdienste sich mit Hörern füllten. Aber das eigentliche frische geistliche Regen blieb aus. Auch der nach Nodade's, am 15. März 1869 erfolgtem Tode nach langen Erbfolgestreitigkeiten vom Gouvernement ernannte neue Capitän stellte sich der Predigt des Evangelii feindlich gegenüber. Er stand auf der Höhe der Cultur, von welcher er durch seinen Aufenthalt unter den Weißen ein wenig angeschienen war, und erklärte das Christenthum und das Glauben einfach für nonsense.

Unter diesen Umständen trat an das Comité die Frage heran, ob es noch ferner zulässig sei, das Wort vom Kreuze den Bewohnern von Stendal, die es nun zehn Jahre lang fast ohne irgend eine Frucht gehört hatten, noch ferner nachzutragen. Der Beschluß

war, daß, bevor man zu dem Aufgeben der Station schreite, noch ein außerordentlicher Versuch zu machen sei. Die Brüder Posselt und Zunkel wurden deshalb im Jahre 1870 mit dem Auftrage versehen, eine außerordentliche Visitation auf Stendal zu veranstalten und über die besonderen Hindernisse, die dort obwalteten, so wie über die etwaigen Mittel zu ihrer Beseitigung einen eingehenden Bericht abzustatten. Sie haben sich der schwierigen Aufgabe mit großer Umsicht und Treue unterzogen. Der Rath, den sie ertheilten, lautete dahin, daß man den Versuch machen möchte, da Macebo ein zwar treuer, aber wenig begabter Mann sei, einen besonders begabten National-Gehülfen dem Bruder Schumann zur Seite zu geben; vielleicht würde es gelingen, den harten Zulu das Wort des Herrn, wenn es ihnen aus dem Munde eines Volksgenossen in eindringlicher Weise an Herz und Gewissen gebracht würde, eher beizukommen. Bruder Posselt schlug für diesen Zweck seinen längst erprobten National-Gehülfen Dalana aus Christianenburg vor. Derselbe war schon im Jahre 1854 so gereift, daß er mit noch einem Getauften der Station Christianenburg damals der von den Hermannsburger Brüdern unternommenen Expedition zu den Gallas als Begleiter beigegeben wurde. Seitdem hatte er, stets in seinem Gott vergnügt, dem Bruder Posselt auf Christianenburg die wesentlichsten Dienste geleistet und sich namentlich auch als Evangelist unter den umwohnenden Kaffern trefflich bewährt.

Bruder Schumann war von Herzen einverstanden und hatte am 18. Juni 1871 die Freude, den neuangekommenen Helfer auf seiner Station begrüßen zu können und Beide arbeiteten nun mit frischem Eifer miteinander. Dalana konnte alle drei Wochen in der Kirche eine Predigt halten, außerdem half er in der Schule und besonders durch Besuche unter den Kaffern.

Diese entwickelten auch damals noch den vollen Pharisäismus des alten Menschen, der dem angeborenen Pharisäer aller Orte, auch den Deutschen daheim auf ein Haar glich. Die Herzen unempfindlich für geistliche Sachen, Verständniß nur zeigend für das, was sich auf ihr Korn, ihr Vieh und ihre Weiber und ihren Leib bezog. Von der Sünde hatten sie keinen Begriff. Was sie schmerzt, das ist ihnen Sünde.

„Meine Sünde, sprach einer, steckt im Ballen meines linken Fußes, denn wenn ich auf einen Stein trete, schmerzt es mich. Wo sonst noch eine Sünde in mir stecken sollte, weiß ich nicht.“ Die 10 Gebote haben sie natürlich alle gehalten, vornehmlich davon sind sie überzeugt, daß sie Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen. Denn sie beten ja auch am Sonntag und kommen auch zur Kirche; in Gesellschaft zu beten, finden sie nicht passend; daheim beten sie ins Allgemeine hinein. Drei Gerechtigkeiten rühmte sich ein Kaffer zu besitzen. Die eine, daß er auf dem

Schulplatz wohne, die andere, daß er bisweilen die Kirche besuche, die dritte, daß er sein Kind zur Schule schicke. Ein Kaffer hielt sich geradezu für unsterblich, er sei ein Ding, sagte er, was nicht sterbe. Als Bruder Schumann ihm die Sache doch etwas bedenklich machte, und ihn aufforderte, sich doch auf das Gericht zu bereiten, meinte er, eines Heilandes bedürfe er darum nicht, das alles würde dann schon zu rechter Zeit Bruder Schumann selbst besorgen, den er dazu hinlänglich mit Macht ausgerüstet hielt. Ab und zu fand derselbe freundliches Eingehen auf seine Worte; aber das Ende des Gesprächs war dann: „Gieb mir einen Strumpf zur Aufbewahrung meiner Schnupftabacksdose," oder: „Gieb mir ein Hemd!" Einen Jüngling fand Schumann, der längst mit dem Kopf von der Wahrheit des Christenglaubens überzeugt war, der mit viel Aufmerksamkeit sich von den Wundern der Schöpfung und von dem Leben der Christen erzählen ließ, dann aber, als das Gespräch auf Sünde und Gnade kam, ganz bestimmt versicherte, er habe keinen andern Wunsch, als recht viel Weiber und einen recht großen Kraal zu besitzen; leider fehlte es ihm an Vieh, um diesen Wunsch zu verwirklichen.

In diese harte Herzen hinein galt es nun, den Pfeil des Worts mit neuer Schärfe zu werfen und das haben unsere beiden Brüder, der weiße wie der schwarze, nun mit allem Fleiß gethan. Dalana führte über die Gespräche, die er mit seinen Landsleuten pflegte, ein ausführliches Tagebuch, aus dem Bruder Schumann uns ab und zu Mittheilungen macht und aus dem auch wir, weil dasselbe uns so recht in die Sprach- und Denkweise der Kaffern einführt, hier einiges mittheilen wollen.

---

30. Aus Dalana's Tagebüchern.

Heute kam ich auf den Kraal von Umpisi und sprach mit ihm von dem Worte des Herrn. Er fragte: „Warum bist du hierher gekommen?" — „Ich bin gesendet, eure Herzen aufzuwecken." — „Wir können nicht aufwachen, denn es kam Nauhaus, und nicht ein einziger hat geglaubt; der Herr liebt uns nicht." — „Umgekehrt, ihr liebt ihn nicht." Seine Schwester sagte: „Du erfüllst uns mit Schrecken, laß uns zufrieden; wenn wir auch sterben in Sünden, das thut nichts." „Auch gut," sagte ich, und ging zu Binjwa. Ich fand eine sehr alte Frau und fragte sie: „Hast du schon jedes Wort gehört?" Sie fragte: „Wo ruft es?" — „Das Wort des Herrn im Himmel, das da sagt: Wendet euch vom Wege des Verderbens." Sie sagte: „Ja, ja, du hast Recht, der Herr redet; es ist kein anderer Herr ihm gleich. Ich gedenke daran,

daß er es ist, der mich die ganze Zeit meines Lebens auf Erden erhalten hat."

Ich ging heute zu dem alten Batyazwayo. Nach vielen Geschichten kam er auf seine Kriegsgeschichten:

„Wir waren Soldaten von Dingane. Dieses Land war von armen Schluckern ohne Vieh bewohnt. Sie lebten in Höhlen. Wir machten einen Feldzug nordwärts von Zululand, und fanden die Leute in den Höhlen. Wir machten Feuer an mit grünen Zweigen, und ließen den Rauch hineinziehen. Da erhob sich ein großes Geschrei, denn die Leute wurden von dem Rauch getödtet." Ich sagte: „O, über eine solche Schandthat! Wenn es deinen Kindern also geschähe, würdest du dich freuen?" Er meinte, es würde nicht gut sein. „Mein Freund," sagte ich, „denkst du daran, daß deine Hände voll sind vom Blute unschuldiger Leute? Dir thut es noth, daß du den Herrn bittest, er möge dir Augen geben zu sehen, was ich sage." Er antwortete: „Es ist nicht meine Schuld; die Schuld trägt der König, der mich schickt, die Leute zu tödten."

Heute war ich auf dem Kraal von Kobongo. Es wurde amabele gedroschen. Ich fragte ein Mädchen: „Warum kommt ihr nicht zur Kirche, das Wort Gottes zu hören?" Sie sagte: „Wir haben keine Lust; es ist nichts zu holen auf dem Schulplatz; ihr (Gläubigen) habt die Kraale umsonst verlassen; werdet ihr nicht sterben?" Ich sagte: „Ja, der Leib von Erde wird sterben, wie das Saatkorn bleibt in der Erde, aber ein neuer wird auferstehen; du wirst es sehen an deinem Tage." Den Umpinda, der auch da war, fragte ich: „Was sagst du dazu, daß dein Kind beim Lehrer ist?" (Er ist der Vater eines der Mädchen, die den Taufunterricht erhalten.) Er antwortete: „Ich kann nicht mit dem Herrrn streiten; wir wissen, daß wir endlich alle auf den Schulplatz hin müssen, denn es ist sonst kein Ort vorhanden, dahin wir fliehen könnten." — „Du hast Recht, allein säume dich nicht, die Lebenszeit ist kurz; wir sind alle wie unsere Flüsse hier, die sehr schnell ins Meer eilen."

Am Mittwoch fand ich in der Hütte des Unblirigo viele Weiber, die gekommen waren, seine kranke Frau zu sehen. Sie erzählten mir eine Geschichte: „Wir haben einen Menschen gesehen, der vom Tode auferstanden ist (sie redeten von der kranken Frau des Unblirigo). Wir hatten sie mit Wasser besprengt; sie wachte nicht mehr auf. Dann hatten wir sie gebunden (wie die Kaffern pflegen zu begraben in sitzender Stellung) und dachten daran, das Grab zu graben. Da wachte sie auf. Wir fragten sie: „Wo kommst du her?" Sie antwortete: „Ich komme fern her. Ich habe viele Menschen sitzen sehen und freute mich sehr, indem ich sie sah. Da trat ein Mann hervor und brachte mich zurück, ob-

wohl ich nicht mehr zurückkehren mochte von dem schönen Orte." — Ich fragte: „Glaubt ihr jetzt? denn es ist ein Mensch vom Tode auferstanden." (Sie hatten früher gesagt, sie wollten glauben, wenn einer vom Tode auferstände.) Sie waren stille. Ich sagte zu der Frau: „Der Herr hat dich zurückgebracht, daß du erst deiner Sünden gedenkest und Vergebung erlangest." Die andern sagten: „Es sind die amablozi, die sie zurückgebracht haben."

Auf dem Kraale von Gungera traf ich nur Frauen. Ich fragte sie: „Warum kommt ihr nicht zur Kirche?" Sie antworteten: „Wir kommen." — „Ihr kommt nicht, ihr lügt; was arbeitet ihr am Sonntag?" Sie sagten: „Wir ruhen."

Die Leute der nächsten Kraale fand ich in der isibuya mit amabele-Dreschen beschäftigt. „Warum kommt ihr nicht zur Kirche?" — „Es kommen unsere Kinder (zur Schule), die sind es, durch welche wir Gottesdienst thun. Verlangst du, daß wir glauben sollen? („Glauben heißt hier: Sich nahe beim Lehrer anbauen, wie sonst die Gläubigen thun.) Wir glauben damit, daß wir in die Kirche kommen" (was dann auch so selten, wie möglich, geschieht).

Auf dem folgenden Kraale sprach ich viele Dinge mit der Mutter von Xibilili. Dann kamen wir auf die himmlischen. Ich sagte: „Weißt du, daß wir auf Erden Pilgrimme sind, nur für eine kurze Zeit?" Sie antwortete: „O, glücklich sind, die auf dem Schulplatz wohnen." Ich sagte: „Ja, glücklich sind, die den Willen des Herrn thun; ich sage euch das Wort des Herrn, obwohl ich ein Sünder bin." Sie erwiederte: „Nein! wir sind Sünder; sollten wir uns nicht wundern? Jetzt predigt uns schon einer von unserm Volke!"

Heute begegnete ich einem Manne auf dem Wege zu den Kraalen. Ich sagte ihm das Wort des Herrn. Er rief: „Geh' mir aus dem Wege, daß ich vorbei kann! Du redest ein Nichts, du redest solche Fabeln, wie sie uns unsere Alten schon längst erzählt haben; es ist ein Alt-Weibermärchen, was du redest." (Das war ein Reform-Kaffer.) Ich sagte: „Du wirst es schon sehen am Tage deines Todes; da werden dir die Augen aufgehen."

Auf dem Kraale fragte ich die Leute: „Meine Freunde, warum kommt ihr nicht zur Kirche?" — „Wir arbeiten." — „Ihr arbeitet am Sonntage und kennt doch das Gebot des Herrn?" Eine Frau sagte: „Du sagst recht, ich wünsche in die Kirche zu gehen." Voll Zorn rief ihr Mann: „Du wirst nimmer gehen! Willst du gläubig werden?" Ich sagte: „Mein Freund, du willst sie daran hindern? Du solltest mit ihr zusammen gehen." Er sagte: „Ja, wenn sie mit mir redet, werde ich nichts dagegen haben." (Er spricht die Wahrheit nach Weise seines Vaters, des Lügners von Anfang.)

Heute war ich an der Sandspruit. Sie grüßten mich und fragten: „Wo kommst du her?" — „Vom Lehrer." — „Wo gehst du hin?" — „Ich verkündige das Wort des Herrn, das da sagt: „Bekehrt euch von dem Wege der Finsterniß, denn das Wort ist gekommen und erleuchtet die Menschen." Sie antwortete: „Wir haben den Geist aus Zululand (d. h. wir sind von der harten Sorte der echten Zulu), wir verstehen dergleichen nicht." Ich fragte: „Sterben die echten Zulu nicht?" — „Sie sterben allerdings, aber die Gläubigen sterben auch." — „Das ist wahr, denn das Samenkorn stirbt, damit das neue aus dem alten hervor komme. Gott sucht die Seelen der Menschen. Meine Freunde, die Sonne läuft schnell, warum kommt ihr nicht zur Kirche?" — „Es ist zu fern." — „Ihr habt keine Lust."

Auf dem Rückwege fragten mich die Leute aus Umpengula's Kraal: „Was hast du an der Sandspruit gemacht?" — „Das Werk, die Herzen der Leute aufzuwecken." Umpengula sagte: „Groß ist das Werk des Herrn, wir erkennen es auch." — „Ihr erkennt es, aber ihr glaubt nicht; das Wort ist zu euch gekommen, und ihr nehmt es nicht an; das gereicht euch zur Schuld, die ihr nicht glaubt." Er antwortete: „Ja."

Auf dem Kraale von Gungera fand ich wieder nur Frauen. Sie sprachen von vielen Dingen. Endlich sagte eine: „Die Sonne brennt heiß, und noch immer kein Regen; die izinyanga haben ihn noch nicht fertig." Ich fragte: „Haben sie die Kraft, Regen zu machen?" Sie erwiederte: „Ja." Ich sagte: „Wollt ihr Gott seine Werke rauben? Eure izinyanga sind Spitzbuben, die den Leuten ihre Güter stehlen."

Am Mittwoch ging ich zu Umtyolozi (einem Manne, der bald nach Dalana's Ankunft hier zu andern davon gesprochen hatte, daß er wolle gläubig werden). Er war krank schon seit längerer Zeit. Ich sagte ihm: „Gott erwartet deine Bekehrung; er schlägt mit Krankheit, damit man sich von der Finsterniß zum Lichte bekehre." Er erwiederte: „Wir gehen zur Kirche am Sonntag", und fragte: „Ist es erlaubt, daß ein Mann mit seinen Weibern auf den Schulplatz zieht?" Ich sagte dagegen: „Geht ein Mann mit zwei Weibern in den Tod? Der Weg zum Himmel ist schmal, da kann man keine Dornbüsche hinter sich herschleppen. Mtyolozi, du bist in großer Schuld vor dem Herrn, denn du hast gesagt, du wolltest glauben. Denkst du, gläubig sein ist weiter nichts, als eine Prise nehmen? (Nach kafferischen Begriffen eine sehr scharfe Rüge.) Dein Reden ist vor den Herrn gekommen, ich sage es dir, mein Freund; weh dir, wenn du dein Wort nicht hältst, das aus deinem Munde gegangen, ohne daß dich jemand darum gebeten hatte; du hast gesagt, du wolltest gläubig werden, bildest du dir ein, ihr könnt

spotten und seinen Namen lästern? Er sagte: Ja. (Mit welchem „Ja" er erklärt, daß er nicht zu antworten weiß.)

Ich fragte Kasula: „Was hältst du von den Dingen, die das Wort Gottes sagt?" Er antwortete: „Wir erkennen, daß diese Dinge Wahrheit sind; wir erkennen es an der Ausdauer der Lehrer, die des Werkes nicht müde werden, um welches willen sie gesandt sind. Wir Menschen sind in der Irre wie verirrte Schafe." — „Du hast recht, denke darüber nach."

Am Sonntag ging ich wieder zu Umtyolozi. Er gab mir die Hand. Er ist noch krank an der Hüfte. Ich sagte ihm: „Bete zum Herrn und laß dich nicht von Menschen abhalten." Seine zweite Frau antwortete: „Wenn wir sterben, werden wir amahlozi und gehen unter." (D. h. wir werden in die Erde begraben und da bleiben wir; an wieder Herauskommen ist nicht zu denken. Jedoch die Seele, unter der sie den Schatten verstehen, den ein Mensch im Leben geworfen, irrt als ihlozi umher, gewöhnlich in der Nähe der Angehörigen, und erscheint auch zuweilen in Gestalt einer harmlosen Schlange unter ihnen.) Ihr Mann schalt sie: „Wie kannst du, wenn er von den Dingen des Herrn redet, so dumm antworten? Kein Mensch verwandelt sich in eine Schlange. Wenn ein Mensch stirbt, sehen seine Augen nach oben. Woher kommt das? Weil die recht haben, die da sagen, der Herr ist im Himmel."

Mit Sabika sprach ich in meinem Hause von vielen Dingen. Er sah das Bild Jesu (am Kreuze). Er antwortete: „Es ist etwas großes, was im Himmel ist; glückselig sind, die im Himmel wohnen; ihr glaubt an etwas (d. i. an etwas Reelles)." Ich sagte: „Ja, mein Freund, denkst du, wir würden die Kraale unserer Väter verlassen haben? (wenn das Wort Gottes ein eitles Ding wäre.) Was hätten wir bei den Weißen zu suchen? (nämlich wenn sie nicht das Wort Gottes hätten). Haben wir etwa Zauberei und Schelmerei getrieben? (daß wir wären von unserm Volke ausgetrieben). Wenn ein Mensch den Kraal seines Vaters verläßt, was geben uns die Lehrer? Sie geben uns nicht ihre Habe, wir müssen für unser eigen Geld kaufen. Es ist allein das Wort Gottes (um welches willen wir die Kraale verlassen haben). Du mußt dich bekehren und die breiten Kraale aufgeben, sie helfen nichts. Warum kommst du allein und nicht mit deinen Frauen zusammen zur Kirche?" — „Sie wollen nicht." — „Du bist es, der nicht will; du mußt die Polygamie aufgeben, die Weiber lieben sie nicht." Er sagte: „Du hast recht, sie (die Weiber) haben das Gesetz des Herrn gehalten."

In der Hütte des Mahloko sprachen sie von den izanusi (den hochweisen Wahrsagern) und den Regendoctoren. Mahloko sagte: die izanusi sind Lügner, sie betrügen die Menschen mit ihrem

Wahrsagen; aber die Regenmacher gehen mit Wahrheit um." Ich fragte: „Wer macht denn da unten (an der Küste) den Regen?" — „Das Meer." — „Ist das Meer ein Mensch?" — „Nein, aber aus dem Meere kommen Wolken, und so regnet es." — „Gott allein läßt regnen." — „So, warum läßt er denn hier nicht regnen, wenn es einen Gott giebt?" — „Kein inkosi herrscht in der Stadt eines andern." (D. h. er thut es nicht, weil der Umgombane euer Gott ist, auf den ihr vertraut. Umgombane, Schwager von Macebo, ist ein Umsuto, hiesiger Regenmacher.) Macebo sagte: „Sie verstehen Regen zu machen; es fehlt nur noch, daß sie auch den Tod überwältigen." (Ironie.)

Am Donnerstag kam ich wieder auf Umtyolozi's Kraal; der an der Hüfte kranke Mann war aber auf Besuch abwesend. Ich sagte zu seiner Frau: „Die Sonne brennt heiß dies Jahr." Sie erwiderte: Umgombane hält den Himmel, daß er nicht regnen kann." — „So hat er also Gewalt, den Himmel zuzuschließen und aufzuschließen? Wo hat er nur die Medicin dazu hergenommen?" — „Von seinen Vorfahren; die haben sie von ihrem allerersten Eltervater." — „Läßt er denn in seinen eigenen Gärten regnen?" — „Nein, das darf er nicht, denn er fürchtet die Menschen." — „Ihr armen blinden Menschen, die ihr an ein Nichts, an eitel Lügen glaubt."

Heute fragte ich Kebura: „was denkt ihr nur vom Worte Gottes, das schon lange unter euch Abatembu gekommen ist und ruft euch zu: „Kommt heraus aus der Finsterniß der Todesschatten!" Er antwortete: „Wir erkennen, daß es Wahrheit ist; wir sind aber mit Finsterniß bekleidet." — „Du hast recht, doch hast du noch Zeit, dich zu bekehren." — Er war still. Ich sprach mit seinem Vater Batyazwago. Er sagte: „Du kommst, während wir nichts essen" (d. h. wir können dir jetzt nichts vorsetzen). Ich erwiderte: „Das thut nichts; ich suche nicht irdische Speise; wir müssen himmlische suchen; irdische haben wir lange genug gegessen. Jesus ist die Speise für die, die im Herzen hungrig sind." Er antwortete: „Wir erkennen es an der Beharrlichkeit der Lehrer; sie werden nicht müde, von den izindaba des Herrn zu reden; wir sehen, daß die Lehrer mit dem Herrn kommen. Ich werde mich freuen, wenn meine Kinder das Wort des Herrn gründlich erfassen." Er schwur und sagte: „Wir sind verirrt, wir Schwarzen."

Ich sprach mit Unontyinga: „Sag' mir doch einmal ordentlich, warum ihr nicht zur Kirche kommt, die ihr außerhalb des Landes der Lehrer wohnt?" Er antwortete: „Ja, du fragst mich wohl (es ist schön, daß du mich fragst). Ich will dir antworten. Als die Lehrer ankamen, riefen sie uns alle, allein wir wollten nicht; wir sagten: Wir wohnen nicht auf dem Lande der Lehrer. Das ist es, warum wir nicht zur Kirche kommen. Das Ding, was uns

hält, sind unsere Frauen. Wir haben sie genommen und lieben sie. Es würde sehr schmerzlich für uns sein, wenn wir sie müßten fortwerfen und nur eine nehmen. Es ist sehr gut, wenn ein Mensch zwei Frauen nimmt; eine Frau nützt nichts." Ich erwiderte: „Ihr seid die Bullen unter dem Vieh; wer hat euch das Gesetz gegeben?" Er sagte: „Es ist immer so gewesen; von Anfang an haben wir viele Weiber genommen." Ich erwiderte: „Ja, ihr thut eures Fleisches, aber nicht Gottes Willen, denn Gott hat den Mann und nur ein Weib gemacht."

In den Gärten des Qengeza fand ich die Leute beim Ackern. Eine Tochter desselben grüßte mich. Ich dankte und fragte sie: „Du vertreibst dir die Zeit mit dem Singen eurer Lieder? Die sind aber zu nichts nütze. Warum kommst du nicht zur Kirche?" Sie antwortete: „Ein Junge von uns verrichtet den Gottesdienst (uyasonta d. h. er geht zur Schule. Zur Kirche und zur Schule gehen, heißt beides ukusonta). Meinst du, wir sollten alle Gottesdienst thun? Wir haben kein Verlangen, gläubig zu werden. Die Lehrer sterben so gut wie wir." — „Wenn du nicht gläubig wirst, wird dir der Herr schon deinen Lohn geben!" — „O, ich würde mich freuen, wenn ich jetzt stürbe und ins Feuer ginge und darin auf ewig versänke." — „Finsterniß hält deine Augen gefangen."

Ich ging weiter zu Moyeni und sprach mit ihm. Er antwortete: „Wir sind vom Satan gemacht; er hat unsere Herzen verstockt; o, wir hören das Wort Gottes, aber der Satan hält uns mit großer Macht; wir wissen nicht, was wir thun sollen, um da herauszukommen." — „Fleht zu Jesu, dem Sohn Gottes, daß er euch aus den Banden des Fürsten der Finsterniß losmache und an's Licht bringe."

Potolosi sagte: „Ich sehe, daß die Geschichten des Herrn Wahrheit sind, aber ich erkenne auch, daß die wahren Geschichten nicht schnell festsitzen." — „Ja, das ist wahr, dagegen ein eitles Ding fassen die Menschen sehr schnell. Du mußt dich eben anstrengen, dich von deinen Sünden zu bekehren."

Den Sikiti fragte ich nach der Krankheit seines Kindes. Er sagte: „Sie sitzt im Unterleibe. Es kann nichts bei sich behalten schon seit zwei Wochen; es besteht nur noch aus Knochen." Ich sagte: „Wir können keinen Menschen gesund machen, das kann Gott allein; du mußt den Herrn bitten, der Macht hat über Leben und Tod." Er antwortete: „Ich weiß nicht, ich bin schon mit allen Medicinen am Ende" (d. h. da wird der Herr auch weiter nicht helfen können).

Den Ulufahlo traf ich beim Garteneinzäunen. Ich fragte ihn: „Warum kommt ihr nicht zur Kirche, da ihr doch noch beim Lehrer seid? Ihr werdet es bereuen; ihr werdet es beklagen, daß ihr in den Tagen, die euch der Herr gegeben hat, auf Erden zu wohnen,

es unterlassen habt, Jesum zu bitten, daß er sich über euch erbarme." Er sagte: „wir sind verirrte Schafe; wir erkennen es, daß die Lehrer Gesandte des Himmels sind, sie überziehen die ganze Erde mit dem Worte des Herrn." — „Du hast recht." — Er fuhr fort: „Freilich, ich für mein Theil bin schon zu alt, ich kann das Buch nicht mehr lernen, das mögen die Kinder thun." — Ich fragte: „Wenn dein Kind gläubig wird, wirst du es nicht fortholen von der Schule?" — „Nein." — „Nun, mein Freund, gedenke auch an dich, daß du in Schuld bist vor dem Herrn wegen deiner Sünden." Er sagte: „Auch ich erkenne es, daß ich in Schuld bin."

Nojojano fragte mich: „Lernen meine Kinder gut?" Ich sagte: „Ja, aber was hilft es, daß sie das Wort des Herrn lernen, wenn ihr sie dann wieder wegholt und sagt: Das Glauben ist zu nichts nütze? Mein Freund, eure Kinder werden euch verklagen, daß ihr sie vom Glauben abgehalten." Er sagte: „Wir erkennen, daß die Lehrer vom Herrn zu uns gesandt sind; aber wir Menschen sind dumm; wir sehen nicht mit den Augen." — „Du hast recht. Seht! Ich Sünder, der ich nicht werth bin, zu reden von dem Namen über alle Namen, ich bin von den Lehrern geschickt, eure Herzen aufzuwecken, damit ihr nicht sagt von dem Herrn: Es ist uns nur von Weißen gesagt, da konnten wir nicht hören. O, ihr Abatembu, ihr seid in großer Schuld, schon lange ist das Wort des Herrn zu euch gekommen und kaum einer, der sich bekehrt hat. Das Volk der Basuto nimmt das Wort des Herrn schnell an." Er sagte: „Wir sind verloren."

Ich kam auf den Kraal von Xibilili. Seine Mutter fragte: „Ist Job noch da?" — „Er ist schon fort. Warum fragst du nach ihm?" — „Er hat uns das Wort des Herrn gesagt, wir sollten uns von unsern Sünden bekehren." Er sagte: „Ein Mensch, der keine Angst hat vor dem Tode, fürchtet sich auch nicht vor Sünden." — „Da hat er die Wahrheit gesagt." — Eine andere Frau sagte: „Ihr Gläubigen glaubet an nichts; ihr glaubt nur an die Speise der Weißen." Ich sagte: „au, meine Frau, sage mir, was ist das für eine Speise der Weißen, daran wir glauben?" Sie sagte: „Ich weiß nicht." Ich sagte: „Denkst du, wir haben unsere Freunde verlassen wegen der Speise der Weißen? Issest du keine Speise der Weißen?" — „Ich esse." — „Und bist du gläubig?" — Sie war still. Die Mutter von Xibilili schalt sie und sagte: „Träumst du? Hörst du nicht, daß er von den Geschichten des Herrn redet?" Ich sagte: „Meine Frau, du wirst diese Dinge am jüngsten Tage erkennen; da wird die Wahrheit offenbar werden." Sie erwiderte: „Die Lehrer sterben auch." Die Mutter von Xibilili sagte: „Ihre Leiber sterben, die Seele stirbt nicht. Wie kommt es, daß, obwohl du schläfst, du Leute in der Ferne siehst, als ob du mit deinem Leibe bei ihnen säßest? Ich erkenne, daß die Geschichten des Herrn

die Wahrheit sind. Ich bin bekümmert. Es wird uns jetzt schon von Schwarzen gepredigt, die uns gleich sind. Immer dachte ich, die Geschichten des Herrn seien unwahr, seien nur Geschichten der Weißen. Jetzt sehe ich, daß auch die Unsrigen ihr Reich und Freundschaft verlassen und auf den Schulplatz gehen, au! Wir sind in der Irre." Ich sagte: „Mutter, bitte den Herrn, daß er dein Herz recht aufmache." —

Nach Weihnachten ging ich auf den Kraal von Umhlanhla, da war ein Mann aus der Sandspruit; der rauchte Dacha, hustete und pries seine Fürsten. Ich sagte: „Mein Freund, du preisest todte Menschen, die dir gleich sind, und vergissest zu preisen ihn, der ewig bleibt." Der Mann wurde zornig und sagte: „Ich will nicht mit dir reden." — „Warum nicht, Freund? Was für ein böses Wort habe ich dir etwa gesagt? Ich habe die Wahrheit gesprochen." Er war still. Da kam eine isanusi. Die Leute sagten: Das ist ein inkosi (hier so viel wie „ein Prophet"). Ich fragte: „Was für einer?" Sie sagte: „Wir erkennen mit den Augen." Ich erwiderte: „Wir sehen euch mit den Augen; aber ihr izanuzi seid Schelme, die die Leute betrügen; ihr seid des Satans Art." Da sagten sie (das Weib und der Mann aus Sandspruit): „Wir können nicht reden mit einem Gläubigen. Die Gläubigen werden von Niemand überwunden; sie reden viele Dinge, mit denen man nicht fertig wird." Ich sagte: „Wir reden deutliche Dinge, ihr redet Geheimnißkram, lauter nichtiges Zeug." Sie sagten: „Auch die Weißen treiben Schelmerei." (Shepstone hätte ihnen gesagt, auch unter den Weißen seien Giftmischer.) Ich antwortete: „Ich kann nicht reden von Dingen, die ich nicht kenne. Lebt wohl."

In Papandukoi's Kraal fand ich eine alte Frau, die vorn in der Hütte lag, ohne Kleidung, nur noch aus Knochen bestehend. Sie erhob sich und bat um Schnupftaback, den ich nicht hatte. Ich fragte sie: „Weißt du, daß du Schulden hast, die dich verklagen?" — „Was hätte ich gemacht?" — „Du gedenkst nicht deines Schöpfers." — „Ich habe keine Schuld; wem hätte ich Unrecht gethan?" — „Großmutter, ich sehe, deine Sonne geht schon unter." — „Das thut nichts; ich werde zu den Vielen in der Erde gehen." — „Nur das Fleisch bleibt in der Erde." — „Nun hast du mich lange genug geplagt; du schweigst nicht, bis du schwitzest da in der Sonne; du redest und hörst nicht auf; geh zu andern Leuten, sag' ihnen deine Sache." —

Wir (Macebo und Dalana) gingen am Sonntag auf Kraale. Im ersten war nur eine Frau. Ich fragte: Wo sind die Männer? — „Sie sind fortgegangen." — „Warum kommt ihr nicht zur Kirche?" Sie antwortete unverständliches Zeug. Als wir weiter gingen, hörte ich ein Geräusch: wuwu, wuwu. Macebo

kam heran, ich sagte: Hörst du das? Er sagte: Ja. Wir gingen darauf zu und sahen in einem kleinen Kraal zwei Männer sitzen; der eine blies den Blasebalg, der andere schmiedete Assagaien. Wir standen ganz verwundert. „Mein Freund," sagte ich, „was ist heute für ein Tag?" Er war still. „Ist es nicht der Ruhetag?" Er sagte: „Ich habe den Herrn bestohlen." — „Ist das recht, zu stehlen? Du sündigst, indem du Gott bestiehlst. Er hat uns Tage genug zur Arbeit gegeben und hat gesagt, an diesem sollt ihr ruhen. Du bringst dich selbst um mit deinem Thun." — Er gab es zu, ließ das Schmieden und ging nach Hause.

Am Montag kam ein Jüngling zu mir, der Lieder sang. Ich sagte: „Du singst Lieder vom Schulplatze; wo hast du sie gehört?" — „Auf dem Schulplatze von Biyana (in der Nähe von Graytown)." — „Wo wohnst du jetzt?" — „Bei Umsienda." (Das ist derselbe Kraal, wo die abgefallenen zwei Mädchen wohnen.) Ich sagte: „Silas, mein Freund, ihr (nämlich: er und sein ebenfalls abgefallener Bruder) verlästert den Namen des Herrn bei den Ungläubigen. Sie werden uns, den Lehrern, sagen: Ihr predigt uns ein Nichts; seht doch diese hier bei uns, Ihr verursacht Leiden dem Sohne, der für euch am Kreuze so gelitten hat. Du weißt, es giebt nur zwei Wege, einer führt zum Tode, einer zum Leben; der, auf dem du wandelst, führt zum Tode." — Er erwiderte: „Du Freund, ihr müßt für uns bitten beim Herrn, daß er uns zurückbringe auf den rechten Weg." Ich sagte: „Ich kann dir nicht viel sagen, denn du weißt das Gesetz." Er antwortete: „Stille, ich fürchte mich; bittet für uns."

Umpilingo behauptete, daß er das Wort als Wahrheit erkenne, allein er fürchte, von den Leuten verlacht zu werden, wenn er wahrhaft gläubig würde. Ich sagte: Ihr fürchtet den Spott der Leute! Es ist von Anfang so gewesen und ist auch jetzt noch so, selbst bei den Weißen, daß die Gläubigen von den Ungläubigen verspottet werden. Allein, soll man sich darum kümmern? Jene Spötter werden am Ende zu Schanden werden. Es scheint mir, ihr sucht nur eine Ausflucht. Wenn Jemand ein gutes Werk vor sich hat, so thut er es und kümmert sich nicht um den Spott Anderer. Meine Freunde, ihr seid wie die Jungen der Vögel, die kein Futter annehmen wollen; die Mutter verläßt sie und sie sterben Hungers. Das ist nicht Schuld der Mutter. Vinjiwa erzählte mir die Geschichte, wie drei von ihnen durch Grasfeuer getödtet wurden, als sie von Maritzburg zurückkehrten, wohin sie wegen des Nodadeschen Erbfolgestreites gegangen waren. „Also du flohest vor jenem Grasfeuer, weil du es fürchtetest, warum fliehest du nicht vor dem ewigen Feuer?" — „Was sollten wir gegen den Herrn gesündigt haben, da wir ja doch zur Kirche kommen? Sollten wir etwa so thun wie Macebo?" Ich sagte: Ja. Er

sagte: „Unsere Zeit ist noch nicht gekommen. Uebrigens dachte ich, man bekäme Medicin zu trinken, um zum Glauben zu kommen, allein ich sehe, das ist nicht so.“ Ich sagte: „Die Medicin ist das Wort Gottes.“

Bei Ulufabla fand ich die Frau darniederliegend. Ihre Tochter sagte: „Sie trug Amabele, fiel in einen Graben und brach das Bein.“ Wie sie noch erzählte, kam der Mann. Ich grüßte ihn und sagte: „Unser Wohlsein auf Erden ist wenig. Wahr ist das Wort, daß der Mensch dem Herrn danken soll beim Aufstehen und Niederlegen. Du siehst, daß deine Frau gesund hinaus ging, jetzt liegt sie krank darnieder. Er erwiderte: Wir verstehen, was ihr predigt. Allein Gott hat uns den Rücken zugekehrt; er hat vor Zeiten geredet, ohne unser gedacht zu haben. Warum ist keiner unter uns, der die Geschichte von Gott kennt? Auch unsere Väter kennen sie nicht. Die Weisen sagen, es gäbe einen Gott. Wir können nicht glauben, denn diese Botschaft kommt zu uns, da wir schon alt sind. Warum ist sie nicht früher gekommen? Jetzt sagen wir, es ist der Itongo der Weißen; sie verlangen, daß wir ihren Itongo anbeten. Warum haben sie das Wort sobald bekommen? Ich sagte: Die Juden haben das Wort zuerst gehabt; auch die andern weißen Völker haben es erst von ihnen gehört. Sie kannten Gott nicht und waren wie wir. Der Herr Jesus befahl seinen Jüngern, es allen Völkern zu predigen, und so ist es auch zu uns Schwarzen gekommen. Wir sollten uns freuen und es annehmen.“ Er erwiederte: „Mag es immerhin so sein; wir können nicht glauben; man glaube an die Amahlozi, denn wenn ein Mensch stirbt, so wird er eine Schlange; auch ich werde eine Schlange werden.“ — „So laß uns doch das jetzt sehen, daß sich diese Amabele in Milis verwandeln.“ Er: „Das geht nicht.“ — „Wie geht es denn beim Menschen?“ Er widersprach nur mit Redensarten. Dann sagte er: „Wir würden glauben, wenn ein Mensch von den Todten auferstände und uns sagte: ich komme von Gott.“ — „Nimmer würdet ihr glauben, dem Menschen glaubt ihr dann nicht, da doch der Sohn Gottes von den Todten auferstanden ist und hat gesagt: Ich komme von Gott!“

Ich kam auf Gengeza's Kreel. Sie bauten an einem alten Hause, „Ihr richtet das alte Haus auf?“ — „Ja, wir richten es auf (vusa: wir erneuen es, wir machen es aufstehen), denn es ist schon alt.“ — „Ihr könnt ein Haus erneuen; warum bestreitet ihr denn das Wort des Herrn, das da sagt: Die Todten werden am jüngsten Tage auferstehen? Ihr, die ihr nur Geschöpfe Gottes seid, könnt ein altes Haus erneuen, und doch sagt ihr, der Schöpfer aller Dinge ist nicht im Stande, die Todten zu erneuen (aufzuwecken). Gehorchet doch dem Worte des Herrn. Sie sagten:

Du hast recht." „Wenn ich recht habe, warum glaubt ihr nicht?" Sie schwiegen still.

Zu dem alten Batyaswayo sagte ich: „Wünschest du nicht wieder jung zu werden?" — Recht gern. — „Wenn du es wünschest, so bekehre dich aus deinen Sünden und diene dem Herrn und diene nicht mehr der Schlange; weißt du nicht, wenn du einer Schlange Vieh opferst, daß du damit dem Teufel dienst?" — Er sagte: O! — „Ja, es ist so, denn Satan wird die alte Schlange genannt; ihm dient ihr, er ist euer Herr."

Als ich Noziwa besuchte, sagte ich: „Dir dient dein Schild als Thür?" — „Es war mein Schild, als wir noch Nodade's Krieger waren; wir wollten für ihn kämpfen; die Weißen kamen und befahlen, die Waffen abzulegen, darum ist es nur ein alter Trödel." — „Das ist recht, so sagt auch das Wort Gottes: Gerbet die Schilde und machet Kleider davon, schmiedet die Assagaien zu Picken und bebauet das Land." — „Wir sehen, daß du die Wahrheit sagst; wir sehen die Werke dieser Weißen, sie sind groß; ich habe gesehen, wie sie das Bild eines Menschen gemacht, mit Augen, daß er sah, wie ein lebendiger Mensch; auch ihre Vorfahren leben noch in Bildern." — „Ja, sie machen einen Menschen, aber sie können ihm keinen redenden Geist eingeben; obwohl sie etwas verstehen, so ist doch Gott allein der Mächtige; so können wir den Samen säen, aber nicht zum Wachsthum bringen; nur der da oben schickt den Regen und läßt es wachsen; wir müssen dem Herrn danken, der die Waffen niederlegt und mächtige Völker mit seinem Worte unterwirft." — „Ja, aber wir haben einen Schleier vor den Augen, und sehen und verstehen nicht diese Dinge, die ihr uns allzeit sagt." — „Das macht, ihr seid gefangen von der Lockspeise dieser Welt; die Lüste dieser Welt sind die Vogelbeeren, welche die Leute fangen. O, mein Freund, es ist ein ernstes Ding: Siehe, der Tod breitet seine Flügel aus. Weißt du den Tag, da du sterben wirst? Du weißt ihn nicht; und ich kenne nicht meinen Tag, da ich ein Sünder bin, dessen Sünden größer sind, als die Berge; siehe auch heute sterben Leute; zu allen Zeiten scheiden ihrer viele." Während ich noch sprach, ertönte eine Todtenklage; wir blickten umher, ich sagte: „Es ist auf dem Kraal von Nojojane." Er erwiederte: „Es bewährt sich, was du eben geredet hast."

Auf einem andern Kraal sah ich einen jungen Mann, der Medicin zurechtrieb. „Was willst du mit der Medicin machen?" „Hier in meine Wunde streuen." — „Woher hast du diese Wunde?" — „Ich war auf dem Wege heim von Moyeni's Kraal; nachher fühlte ich Schmerzen an diesem Gliede, ohne daß ich gewahr geworden, als ich mich verletzte." — „Du hattest wohl amabele (bildlich für utywala, ein starkes Getränk) gegessen, und dann hat

die amabele dich gefressen?“ Er gab es zu. Ich sagte: „Meine Freunde, ihr bringt euch selber um; du weißt, daß alle Trunkenbolde, wenn sie sich nicht von ihrem Saufen bekehren, den Eingang zum Himmel nimmer finden werden.“ — Er klagte sich an: „Die Lehrer sagen es uns, wir aber hören nicht, ich bin betrübt; schon sagte es mir auch mein Vetter, der vom Zululand gekommen ist (ein dortiger Gläubiger, der seine hiesigen Verwandten zu besuchen gekommen war); wir bleiben dahinten; das Wort wird schon von denen angenommen, die jünger sind als wir. Wir haben es eher gehabt, dennoch sind wir noch immer auf dem breiten Wege. Du mußt nicht müde werden, uns das Wort zu sagen; sie werden schon glauben.“ — „Meinst du, wenn Andere glauben, daß sie auch für dich glauben? Nicht so, Freund, du mußt dich von deinen Sünden bekehren. Du nennst deinen Bruder, der gläubig ist, einen Todten. Der ist nicht todt, sondern du bist der Todte.“ — Er beklagte seinen Zustand und sagte: „Bitte für uns den Herrn.“

Ich kam von Moyeni's Kraal, wo ich gepredigt hatte, zu dem von Usifubane. Er fragte mich: „Warum bist du dort gewesen?“ — „Denkst du, um etwas anderes willen, du Kalb (sein isibongo das ist: Sein Ehrentitel), als um des Wortes Gottes willen? Ich gehe, das Werk zu verrichten, um dessen willen wir zu euch gesandt sind, nämlich das Wort vom Sohne Gottes zu verkündigen. Das Wort, das da verkündet langes Leben, wonach doch alle Menschen unter dem Himmel trachten, ist zu euch gekommen und fragt euch: „Auf welchem Wege wandelt ihr? Es giebt nur zwei.“ Er war stille. Ich fuhr fort: „Ich weiß, der Teufel flüstert euch zu: hört doch nicht auf die Worte dieses Dinges von einem Gläubigen, er redet Lügen; Sohn des Umtuwzi, höre nicht auf ihn. Er will, daß du den Kraal des Umtuwzi zu Schanden machst, und ihm, dem Landstreicher, gleich werdest. Siehe, du hast schon zwei Weiber und bist noch so jung. Das ist herrlich. Wenn du aus dem einen Hause heraus gehst, gehst du zum andern hinein. In allen deinen Häusern lässest du Bier brauen, und wenn es fertig ist, dann kommen die langen Reihen der Gäste, schauen auf dich und sprechen: Du Sohn des Umtuwzi! Wie freuest du dich, deine Ehrentitel zu hören: Du Kalb, Ochse, Rindvieh! Du lässest die Töpfe reinigen, credenzest das Bier und lässest es einem jeden zutragen. Du sagst zu dem Diener: Nimm diesen Topf und setze ihn vor jenen Herrn, diesen vor jenen und so geschieht allen. Solltest du das im Stiche lassen und nur mit einem Weibe leben? Nimmermehr; was schadet's, ob du auch im Feuer untergehest, es sind ja so viele, die mit dir gehen werden.“ — Er schwieg und sah zu Boden. Ich sagte: „Ich weiß, der Teufel sagt solches zu dir; aber Ach und Wehe dem Menschen, der das Wort Gottes hört und seinen Blick abwendet! Er wird die Hand Gottes sehen, der der Erste und

Letzte ist.“ — Seine alte Mutter schrie: We, mame, a! a! a! — Ich sagte: „Was schreist du? Was hilft dir dein Schreien? Du schreist ja nur mit dem Munde, dein Herz schreit noch nicht.“ — Ihr Sohn fragte: „Wird denn solche Sorte auch gerufen?“ — „Gewiß, vor Gott sind alle Menschen gleich, Alte sowie Junge, ihren Seelen nach sind sie gleich. Du siehst das zusammengeschrumpfte Fleisch an. Da thust du ganz verkehrt. Bekehret euch, sonst wird der Teufel euer spotten.“

Nojojani fragte mich um Nachrichten über das Kommando. (Der hiesige Kapitain Umganu hatte auch 400 Mann stellen müssen zum Feldzug gegen Langalibalele und sein Volk.) Ich sagte: Ich weiß keine, wir haben noch nichts gehört. Er fragte mich weiter wegen der Heuschrecken (— die früher hier gehaust haben —): „Wo sind sie nur hin?“ „Sie sind weggezogen, Gott hat sie weggeschafft; dagegen hat er die Rinderpest hergebracht, die noch da ist, es ist wieder, was Gott thut, um den Menschen die Augen zu öffnen. Dennoch glauben sie nicht an seine Werke.“ Seine Frau antwortete: „Wir würden glauben, wenn die Gläubigen nicht stürben; ja, dann würden wir glauben.“ — „Du lügst, ihr würdet doch nicht glauben. Deines Sohnes Weib ist ja vom Tode wieder aufgeweckt — ihr Grab war schon gegraben — und hat euch das gesagt, was sie gesehen. Glaubt ihr denn nun?“ — Sie sagte: „Nein!“ — „Ja, wenn ein Engel vom Himmel käme, und sagte: „Ich komme von dem, der Himmel und Erde gemacht hat, ihr würdet dennoch nicht glauben.“ Sie sagte: „Mit dem Weibe meines Sohnes hast du mich überwunden.“ Ich erwiederte: „Das Wort sagt: Selig ist, wer nicht siehet und doch glaubet!“

Wir haben in den vorstehenden Mittheilungen ein Stück Kafferleben aus unmittelbarster Quelle gegeben; damit wird die Ausführlichkeit derselben vielleicht Entschuldigung finden.

In dieser Weise suchte Dalana den Leuten seines Volks in ihrer Denkform das Wort des Herrn nahe zu bringen. Seine und des Bruders Schumann erneute Thätigkeit blieb nicht ohne Erfolg. Die Frucht reifte zwar langsam, so langsam, daß Dalana schon selbst mit dem Gedanken umging, das dürre Arbeitsfeld wieder zu verlassen, weil es keine Frucht bringe. Er schreibt in seinem Tagebuch, daß er zu einem der Kaffern gesprochen habe: „Ich weiß nicht, ob ich noch lange hier sein werde!“ — „Wo willst du hin?“ — „Zurück zu den Unsrigen.“ — „Du bist ja kaum angekommen.“ — „Andere sind schon lange zu euch gekommen, sie haben gesät und nicht geerndtet. Das Land ist hier zu mager. Wenn hier einer wohnt, dann will er auch etwas sehen von seinem Dienst!“

Der Herr hat es ihm bescheert, daß er noch etwas zu sehen bekam. Die Epiphanien des Jahres 1874 brachten eine Frucht, wie sie noch nicht auf Stendal eingeerndtet worden war. Sieben Erwachsene, und bald darauf sechs Kinder konnten durch die heilige Taufe dem Herrn zugeführt werden, so daß die Gemeinde sämmtlicher Getauften der Station auf 25 Seelen heranwuchs.

Bruder Schumann berichtet von den Getauften: Von den sieben getauften Erwachsenen sind fünf länger als ein Jahr im Katechumenen-Unterricht gewesen, die übrigen zwei erst im Laufe des Semesters eingetreten. Dennoch habe ich sie mit Freudigkeit getauft, denn wenn auch ihre Erkenntniß noch schwach war, so war doch ihr Herzenszustand ein solcher, daß ihnen das Wasser der Taufe nicht gewehrt werden konnte. Natürlich wird der Unterricht im Katechismus auch nach der Taufe fortgesetzt, nicht nur auf mein Verlangen hin, sondern nach ihrem eigenen, herzlichen Wunsche.

Von diesen zwei Personen ist die eine ein junger Mann, die andere eine Wittwe. Der junge Mann, der den Namen Zachäus erhalten hat, ist der Sohn des alten Moyeni, von dem der letzte Bericht als von einem alten, echten Kaffer redete. Ich muß zu seiner Ehrenrettung diesmal bemerken, daß er seinem Sohne viel weniger Hinderniß, seinen Glauben zu bekennen, in den Weg gelegt hat, als dessen Mutter. Diese, sobald es feststand, daß ihr Sohn zum Lehrer ginge, um zu lernen und getauft zu werden, erfüllte die Kraale hin und her mit ihrem Geschrei, beschuldigte ihre Schwiegertochter, daran schuld zu sein, daß ihr Sohn in den Tod gehen wolle — obwohl sie selber wußte und ihr Sohn es ihr zu wiederholten Malen bezeugte, daß er schon lange vor seiner Heirath, vom Worte Gottes ergriffen, jenen Entschluß gehegt habe, der nun zur Reife gediehen sei — versuchte mit ihren Klagen und Thränen immer auf's neue, ihren Sohn von seinem Vorhaben abzubringen, und als alles nichts half, faßte sie den Plan, sich aufzuhängen. Glücklicherweise theilte sie denselben zuvor ihren heidnischen Angehörigen und Verwandten mit, wie es scheint in dem Wahne, daß man ihren Heldenmuth bewundern, und nach ihrem Tode sie als Märtyrerin des alten Glaubens beklagen und preisen würde. Da man dies aber für eine Narrheit erklärte und ihr sagte, daß man sie, im Falle sie sich selber umbrächte, so wenig wie einen Hund beklagen würde, hat sie ihren Plan aufgegeben; ja sie erscheint schon, was sie sonst nie gethan, seit einiger Zeit in den sonntäglichen Gottesdiensten, und das Ende wird wohl durch Gottes Gnade sein, daß die mütterliche Liebe zu ihrem Sohne ihr ein Wegbereiter sein wird zu der Liebe zu ihrem Herrn und Heiland, der auch für sie sein Blut vergossen hat.

Die junge Wittwe, die getauft wurde, obwohl sie erst im vorigen Semester anfing, am Taufunterricht theilzunehmen, ist auf

diesen Schulplatz und zu ihrem Verwandten Macebo gezogen auf Veranlassung ihres verstorbenen Mannes. Dieser, ein Bruder von Martha, Macebo's Frau, starb vor etwa einem Jahre. Er gehörte zu dem Stamme Langalibaleles, der jetzt in Folge der Rebellion gegen die Regierung völlig aufgelöst ist. Obwohl er niemals in die dortige Kirche der Herrmannsburger gegangen, zeigte er doch auf seinem Sterbelager einige Erkenntniß des Heilsweges und ein vom Worte Gottes angefaßtes Herz. Man braucht sich darüber nicht zu wundern, da eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Worte Gottes unter den Männern in Natal gewiß eine Ausnahme sein möchte, indem die Bekanntschaft mit demselben besonders durch die Gläubigen der einzelnen Stämme weit verbreitet ist.

Er hat bei seinem Abscheiden gleichsam dem Herrn seine Frau und drei Kinder vermacht, indem er sie bat, nach seinem Tode lieber zu ihren Verwandten zu ziehen, sich zum Herrn zu wenden und sein Wort zu lernen. Das hat die Wittwe denn auch gethan, die selber schon im Herzen dazu geneigt war; sie hat mit sichtbarem Verlangen das Wort Gottes aufgenommen, und ich habe sie nach vorhergegangener Prüfung, und nachdem ich mich mit Dalana besprochen, gern zur Taufe zugelassen. Ihr ältestes Kind, ein Mädchen, ist fünf bis sechs Jahre alt, so daß es schon in die Schule gehen kann; es ist ein aufgewecktes Kind, das mir von Anfang an Freude gemacht hat, besonders auch durch ihre deutliche, laute Aussprache, die meinen Ohren sehr wohl thut.

Die übrigen fünf getauften Erwachsenen, ein Mann und vier Frauen, die längere Zeit den Taufunterricht genossen, haben gleichfalls durch ihren Wandel und ihren Herzenszustand nach meiner und Dalana's Ueberzeugung dargethan, daß es Zeit war, sie durch die Taufe in den Bund mit dem dreieinigen Gott aufzunehmen. Die Herzenserkenntniß des natürlichen sündlichen Verderbens ist nach unseren Beobachtungen bei dem Manne am tiefsten; es hat ihm die Erkenntniß seiner Sünden und das Gefühl seines verlorenen Zutrauens zu wiederholten Malen Thränen ausgepreßt, und zwar keine gemalten. Die reiche Gnadengabe der heiligen Taufe hat ihn gewiß zu einem seligen Kinde Gottes gemacht. Sonstige Nebengaben hat er gerade nicht viel bekommen, besonders zeichnet er sich nicht durch seine Stimme aus. Er singt immer eine Octave niedriger als andere, doch geht es aus dem Herzen, wie bei jenem, der trotz seiner heiseren Stimme das Lob von Gott erhielt, daß er seinen Choral in der Kirche schöner gesungen habe, als alle die übrigen geschulten Sänger.

Gott der Herr vertheilt seine Gaben verschieden, dem einen giebt er's mehr in's Herz, bei dem andern liegt's mehr auf der Zunge. Wer in beiden Stücken von ihm gesegnet ist, ist wohl ein beneidenswerther Mann." Soweit Bruder Schumann.

Also ist in Stendal das Wort erfüllt, daß die Wüsten grünen und die Steppen fruchtbar sein werden. Eine ziemliche Anzahl Erwachsener meldete sich von Neuem zur Taufe, so daß nun ein ganz neues Leben auf Stendal erblüht ist, welches 1875 schon über 40 Getaufte zählte. Die Gläubigen haben sich in unmittelbarer Nähe der kleinen Kirche angebaut, so daß das einsame Missionsgehöft nunmehr auch schon in seinem äußeren Ansehen von dem Segen Zeugniß giebt, den der Herr bescheert hat. Stendal ist auf diese Weise ein Belag dafür geworden, daß man auch nach langem Harren in der Hoffnung nicht müde werden soll. Der Heiden wohnen so viele ringsum, daß, wenn anders der Herr Gnade giebt und wenn sein Geist die Todtengebeine wirklich mit Macht erst schüttelt, wie dazu der Anfang gemacht ist, wir auf Stendal noch ein großes Volk haben, das dem Herrn zugeführt werden wird.

---

31. Emangweni.

Nachdem unsere Brüder die ersten Zeltpflöcke am Drakengebirge eingeschlagen hatten, verbreitete sich die Kunde von ihrer Arbeit bald auch unter die umwohnenden Stämme. — Diese alle waren ja nicht seit der Väter Zeit dort seßhaft, sondern hatten als zersprengte Bruchstücke des großen Zuluvolks, Reste größerer durch Tshaka und Dingaane zerstoßener und zertretener Stämme von der englischen Regierung diese ihre neuen Wohnplätze vor kurzem erst zugewiesen erhalten, nicht einmal wissend, ob sie dort dauernd wohnen oder nicht bald in andere Landstriche translocirt werden würden. Da war es denn natürlich, daß bei dem Ansehen, welches die Missionare damals bei der Regierung genossen, ja bei der ausgesprochenen Absicht der letzteren, bei jedem kleinen neu gebildeten Stamme wo möglich einen Missionar zu stationiren, die einzelnen Häuptlinge dem neu angekommenen weißen Lehrer einer größern Beachtung werth hielten, als ihnen sonst ihr Nationalstolz gestattet hätte.

So kam eines Tages im Jahr 1849 auch ein alter Capitän vom Stamme der Amangwa zu Güldenpfennig zum Besuch. Neunzig Jahre Heidenthum hatten in ihm noch nicht die Geistesfrische völlig brechen können, und er sprach seine Freude darüber aus, daß Güldenpfennig seinen Besuch zu erwidern versprach. Er hieß Putini und wohnte mit seinem damals auf etwa 1400 Seelen zusammengeschmolzenen Volk etwa 2½ Stunden zu Pferde (3—4 Meilen) gegen Südost von Emmaus entfernt. Güldenpfennig besuchte ihn wieder auf seinem Wohnplatz, fand nun aber in ihm einen alten mürrischen verdrießlichen Mann, der von dem Kommen

eines Missionars nichts wissen mochte. Viel mehr fand er Eingang bei Putini's Nachbar, dem jungen Capitän Ulangalibalele („die Sonne scheint heiß"), welcher noch etwa 1½ Stunden zu Pferde weiter südlich wohnte. Dieser hatte schon aus dem Munde von Allison einiges vom Wort Gottes gehört, — muß also mit seinem Volk früher in der Nähe der Swazi-Grenze gewohnt haben. Man erzählt von ihm, daß er mit seinen Kriegern zweimal die Schaaren Panda's in die Flucht geschlagen habe, bis er endlich beim dritten Anprall der Uebermacht erlegen und mit dem Reste seiner Leute — einem Volk von etwa 2400 Seelen — bei den Engländern Schutz gesucht und gefunden habe. Deshalb war er damals zugänglich und stellte sich sehr freundlich und manche seiner Leute sprachen unverhohlen das Verlangen aus, einen Missionar haben zu wollen.

Beim zweiten Besuch fand Güldenpfennig eine bessere Aufnahme bei Putini; der Alte nannte ihn sogar seinen Freund. Deshalb meinten unsere Brüder, nun schärfer mit dem Worte Gottes vorgehen zu können, und nachdem Zunkel auf Emmaus angekommen war (s. p. 130), machte er mit Güldenpfennig zusammen im Mai 1850 eine Reise zu dem alten Herrn, um ihm zu eröffnen, daß Zunkel nunmehr bei ihm wohnen werde. Davon wollte jedoch der Alte nun gar nichts mehr wissen; er meinte, er habe keine Speise für die Missionare, diese möchten deshalb doch ja lieber in Emmaus bleiben und ihn in Frieden lassen; so daß die Brüder damals von ihm schrieben: „Er ist ein alter verhärteter Sünder!" Sie ritten 1½ Stunden in gleicher Richtung weiter, und trafen Langalibalele nicht zu Hause, aber sein Volk auch jetzt geneigt, einen Missionar anzunehmen. Sie beschlossen deshalb sofort, noch in diesem Winter (Juni) bei Libalele zu bauen, und begannen ungesäumt damit, das nöthige Bauholz zu beschaffen.

Das ist aber dort zu Lande, trotzdem daß die Abhänge des Drakengebirges ziemlich reich an Nutzholz sind, keine leichte Sache. Bruder Zunkel schreibt: „So machten wir uns denn mit unseren Kaffern und einigen dazu gemietheten im Juni auf und fällten Bauholz auf dem Gebirge. Wir zu Pferde, die Kaffern mit dem Wagen. Wir reiten 1½ Stunde bis zu einem steilen Abhange, dort satteln wir ab und lassen die Pferde sammt dem Ochsenfuhrwerk zurück. Wir klimmen nun die Berge hinauf, gehen noch eine gute Strecke und dann arbeiten wir uns durch Schilf, Gesträuch und Schlingpflanzen über furchtbare Felsblöcke und Morast hinweg in den Busch, der tief unten ein Thal bewaldet. Gewehre und Essen werden niedergelegt und nun Balken, Latten, Stangen, Sparren gesucht und gefällt. Oft bleibt man hängen mit den Kleidern, oft fällt man unvermuthet in den Morast oder gleitet an

den steilen Abhängen über Klippen hinab. Mittag wird Feuer gemacht und Essen gekocht. Dann wird weiter gearbeitet, bis sich die Sonne senkt. Wir beide reiten zur Nacht nach Hause, aber die Kaffern bleiben da und schlafen beim Wagen. Den andern Morgen reiten wir wieder hin, und so ging's ganze zehn Tage lang. Als wir Holz genug hatten, schleiften wir's bis an den Abhang und ließen es dann bis an den Wagen hinunter rollen. Bei solchem Fahren muß sich hier jeder selbst einen Weg machen, weil keiner da ist."

Das Bauholz war gefällt. Der Bau konnte beginnen. Posselt rieth aber, noch ein wenig zu warten, weil ja Langalibalele's Wohnsitz noch nicht fest bestimmt sei von der Regierung. Beide Häuptlinge, Putini sowohl als Langalibalele, die einen Landstrich von den Quellen der Tugela ab bis zu denen des Blaukranz und Buschmannsflusses hin, wohl 10—12 Meilen lang am Fuße des Drakengebirges sich erstreckend, innehielten, wohnten nur zum geringsten Theil auf Gouvernementsland; der größere Theil ihrer Locationen war Privatbesitz früher dort ansäßig gewesener holländischer Bauern, über welchen die Regierung noch nicht frei verfügen konnte. Die Absicht der letzteren war freilich, die Bauern mit anderen Grundstücken abzufinden; aber das Geschäft war ja doch noch nicht abgemacht — stieß auch in der That später noch Jahre lang auf Schwierigkeiten —, und deshalb konnte man noch gar nicht wissen, ob beide Häuptlinge dort dauernd wohnen bleiben würden.

Auch das Comité hatte, als es von der Absicht der Brüder Kunde erhielt, seine ernsten Bedenken. Die Folgen des Jahres 1848 waren noch nicht verwunden, kein Geld in der Kasse, dazu auch das Natal-Land durch damals alljährlich drohende Einfälle des Zulufürsten Panda (s. o. p. 110) so unsicher, daß es die Erlaubniß zur Anlegung einer neuen Station gerade in diesen dem ersten Anprall der Zulu am meisten ausgesetzten Gegenden nicht gutheißen konnte.

Noch bevor indeß diese Willensmeinung des Comité den Brüdern kund geworden war, beschlossen diese, im Frühjahr 1851, nicht länger zu säumen, sondern mit der Anlegung der Station vorzugehen, für welche sie sogar schon den Namen „Frieden" gefunden hatten.

Zunkel begab sich deshalb 1851 zu Langalibalele, der aber inzwischen seinen Sinn völlig geändert hatte. Zunkel fand in ihm einen sehr beschränkten und ganz ordinären Kaffernkapitän: „Er machte allerhand Einwendungen und sagte unter anderen, die Lehrer lehrten, der Mensch sterbe nicht, sondern er lebe immerfort und er sehe, daß das nicht wahr sei; sie sagten, man solle nicht arbeiten, sondern immer Gottes Wort hören u. s. w. Nachdem ihm das widerlegt war, erklärte er, daß er erst mit seinen Räthen darüber

sprechen müsse, worauf ihm Zunkel erwiederte, daß es sich gar nicht um ihre Erlaubniß handele; er sei zwar kein Engländer, aber sie lebten im Lande der Engländer und da sei das Gesetz, daß jeder Lehrer, wo er Kaffern zusammen wohnen fände, sein Haus bauen und lehren könne, ohne den Häuptling zu fragen. Das sah allerdings schon nicht sehr einladend aus; aber Zunkel machte sich doch in der Woche nach Pfingsten auf, um bei dem mürrischen Häuptling zu bauen. „Freust du dich, daß ich gekommen bin?" fragte ihn Zunkel, als er zu ihm eintrat. „Nein, es ist schlecht." — „Bist du denn ein Feind aller Lehrer?" — „Ich kann nicht ertragen, was die Lehrer lehren." So fing ihr Gespräch an. Zunkel erwiederte ihm, die Lehrer könnten nicht lehren, was sie wollten, sondern was der große Gott ihnen geboten hätte, der Himmel und Erde gemacht habe. „Du bist deinem Gotte gehorsam," erwiederte er, „aber ich will ihm nicht gehorsam sein." — „Wenn du ein Feind der Lehrer bist, so bist du auch der Regierung Feind, denn die will, daß die Kaffern belehrt werden sollen." — „Davon hat sie mir nichts gesagt, als sie mir dies Land gab. Ich werde nicht zur Kirche kommen und mein Volk soll auch nicht kommen. Ehe ich einen Lehrer bei mir wohnen lasse, gehe ich lieber wieder zu Panda zurück und lasse mich todtschlagen." — „Wenn du so sprichst, so werde ich wieder gehen und alle deine Worte dem großen Manne (Gouverneur) schreiben." — „Ja, das ist gut," schloß der trotzige Heide und betrübt verließ ihn Zunkel. Güldenpfennig kam auch noch an, aber alle Verhandlungen mit dem Häuptling und seinen Räthen, auch das Anerbieten von Geld für den Bauplatz waren umsonst. „Wenn du an dieser Stelle baust," sagte er, „so ist es so gut, als schlügst du mich todt; und wenn du an jener baust, dann kommst du als mein Feind." Das war bestimmt genug und man stand damals von dem Plane ab.

Ueber fünf Jahre lang wurde seitdem nichts gethan. Als aber Güldenpfennig in den Dienst unserer Gesellschaft zurücktrat, wurde sofort der alte Plan von ihm wieder aufgenommen. Die beiden Häuptlinge waren um nichts geneigter geworden, und von Langalibalele sah er ganz ab; aber ihr Volk verlangte sehr nach einem Lehrer. Nach etwa Jahresfrist war Güldenpfennig bei Putini. Viele Leute kannten ihn von früher her, andere hatten von ihm durch seinen Kafferknecht gehört, der schon 10 Jahre bei ihm dient. Es war eine allgemeine Freude, als es hieß, ein Lehrer sei gekommen. Ein alter Graukopf hörte den wohlbekannten Namen „Sikini" — so nennen sie Güldenpfennig —; er wollte es nicht glauben, daß Sikini da sei und immer fragte er wieder, ob er es wirklich sei; als ihm der Missionar wiederholt versicherte, daß er es wirklich wäre, drückte er ihn mit beiden Händen und

faßte ihn um den Leib. Auf einem großen Kraale fand er viele wohlbekannte Gesichter, die er früher bei den Bauern in Arbeit gesehen. Diese Leute kamen auf ihn los und umklammerten ihn und es dauerte nicht lange, so sah er vom Kopf bis zu den Füßen ziemlich so schmierig aus, als seine brünstigen alten Freunde, obwohl er vorher nette weiße Hosen an hatte."

Posselt suchte nun bei der Regierung die Erlaubniß nach, für die beiden Capitäne Putini und Libalele, deren Unterthanen eines Stammes (der Amahlubi) und vielfach unter einander verschwägert waren, eine Station anzulegen. Die Erlaubniß wurde bereitwilligst gewährt; aber die Landverhältnisse waren damals noch immer nicht geordnet, so daß es immer noch unbestimmt war, ob die beiden Häuptlinge dort dauernd wohnen würden.

Es war daher ein glückliches Ereigniß, daß, wie wir oben (p. 223) berichtet haben, um diese Zeit ein dankbarer Diacon dem Bruder Güldenpfennig den Bauernplatz Vaalbank zum Verkauf stellte. Derselbe lag gerade so vor Putini's Thür, wie der Linneque-Platz, auf dem unser Emmaus erbaut ist, vor Sikali's. Eine schöne Thür war uns aufgethan. Wir haben oben bereits mitgetheilt, daß Güldenpfennig trotzdem den Platz wieder aufgab und dafür Alt-Stendal kaufte. Welches die bewegenden Gründe gewesen seien, erhellt aus den uns vorliegenden Mittheilungen nicht. Uns scheint dies ein beklagenswerther Misgriff gewesen zu sein.

So waren die beiden Stämme also wiederum von Gottes Wort getrennt. Und da wir um diese Zeit einen neuen Missionar von Berlin aus nicht in jene Arbeit senden konnten, kamen die Hermannsburger Brüder uns zuvor, und eröffneten auf Langalibalele's Location einige Jahre später ihre Station Empangweni. Das hat uns damals viel Kummer gemacht, denn wir hatten ja längst die Vorbereitungen zum Beginn der Arbeit bei diesem Häuptling getroffen, und waren nur zeitweilig nicht im Stande, sie in Angriff zu nehmen. Indeß es war geschehen. Der Hermannsburger Bruder Hansen hat mit allen Treuen, und in brüderlichem freundnachbarlichen Verkehr mit unseren Brüdern die schwere Arbeit gethan. Er fand einen sehr harten Boden: Als ihn der Herausgeber 1867 besuchte, hatte er einen einzigen Getauften, und auch dieser war bereits von der Station verzogen.

Nachdem der Herr uns gegen das Ende der fünfziger Jahre wiederum mehr Arbeiter für den südafrikanischen Weinberg zugewiesen hatte, und Bruder Neizel für Natal ausgesandt war, nachdem sodann durch Aufgebung von Alt-Stendal auch der Einfluß, den wir von dort aus auf Langalibalele zu üben hofften, verloren war, beschloß das Comité, die Arbeit bei Putini nun endlich kräftig in Angriff zu nehmen und beauftragte, nachdem die bereits früher ertheilte Erlaubniß der Regierung erneuert war, den Bruder

Neizel, von Neu-Stendal aus sich in das neue Arbeitsfeld zu begeben. Als derselbe dort im Mai 1863 eintraf, war der Häuptling Putini vier Wochen vorher als ein nahezu hundertjähriger Greis gestorben. Für ihn war das Heil nicht mehr auf Erden zu finden. Er hatte die Stunde seiner Heimsuchung versäumt.

Neizel fand an der Spitze des Volkes den Häuptling Basso, einen Sohn Putini's, der an Stelle des noch minderjährigen Enkels Manzezulu die Regierung versah. Derselbe wollte die Einwilligung der geheimen Räthe zu dem Kommen des Missionars einholen. Dieser aber antwortete von vornherein: „Ich bin nicht gekommen, um deine und deiner Räthe Einwilligung zu holen, sondern allein, um euch zu sehen und euch die gute Botschaft mitzutheilen, daß ihr jetzt auch Lehrer bekommen sollt, wie die andern Häuptlinge. Dein Volk freut sich sehr darüber, das weiß ich, und ob deine Räthe einwilligen oder nicht, das thut nichts zur Sache!“ Damit mußte sich Basso zufrieden geben und Neizel zog am 22. Juni definitiv ein. Die Alten murrten zuerst etwas, aber nachdem Neizel durch seine Freundlichkeit ihr Vertrauen gewonnen hatte, gaben sie sich doch bald zufrieden und antworteten, wenn er sie nun an ihre erste Unzufriedenheit erinnerte: „Ach sprich doch nicht mehr davon.“

Neizel schlug sein Zelt in einem fruchtbaren Gebirgsthal auf, und beeilte sich, da dasselbe gegen Wind und Wetter doch nur dürftigen Schutz darbot, sein Wohnhäuschen, wenn auch zunächst nur von Rasenmauern aufzurichten, und um dasselbe her Gummibäume zu pflanzen, welche seither in dem fruchtbaren Boden bereits die Höhe von 80—100′ erreicht haben und die Station von der baumlosen Fläche lieblich abheben. Er nannte dieselbe Emangweni, d. h. bei den Amangwa — so hieß Putini's Volk — die Leute Sikali's hießen Amangwana.

---

32. Entwicklung der Station Emangweni.

Kaum zehn Minuten entfernt von den Stationsgebäuden liegt der Kraal eines andern Sohnes von Putini, Namens Umbalo, der den neuanziehenden Bruder mit besonderer Freundlichkeit aufnahm. Er sprach zwar zuerst wie alle alten Kaffern: „Für uns Alte ist das Wort nicht, sondern für die Jungen,“ und auch: „Was wird das Wort uns bringen? Wird es uns auch Fleisch bringen?“ — aber bei alledem zeichnete er sich doch darin von den übrigen Kaffernhäuptlingen aus, daß er nicht zudringlich bettelte bei seinen fast täglichen freundlichen Besuchen, daß er dem Missionar gern Gefälligkeiten erwies und für jede, auch die geringste Gabe, die ihm freiwillig gespendet wurde, sich dankbar erwies. Bisweilen



Imangweni.

lauteten die Antworten, die er dem Missionar ertheilte, so entgegenkommend, daß dieser sogar seine heißen Wünsche in die kühne Hoffnung umgestaltete, auch Umbalo werde noch Eigenthum des Herrn Jesu werden.

Aber so leichten Kaufs ließ Satan seinen Raub doch nicht los. Im Gegentheil wurden die ersten Anfänge, ja die ersten Jahre dem Bruder Neizel sehr schwer gemacht. Die Leute waren hart und verschlossen und in alten heidnischen Aberglauben und heidnischer Rohheit fest gepanzert.

Als im Anfange 1864 Manzezulu, der minderjährige Sohn des großen Sohnes von Putini großjährig geworden, die Regierung antrat, wurde der Kaffernsitte gemäß einem Ochsen bei lebendigem Leibe das Schulterblatt ausgelöst. Wegen dieser Grausamkeit zu 50 Ochsen Strafe durch die englische Regierung verurtheilt, konnte das Volk gar nicht begreifen, wie dies geschehen könne, da sie doch nur die Sitten ihrer Vorfahren befolgt hatten. Bei einem Todesfall sah Bruder Neizel, wie alle Ochsen, Kühe und Kälber des Verstorbenen zusammengetrieben und durch ein angezündetes Qualmfeuer geräuchert wurden. Dies geschah, um die Thiere am Leben zu erhalten, weil dieselben sonst, falls die Wittwe des Verstorbenen binnen Jahresfrist in ihre Nähe käme, unfehlbar alle sterben müßten.

Einige Jahre später war Neizel von einer anderen gottesdienstlichen Versammlung auf Manzezulu, des Häuptlings, Kraal, Zeuge. Sie hatten sich in Haufen um den Viehkraal postirt, und beobachteten die Bewegungen des Vieh's, aus denen sie die Gunst der amahlozi erkennen wollten. Drei von den Anwesenden traten hervor und beteten, den Blick auf das Vieh gerichtet, jeder etwa eine halbe Stunde. Der eine sprach unter Anderm: „Es wird gesagt, ihr amahlozi seid nichts; nun zeigt, daß dem nicht also sei!“ Da rief eine Stimme aus dem Volk: „Sie sind nichts!“ Der Beter aber betete weiter, um Weiber, um Gesundheit, um Gärten, um Vermehrung des großen und kleinen Vieh's. Weiter ragt das Gebiet der Zulu-Wünsche nicht. Allmählich wurde der Ton des Beters aber ungeduldig und herausfordernd: „Wie kommt es, die Weiber sind krank! die Kinder sterben! Kälber werden wenig geboren! Was haben wir gesündigt, wir wissen es nicht. Hier ist nun unser Vieh, das geben wir euch. Ihr sollt es essen! Nun macht, daß wir wohl leben können!“ Aber nach vieler Wiederholung derselben Worte machte das Vieh nicht die gehofften Bewegungen, aus denen die Gunst der amahlozi erkennbar sein sollte, bis die Heiden endlich auf ihre amahlozi unwillig wurden. Ein Jüngling wurde herbeigerufen, der die beiden vorher dazu bestimmten Ochsen mit der Assagai tödtete. Dann begann das Essen, Trinken, Fröhlichsein, als wolle man die Ungunst der Götter sich aus dem Sinn schlagen.

Das war ein heidnischer Gebetsgottesdienst.

Es war doch also noch Aberglauben unter dem Volk und das Verlangen, ihren hlozi nach Kräften zu dienen. Das ist nicht zu unterschätzen, bei den Kaffern so wenig, als bei den Athenern. (Apg. 17, V. 22). Denn wo noch überhaupt etwas von Gottesfurcht ist, da findet der Bote des Evangelii noch eher einen Anknüpfungspunkt, als bei dem nackten Unglauben.

Zunächst freilich schlossen sich die Herzen der Heiden nicht so bald auf; sie waren zufrieden in ihrem fleischlichen und irdischen Sinn, und machten die Seele des einsamen Arbeiters müde. Was ihn am meisten schmerzte, war, daß nicht einmal die Kranken, ja die dem Tode unmittelbar entgegeneilenden, bei denen doch Eile noth war, sich beikommen ließen. Reizel schreibt: „Es ist als ob die Kranken unter den Kaffern ganz besonders verschlossen sind gegen Gottes Wort; sie wollen nicht darauf eingehen.“ Nicht weit von dem Hause des Missionars lag ein alter Mann schon seit mehreren Monaten darnieder. An Genesung war nicht mehr zu denken: um so fleißiger wurde er besucht. Einmal fragte ihn Reizel: „Willst du nicht, ehe du stirbst, die Gnade des Herrn suchen?“ Der Kranke antwortete: „Warum soll ich seine Gnade suchen? Ich weiß nicht, womit ich ihn erzürnet haben sollte. Ich habe doch nichts böses in meinem Leben gethan!“ Als er nun erinnert wurde, wie das schon böse sei, daß er nichts von Gott und seinen Geboten wisse, daß er bisher gar nicht nach ihm gefragt und ihn dadurch verachtet habe, sagte er: „Ich habe Gott nicht verachtet, er hat mich aber verachtet und mich weggeworfen, daß ich jetzt hier so liegen muß.“ Von den Gesunden schreibt er: „Sie sind nicht blos wie die Kinder, sondern wie die wilden Thiere. Zu arbeiten haben sie nicht nöthig; denn sie haben nicht viel mehr Bedürfnisse als das Wild. Bedürfen sie Geld zu irgend einem Geräthe, so laufen sie dazu auf ein Paar Monate nach Pietrmaritzburg zur Arbeit; das Viehhüten überlassen sie den Kindern, die Jünglinge füllen ihre Zeit damit aus, daß sie Kuhschwänze und Ziegenfelle zum Schmuck ihres Leibes verarbeiten und dann, wenn sie geschmückt sind, den ganzen Tag umherziehen, ukuroma izintombi, d. h. Mädchen zu suchen. Dies ist der Gegenstand ihrer Gedanken, ihrer Gespräche, ihrer Abenteuer. Da sie keine Noth haben, lehrt auch keine Noth sie beten; für Gottes Wort ist in solchen Herzen kein Zugang; und scheint es, als ob an einem Tage ein Pfeil von des Missionars Zeugniß eingedrungen ist durch das fettumhüllte Herz, so haben bereits des nächsten Tages Zerstreuungen diesen Eindruck hinweggewischt. Da kostet es denn viel Gebet, um die Liebe zu diesen verkommenen Kaffern im Herzen zu behalten.“

Die ersten, auf welche das Wort Gottes einen tiefern Eindruck machte, waren zwei Söhne Umbalo's, Upungwane und Umbope.

Der erstere trat eines Abends zu dem Missionar ein, als derselbe so eben an seiner nächsten Sonntagspredigt arbeitete — bald folgte ihm sein Bruder. Neizel sprach zu Upungwane: „Du hast die Predigt des vorigen Sonntages gehört, erzähle mir, was du behalten hast." Upungwane zögerte nach Kaffernart, aber dann konnte er Wort für Wort alle Hauptgedanken wiedergeben. Mehrere Wochen darauf beobachtete ihn der Missionar, wie er während der Predigt scheinbar völlig unaufmerksam beständig an einem Stock schnitzt." Nach der Predigt fragt er ihn: „Was hast du nun heute behalten?" — Da holt der Heide seinen Stock hervor und erzählt an den eingeschnittenen Kerben einen Gedanken nach dem anderen fein säuberlich her. Nun hatte Neizel nichts mehr gegen das Kerbholz und sagte dem Heiden, er solle nur fleißig weiter einkerben. Das that derselbe denn auch, und zwar nicht blos in seinen Stock, sondern auch in sein Herz; denn oft traf die späte Abendstunde beide Brüder beim Missionar, fleißig über das Gehörte weitere Belehrung erbittend und nach einiger Zeit brachten sie dann auch den dritten Bruder Mazaboza mit.

Als der Herausgeber im August 1867 die Station Emangweni besuchte, fand er dort neben dem Bruder Neizel arbeitend die beiden Brüder Richter und Procesky, und ihnen hatte sich, wie oben berichtet wurde, auch Arroneet freiwillig beigesellt. Sie hatten bereits ein Paar andere Gebäude neben dem Hauptgebäude aufgerichtet und die Gummibäume wuchsen schon weit über doppelte Mannshöhe empor. Die vier Brüder lebten eine sonderbare Junggesellenwirthschaft, backten, brieten, flickten und waren fröhlich in ihrem Gott, den Heiden das Wort bringen zu können. Da Richter noch in denselben Wochen nach Transvaal abging, Procesky bald darauf eine eigene Station anlegte und Arroneet ausschied, war Bruder Neizel im Jahre 1868 wieder einsam, wurde aber reichlich dadurch getröstet, daß ihm in diesem Jahre sein liebes Weib zugeführt wurde, die sechs Jahre lang seines Herzens Erquickung und bei seinen Arbeiten eine treue Gehülfin gewesen ist, bis im Jahr 1874 der Herr nach seinem unerforschlichen Rath sie wieder von seiner Seite abrief.

Von den genannten Persönlichkeiten aus Umbalo's Familie traf er nur den Vater und Umbope. Upungwane hatte sich eine Zeit lang ferne gehalten und es stand damals zu befürchten, er sei zurückgegangen.

Umbope war bereit, sich taufen zu lassen.. Aber er war inzwischen bei Sabanto (Bischof Colenso) gewesen und hatte dort gehört, ein Gläubiger könne sehr wohl zwei Frauen haben und war im Begriff die zweite Frau zu nehmen. Er versicherte, er liebe Gottes Wort und begehre die Taufe, aber er wollte ungehindert sein in seiner zweiten Heirath. Der Herausgeber bedeutete ihm,

daß er unter diesen Umständen hier nicht getauft werden könne, sondern zu Sabanto gehen müsse, wenn er als Christ mit zwei Frauen leben wolle. Das wollte er auch nicht, er wollte unter seinem Volke leben. So mußte ihm denn die Sache zu fernerer Erwägung anheimgegeben werden.

Den Umbalo fand der Herausgeber als den freundlichen zugänglichen und doch nicht zudringlichen Hausfreund des Missionars, als welchen wir ihn oben geschildert haben. — „Hier," sagte er, und klopfte an seine Kehle, „hier ist mir wohl, so wohl, daß ich dich sehe." Die Kehle ist dem Kaffer der Sitz der Herzensgefühle.

Eines Tages kam Umbalo wieder, begleitet von seinem Bruder, der der Schatten und Jabruder des alten zu sein schien.

„Umbalo," sprach ich zu ihm, „du hast schon viele Frauen, für dich wird es sehr schwer sein, die anderen zu entlassen, und ein Christ zu werden. Umbope aber hat bis jetzt nur eine Frau, für ihn ist es eine kleine Sache, von dem Mädchen jetzt noch loszulassen. Ist sie erst seine Frau, so wird er nicht leicht von ihr loskommen, und wird um ihretwillen den Glauben wegwerfen, das ist es, was ich eben mit ihm spreche." Er: „Ich weiß es, daß es bei euch Weißen also ist, daß ihr nur eine Frau habt. Ihr lebt nach dem Wort des Herrn. Wir lieben auch das Wort sehr, unsere Herzen werden zufriedengestellt durch das Wort, aber nicht allein durch das Wort, sondern auch dadurch, daß wir viele Häuser (Weiber) können haben." Ich: „Aber Gottes Wort verlangt es, daß ein Mann nur ein Weib habe; und Gottes Segen kann nur der haben, der Gottes Wort gehorcht." Er: „Ja, wir wollen auch thun nach Gottes Wort, aber wenn wir nur eine Frau hätten, würde es für die zu schwer werden. Sie wird, wenn der Mann böse wird, die Schelte dann alle allein tragen müssen. Unsere Frauen lieben es auch, daß ihrer viele sind, denn da können sie viel mit einander sprechen und haben viel Unterhaltung." Ich: „Sprechen können sie auch dann miteinander, wenn sie nicht alle die Weiber eines Mannes sind, und ein Mann, der ein rechter Christ ist, macht seines Scheltens weniger, so daß die Eine Frau es wohl ertragen kann. Aber du hast gesagt, du habest Gottes Wort lieb, willst du aber Gottes Wort lieb haben, so mußt du ihm auch ganz folgen und mußt nicht sagen: Das Wort ist gut, aber ich will anders leben als das Wort!" Umbalo: „Ja, Lehrer, ich habe es gehört, was du gesagt hast (d. h. du hast Recht)!" — Als er sichtlich in Verlegenheit war, was zu antworten, kam ihm sein Bruder zu Hilfe und wandte sich an Reizel: „Lehrer, da ist eine Ziege von dir todt, sie liegt in meinem Kraal!" — Ich fuhr fort: „So eben komme ich von den Bapedi, die sind früher auch solche gewesen, wie ihr jetzt seid und haben viele Weiber gehabt. Aber nun, nachdem sie Christen geworden, haben sie ihre Frauen alle entlassen, so daß

jeder von ihnen nur ein Weib hat. Nun will ich Dir sagen, was meine Augen gesehen und meine Ohren gehört haben. Ich habe gesehen, daß die entlassenen Weiber bald wieder geheirathet haben, und ich habe gehört, daß sie nun alle sagen: „Jetzt erst leben wir recht glücklich, da ein jeder Mann nur ein Weib hat. Früher, wo viele Frauen waren, war viel Zank und Streit, jetzt aber ist Friede, und wir haben einander lieb.“ Umbalo: „Ja, ich habe das gehört! Auf diese ist der Herr herabgekommen, aber hier ist er noch nicht herabgekommen.“ Ich: „Der Herr ist überall da herabgekommen, wo Er Sein Wort predigen läßt durch Seine Boten. Sprich nicht, der Herr ist nicht hierher herabgekommen; siehe, da ist dein Lehrer Neizel; er lehrt dich Gottes Wort, und Gott ist mit ihm.“ Umbalo: „Ja, ich höre auch Gottes Wort, ich merke auch, daß es hineingeht in das Herz, und ich liebe das Wort; und jetzt ist es meinem Herzen schon viel angenehmer, als im Anfang.“ Ich: „So fahre damit fort, und höre und bete um den Geist Gottes, so wird dein Herz zuletzt auch noch ganz überwunden werden, daß du dem Worte ganz gehorsam sein könnest.“ Umbalo wurde hier sehr unruhig und wiederholte das schon früher von ihm gesprochene Wort: „Laßt uns gehen! Laßt uns gehen!“ Ich hielt sie aber noch eine Weile fest, um Umbope noch einmal scharf in's Gewissen zu reden. Dann gingen sie, sichtlich erleichtert in ihrem Herzen, daß sie nun heraus wären aus dem Examen.

So ging es auf der Station Emangweni die ersten Jahre durch Hoffnungen und Enttäuschungen. Am 3. Februar 1867 war der Erstling getauft worden, aber wieder abgefallen.

Missionar Neizel berichtet aus dem Jahr 1867: „Der diesmalige Bericht hat beides, Freude und Leid, in besonderem Maße zu bringen. Die im letzten Bericht ausgesprochene Hoffnung, bald einen jungen Kaffer taufen zu können, ist erfüllt worden. Unpokane Matebula wurde den 3. Februar getauft und Isaak genannt. Die Hoffnung aber, daß er den Heiden mit einem guten Wandel würde vorangehen, hat sich leider nicht verwirklicht; im Gegentheil, er hat dem Namen, in den er getauft worden ist, Schande gemacht. Gerade über diesen Punkt hatte ich im laufenden Unterricht viel mit ihm gesprochen, und dennoch! Einige Wochen, nachdem er getauft war, bat er mich eines Sonntags Nachmittag ganz freundlich, einen Besuch auf dem Kraal der Seinen machen zu dürfen. Ich ließ es ihm gern zu. Er wollte den andern Morgen wieder hier sein, kam jedoch nicht, und nach zwei Tagen höre ich, er sei mit einem getauften Mädchen von Emmaus geflüchtet. Nach Emmaus ging er öfter, denn er hatte dort eine Braut. Seiner Verheirathung mit ihr stand indessen noch etwas im Wege. Ob

nun des Wartens müde, oder was es mag gewesen sein, kurz, er machte sich des Nachts mit einem andern Mädchen auf und läuft davon, seine eigentliche Braut sitzen lassend. Mir und auch den andern Brüdern war es unerklärlich......

An den vier, schon im vorigen Berichte erwähnten Katechumenen schenkt der Herr mir Freude. Der Unterricht mit ihnen fing zu Anfang des Jahres an und ist ziemlich regelmäßig wöchentlich zweimal, Dienstag und Freitag, fortgesetzt worden. Es ist bei Dreien von ihnen der Vortheil, daß sie schon mehr oder weniger mit den Heilswahrheiten bekannt waren. Die Vierte, eine alte Frau nicht so, doch kommt sie treulich in den Unterricht, kann auch schon über Hauptsachen Antwort geben. Zu diesen Vieren meldete sich zu Anfang dieses Jahres noch ein Kaffer, ein Mann vom Kraal, von etwa 40—45 Jahren, er heißt Mapungwane (oder U-Pungwane, s. o.). Er hatte schon früher einige Male sich schön ausgesprochen über Glauben rc. Eines Sonntags blieb er nach dem Gottesdienst allein bei mir. Wie geht es? fragte ich. „Mein Herz will nun wahrlich glauben," sagte er. Zu meiner Freude konnte ich bald merken, daß seine Rede anders klang, wie sonst, wenn die Kaffern einem zu Munde reden wollen. Ich sprach mit ihm eine Weile und sagte ihm dann, nächsten Dienstag zu kommen zum Unterricht mit den anderen Katechumenen. Ich erwartete mit Zittern den Dienstag und als der Unterricht beginnen sollte, war Mapungwane nicht dabei. Das machte mich recht betrübt, und ich ritt nach dem Unterricht hin zu dem Kraal, wo er wohnt, um ihn zu sehen. Ich fand da eine Menge Volks; sie hatten Vieh geschlachtet und tranken Bier. Den ich suchte, wurde ich nicht gewahr und kehrte bald wieder um, den Herrn seinetwegen angehend im Gebete. Mittwoch Nachmittag sitze ich in meinem Hause, die Hausthür steht offen, da höre ich im Wohnhause Jemand sprechen und als ich aufstehe, um zu sehen, wer der sei, sehe ich Mapungwane auf seinem Angesicht liegen und beten. Das machte mich erstaunen und ich trat still zurück, um ihn nicht zu stören. Mit einem lauten Amen beschließt er sein Gebet. Ich habe nicht gehört, was er gebetet hat, nur hörte ich, daß er oft wiederholte sagend: „Ich bin ein Hund." Er war nach dem Gebete sehr aufgeregt. Ich sagte: „Ich habe dich gestern erwartet." „Ja," sagte er, „das ist der Teufel, der durch das große Umsindo gestern Erivaleni (Name des Kraals) hat vergessend gemacht." Er erzählte dann seinen ihn so aufregenden Traum der letzten Nacht und fragte, was das sein solle. Ich konnte ihm sagen, daß ich sehr für ihn gebetet habe und daß ich jetzt glauben müsse, der Herr erhöre das Gebet und wolle ihn aufwecken. Wir sprachen noch viel miteinander, bis ich mit ihm betete, und er nach Hause ging. Er ist seitdem zum Unterricht gekommen, ganz regelmäßig allerdings nicht. Wer kann das aber auch erwarten, daß mit einem Male bei solchem

Heiden alles gut gehen soll? Ich glaube, daß der Herr sein Werk in ihm hat, er betet auch, und was des Kennzeichens noch mehr ist, er wird von den andern Heiden anerkannt als einer, der wahrlich glauben will. Neulich fragte ich seinen Nachbar, Haupt eines Kraals und ebenso alt wie Mapungwane, was er von ihm denke. „O, er glaubt und freut sich, daß er den Weg zur Hölle verlassen hat." „Hältst du das für gut, wie er gethan?" fragte ich. „Ja wohl," sagte er, „ist es gut, dem Bösen aus dem Wege zu gehen." „Nun, wenn du das erkennst, daß es gut ist, dann widerstreitet es ja aller Weisheit eines Mannes, wenn du ihm nicht folgst." „Ja, das ist wahr, aber sein Herz hat wahrlich gewollt, das meinige noch nicht." — So urtheilt sein Nachbar über ihn und ich hoffe auch, der Herr wird durchhelfen, daß Mapungwane ganz sein Eigenthum werde."

Während also in dem eigentlichen Volk Putini's noch immer nicht Bresche gelegt werden konnte, half der Herr auf anderem Wege dadurch, daß einzelne zersprengte Kafferfamilien, und in Folge des Bassutokrieges (Th. II Abth. 1 p. 254) auch einige Bassutofamilien sich auf dem Stationslande niederließen, so daß am Tage von Epiphanien 1868 unser Bruder Neizel die große Freude hatte, vier Erwachsene und vier Kinder zu taufen, so daß er nun eine kleine Gemeinde um sich hatte. Außer den Genannten verblieben 11 Erwachsene (der größere Theil freilich Bassuto) im Unterricht.

Nun ging das Werk des Herrn fröhlich und frisch vorwärts, und es konnte von Zeit zu Zeit ein Häuflein dem Herrn zugeführt werden. Auch Mapungwane's Stunde kam. Er wurde nebst vier Bassuto und drei anderen Erwachsenen am Weihnachtsfest 1869 durch die Taufe in die Gemeinde als ein „Paulus" aufgenommen.

Als dieser vornehme Kaffer aus Putinis Stamm getauft wurde, sprachen seine Landsleute: „Mapungwane ist nicht als Christ geboren, und ist es geworden; so werden es auch andere werden; sie werden kommen (viel werden)." Auch Umbalo kam jetzt öfter, wie ein Nicodemus in der Nacht, so daß Neizel für ihn immer neue Hoffnungen schöpfte. Der arme Mann litt aber an dem Besitz von 12 Weibern, die ihn mit harten Banden an das Heidenthum fesselten. Deshalb schwankte er hin und her; bald schien es, er werde kommen, dann wieder legte er seinen Kindern Hindernisse in den Weg. Dem Missionar gegenüber verblieb er in ungeänderter Freundlichkeit.

Dieser griff nun mit erneuter Freudigkeit seine Arbeit im Aeußerlichen und im Geistlichen an. Er erbaute ein neues Haus, und richtete das alte zur Kirche ein, und nachdem im September 1870 ihm von der Regierung ein Stück Land von

500 Acres als Stationsland überwiesen worden war, so hatte er dort Gelegenheit, nicht blos zuziehenden fremden Heiden Wohnplätze anzuweisen, sondern auch aus den Erträgen der sorgsam gepflegten Wirthschaft für die Mission erkleckliche Einnahmen (im Jahre 1872 35 Pfund Sterling) zu erzielen. Seine Stationsleute halfen willig mit unentgeltlichen Bauarbeiten und mit regelmäßigen Stationsbeiträgen. Bestimmte Gesetze und Einrichtungen sicherten die bürgerliche Ordnung. Das Gemeindlein wuchs bis zum Ende des Jahres 1872 auf 36 Seelen.

Noch günstiger stellten sich die Aussichten für unser Werk, als im November 1872 der junge Häuptling Manzezulu starb, und Umbalo, Neizel's Freund, für den minderjährigen Erbfolger die Regentschaft bekam. Manzezulu hatte das Wort Gottes nicht in sein Herz eindringen lassen, sondern die Mahnungen Neizels, der in dem Häuptlings-Kraal Epassive regelmäßige Predigten einrichtete, für seine Person in den Wind geschlagen, trotzdem er seine Predigten nicht hinderte. Er starb als ein Heide, und steht jetzt vor seinem Richter. Von seinen letzten Lebtagen berichtet Neizel: Er war schon einige Zeit krank und ich habe ihn in seiner Krankheit öfter besucht und hatte da Gelegenheit, vor ihm und seiner Umgebung dringend von Christo, der Sünder selig machen will, zu zeugen. Angesichts des Todes hoffte ich auf etwas mehr Eingehen in die Sache, aber ich mußte auch da wieder zu meinem Leidwesen erfahren, wie wenig die Heiden Verständniß haben, oder haben wollen, von Sünde und Erlösung von Sünden. Ich habe keinen iblozi (Schutzgeist), sagte er, darum bin ich so krank. Als ich ihm erwiederte, daß alle amablozi unter der Gewalt des Herrn da oben seien, und daß er nur alleine helfen könne, sagte er: Hilft er auch uns? Er hilft uns nicht. Ich gab mir Mühe, ihn Gottes Gnade verstehen zu machen, die ihn auch durch Krankheit besuche, und daß er immer helfen will. Sei es nicht nach seinem Willen, daß er am Leibe gesund werde, so habe der Herr noch etwas Höheres, womit er ihm helfen wolle. — Für das Höhere aber haben sie keinen Sinn. Im Gespräch gebrauchte ich auch den Ausdruck: Angenehmer Tod, seliges Verscheiden. Mit einem Blick, der da sagen wollte: Du verstehst unsere Sachen nicht und wir verstehen deine Sachen nicht, lächelte er und sagte zu seiner Umgebung: Was er doch sagt, angenehmer Tod! — Er starb dann, ohne den Heiland gefunden zu haben. Als sein Tod bekannt wurde, hat ihn das Volk nach seiner Weise betrauert. Anstatt wie früher beim Tode eines Häuptlings mit Assagaien, waren sie jetzt mit Gewehren, die sie in letzter Zeit massenhaft sich angeschafft haben, bewaffnet. Es dauerte aber nur einige Tage, da ging es wieder in Saus und Braus.

---

33. Untergang von Putini's Volk und neue Hoffnungen.

So vielversprechend die Hoffnungen waren, mit denen Bruder Neizel in das Jahr 1873 eintrat, so sollte doch das Ende dieses Jahres nicht blos alle diese Hoffnungen knicken, sondern auch die ganze Arbeit an Emangweni bis an den Rand des Unterganges bringen.

Als der Herausgeber am 18. August 1867 den Häuptling Langalibalele auf seinem Kraal besuchte, fand er ihn in einer nichts weniger als liebenswürdigen Stimmung. Ich fragte ihn, ob seine Felder viel Korn getragen haben. „Ein wenig!" antwortete er, „wie sollte es viel sein, da ich nur solch kleines Land habe." Allerdings war die Bevölkerung seines Stammes bis über 6000 Seelen herangewachsen, und sein Raum nun enge geworden. „Plagt dich auch der Buschmann?" fragte ich weiter. „Ja, der Buschmann, der Buschmann," lautete seine Antwort, und damit hob er die geballte Faust gegen die steilen Felsabhänge des nahen Drakengebirges, (in denen das Räubervolk seine Nester hat, von dessen sicheren Schlupfwinkeln aus es Nachts unversehens herabschleicht, um das Vieh von Kaffern und Weißen zu rauben, und wenn verfolgt, was man nicht wegschleppen kann, nieder zu stechen). „Ja der Buschmann! Erst neulich hat er mir wieder mein Vieh geholt." — „Nun, deine jungen Männer haben scharfe Augen und starke Leiber, ihn abzuhalten. Warum schlägst du den Räuber nicht todt?" — „Darf ich denn?" entgegnete er mit sichtlichem Ingrimm; „darf ich denn? Hat nicht der Engländer ein Gesetz gegeben, daß wir Keinen todtschlagen dürfen?"

Schon damals erzählte mir mein Begleiter, daß Langalibalele das Joch der Engländer mit tiefem Groll im Herzen trüge. Als er mit wenigen Tausenden, ein von Panda geschlagener Stamm, über die Grenze flüchtend, Schutz und Aufnahme bei den Weißen fand, da waren sie seine Freunde. Nun sah er sich durch die Gesetze des Fremdlings überall in seinen Bewegungen gehemmt; sein Land zu enge, sein Arm gebunden, daß er nicht mit Waffengewalt über seinen schwächern Nachbar herfallen, sich mit seinem Vieh bereichern und seine Felder einnehmen konnte. Es gährte und kochte, in dem Maß als die Erinnerung an die Leiden der Verfolgung schwand, und die Zahl und Macht des Stammes wuchs in allen Zulustämmen Natals, und wäre nicht inzwischen auch die weiße Bevölkerung des Landes in die Tausende gewachsen, und die Macht der gefürchteten Engländer zu gewaltig geworden, und hätte nicht die Politik der Engländer die Stämme so einander gegenüber plazirt, daß gegenseitige Feindschaft und Eifersucht sie in Schach hielt, so wäre vielleicht längst die im Vergleich zu den Hunderttausenden der Zulu, die heute die schwarze Bevölkerung

von Natal bilden, doch nur geringe Zahl der Weißen durch diese tapfere, kriegslustige Nation von der Erde hinweggefegt worden.

Die Gährung und die Unzufriedenheit in Langalibalele's und anderer Fürsten Stämmen dauerte indeß fort. Das Ende des Jahres 1873 sollte sie zum Ausbruch kommen sehen.



U-Langalibalele.

Schon seit etlichen Monaten hatte Langalibalele's Benehmen die Aufmerksamkeit der englischen Regierung in besonderem Maße auf sich gezogen. Er hatte sich reichlich mit Waffen und Munition versehen und hielt seine Schießübungen. Da der derzeitige Gouverneur abging, wartete man nur auf die Ankunft des Nachfolgers, um kräftigere Maßregeln zu ergreifen. Sir Benjamin Pine säumte denn auch nicht. Langalibalele wurde aufgefordert, vor ihm zu erscheinen, um sich zu rechtfertigen. Er leistete nicht Folge, sondern bezog vielmehr seinen hart unter den Drakenbergen gelegenen Kraal und hielt große Volksversammlungen. Die Alten

sprachen zu ihm: „Geh!" die Jungen: „Geh nicht, denn ehe du, unser König, stirbst, sterben wir erst!" Er gab den Jüngeren Gehör — vielleicht, weil er nicht den Muth hatte, zu widersprechen.

Die Regierung gab ihm noch 14 Tage Frist. Er schickte Boten und erklärte sich bereit, eine Summe Geldes zu bezahlen. Die Regierung antwortete: Wir haben nicht dein Geld begehrt, sondern wollen nur dich sehen und sprechen. Reizel sandte ihm Botschaft: „Du weißt, ich bin immer dein Freund gewesen, ich bitte dich: Gehe." Er dankte für den Rath, antwortete aber: „Die Regierung hat mein Geld verachtet, nun zittere ich, und kann nicht gehen!" Er dachte, die Regierung handle eben, wie ein Kafferkönig handelt, welcher, wenn er den Delinquenten erst in seiner persönlichen Gewalt hat, nicht lange untersucht, sondern einfach todtschlägt.

Deshalb schickte Langalibalele nun all sein Vieh in die Berge, sammelte seine streitbare Mannschaft um sich, suchte sichere Plätze in den Gebirgsschluchten auf, und ließ auf den Kraalen nur die Weiber, die Kinder und die Alten zurück, die ihm in der Kriegführung hinderlich gewesen wären. Dies Verfahren war einer offenen Kriegserklärung gleich, und die Regierung mußte, wenn sie nicht ihre ganze Autorität auf's Spiel setzen wollte, losschlagen.

Sie erließ daher Botschaft an alle zerstreut unter dem Drakenberg wohnenden weißen Colonisten, auch an unsere Brüder, Reizel in Emangweni, Zunkel in Emmaus und Glöckner in der etwa drei Meilen von Emmaus gelegenen neuen Station Hoffenthal, daß sie sich und ihre Habe flüchten und in befestigte Lager zusammen ziehen möchten. Die Regierung selbst zog alle streitbare Macht, ordentliches Militär und freiwillige Bürgermiliz zusammen, dazu 7000 Kaffern von anderen gegen Libalele's Volk feindselig stehenden Stämmen aus anderen Locationen des Landes.

Nun gab es ein allgemeines Packen, Reisen, Fliehen unter den Weißen, die ja deß gewärtig sein mußten, daß ihre einzeln gelegenen Gehöfte längst von den Aufständischen niedergebrannt sein würden, bevor die Soldaten der Regierung den Platz des Kampfes erreicht haben würden.

Zunkel versammelte daher, nachdem er am 28. Oktober 1873 die Botschaft der Regierung empfangen hatte, alle seine erwachsenen Gemeindeglieder, um zu berathen, was zu thun sei. Der Beschluß war, die Station läge dem Libalele so sehr in der Linie seiner Kriegsoperationen, oder, falls er geschlagen würde, der Flucht und des Durchbruchs nach dem freien Zululande, daß alles zu befürchten sei, da in Kriegsfällen der Zulu nichts verschont. Zunkel brach daher am 30. October schweren Herzens auf, um das nahe gelegene Lager zu beziehen. Seine Söhne ritten tagtäglich bewaffnet nach der Station, um nach der Wirthschaft und dem Vieh zu

sehen und die Erndte zu beschicken, Zunkel selbst ritt Sonntags hinüber, um die Gottesdienste zu besorgen.

Alles war in der größten Aufregung; Gehorsam und Disciplin war am Ende, die Dienstboten liefen aus dem Dienst, der alte Haß der Schwarzen gegen die weißen Eindringlinge, der so lange unter der Asche geglommen hatte, drohte in hellen Flammen aufzulodern. Man konnte auch vor Sikali's Volk nicht sicher sein; die Alten mahnten zwar zur Ruhe, aber welche Macht konnte die immer mehr hervortretende Leidenschaftlichkeit der Jungen zügeln?

An demselben Tage, da Zunkel seine Station verließ, um in's Lager zu ziehen, erwachte Bruder Glöckner in Hoffenthal, Nachts 2 Uhr vom Gebell der Hunde. Er eilte hinaus und hörte die aufgeregte Stimme eines rufenden Kaffern. Er konnte nichts verstehen, als „Langalibalele." Es war ein Bote von Zunkel, der ihn von der bevorstehenden Gefahr in Kenntniß setzte und zugleich benachrichtigte, daß er ihm einen Wagen senden werde zur Flucht. Ein zweiter Brief besagte, die Gefahr sei noch nicht so dringend. Der Bote bekam von seinem Vater eine Tracht Schläge, weil er die Nachtruhe gestört habe. Glöckner berieth mit seiner Frau, was zu thun sei. Die meinte, sie könne doch unmöglich ihre sieben jungen, erst zwei Wochen alten Gänse und verschiedene kleine Hühner im Stich lassen. Aber es half nicht; sie mußte. Am Nachmittag kam eine neue Aufforderung in's Lager zu ziehen, die Glöckner'sche Familie sei die einzige, die noch nicht in Sicherheit sei.

Es wurde also eiligst der Wagen mit dem Nothwendigsten beladen; Sikali's Kriegsmänner wurden aufgeboten, um unter Anführung des Capitän Allison in den Krieg zu ziehen.

So brach denn auch Glöckner am 1. November auf. Schon nach einer halben Meile Fahrens konnte er sehen, wie die Kaffern überall bewaffnet zusammenliefen. Glücklich erreichten die Fliehenden das in der Nähe der Mariannenkirche aufgeschlagene Lager, an dessen Befestigung eifrig gearbeitet wurde.

Im Lager selbst sah es aus, wie auf einem Jahrmarkt. Die Kirche war zum Wohnhaus für sieben Familien eingerichtet. Die Sitze waren Bettstellen, die Kanzel Kleider- und Speisezimmer. Im Raume der Kirche standen alle möglichen und unmöglichen Geräthe bunt durcheinander, Nähmaschinen, Waschtische, Wiegenstühle, Körbe, Flaschen, alles in entsetzlichster Unordnung. Große und kleine Kinder spielten und schrien durcheinander. Dem Missionar zur Linken saß Frau Güldenpfennig unter der Kanzel, um das Mittagbrot zu bereiten, zur Rechten einige Bauernfrauen, die mit lauter Stimme und nicht gerade ausgewählten Worten ihre Kinder ausschalten. Rings um die Kirche her standen die Wagen und die Zelte, in deren einem Bruder Zunkel wohnte, dicht aneinander, so daß man Mühe hatte, hindurch zu kommen.

Um die Wagen her war eine 10 Fuß hohe dicke Mauer aufgeführt, das Vieh und die Pferde waren außerhalb, oder an die Wagen festgebunden. Wachen wurden ausgestellt, kein Kaffer durfte nach 8 Uhr das Lager verlassen. Die Nacht hindurch zogen englische Soldaten vorbei, das gab neue Aufregung. Am folgenden Tage, einem Sonntage, hielt Glöckner mitten in der Verwirrung Gottesdienst. Nachmittags kamen neue verspätete Flüchtlinge, unter ihnen eine Frau, die so eben entbunden war.

Bald entwickelte sich in dem durch die Mauer eng umschlossenen Lager, in welches kein Luftzug eindringen konnte, eine täglich unerträglicher werdende Hitze; das warme Wasser löschte den Durst nicht. Ein starkes Hagelwetter brachte einige Kühlung. Der plötzliche Witterungswechsel aber hatte Krankheiten zur Folge, die Missionare mußten ihre Apotheke und ärztliche Kunst in Anwendung bringen, und sogar chirurgische Operationen vornehmen. Unter den eng zusammengepferchten Bewohnern entstand Zank und Streit. Die allzuschnelle Zunge einer Bauernfrau konnte nur dadurch zum Schweigen gebracht werden, daß ihr gedroht wurde, man werde sie auf einer Ochsenhaut prellen. Die wunderlichsten Gerüchte von dem Verlauf der Kämpfe gingen durcheinander. Libalele sollte in den Schluchten verzweifelt sich wehren, bereits seien viele Kaffern und einzelne Weiße, unter ihnen der Sohn des Gouvernementssecretärs gefallen.

Auch Neizel bekam die Aufforderung, in's Lager zu fliehen, da auch Putini's Volk in Verdacht stand, mit dem stammverwandten Libalele ein geheimes Einverständniß zu pflegen. Neizel glaubte dies nicht; wenigstens seines Häuptlings Umbalo, des friedfertigen Mannes, glaubte er völlig sicher zu sein. Fürs erste war, da Libalele in's Gebirge geflüchtet war, auch wohl keine wirkliche Gefahr vorhanden. So blieb er auf seinem Platz. Die Leute ackerten, und Neizel, der täglich unter ihnen umherritt, fand auch nichts Auffallendes, nur daß sichtlich ein Verkehr zwischen den Putinischen und Libalele's Volk unterhalten wurde.

In den folgenden Tagen zogen Hunderte von Libalele's Volk, Weiber, Kinder, Greise flüchtend vorüber, blieben auch zum Theil auf dem Platze. Das Volk wurde besorgt, was werden würde. Die Commando's der Regierung waren schon mehrere Tage am Gebirge angelangt und noch immer nichts Sicheres über einen Zusammenstoß verlautbart. Capitän Lucas war langsam mit einer starken bewaffneten Macht herangezogen und hatte sich endlich 1½ Stunden oberhalb Emangweni unter dem Drakengebirge postirt, von wo er einzelne Abtheilungen zur Recognoscirung in die Berge schickte. Dadurch hatte er verhindert, daß Libalele seinen ursprünglichen Plan, nördlich und östlich nach dem freien Zululande durchzubrechen, ausführte; derselbe wandte sich südlich

und westlich und brach nach dem Bassutolande von Moschesch durch das Gebirge.

Hierdurch verzögerte sich die ganze Kriegsoperation, die man in einigen Tagen abzumachen gedacht hatte; aus Tagen wurden Wochen, neuer Proviant wurde nöthig und mußte natürlich von dem zunächst wohnenden Putini'schen Volk requirirt werden. Dies gab neue Aufregung. Das Volk dachte, es solle „gefressen" werden; der Versicherung, daß sie gegen die Requisitionsscheine Alles bezahlt erhalten würden, schenkten sie keinen Glauben. Als das Vieh mit Gewalt genommen werden sollte, griff das junge Volk zu den Waffen und nur der gütlichen Vermittlung des Missionars und der Mäßigung des Capitän Gregory war es zu danken, daß es nicht schon jetzt zu einem blutigen Zusammenstoß kam. Die friedliebenden Alten konnten kaum noch die leidenschaftlich erregte Jugend zurückhalten.

Umbalo wurde in das Hauptquartier gerufen; er bat Reizel dringend, dort zu bleiben, weil er sich des Beistandes desselben zur Dämpfung der Gährung versichern wollte. Dieser ritt deshalb auch in das Hauptquartier, und erwirkte es vom Commandirenden, Capitän Lucas, daß derselbe in aller Form den Missionar dem Volke mit der Bemerkung übergab, der ganze Stamm werde verantwortlich gemacht dafür, wenn dem Missionar irgend ein Leid geschähe.

Reizel drang nun mit aller Kraft in Umbalo, doch schnell die geforderten 50 Stück Vieh zu liefern. Indeß das geht mit einem Kaffer nicht so rasch. Da muß erst Bier getrunken, und über den Werth und Unwerth jedes einzelnen zu stellenden Ochsen lang und breit verhandelt werden. Mit Sonnenuntergang wurden drei Ochsen abgeschickt, die aber wegen des Regens auch wieder zurückkehrten, am folgenden Morgen wurden endlich 13 Stück zusammengebracht, aber zum Theil ganz miserable alte Thiere und junge Kälber.

Da durch die länger ausgedehnte Verfolgung des Feindes und die wachsende Zahl der Regierungskrieger das Bedürfniß sich steigerte, wurden 500 Stück requirirt. Umbalo antwortete: „Nein, das geht nicht; mein Land und Volk ist nur so groß, wie die Platte meines Hauptes, woher soll man so viel Vieh nehmen!" Er schickte 130 Stück ab, von denen nur 50 als brauchbar befunden wurden. Capitän Farlane beschloß, die 500 Stück mit Gewalt zu holen, und außerdem 1000 als Strafe für die Säumigkeit.

Am 17. November sah Reizel ein großes Commando Kaffern vom Drakengebirge herabkommen, die sich auf den Hügel oberhalb der Station postirten. Er ritt schnell zu Umbalo, wo die Kaffern eben einen Ochsen geschlachtet hatten, und gemüthlich um das Feuer

sitzend kochten und brieten. „Jetzt beeile dich, und schaff das Vieh herbei," rief der Missionar dem Capitän zu. „Es wird kommen," antwortete dieser gelassen. „Nun so thue, was deines Amtes ist, — hast du schon gesehen," und dabei zeigte er auf die Kaffern, die den Hügel besetzt hielten. „Ja," sagte er, „ich habe gesehen." —

Neizel ritt hinüber zu Capitän Farlane und that sein Bestes, um neuen Aufschub zu erlangen. Er erhielt 24 Stunden. Umbalo that auch sein Möglichstes, aber nach Kaffern Art. Die ersten 24 Stunden vergingen, die Artillerie kam an, die zweiten 24 Stunden vergingen und endlich die dritten; das Vieh war nicht da. Da, Punkt 12 Uhr Mittags wurde der Termin geschlossen.

Die Artillerie und die Commandos hatten sich postirt; drei Kanonenschüsse fielen. Umbalo und die Großen des Volks wurden vor den Capitän gebracht, und ihnen eröffnet, daß nun der ganze Stamm „gefressen" werden würde, d. h. daß all sein Vieh confiscirt werde, weil sie einestheils die 500 Stück nicht gestellt hätten und anderentheils sichere Beweise vorlägen, daß sie mit dem Feinde gemeinsame Sache gemacht hätten. Die drei Kanonenschüsse waren das Signal gewesen, daß nun mit dem „Fegen" des Landes begonnen werden solle.

Nun wurden von allen Seiten Pferde, Rindvieh, Ziegen und Schafe zusammengetrieben. Das war ein schauerlicher Tag. Ein starkes Gewitter entlud sich mit Donner und Blitz, dazu kam das Brüllen des zusammengetriebenen Viehes, dessen Kühe in der Menge ihre Kälber verloren hatten. Das Volk setzte sich nicht zur Wehre, sondern hockte in kleinen Gruppen in der Nähe der Kraale und schaute den Dingen zu. Neizel stand bei einem kleinen Trupp, nicht weit von seinem Hause, und hörte einen sagen: „Glücklich sind diejenigen, die heute unter der Erde sind; die sehen nicht die Dinge, die über der Erde geschehen." Ein Alter war mit dem Wort unzufrieden und meinte, es sei doch besser über, als unter der Erde.

Das Werk war an dem einen Tage lange nicht vollendet; es ging noch einige Tage in gleicher Weise fort. Hören wir Neizels eigene Worte: Da konnte man den Reichthum des Stammes sehen. Etwa 2000 Pferde und 9000 Stück Rindvieh kamen zusammen, die Ziegen sind, so viel ich weiß, gar nicht gezählt worden. Anfangs hieß es, daß das Volk wahrscheinlich einen Theil des Viehes würde zurück erhalten und daß das Gouvernement etwa 2000 Stück behalten würde; später hieß es 5000 Stück. Aber es kam je länger je ärger.

Als das Confisciren des Viehes ziemlich fertig war, da wurde Ordre gegeben, daß der ganze Stamm die Waffen abzuliefern habe: Gewehre, Assagaien und Schildfelle. Nur ein Theil der Männer

floh mit den Waffen in die Berge, im Allgemeinen übergab das Volk die Waffen; doch ging es nicht der gegebenen Ordre gemäß, und das veranlaßte den Capitän, durch die Commando-Kaffern die Waffen suchen zu lassen. Diese haben denn die Häuser gründlich „gefegt" und alles Brauchbare, was sie fanden, geraubt.

Bei der Gelegenheit des Nachsuchens sollen die Commando-Kaffern vielen gerösteten Milis zu Mehl gemahlen, welches eine Reise- und Kriegskost ist, in den Häusern gefunden haben; auch waren die Gewehre alle geladen. Diese und so manche andere Punkte gaben Grund zu weiteren Nachforschungen und bald hieß es: Putini's Volk habe die Absicht gehabt, mit Langalibalele gegen die Regierung sich zu vereinigen. Reizel war dabei, als die schwarzen Räthe (izinduna) des Mr. Farlane in der Versammlung der Großen des Volkes Nachforschungen hielten. Als Resultat derselben wurde hingestellt, daß Putini's Volk die vorhin genannte Absicht gehabt habe, das Volk sei aber nicht einig gewesen; Umbalo sei gegen den Plan gewesen, und ein Theil des Volkes habe sich deshalb gefürchtet, und darum sei es zur Ausführung der Absicht nicht gekommen.

Die großen Männer Putini's waren über solchen Schluß sehr unzufrieden und forderten nähere Beweise. Die izinduna hielten aber die Verhandlung für geschlossen.

„Nun, so schreibt Reizel, gab es hier ein unruhiges Warten der Dinge, die da kommen sollten, keiner wußte, was geschehen würde. — Zunächst wurde von hier aus die Expedition gegen Langalibalele ausgerüstet, dann wurde die Artillerie nach dem Hauptquartier am Tafelkopf zurückbeordert. Capitän Mr. Farlane, der alt und gebrechlich ist, wurde auf dringenden Rath des Doctors vom Gouverneur beurlaubt und Capitän Lucas erhielt das Obercommando beider Heere hier.

Nachdem das Commando vierzehn Tage lang auf Umbalos Kraal campirt hatte, wurden aus Gesundheitsrücksichten auf der andern Seite des Flusses Zelte aufgeschlagen für die Commandos. Nach einigen Tagen kam die Artillerie wieder hierher, und etwa 70—80 Mann englische reguläre Truppen. Weßhalb dies letztere, wußten vielleicht nur wenige. Es hieß, dem Volke Putini's sei nicht zu trauen.

Das war dann hier ein buntes Leben. Die regulären Truppen und die Artillerie hatten nichts zu thun; sie verbrachten die Zeit mit Baden, Fischen, Reiten, auch ein Wettrennen hatten sie veranstaltet. Die Volunteers und Kaffern wurden dadurch beschäftigt, daß die Kaffern in den Bergen sich einige Male zeigten, die sie dann verfolgen mußten. Auch wurden hier Gefangene von Langalibalele's Zersprengten und Spionen gemacht. Dann hatte ein Theil des Putinischen Volkes, an der Tugela wohnend, sich

Commando-Kaffern widersetzt und Vieh weggesteckt. Zu diesen hin wurden die Commandos dirigirt. Die Männer wurden gefangen zunächst nach Ladysmith geführt; die Frauen und Kinder kamen hier vorbei und wurden weiter nach Pietermaritzburg transportirt.

Ueber die Kaffern in der Location hatte mir Capitän Lucas gesagt, daß wahrscheinlich ein Theil von ihnen werde weggenommen werden, und daß die Location selbst confiscirt, und in Farmen zu Militärzwecken würde vermessen werden.

Im Verlaufe der Zeit kamen aber immer schwerere Zeugnisse gegen das Volk auf, und um die Weihnachtszeit sagte mir Capitän Lucas, daß wohl das ganze Volk würde fortgenommen werden, nur Umbalo mit seinen Frauen sollte hier bleiben, der alte, weiche Mann sei schon genug bestraft."

Wir kehren einstweilen in das Lager und auf den Kriegsschauplatz zurück. Unsere Brüder Zunkel und Glöckner waren, da durch die Flucht Libalele's nach entgegengesetzter Richtung die Gefahr für ihre Stationen beseitigt war, nach zwölftägigem Aufenthalt im Lager in dieselben zurückgekehrt, und hatten alles wohlbewahrt gefunden. Libalele war, in den Gebirgsschluchten von den Truppen der Regierungscommandos gedrängt, nach dem Süd-Bassutolande entflohen, und man fürchtete, er sei entronnen. Aber ein Bassutocapitän hatte ihn entwaffnet und gefangen genommen.

Als in den letzten Tagen des December Bruder Merensky auf seiner Reise nach Deutschland das Drakengebirge passirte, war er seinem Wagen einige hundert Schritt voraufgegangen, als er mit einem Male zwei Kaffern von einem vorher nicht beachteten Commando, das auf einem Hügel postirt war, auf sich zuschreiten sah. Er erschrak, noch mehr sein Weib, die aus dem in der Ferne nachkommenden Wagen die Begegnung sah. Denn waren dies Libalele'sche Leute, sie wären sicher nicht mit dem Leben davongekommen. Aber es waren Regierungskaffern, als solche kenntlich durch ein rothes Band, das sie in ihr Haar geflochten hatten. In den Weihnachtstagen hörte er dann bald darauf die Nachricht von der glücklichen Beendigung des Krieges. Das Commando, das den gefangenen Häuptling escortirte, mußte am 27. December unsern Platz Hoffenthal passiren. Die Brüder Merensky und Glöckner hatten den Wunsch, ihn zu sehen. Letzterer berichtet: Schnell ritten wir bis zu der Stelle, wo er vorbei mußte, und kamen gerade an, als der Zug das kleine Flüßchen bei Hoffenthal passiren wollte. Erst kam ein Commando bewaffneter Engländer, dann folgte der Wagen, in welchem sich der gefangene Hauptling mit einigen seiner Söhne und Geheimen Räthe befand. Hinter dem Wagen ritt wieder eine Abtheilung bewaffneter Engländer. Dann folgten die Gefangenen von Langabibalele's Volk zu Fuße und an den Händen gebunden. Den Schluß machte ein langer

Zug bewaffneter Gouvernementskaffern. — Der Commandant, ein mir befreundeter junger Engländer, frug uns, ob wir Langalibalele sehen wollten und ließ den Wagen halten. Wir stiegen auf und sahen uns den Rebellen mit seinen Genossen an. — Ich habe ihn vor einigen Jahren gesehen auf seinem Kraal; damals war er ein dicker, hochmüthiger Mann, heute sah ich vor mir einen mageren, alten, ganz gebrochenen Menschen, in dem ich nimmer den stolzen Häuptling erkannt hätte, wenn mir der Commandant nicht gesagt hätte, daß er es sei. Ich sprach einige Worte zu ihm, aber er antwortete nichts, sondern nickte nur mit dem Kopfe und weinte. Das Betteln, welches von jeher seine Weise war, konnte er auch jetzt nicht lassen; und wenn er auch nicht mit dem Munde die Bitte aussprach, so griff er sich doch mehrmals mit den Fingern an die Nase; eine Geste, die nichts anderes bedeutet, als: „Gieb mir Schnupftaback." — Es that mir leid, daß ich keinen bei mir hatte, denn ich hätte dem unglücklichen Manne gern diesen, den Kaffern so unbeschreiblich köstlichen Genuß gewährt."

Langalibalele wurde als Strafgefangener nach Robben-Island gebracht, sein ganzer Stamm aufgelöst und zerstreut. Er hatte die Strafe verdient. Aber daß dasselbe Urtheil über Putini's Stamm gefällt wurde, war zu hart.

Am 28. December sah Bruder Reizel beim Erwachen zu seinem großen Staunen, daß vor seinem Hause mehrere Weiße von Capitän Lucas Posten standen. Sie übergaben dem Missionar einen Brief des Capitäns, des Inhalts, daß derselbe an diesem Tage kommen werde, um das ganze Volk Putini's gefangen zu nehmen, und daß er deshalb zu seiner Sicherheit diese Wache bestellt habe. Es währte auch nicht lange, so erschien Capitän Lucas mit seinem ganzen Corps und gab Ordre, alle Kaffern, Männer, Weiber und Kinder anzutreiben und über den Fluß in sein Lager zu bringen. Auch Umbalo sollte mitkommen. Reizel sollte nur die Getauften und seine Dienstjungen behalten. — Hören wir Reizels Bericht:

„Als die Kaffern alle fort waren und es ein wenig ruhig geworden war, dachte ich, daß es vielleicht gut wäre, einen Brief an Capitän Lucas zu schreiben und ihm im Briefe noch einige Leute zu nennen, die auf dem Missionsgrund wohnen und theils schon Katechumenen, theils sonst ordentliche Kaffern waren. Ich bat ihn noch einmal schriftlich, dieselben hierzulassen. — Die Weiber und Kinder passirten grade den Fluß, als ich hinritt, und es war mir ein Jammer mit anzusehen, da der Fluß eben ziemlich stark war. Es mußte aber Alles durch, hinten waren die Treiber.

Ich kam zu Capitän Lucas Zelt, übergab ihm den Brief und bat ihn, den zu lesen. Er that es und sagte, er würde mir gern

willfahren, aber es sei gegen die ihm gegebene Ordre, er wolle indessen noch darüber nachdenken, und wenn er fände, daß er es nicht thun könne, dann könnte ich den Brief an den Gouverneur gehen lassen. Es war also nichts zu machen, ich kehrte um, läutete und hielt Gottesdienst für die zurückgebliebenen Getauften.

Nachmittag kam die erste Abtheilung der Langalibaleleschen Expedition zurück und das Heer hielt hier seinen Kriegstanz und Kriegsgesang. Langalibalele war im Bassuto-Land von Molappo gefangen genommen zwei Tage, ehe das verfolgende Kommando ihn erreichte. Dasselbe war durch den vollen Oranjefluß an der schnellen Verfolgung aufgehalten worden. Doch war der Zweck der Expedition erreicht. Langalibalele, mehrere seiner Söhne und Großen des Volks und ein Theil seines Viehes wurden abgeliefert. 2000 Haupt Rindvieh erhielten die Bassuto für ihr Werk, doch sollen sie viel mehr genommen haben.

Nun kamen die Kommandokaffern voll Siegesjubel hier an. Gegen Abend kamen die am Morgen hier gefangenen Weiber, Kinder und alten Männer wieder zurück unter Escorte. Sie sollten hier auf den verlassenen Kraalen nächtigen. Die Kraale waren aber schon eingenommen durch die zurückkehrenden Kommandokaffern; alle Hütten waren voll, auch meinen Ziegenstall hatten sie occupirt. Da kamen denn die Weiber und baten mich um Obdach für die Nacht, da es sehr nach Regen aussah. Ich gab ihnen die Kirche. Den nächsten Morgen wurden sie wieder abgeführt.

Es dauerte mir zu lange mit Capitän Lucas Antwort, ich ritt daher wieder zu seinem Zelt. Er hatte eben einen abgefertigt, der mir Bescheid bringen sollte, nun sagte er mir den Bescheid selbst, daß alle Kaffern fort müssen, daß auch Umbalo fort müsse, nach dem was gestern geschehen und was er erfahren."

Die Weiber und Kinder 2c. wurden nach jenem Montage noch zwei Mal den Fluß herüber und hinüber gebracht. Das letzte Mal blieben sie noch zwei Tage hier und lagen Tag und Nacht in der Kirche, und um mein Haus, mahlten, kochten, aßen, klagten und weinten, daß es zum Erbarmen war. Endlich wurden sie definitiv abgeführt. Sie wurden in verschiedenen Abtheilungen den Häuptlingen des Kommandos übergeben zur Beaufsichtigung, wie es hieß, bis die Männer und Väter wieder entlassen würden aus ihrer Zwangsarbeit. Dann wird ihnen wahrscheinlich wieder freistehen, wo sie hinziehen wollen. Ihre alten Wohnsitze bekommen sie aber nie wieder; auch haben sie gemäß einer Proklamation des Gouverneurs aufgehört, als Volk oder Stamm zu existiren.

Nachdem das Volk fort war, ging es an's Abbrennen der Kraale. Ich erhob wiederum schriftlich Einsprache gegen das Abbrennen der Kraale auf Missionsgrund und erreichte auch, daß sie nicht abgebrannt wurden. Ich sollte mir einige Hütten reserviren

und die anderen abbrechen und als Feuerholz benutzen. Das Abbrennen der Kraale war wegen der Versprengten und der in die Berge Geflüchteten nöthig.

Als die Kraale abgebrannt wurden, da fanden sich noch hin und her gestreut viele alte Krieger, Blinde 2c. Capitän Lucas fragte an, ob ich etwas dagegen haben würde, wenn er sie einstweilen bei mir zusammen bringen lassen würde, ich könnte so viel Korn nehmen, als ich für sie bedürfte. Ich hatte natürlich nichts dagegen, und so wurde der nächste Kraal hier das Spittel, in das zum großen Theil die Armen auf Bahren hergetragen wurden. Nach und nach sind ihrer etwas weniger geworden, denn es fanden sich von den auf Bauerplätzen vorhandenen Kaffern Söhne, Töchter und Verwandte einiger Alten, die sie dann weggeholt und zu sich genommen haben. Jetzt sind noch etwa vierzig Kaffern hier. Da der Kraal ganz nahe an meinem Hause ist, so kommen sie natürlich auch zur Kirche und ich habe, trotzdem daß das Volk hier fortgenommen ist, an Zahl noch ebenso viel Zuhörer in den Gottesdiensten als vorher. Es wäre hier, wie es mir schien, ein herrliches Arbeitsfeld für mich geworden, wenn das Volk nach seiner Demüthigung hätte hier bleiben können. Der Herr hat es zugelassen, daß das Volk jetzt überall hin und her zerstreut ist im Lande. Der alte Umbalo, dem eine seiner Frauen gelassen worden ist, hat seinen Aufenthaltsort bekommen auf einem Kraal eines großen Policemannes in der Nähe von Pietrmaritzburg. Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief vom Bischof Colenso mit der Nachricht, daß er einstweilen auf seinem Lande wohne, und daß er dort in der Nähe wohl bleiben werde. Auf Emangweni sind zurück geblieben und gegenwärtig hier: 29 Getaufte, 6 Katechumenen, 15 den Getauften Angehörige, 9 Jungen und Jünglinge, etwa 40 Alte und andere hier Zurückgelassene. Also etwa 90—100 Seelen sind zur Zeit noch hier."

So war denn mit einem Schlage ein ganzer Stamm vernichtet, und mit demselben auch unsere Station. Denn wenn wir auch mit unserem Rest von 29 Getauften unbehelligt auf dem Stationsgrunde wohnen bleiben konnten, so waren eben andere Kaffern nicht vorhanden, denen wir mit Wort und Sacrament dienen konnten. Das gesammte Land, so war die Absicht der Regierung, sollte in Militärfarms von je 2000 Acres aufgelöst werden. Wurde diese Absicht ausgeführt, so blieb ja noch immer eine Möglichkeit für das Fortbestehen der Station. Denn die Farmer mußten ja eine ziemliche Anzahl von Dienstkaffern um sich haben, denen dann das Wort gepredigt werden konnte. Bruder Neizel's Absicht ging auch dahin, daß er auch unter diesen Umständen die

Station halten wolle. Nur mußte das Landgebiet derselben in diesem Falle mindestens auf 2000 Acres erweitert werden, weil die 500 Acres kaum für die Familie des Missionars ausreichten, zumal ja die Weideberechtigung für das Vieh mit der Vertheilung des übrigen Landes erloschen wäre. Ob die Regierung der Mission ein so großes Stück Landes überweisen werde, stand sehr in Frage. Die Aussichten, mit denen das Jahr 1874 eröffnet wurde, waren daher sehr trübe.

Das Jahr selbst wurde dem Bruder Reizel noch trüber, der Herr rief in demselben sein liebes Weib und zwei Kinder durch den Tod ab. Es schien Alles, was sein Leben reich gemacht hatte, vor seinen Augen zerbrechen zu sollen.

Aber in Betreff der Station kam Alles ganz anders, als Menschen gedacht hatten. Es kam Hülfe von einer Seite her, von wo sie niemand erwartet hatte, von der Seite des freisinnigen Bischof Colenso.

Dieser fand das über die beiden Stämme gefällte Strafurtheil aus Gründen der Humanität viel zu hart und ungerecht, reiste nach Europa und wußte bei der englischen Regierung es durchzusetzen, daß das Urtheil cassirt, und den beiden Stämmen mit möglichster Erstattung ihrer Verluste gestattet werden solle, ihre früheren Wohnplätze wieder einzunehmen, Gouverneur Pine aber abberufen werde. Voller Freude besuchte Colenso bei seiner Rückkehr den gefangenen Langalibalele auf Robben-Island. Derselbe soll in der Capcolonie locirt werden. Umbalo traf er nicht mehr am Leben, der Gram hatte des weichen Mannes Herz gebrochen. Er, der dem Evangelium räumlich und innerlich so nahe gebracht worden war, starb als ein Heide.

Die Maßregel des englischen Gouvernements hat ganz Natal in die größte Aufregung und Bestürzung versetzt. An dem Tage, wo Colenso das Land betrat, schlossen Kaufleute ihre Läden, Häuser und Personen legten Trauerzeichen an. Denn die wahrscheinliche, wenigstens von Vielen erwartete Folge dieser Maßregel wird sein, daß unter der überall bereits bedenklich gährenden Zulubevölkerung des Landes die Meinung entsteht, man könne ungestraft gegen die Regierung Aufruhr machen, und ein allgemeiner Aufstand ist zu befürchten, welcher bei der großen Ueberzahl und der Kriegstüchtigkeit der Zulu nicht ohne sehr vieles Blutvergießen beendigt werden wird.

Doch das steht in Gottes Hand. Wir danken einstweilen dem Herrn, daß den Männern von Putini's Volk, welches sicher zu streng behandelt worden war, gestattet ist, auf ihre alten Wohnplätze zurückzukehren. Dieselben kommen täglich in langen Reihen an. Viele hatten mehrere Tagereisen zu machen, um ihre Weiber und Kinder wieder zusammen zu holen. Sie fanden das Land

Drakengebirge bei Sikali.

zum Theil schon von einem andern Kafferstamm besetzt, aber auch während der kurzen Zeit, wo es öde gewesen war, bereits wieder von vielen wilden Thieren, namentlich Tigern heimgesucht. Zum Wiederaufbau ihrer Hütten erhielten sie von der Regierung 3—5 Pfund Vorschuß. Am Schluß des Jahres 1874 waren bereits 111 Kraale wiederhergestellt. Die gemachten Erfahrungen haben den Uebermuth der Heiden etwas gedämpft und ihnen dabei gezeigt, daß der Missionar ihr Freund sei. Sie kommen jetzt fleißiger als sonst zur Kirche. Zehn Katechumenen traten in den Unterricht. Aus ihrer Zahl konnte Reizel zu Weihnachten fünf taufen, zwei Bossuto-Ehepaare und einen Mann aus Putini's Volk. Am zweiten Weihnachtstage wurden sieben Kinder getauft, so daß am Ende des Jahres 1874 die Zahl sämmtlicher Getauften 41 — darunter 18 Communicanten — betrug.

So ist denn auf Emangweni die Sonne wieder aufgegangen; möge sie kräftig in die Finsterniß von Putini's Stamm hineinscheinen, daß derselbe bald völlig von ihren Strahlen erleuchtet werde.

---

34. Hoffenthal.

Seit der Gründung von Emmaus hatten die dortigen Missionare, zuerst regelmäßig, dann in unbestimmten Zwischenräumen den Kraal des Häuptlings Sikali besucht, und wiederholt den Plan gefaßt, in der Nähe desselben, wo etwa 5000 Zulu-Kaffern wohnen, eine neue Station anzulegen. Die Visitationsreise des Direktors brachte diesen Plan zur Ausführung. Derselbe ritt am 12. August 1867 in Begleitung der Brüder Zunkel und Glöckner die 3—4 Meilen über Berg und Thal, und fand, etwa 10 Minuten von dem Wohnplatz des neuen Häuptlings Umcingwane eine außerordentlich günstig gelegene Stelle. Eine nach drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossene große Schlucht eröffnet nach der vierten die Aussicht auf die ganze Kette des Drakengebirges. Wasser war vollauf zu haben und bedurfte nur der Leitungsgräben, um das Stationsland zu bewässern. Einem befreundeten Bauer gefiel der Platz so gut, daß er sagte, er würde, wenn er ihn bewohnte, ihm den Namen „Lust“ geben.

Am 16. Juni 1868 machte sich Bruder Glöckner von Emmaus aus auf den Weg. Weil die Driften nicht fahrbar waren, mußte er zu der Reise, die sonst in einem halben Tag zurückgelegt wird, fünf volle Tage verwenden. Kurz vor dem Platz mußte erst eine ganz neue Drift (Fuhrt) durch den Bach gelegt werden, welche mit Hülfe der umwohnenden Kaffern mit Hangen und Bangen

passirt wurde. Am 22. Juni schlug Glöckner auf dem neuen Platz das von Emmaus mitgenommene Zelt auf, weihte in der Stille den Platz ein und befahl ihn und sich in die Hände des treuen Gottes. Dann legte er den Grund zu einem keinen Hause, das ihm als Wohnung, und den Gottesdiensten als Capelle dienen sollte. Die Tagesloosung lautete: Jes. 58, 12. „Es soll durch dich gebaut werden, was lange wüste gelegen hat, und wirst Grund legen, der für und für bleibe!" Am 14. September konnte er in das kleine Häuslein einziehen. Die Losung lautete: 1 Mos. 2, 36. „Ich will mit dir sein und dich segnen!" Die Station nannte Bruder Glöckner zuerst Emnweni, darnach Hoffenthal, hinblickend auf die Schwere der Aufgabe, und die Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt.

Der erste Anfang der geistlichen Arbeit war ermuthigend. Gegen 150 Kaffern stellten sich zur Predigt ein; ein Kaffer, der aus dem Freistaat kam, erbat die Erlaubniß, sich mit seiner Familie auf der Station anbauen zu dürfen. Drei bereits Getaufte fanden sich bald herzu, so daß der junge Bruder doch nicht gar einsam war. Die umwohnenden Kaffern und namentlich der Häuptling stellten sich freundlich und leisteten manche Dienste unentgeltlich; dazu schien es, als ob Sikali's Volk mehr als andere Zulu-Stämme dem Worte Gottes zugänglich sei.

Beinahe aber hätte eine kleine Unvorsichtigkeit des Bruder Glöckner seine ganze Wirksamkeit verdorben. Er hatte das Gras hinter seinem Hause abgebrannt, der Wind hatte die Flamme weiter getragen in weite Ferne und auch das Gras auf dem Grabe des früheren Häuptlings Sikali war mit verbrannt; ein Vergehen, welches in früheren Zeiten an einem Kaffer mit dem Tode bestraft worden wäre. Bruder Glöckner hatte mit seinen Leuten die Flamme nicht löschen können und war nun wegen der Folgen in nicht geringer Angst.

Am andern Tage kommt auch richtig ein Kaffer herbeigestürzt, und meldet, daß das Feuer alle Häuser und alles Essen verbrannt habe. „Alles?" fragte Glöckner. „Ja, Alles!" lautete die Antwort. Als aber Glöckner nun satteln will, um den Schaden zu besehen, da ergiebt sich, daß der Kaffer nur das Gras um Usikalis Grab meinte. So fragte denn Glöckner den Kaffer, was denn eigentlich das Unglück dabei wäre. Er antwortete: Hierdurch ist der ganze Stamm ins Unglück gekommen; hätte ein Kaffer dies gethan, so würde er getödtet sein, oder doch alles würde ihm genommen werden, und er aus dem Volke ausgestoßen. „Ei," antwortete Bruder Glöckner, „so bin ich froh, daß ich kein Kaffer, sondern ein weißer Mann bin, der mit euren Sitten nichts zu thun hat!" — Nun aber zitterte der Mann am ganzen Leibe vor Wuth, und sprang mit seinen Assagaien wie besessen um Bruder

Glöckner herum, so daß diesem doch etwas wunderlich zu Muthe ward. Aber dann lief er fort.

Nach etlichen Tagen kam die Frau, der Bruder und der Sohn Usikali's, der künftige Thronfolger, um mit Glöckner über den Fall zu sprechen. Sie saßen da mit der Miene von Leuten, die um einen eben Verstorbenen trauern. Glöckner antwortete ihnen, er habe das Feuer nicht muthwillig angezündet, und habe es allein nicht löschen können, was ihnen doch, die ein ganzes Volk seien, leicht gewesen wäre. Uebrigens möchten sie doch lieber vor dem Feuer der Hölle erschrecken, als vor diesem natürlichen Feuer, das ihnen im Grunde kein Leid gethan hätte.

Endlich war alles gründlich durchgesprochen, der Häuptling gab sich zufrieden, ja die alte Königin schickte an Bruder Glöckner ein Stück Fleisch, denn er sei ja ihr Freund und Bruder. Glöckner dankte für die Ehre und war froh, daß für diesmal alles so gut abgelaufen war.

So konnte Bruder Glöckner also mit frischem Muth weiter arbeiten. Die Aufnahme, die er fand, war freilich verschieden: Hier fand er eine große Menge versammelt, dort wurde er von einem Einzelnen angebettelt. Hier sprach man aus Höflichkeit entgegenkommende Worte, dort wies man ihn rauh zurück. „Wir hören von dir das Wort, aber wir haben noch nicht genug gehört," sagten die Einen; „unsere Herzen sind noch todt, es ist noch ein Vorhang vor unsern Augen, aber es wird eine Zeit kommen, da werden Viele verstehen, da wird der Vorhang weg sein," sagten die Anderen. Noch Andere dagegen sprachen: „Was ruft uns denn der Lehrer immer zusammen, als ob er für uns geschlachtet hätte? Wir wollen nicht zum Gottesdienst kommen!"

Ein altes Weib stürzte aufgeregt zu ihm herein: „O Kind des Vaters! Großer Herr, den Gott vom Himmel geschickt hat, ich bitte etwas!" — Schließlich war es ein wenig Salz, was sie begehrte. „Salz begehrst du, aber nicht Gottes Wort!" — „Ach, ich bin ja zu alt; ich bin kein Mensch mehr, ich kann nicht mehr glauben." — „Wo wirst du denn hinkommen, wenn du nicht glaubst?" — „O, ich gehe in den Himmel, wo alle Menschen hingehen." — „Du wirst nicht hineinkommen, denn du suchst nicht Speise für deine Seele." — „Ich habe keine Seele mehr!" — „Du hast eine Seele." — „Wenn du es sagst, dann habe ich eine." — „Weißt du, daß du eine Sünderin bist, daß du dein Leben in Sünde zugebracht hast?" — Wenn du es sagst, dann ist es so, ja ich weiß, ich bin dein Hund!" — „Ich möchte nicht, daß du mein Hund wärest, sondern daß du ein Kind Gottes würdest!" — „A-nda-si (Ich weiß nicht)!" — Nachdem sie das Salz empfangen hatte, verstieg sie sich im Lobpreisen des Missionars bis zu den Worten: „O Herr des Himmels und der Erde!" —

Einen alten Kaffer, der an einer üblen Krankheit sehr krank lag, besuchte Glöckner und wusch ihm seine stinkenden Wunden aus. Der Tod saß ihm schon auf der Zunge, aber vom Sterben wollte er nichts wissen, also auch nicht von dem, der aus dem Tode zum Leben errettet. Stumpf nahm er alle Ermahnungen an: „O Lehrer," sprach er, „du mußt nicht so sprechen. Ich will nicht sterben! Es ist ja so schön, zu leben!"

Bisweilen eilte Glöckner auch auf die entfernteren Kraale; man nahm ihn fast überall mit Freundlichkeit auf, sagte auch wohl aus Höflichkeit, das Wort sei gut, sei süß; — aber Frucht wollte nicht folgen.

Die Haupthindernisse waren auf Hoffenthal nicht die Feindseligkeit der Häuptlinge — diese kamen vielmehr zur Predigt und erwiesen sich auch in anderer Hinsicht gefällig und dienstwillig — wohl aber die Polygamie, die Völlerei und in einzelnen Fällen das betäubende, den körperlichen Organismus von Grund aus zerstörende Rauchen des Dacha (wilden Hanfs).

Solche Dacharaucher traf Glöckner bei einem Kraalbesuch. Er berichtet über sie:

„Ich besuchte einen der größten Kraale, den des mitunter genannten Makwalela. Makwalela kam mir freundlich entgegen und führte mich auf dem Kraal umher. Der Kraal gleicht einem kleinen Dorf. Ich sprach mit verschiedenen alten Frauen vom Glauben und bei einer schien mein Wort Eindruck zu machen, denn sie ging immer hinter mir her und hörte zu, wenn ich mit Andern sprach. — Bei unserm Rundgang kamen wir auch zu einer Gruppe Kaffern, die das bei ihnen so beliebte betäubende Dachakraut (wilder Hanf) rauchten. Einige waren schon ganz matt' und der Schweiß lief ihnen von der Stirn. Wenn aber die Pfeife' die von einem zum andern wanderte, zu ihnen kam, ergriffen sie dieselbe mit einer wahren Hast und thaten einige Züge, nach denen sie mit ganz glanzlosen Augen dasaßen und unverständliche Worte redeten. — Einige hatten noch nicht so lange geraucht und befanden sich noch im ersten Stadium der Betäubung. Sie sangen mit grauenhaft rohen Stimmen allerhand Gesänge zum Preise des Kraaleigenthümers und husteten danach ganz schrecklich, was sich wie ein Grunzen der Paviane anhörte. — Einige aber fingen erst an zu rauchen und waren nüchtern. Ich sprach zu ihnen: Leute, wie könnt ihr euch doch so von diesem Gift überwinden lassen, es macht euch ja ganz verrückt. Sie: Du hast recht in der That, das Zeug macht uns ganz verrückt. — Ich: Nun warum laßt ihr es denn nicht? — Sie: Wir können nicht, es ist so schön. Wir fühlen so angenehm, wenn wir davon besoffen sind. — Ich sprach nun zu ihnen von dem, der ihnen Macht geben könnte, alle Sünde zu hassen und zu überwinden, wenn sie nur wollten. Einige nahmen

das gut auf; die andern lachten und rauchten weiter. — Wer erst angefangen hat, dieses Zeug zu rauchen, der ist wie gebunden und kommt nicht mehr los davon aus eigener Kraft; dann kann Gottes Macht allein helfen. Auch selbst Gläubige, die wirklich ernst dagegen kämpfen, fallen wieder und wieder in dieses Laster."

Unverdrossen betrieb Bruder Glöckner sein Glaubenswerk unter dieser versunkenen Heidenmasse. Daneben hatte er seine Station auszubauen, und noch eine Anzahl frommer Bauern in der Umgegend — die in der sogenannten Mariannenkirche (s. o.) ihren Sammelpunkt hatten — gottesdienstlich zu bedienen. Letztere schlossen sich eng an Glöckner an, und erwiesen sich dadurch dankbar, daß sie zum Ausbau der Station mit beträchtlichen Beiträgen, besonders an Vieh, Hülfe leisteten. Da eine Förderung des Missionswerks durch die Bauern in Südafrica zu den Seltenheiten gehört, geben wir hier einen bezüglichen Brief als interessantes Aktenstück in deutscher Uebersetzung wieder:

„Es ist uns den Unterzeichneten, kund geworden, daß durch den Wohlehrwürdigen W. Glöckner eine neue Missionsstation eröffnet werden soll, daß aber seine Missionsgesellschaft nicht im Stande ist, hiezu das Geld aufzubringen. Der Wohlehrwürdige W. Glöckner ist unser Freund, und unter uns wohlbekannt. Auch wissen wir, daß er allein aus Liebe zu uns unter uns gearbeitet hat. Es soll uns deshalb eine Freude sein, wenn wir etwas dazu beitragen könnten, das Werk des Herrn durch ihn auszubreiten unter den Heiden. Wir wollen die durch uns gesammelten Gaben seiner Gesellschaft übergeben. Ochsen zum Gebrauch auf der Station des Wohlehrwürdigen W. Glöckner. Alle andern durch uns gesammelten Güter, als Kühe, Ziegen und Geld geben wir Herrn Glöckner als persönliches Eigenthum. Möge er es annehmen als ein Zeugniß der Liebe, die wir für ihn fühlen. Und möge er immer in Liebe unser gedenken. Der Herr segne ihn und sein Werk. M. J. Oosthuyze 1 Os — Y. B. Oosthuize 1 Os — B. G. Oosthuyze 1 Os — Y. van der Westhuyze 1 Os — Y. v. d. Merwe 1 Os — G. Rudolf 1 Os — Yuffrouw Rudolf 5 shil. — H. S. Bronkart 5 shil. — Y. Lombard 1 bok (Ziege). — Y. de kok 1 bok — C. Y. Labeschagne 1 Os — G. C. Potgieter 1 Os — G. Maritz 1 bok — Y. Y. Potgieter 1 bok — Y. C. Maray 1 Os — Y. G. Hatting 1 Os — G. N. Osthuyze 1 bok — Mr. White 1 Os — Y. v. d. Merve jun. 1 bok — F. v. T. Merve 1 bok — G. v. d. Merve 1 bok — G. Nieuwkerk 5 shil. — L. Trichart 1 Os — G. C. Potgieter jun. 1 bok — C. Fr. Seymann 1 bok — D. Y. Yordaan 1 veers (Ferse) — K. Roberts 1 veers" — Summa 12 Ochsen, 2 Fersen, 10 Ziegen, 15 Shil. — eine schöne Liebesgabe. —

Nachdem das geschenkte Ochsengespann voll war, nahm Bruder Glöckner seine Arbeit an den Gebäuden wieder auf. Da er am 29. September 1869 seine liebe Braut, die Tochter des portugiesischen Kaufmanns Fereira aus Pietrmaritzburg heimzuführen gedachte, so konnte er ihr doch unmöglich das kleine Rasenhäuschen, in dem er selbst das erste Unterkommen gefunden hatte, zur Wohnung anbieten. Maurerhülfe war zu theuer, also machte er sich selbst an das Formen und Trocknen von Lehmsteinen und brachte richtig zur gesetzten Zeit seinen stattlichen Pallast von zwei Stuben und einer Kammer zu Stande; das alte Grashaus blieb, die Stube zur Kirche, die Kammer zur Studirstube. Gummibäumchen wurden umher gepflanzt, und bald gewann der Platz ein liebliches freundliches Aussehen. Nach 2 Jahren wurde das alte Wohnhaus zur Kirche eingerichtet; die Liebe der Missionsfreunde in Sommerfeld hatte dasselbe mit einem schöngeschmückten Altar, Leuchtern, Crucifix, Abendmahlsgeräthen und Glocke versehen. Als Bruder Glöckner am 27. März 1870 an der neugeschenkten Glocke seine ersten Glöcknerdienste verrichten konnte, da freute er sich bis ins innerste Herz hinein, und das Glöcklein rief so laut und frisch in die Gebirgsthäler hinein, daß es eine Lust war.

Einen wunderbaren Eindruck machte auch das Harmonium. Bis in die Nähe desselben wagte sich so leicht Keiner, sondern mit vor den Mund gehaltener Hand standen sie vor dem räthselhaften Ungethüm. Zwei Mädchen kamen hinzu, als Glöckner gerade an dem Innern etwas nachzusehen hatte. Seine Frau mußte spielen. Als nun aber die Bälge sich bewegten und die starken Töne erschollen, rannten die beiden wie besessen heraus, und erst vor dem Hause verwandelte sich ihr Schreck in die ausgelassenste Freude. Einen besonderen Eindruck machten die Töne nicht auf die Kaffern. Ob laut oder sanft gespielt wird, ist ihnen gleich, nur das wunderbare Hervorkommen der Töne macht sie stutzig. Schlüge man mit Balken auf hohle Fässer, so würde ihnen das vielleicht noch schöner dünken. Ganz anders ist es mit den Getauften. In diesen erwacht auch der Sinn für Gesang und schönes Orgelspiel und sie haben daran ihre große Freude.

Die Frau des Bruder Glöckner griff von voruherein frisch in die Arbeit und ertheilte den Katechumenen, die sich fanden, und den Arbeitsleuten und noch einigen andern jungen Leuten Unterricht, zunächst an zwei Abenden in der Woche und am Sonntage. Außerdem wurden tägliche Abendandachten gehalten mit Gesang, Gebet und Schriftauslegung. Bald konnte der Schulunterricht täglich gehalten werden. Der Sauerteig wurde eingemengt.

Aller Anfang ist schwer. Die ersten Hoffnungen Glöckners schienen taube Blüthen sein zu wollen. Von der ersten heidnischen Familie, die sich auf dem Stationsgrunde niederließ und zum Tauf-



Hoffenthal.

unterricht meldete, erwies sich der Mann, namens Baltyn als ein Säufer, seine Frau als ein Zankteufel und die Kinder stumpf wie alle Heiden. Ein ganzes Jahr lang hatte Glöckner Gelegenheit, Geduld und Glauben der Heiligen zu üben. Aber der Mann hörte nicht auf zu saufen, die Frau nicht zu zanken, so daß als alle Ermahnungen und Strafen des Missionars nichts fruchteten, diesem endlich nichts anderes übrig blieb, als die Verstockten aus dem Taufunterricht zu entlassen und von der Station zu verweisen. Es that ihm dies um der Kinder willen leid, denn sie hatten hier und da Empfänglichkeit gezeigt. Glöckner hatte die Freude, daß die eine Tochter, die sich nach Emmaus verheirathete, dort sofort in den Taufunterricht trat. Später kehrte sie mit ihrem Manne, einem lieben getauften Christen namens Paulus, nach Hoffenthal zurück und wurde dort zu Weihnachten 1872 getauft und zeichnet sich durch einen ernst-christlichen Wandel aus, so daß doch auch diese Erstlingsarbeit nicht ganz vergeblich gewesen war.

Freilich langsam ging es im Anfang vorwärts. Das konnte nicht anders sein. Wer kann von einem frischgepflanzten Baum gleich in den ersten Jahren Früchte pflücken? Glöckner arbeitete deshalb getrost und fröhlich weiter. In welchem Geiste, das mögen uns seine eigenen, einem Bericht aus dem Jahr 1871 entnommenen Worte bezeugen:

„Von Massentaufen kann ich freilich nicht berichten. Wenn so große Thaten hier geschehen würden, wer sollte sich wohl mehr freuen als ich. Wenn unser lieber Gott uns einmal solch große Dinge hier auf Hoffenthal sollte erleben lassen, ach dann wollen wir ja frohlocken von ganzem Herzen. Bis dahin aber wollen wir uns freuen auch über die geringen Dinge, die hier geschehen, und den Herrn loben für seine Erbarmung, die er an einigen Seelen erzeiget hat. — Uebrigens ist's doch sehr fraglich, ob's recht ist, von „geringen Dingen" zu reden, wenn auch nur eine einzige arme Heidenseele zum Heiland der Sünder sich bekehrt, so daß die Engel im Himmel sich darüber freuen. Das ist kein geringes Ding, sondern ein recht großes, für das ihm unser aufrichtiger Dank gebührt. Möchten doch recht Viele daheim im alten Vaterlande grade der jungen Stationen bittend und fürbittend gedenken. Es ist ja nicht schwer, solchen Stationen seine Liebe und Sorge zuzuwenden, die vom Herrn reich gesegnet sind; und doch haben grade die neuen Stationen mit ihren jungen Missionaren und einzelnen neu Erweckten es so sehr nöthig, daß man in herzlicher Liebe und Fürbitte ihrer gedenkt und um sie sorgt."

Indeß bald sollte Bruder Glöckner auch größere Freuden erleben.

Die beiden, der Station zunächst gelegenen Kraale wurden der eine von dem Oberhäuptling Macingwane, und der andere von

dem angesehenen Induna oder Unterhäuptling Matyomela mit ihren Familien und Zugehörenden bewohnt. Auf beiden Kraalen faßte das Wort zuerst Feuer in dem eigentlichen Volk von Sikali, wie wir im folgenden Capitel näher berichten wollen.

35. Matyomela mit den Seinigen.

Wenn ein Missionar sich so eben erst auf einer neuen Station niedergelassen hat, kann er zumeist auf die Gunst und Förderung des Häuptlings rechnen, der sich geschmeichelt fühlt, einen eigenen Missionar zu besitzen und sich außerdem viel Vortheil von ihm verspricht. So kam denn auch der alte Matyomela dem Bruder Glöckner mit der größten Freundlichkeit entgegen: „Ich will keinen andern Gott haben, als dich;" rief er ihm zu, „du bist mein Gott," so daß Glöckner vor dieser Lästerung im innersten Herzen erbebte.

Ein Jahr später wandelte Glöckner mit dem Induna zum Gottesdienst nach des kranken Häuptlings Kraal. Sie sprachen mancherlei miteinander, auch vom Sterben. Beim Gottesdienst fiel dem Missionar ein kaffersches Sterbelied (freie Nachbildung des Liedes: Wer weiß wie nahe mir mein Ende) ein und er machte es zum Thema seines Vortrages. Der alte Matyomela erschrak und wurde nachdenklich. Er verlangte nähere Aufklärung darüber, wie es mit dem Tode sei. Glöckner gab sie ihm. Eine Unruhe ergriff den Alten, aber endlich brach er ab mit den Worten: „Das ist Alles gut! Aber meine Weiber soll ich entlassen? Das werde ich nimmer thun!" Damit ging er seine Wege. Einen Stachel im Herzen nahm er mit hinweg. Die Gottesdienste besuchte er fleißig, aber er machte daraus sich eine Gerechtigkeit: „Ich komme gewiß in den Himmel," sprach er, „denn ich komme ja alle Sonntage in die Kirche!"

Da fiel plötzlich ein Blitzstrahl in den Kraal des alten Induna. Er hatte zwei Söhne, Mubi und Mapiet, welche sich durch ganz besondere heidnische Wildheit und Rohheit auszeichneten. Neben ihnen war ein anderer Kraalbewohner, Mabopo, der dritte im Bunde. Von jedem anderen eher, als von diesen dreien hätte der Missionar sich träumen lassen, daß sie würden bekehrt werden. Allein der Herr liebt es, die Starken zum Raube zu nehmen.

Es war in der zweiten Hälfte des Jahres 1870, als Mubi demüthig und bescheiden zum Missionar herantrat mit der Bitte: „Lehre mich Gottes Wort, mein Herz läßt mir keine Ruhe!"

Das hatte der Alte nicht erwartet. Den Missionar mit freundlichen Redensarten abzuspeisen, und äußerlich die Gottesdienste

zu besuchen, das kostete ihm nicht viel. Aber als nun das Feuer an sein eigen Fleisch und Blut herantrat und in seine eigene Familie der Glaube an Christum, den gehaßten Gott der Weißen, eindringen wollte, da begehrte er auf und überhäufte seinen Sohn mit einer Fluth von Vorwürfen und Schmähungen. Seine Weiber und anderen Kinder stimmten mit ein. Kam Mubi aus dem Unterricht, so wurde er verlacht und verspottet von allen. Begegnete ihm ein Mädchen, so rief sie ihm zu: „Ja, dich hätten wir lieben können, aber nun bist du ein Ding, was wir wegwerfen!"

Allenthalben also angefochten zu werden und dabei ganz allein zu sein unter solcher Rotte, das ist sehr schwer, besonders für eine Seele, die erst anfängt zu glauben. Wenn da nicht der heilige Geist mit besonderer Fürsorge mitarbeitet und wenn da nicht ernstlich Fürbitte gethan wird, dann ist der erste Funke leicht erstickt. Mubi hielt tapfer Stand. Bruder Glöckner schreibt von ihm: „Mubi heißt auf deutsch: „Schlecht, häßlich." Möge der Herr ihn zum Muhjle machen (d. h. der Schöne) durch sein Blut! Es ist ja einmal so, daß, was schlecht und häßlich ist und nichts nütze vor der Welt, das hat der Herr erwählt, daß er zu nichte mache, was etwas ist."

Ein Bruder von ihm lag lange an einer bösen Krankheit, so daß er bei lebendigem Leibe zu verfaulen anfing. Der Missionar besuchte ihn fleißig, wusch ihm seine entsetzlichen Wunden aus und sprach mit ihm auf die freundlichste und eingehendste Weise über sein Seelenheil. Alles vergeblich; zuletzt wollte er den Gottesboten nicht mehr vor sich lassen. Auch Mubi machte sich an ihn mit Bitten und Vermahnen. Er wies ihn barsch ab und rief ihm zu: „Bringt mir den Bösewicht heraus; ich mag ihn vor meinen Augen nicht sehen!" Die ganze Heidengesellschaft heulte dasselbe Lied nach. Die Nacht darauf heulten sie ein anderes Lied, ein Lied ohne Hoffnung. Es verkündigte, daß der Kranke dahin gefahren sei. Wohin? — „Wer aber nicht glaubt, der wird verdammet werden!" spricht der Herr.

Ganz kurze Zeit darauf trat Mapiet, der andere Bruder Mubi's — ein ganz wilder Heide, den Glöckner nur wie ein wildes Thier bis dahin hatte springen und laufen sehen, ganz demüthig vor sein Angesicht: „Ich will nun glauben, Lehrer, unterrichte mich!" — Sein Vater fluchte, seine Mutter tobte, die Uebrigen spotteten. Er blieb fest; der Lehrer hatte seine volle Freude an dem völlig umgewandelten Wesen und an dem ernsten Wandel und der heißen Lernbegierde der beiden Brüder.

Ein Jahr lang hatte Mubi den Taufunterricht besucht und unter allem Spott und aller Feindschaft der Seinigen Treue gehalten, da, am 3. September 1871, war ein Freudentag auf der Station. Mubi bekannte vor einer zahlreichen Versammlung von

Heiden laut und feierlich seinen Christenglauben und wurde mit dem Namen Salomo getauft auf den dreieinigen Gott. Manches schöne kaffersche Lied wurde bei der Feier gesungen. Ein bescheidenes Mahl wurde den Heiden bereitet und ein Gottesdienst mit den Getauften beschloß am Abend diesen gesegneten Tag.

Aber jetzt war die Stimmung der Seinigen durch des Herrn Gnade mit einem Male wie umgewandelt. Mit dem Tage der Taufe hörte der Spott und die Feindschaft der Umgebung für Mubi auf. Seine Mutter namentlich war eine völlig andere geworden; während sie früher erklärt hatte, sie würde dem Abgefallenen keine Speise mehr verabfolgen, kam sie jetzt wiederholt auf die Station, um ihm dieselbe selbst zu bringen. Auch die Verwandten wurden ruhiger. Der Vater, der alte Matyomela, sprach zu Glöckner: „Nun ist eins von meinen Kindern gläubig geworden. Er ist nun dein Kind. Ich kann das nicht ändern; aber ich will, daß keiner meiner anderen Söhne ihm nachfolgt. Es muß bei dem Einen bleiben, der verloren ist!"

Inzwischen aber besuchte seit dem April des Jahres bereits der zweite, Mapiet, den Taufunterricht und harrte mit Verlangen des Tages, wo auch er durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen werden möchte. Er kam bald heran:

Unter dem 11. Februar 1872 schreibt Glöckner in seinem Berichte: „Der 11. Februar d. J. war wieder ein Segens- und Freudentag für uns, denn ich durfte an dem Tage den Bruder des Erstlings Salomo in Jesu Tod taufen. Derselbe hat den Unterricht über ein Jahr lang fleißig besucht, hat durch seinen Wandel gezeigt, daß es ihm Ernst war um's Seligsein und begehrte sehnlich die heilige Taufe. Einige Tage vor seiner Taufe sprach ich noch eingehend mit ihm über seinen Herzenszustand und fand, daß die Hauptsache: Erkenntniß der Sünde, Reue und Schmerz über dieselbe und Verlangen, durch Jesu Blut allein gerecht und selig zu werden, bei ihm vorhanden war. Da habe ich ihn in guter Zuversicht getauft. Möge der Herr ihn immer mehr vollbereiten, stärken, kräftigen und gründen. Sein heidnischer Name war Umapita, er erhielt auf sein Verlangen in der Taufe den Namen Daniel."

Nun kam die Reihe an den dritten der drei Starken. Wenige Tage nach Daniels Taufe meldete auch er sich zum Unterricht. Am 14. September 1873 konnte auch er getauft werden. Glöckner schreibt von ihm: „Mabope (d. h. Festmacher), jetzt Jonathan, ist ein vor längerer Zeit aus Zululand gekommener junger Kaffer. Wenn ich daran denke, wie wild er früher war, und wie umgewandelt er jetzt ist, dann muß ich die Liebesmacht des barmherzigen Heilandes preisen, die ein solch hartes, in allen Lastern geübtes Heidenherz umwandeln kann. Wie manchmal hab' ich ihn des

Abends, wenn er betrunken vom Saufgelage zurückkehrte und mit meinen Dienstkaffern Streit anfangen wollte, mit harten Worten wegjagen müssen. Jetzt ist er ein stiller Mensch, der von Zank und Streit nichts mehr wissen will. Solche Veränderungen bei einem so eingefleischten Heiden kann eben nur das Wort von der erlösenden Liebe zu Stande bringen. Vor einiger Zeit kam zu seiner großen Freude seine alte Mutter aus Zululand, um sich hier niederzulassen und er hegt die Hoffnung, daß auch sie sich zum Herrn bekehren werde. Bis jetzt wohnt sie noch bei einem alten bösen Kafferdoctor.

So weit ich diese beiden jüngst Getauften beurtheilen kann, haben sie mit zerbrochenem Herzen die Gnade Gottes und Vergebung ihrer Sünden durch Christi Blut gesucht; möge der Herr sie vor dem Argen bewahren."

Dem alten Heiden Mathomela wurde nun aber die Sache zu arg. Dem Bruder Glöckner, der ihn aufforderte, doch nun auch Ernst zu machen, antwortete er: „Ist es nicht genug, daß drei meiner Kinder glauben?" — „Nein, du kannst nur durch deinen eigenen Glauben selig werden!" — „Drei meiner Kinder glauben für mich mit, das ist genug!"

Er begann aber eine Macht zu spüren, die seines Heidenthums Herr werden würde. Um größerem Schaden zu entgehen, brach er seinen ganzen Kraal ab und zog in weite Entfernung von der Station. Es wird ihm nichts helfen. Das Wort des Herrn ist nicht durch den Raum gebunden. Es wird ihm nachgehen und der Herr gebe, daß es schließlich auch diesen Starken selbst zum Raube davontrage.

---

36. Macingwane und die Seinigen.

Macingwane, der König oder Oberhäuptling von dem ganzen Stamm Sikali's, stellte sich von vorn herein gegen den Missionar freundlich und entgegenkommend. Er besuchte fleißig die Gottesdienste, trieb auch seine Unterthanen dazu an und leistete dem Bruder Glöckner durch Stellung von Arbeitern und auch sonst wesentliche Dienste. Dieser beschreibt ihn als einen gutmüthigen Mann. So oft auf seinem Kraal Gottesdienst gehalten wurde, rief er bereitwilligst seine Leute zusammen, und äußerte nach einer Predigt, die ihm, wie es schien, ins Herz gedrungen war: „Wie kommt es doch, daß wir das Wort gar nicht annehmen? Was da gelesen wurde, das ist dasselbe, was mein Herz immer sagt; warum sind wir denn so hart?" — Nach einiger Zeit fuhr er fort: „Es ist wahr, wir sind hart, aber wenn wir auch noch nicht glauben

können, werde darum nicht ungeduldig, sondern predige immer fort. Wenn du erst drei oder vier bekommst, dann wirst du denken, es werden schon mehr kommen."

War es zu verwundern, wenn der Missionar auf solche Aeußerungen hin zu hoffen wagte, daß auch der Häupling sich bekehren würde, dessen Mutter ebenfalls mit großer Freundlichkeit ihm begegnete, aber freilich meist nur in der Absicht, von ihm beschenkt zu werden. Aber der Häuptling wurde durch starke Bande gehalten, durch seine Weiber und seine wachsende Neigung zum Trinken. Das sind freilich zwei Panzer, durch die das Schwert des Herrn nicht leicht hindurchhaut! — Je länger je mehr suchte der Häuptling in Branntwein sein Gewissen zu betäuben, blieb von den Gottesdiensten fern und erklärte endlich geradezu: „Ich will nicht lernen! Ich will verloren gehen!" So starb er in seinen Sünden dahin (Ende 1871 oder Anfang 1872.) Er hat nicht gewollt!

Macingwane lebte noch, als das Wort des Herrn in seine Familie eindrang. Kongolo, sein Sohn, wurde mächtig angefaßt. Der Vater sprach darüber gegen den Missionar seine Freude aus. Dieser bemerkt aber im Tagebuch, dies sei nur Heuchelei gewesen. Kongolo suchte mit vielem Fleiß, befleißigte sich auch eines ehrbaren Wandels, er lernte leicht lesen und forschte fleißig im neuen Testament, so daß der Missionar schon Hoffnungen pflegte, er werde bald durchdringen. Diese Hoffnungen wurden bald geknickt. Kongolo wurde vom Diamantenfieber befallen und machte sich Nachts heimlich auf mit allen seinen Brüdern, um in kurzer Zeit reich zu werden. Kaum waren die Brüder abgereist, so starb der Vater, den Kongolo wirklich lieb gehabt hatte. Eilends kehrten die Brüder zurück. Der älteste Bruder, der vor einiger Zeit ebenfalls bereits von Gottes Wort angefaßt gewesen war, wurde unterwegs krank und starb. Einige Pferde, die sie sich erarbeitet hatten, nahm der Grenzwächter ihnen weg; ärmer als sie gegangen waren, kehrten die Brüder in die Heimath zurück.

Bruder Glöckner machte sich an Kongolo; aber sein Herz blieb verschlossen; er versuchte zwar, den Missionar auf alle mögliche Weise zu überzeugen, daß er gern lernen und glauben wolle, wenn nur erst sein Herz wieder zustimmen würde. Glöckner strafte ihn um dieser Phrase willen, die bei den Kaffern leider allzugeläufig geworden ist, und wies ihn auf den alten bösen Menschen in ihm hin, der allein widerstrebe. Kongolo wurde ernst und besuchte wiederum fleißig die Gottesdienste. In einem Gespräch äußerte er sich: „Mein Herz denkt noch!" Und nicht lange dauerte es, da begehrte er, wieder unter die Taufcandidaten aufgenommen zu werden.

Von jetzt ab hat Kongolo des Christenberufes würdig gewan-

delt und konnte am 16. September 1873 unter dem Namen Petrus getauft werden.

Aber während er noch im Taufunterricht war, ergriff das Feuer noch andere Glieder seiner Familie, namentlich Kongolo's Schwester Nompi und eine andere Schwester und einen Bruder von beiden. Hören wir den Bericht des Missionars:

„Viel Sorge machte uns der Fall mit der jungen Kafferfrau, Nompi mit Namen, die sich zum Taufunterricht gemeldet hatte. Ihr steinalter Mann wollte ihr das nicht erlauben und verklagte sie beim englischen Magistrat. Der entschied, daß Nompi sich zu ihrem Manne zu verfügen hätte. Was das Ende davon gewesen wäre, konnte man sich denken. — Nompi, die deshalb nach Estcourt mußte, wurde auf dem Rückwege von dort von dem alten Bösewicht arg mißhandelt; — sie mußte wohl oder übel mit ihm zusammen gehen, bis sie die Station Emmaus erreichten, wo sie sich auf's Eiligste in Bruder Zunkels Haus flüchtete und den Alten seine Straße allein ziehen ließ. — Er machte sich trotz seiner alten klapprigen Beine nach einigen Tagen wieder auf zum Magistrat und klagte aufs Neue. Der Magistrat schickte ihn zurück, um Nompi zu holen und diese mußte gehorchen. Da schien uns die Sache aus zu sein und mit Zagen sahen wir ihrer Rückkunft entgegen. Der Magistrat jedoch, der wohl einsah, daß Nompi Ernst machte und zum dritten und vierten Male weglaufen würde, schied Beide von einander für immer. — Sie war nun frei von dem Manne, der ihr aufgezwungen worden war und kam fröhlich zurück, da sie nun ungehindert lernen und glauben konnte. 30 Schillinge Scheidungsgeld hat sie freilich auf der Stelle bezahlen müssen; da sie aber keinen rothen Pfennig besaß, wurde ihr alter Tyrann auch noch gezwungen, das Geld für sie auszulegen, bis sie im Stande sein würde, es zu bezahlen. Der Alte war aber keineswegs damit zufrieden, sondern fing neue Feindseligkeiten an. Eines Sonntags Nachmittag lauerte er Nompi auf, riß ihr die Kleider vom Leibe und schlug sie. Diese, die viel stärker ist, als er, überwand ihn und rief um Hülfe. Wie der Alte das hörte, lief er von dannen. Ich schickte starke Kaffern hinter ihn her, um ihn fangen zu lassen, aber er verkroch sich in eine Kaffernhütte und machte von innen zu. Ich machte mich nun selbst auf, um ihn mit Güte zu bewegen uns zu folgen, das war aber rein vergebens. Er hatte eine Menge Assagaien im Hause und drohte, den Ersten, der es wagen würde, in's Haus zu dringen, niederzustechen. — Wir kehrten um und ich ließ den alten Mathomela rufen, um ihn zu ersuchen, seinen Einfluß als geheimer Rath zu gebrauchen und dem alten Tendela die Station zu verbieten. Das hat Mathomela denn auch gethan und seitdem haben wir bis jetzt von der Seite Ruhe gehabt. Gebe der Herr, daß nun Nompi recht dankbar und treu werde und

nichts suche als Jesum allein. Bei allem resoluten und selbstständigen Wesen, das ihr eigen ist, ist sie doch gehorsam und läßt sich leiten. Ein schlimmes Ding an ihr ist ihre unbeschreibliche Dummheit und Vergeßlichkeit, doch wird ja auch das vielleicht mit der Zeit etwas besser werden.

Bald nachdem Nompi's Sache so gut abgelaufen war, kam eines Sonntags Nachmittag eine jüngere Schwester Kongolos und theilte mir sehr schüchtern mit, daß sie schon längst hätte lernen und glauben wollen, aber sie sei vor ihren Brüdern bange gewesen, jetzt aber ließe es ihr keine Ruhe mehr, sie müsse kommen. Da ging die alte Feindschaft aufs Neue an: Gleich denselben Abend kam die Mutter mit noch anderen Weibern und versuchte durch lautes Weinen das Mädchen, Umahlwasi mit Namen, zur Rückkehr zu bewegen; letztere hatte sich in unserer Schlafkammer versteckt und ließ die Weiber ihr Lamento beendigen. Am andern Morgen fing die Mutter wieder an und machte dem armen Mädchen das Herz schwer; als sie aber nichts ausrichtete, wollte sie Gewalt gebrauchen und drang in die kleine Kirche ein, wo Mahlwasi sich aufhielt. Ich verbot ihr Gewalt zu gebrauchen, aber sie hörte nicht auf mich und nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen, sie mit Güte aus der Kirche zu entfernen, sah ich mich genöthigt, sie hinauszuwerfen. Gleich nachher fuhr ich nach Güldenpfennig's zur Hochzeit und nahm das Mädchen mit; da sind die Weiber dem Wagen heulend und schreiend gefolgt bis auf Güldenpfennig's Platz; auch das half ihnen nichts und so kehrten sie denn wieder um. Die Mutter des Mädchens haßt mich seit der Zeit ganz furchtbar; und öfter, wenn ich ihr begegne, wirft sie mir unbeschreibliche verächtliche, ja teuflische Blicke zu und begleitet dieselben mit gerade nicht schmeichelhaften Worten. Der Zorn der Weiber und des ganzen Kraals wurde aber noch mehr gereizt, als vor einiger Zeit wieder ein Bruder Nompi's dem Heidenthum Valet sagen wollte. Es ist das ein armer kränklicher Junge, äußerlich zum Erschrecken häßlich, der mit beiden Augen schielt und entsetzlich mager ist. Ich redete ihm zu, doch nach Hause zu gehen und zum Unterricht immer zu mir zu kommen; er wollte davon aber nichts hören, weil er vor seinen Brüdern bange war. Ich nahm ihn auf und wollte ihn zum Viehwächter einsetzen. Kurze Zeit darauf kam sein ältester Bruder mit seinen Helfershelfern und holte ihn heimlich und mit Gewalt weg, als ich nicht zu Hause war. Ich schickte Kongolo hinter ihnen her; mit dem ließ mich der Bruder des Jungen wissen, daß er gar nichts darum geben würde, ob er bestraft würde oder nicht; er hätte den Jungen aus meinem Hause geholt, wenn ich auch dagewesen wäre. Nun hat er ihn nach Maritzburg gebracht; ist's dem Jungen wirklich Ernst mit dem Glauben, dann ist ihm in Maritzburg Gelegenheit genug dazu geboten."

Rompi hatte zwei Jahre lang den Unterricht treulich besucht und nach Menschenaugen einen lauteren Wandel geführt, so daß Bruder Glöckner in Gottes Namen sie am 5. Juli 1874 zu taufen wagte. Mit Thränen bekannte sie ihren Glauben vor vielen Zeugen. Aber sie hütete ihr Herz nicht. Ein halbes Jahr später fiel sie in schwere sittliche Verirrungen, so daß Bruder Glöckner sie von der Gemeinde ausschließen mußte, sie setzte allen seinen Worten Trotz und Härtigkeit entgegen. Aber Bruder Glöckner hoffte noch auf ihre Umkehr.

So geht es in dem kleinen Häuflein derer, die aus Macingwane's Familie sich bekehrt haben, durch Fallen und Aufstehen; aber von Jahr zu Jahr gewinnt das Wort Gottes mehr Raum unter ihnen.

---

37. Die fröhliche Weiterentwicklung von Hoffenthal.

Der neue Häuptling Uncwadi stellte sich äußerlich zwar ebenfalls freundlich zu Bruder Glöckner; er that ihm manchen Dienst, und empfing dankbar die Gegendienste des Missionars, aber gegen das Wort Gottes nahm er von vorn herein eine abwehrende Haltung an; er lebte in offenen heidnischen Greueln, und antwortete auf die Frage des Missionars, ob er denn muthwillig verloren gehen wollte, ganz gleichgültig: „Gewiß, denn meine Väter sind ja auch verloren gegangen."

Bald machte sich der Wechsel der Häuptlingschaft merklich fühlbar, namentlich in den Gottesdiensten.

Bruder Glöckner berichtet von einer Sonntagsarbeit: „Lieblich und hell brach der Tag des Herrn an und auch die Natur schien uns zuzurufen: „Seid stille nah und fern, dies ist der Tag des Herrn." — Fröhlichen Herzens schickte ich mich an zum Gottesdienst. Ich hatte viel Zuhörer erwartet, fand aber leider nur wenige in der kleinen provisorischen Kirche vor; den Wenigen predigte ich das Wort von der Erlösung durch Christum. — Als der Gottesdienst beendigt war, nahm es mich Wunder, daß die Heiden augenblicklich den Platz verließen und nur die Getauften zurückblieben. Gewöhnlich bleiben sonst auch die Heiden nach dem Gottesdienst noch ein Weilchen vor der Kirche sitzen. Auf meine Frage erfuhr ich, daß auf dem Kraal des verstorbenen Häuptlings Macingwane heute am Tage des Herrn wissentlich ein Saufgelage gehalten werde und daß dort die Kirchgänger wahrscheinlich sich versammelt hätten. Der Kraal ist nur etwa zehn Minuten vom Platze entfernt und so machte ich mich gleich auf, um der Gesellschaft in Begleitung eines Getauften einen Besuch zu machen.

Meine fröhliche Sonntagsstimmung war dahin und hatte einer trüben Stimmung Platz gemacht. Als wir in die Nähe des Kraals kamen, verstummte der Heidenlärm; und mancher hätte sich wohl unsichtbar gemacht, wenn es in seiner Macht gewesen wäre, denn daß Sonntags kein Saufgelage in der Nähe der Station gehalten werden darf, wissen sie alle, und daß ich in dieser Beziehung keinen Spaß verstehe, wissen sie auch. Wir näherten uns ihnen und standen nun schweigend ihnen gegenüber. Nach einer Weile erhoben einige ihre Häupter und Hände und riefen: „Sakubona umfundisi!“ Sei gegrüßt Lehrer! Denen folgten dann im Chor die andern mit demselben Gruße. — Mir blieb der Gegengruß in der Kehle stecken und in tiefster Erregung rief ich aus: „Also so feiert ihr den Tag des Herrn aller Herren? Gestern habe ich meine Leute geschickt, um euch zur Kirche rufen zu lassen und heute hat die Glocke euch gerufen. Ihr kennt das Gesetz, welches die Saufgelage am Sonntag hier und um die Station herum verbietet und doch könnt ihr Kinder der Finsterniß nicht mal am Sonntag Ruhe halten? Auch heute an seinem Tage verachtet ihr den Herrn und dienet dem Satan? Mein Herz zittert vor Unwillen über eure Gleichgültigkeit.“ Nach diesen vielleicht zu erregten Worten waren alle eine Weile stille. — Ich rief wieder: „Gebt mir Antwort; warum habt ihr das gethan? — Da antwortete der älteste Sohn Macingwanes: „Der König hat dieses Biertrinken befohlen, und was der König sagt, das müssen wir thun.“ — Ich: „Ja wohl! Was der König sagt, das müßt ihr thun, heute habt ihr aber das Gebot des Königs aller Könige: „Du sollst den Feiertag heiligen!“ schändlich übertreten. Geschieht es noch einmal, daß solche Saufereien am Sonntag, in der Nähe der Kirche stattfinden, dann werde ich eure Biertöpfe leeren auf eine Weise, die euch wundern soll.“ — Nach diesen Worten kehrten wir ihnen den Rücken und gingen davon. — Am Nachmittag sahen wir, wie die Besoffenen sich heimlich davon schlichen. Der alte Iduna Matyomela und noch einige kamen und sagten: „Lehrer! Du warst sehr böse über unsere Sauferei; es soll nicht wieder Sonntags in der Nähe der Station gesoffen werden.“ Ich: „Ja ich hoffe, daß ihr die Leute nie wieder von der Kirche zurückhaltet durch eure Saufgelage und daß ihr alle fleißiger zur Kirche kommt.“ — Am Abend hatte ich mit den Getauften noch eine stille und gesegnete Betstunde, in der wir unsere Herzen vor dem Herrn ausschütteten, der Gebete erhört.“

Bruder Glöckner sah ein, daß er seine Wirksamkeit nun vornehmlich auf die ferneren Kraale werde ausdehnen müssen. Er wurde dort gerne aufgenommen. Hören wir abermals seinen Bericht:

„Tief in den Bergen, einige Stunden von Hoffenthal liegen noch einige isolirte Kafferkraale, von denen Niemand zum Gottesdienst kommt, und die also niemals etwas vom Worte des Lebens

hören, wenn es ihnen nicht hingebracht wird. — Der Weg dahin ist schlecht, und es kostet Ueberwindung, die Reise dorthin zu machen. Doch auch sie sollen wenigstens die gute Botschaft hören. Ob sie ihnen doch vielleicht zum Segen werden möchte. — Es ging über Stock und Stein, durch Bäche, über steile Berge und einsame Flächen. Müde und hungrig erreichten wir die Kraale und ich sagte den Leuten, daß ich ihnen Gottes Wort predigen wolle. — Schnell wurde für mich ein schattiges Plätzchen zurecht gemacht, und nachdem die Leute zusammen gerufen waren, begann der Gottesdienst. — Erst wurde gesungen, dann die Gebote gelesen; dann sprach ich über die Worte: Ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Ohne Störung ging es freilich nicht ab, denn Hunde, Katzen, Ziegen, Hühner und dgl. m. liefen zwischen den Zuhörern umher; trotzdem waren die Zuhörer aufmerksam und konnten mir nachher auch gute Antworten geben, als ich sie über das Gesagte frug. — Mir war bei meiner Ansprache eigen zu Muthe. Vor mir erhob sich der höchste Rücken des Drakengebirges; über mir wölbte sich der blaue wolkenlose Himmel. Wild und zerrissen lagen die Felsblöcke vor uns und riefen mir zu: Der da Macht hat, diese Felsen zu gründen und wieder zu zerschmeißen, der hat auch Macht, felsenharte Heidenherzen zu brechen, wenn seine Stunde gekommen ist; und so lieblich klar und freundlich wie der Himmel über den zerrissenen Bergen leuchtet, so daß sie in seinem Lichte schön und freundlich widerscheinen, so lieblich will auch Gottes Gnade die zerbrochenen Herzen durchdringen, und sie schön und köstlich machen. Nur getrost weiter gearbeitet, bis es dem Herrn gefallen wird, die harten Herzen zu erwecken. — Der Eigenthümer des Kraales, den ich frug, ob ich wiederkommen sollte, antwortete: „Du magst wieder kommen, denn das Wort hat uns gefallen; aber laß mich vorher wissen, wenn du kommen wirst, damit ich kann Bier kochen lassen." Ich versprach ihm, daß ich kommen würde, wenn mir Zeit und Umstände es erlaubten, auch wenn er kein Bier kochen ließe."

Während also die Wirksamkeit des Missionars sich in weitere Kreise ausdehnte, gestaltete sich das Ansehen der Station selbst immer lieblicher und freundlicher. Die frischgepflanzten Gummibäume wuchsen schnell heran, und von Zeit zu Zeit zogen auch etliche Kaffern, einzelne und Familien, herbei, um sich nahe bei der Kirche anzubauen. Eine Anzahl von ihnen konnte getauft werden, und diese begannen — das sicherste Zeugniß dafür, daß sie mit dem Heidenthum und mit ihrer Nationalität völlig gebrochen hatten — sich anstatt der runden finstern Kaffernhütten, viereckige europäische Häuser mit Fenstern und Thüren zu erbauen. Der Aufstand des benachbarten Langalibalele (s. o.) konnte nur vorübergehend das begonnene Werk erschüttern. Bruder Glöckner kehrte von seiner

Flucht in das Lager (s. o.) bereits nach wenigen Wochen zurück. Die Seelenzahl der Getauften wuchs bis auf mehr als zwanzig, und so Manchem unter ihnen giebt der Missionar das Zeugniß,



Hoffenthal.

daß er still und demüthig, ernst und entschieden seinen Christenberuf durch einen frommen Wandel bezeugte.

So entstand denn im Missionar der Wunsch, für die innerlich gekräftigte Gemeinde auch ein entsprechendes Gotteshaus zu haben;

denn die bisherige Interims-Kirche wollte nicht mehr ausreichen. Die alten Freunde aus den umwohnenden Bauern waren sofort bereit, auf die allerfreundlichste Weise durch Gaben mitzuhelfen. Glöckner machte sich rüstig an die Arbeit und das Jahr 1874 war noch nicht zu Ende, als er das neue liebliche Gotteshaus einweihen konnte. Mit seinem Bericht über diese Feier wollen wir diesen Abschnitt beschließen. Er schreibt:

„Das alte Wohnhäuschen, welches bis dahin als Kirche dienen mußte, war von Anfang an zu klein gewesen; da aber kein anderer Raum vorhanden war, mußten wir uns mit unseren Versammlungen darinnen einrichten, so gut oder so schlecht es eben ging. Im Sommer war die Hitze in dem niedrigen, engen Gebäude so groß, daß ich nach dem Gottesdienste immer sehr abgemattet war. Außerdem mußte das Haus auch noch anderen Zwecken dienen. Da wir nämlich für unsere Vorräthe sonst weiter keinen Raum hatten, blieb uns nichts übrig, als sie im alten Häuschen unterzubringen. — Wenn nun auch das feststeht, daß der Heiland sich an jedem Orte zu den Gebeten der Seinen bekennt, so dient es dennoch wahrlich nicht zur Erweckung der Andacht, wenn man zwischen allerhand Kasten und Säcken, und wer weiß was für anderen Gegenständen den sonntäglichen Gottesdienst feiern muß; kurz, wir sehnten uns von ganzem Herzen nach einem größeren, passenden Raum für unsere Gottesdienste.

Ich fing also den Bau in Gottes Namen an und habe ihn auch mit Seiner Hülfe beendigen können. Die Maurerarbeit, sowie die innere Ausstattung habe ich selbst thun müssen, da die vorhandenen Mittel nicht gereicht haben würden, einen Maurer anzunehmen. Die wenigen Gemeindeglieder von Hoffenthal, ja selbst die umwohnenden Heiden haben beim Bau Hülfe geleistet, und so konnte denn am 1. December (1874) das Kirchlein feierlich eingeweiht werden. Ich hatte mit den Gemeindegliedern zu dem Tage die Kirche von außen und innen mit grünen Zweigen geschmückt; besonders festlich erschienen Altar, Kanzel und Wandleuchter in ihrem Schmucke von Epheuranken. In beträchtlicher Höhe über den Altarstufen war weiß auf dunkelblauem Grunde kafferisch der Vers angebracht: „Halt im Gedächtniß Jesum Christum, der auferstanden ist von den Todten.“ (Kumbula U Jesu Keristu, owavuka kwaba fileyo.) Ueber dem Altar an der Wand prangte das Psalmwort: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet.“ (Inkosi! ngitandile indawo yendhlu yako; ngiti: Indawo yetente yenkazimulo yako.) — Um zehn Uhr läutete es und wir zogen in die kleine, aber liebliche Kapelle ein. Nach einem Gesange der Gemeinde hielt ich die Liturgie. Bruder Zunkel hielt die Predigt und Bruder Schumann eine Ansprache zum Schluß. — Die Kirche war gedrängt voll,

viele mußten draußen bleiben, weil durchaus kein Raum mehr drinnen war. — Es hatten sich außer vielen Gemeindegliedern von Emmaus auch noch einige liebe Freunde und Nachbaren eingestellt, die mit uns das schöne Fest feierten. Daß so viele wilde Kaffern sich eingefunden hatten, mochte wohl zum Theil seinen Grund darin haben, daß ein Ochs geschlachtet worden war, und daß sie ein Stück Fleisch erwarteten. Was kann man auch von fleischlich gesinnten Heiden anders erwarten? Abends hielt ich noch holländischen Gottesdienst und nachher waren wir noch lange im traulichen Kreise beisammen. Die Kirche war an dem Tage viel zu klein, aber es ist eben nicht immer Kirchweih. Die Kapelle wird für längere Zeit ihren Zweck vollständig erfüllen. Es ist eine Freude für mich, in dem neuen lieblichen Kirchlein zu predigen; es ist aber auch eine Freude für die kleine Gemeinde, sich darin zu versammeln zu Gottes Lob und Preis. — Ja wir sind in der That dem lieben Herrn von Herzen dankbar, daß er uns dies Gotteshaus geschenkt hat; wir hoffen und bitten, daß in demselben die Predigt des Wortes vom Kreuz vielen Seelen ein Geruch des Lebens zum Leben werden möge."

---

38. Anlegung von Königsberg.

Am Sonntag den 4. August 1867 lagerte der Herausgeber dieser Geschichte in den nördlichsten Theilen von Natal an dem wasserreichen Hornspruit, um seine Sonntagsrast zu halten. Superintendent Merensky geleitete ihn auf dem Wege von Botshabelo nach Maritzburg. Da dieser Weg die große Heerstraße ist, auf welcher die Missionare von der Küste nach Transvaal zu reisen pflegen, so erschien es uns von großer Wichtigkeit, hier — etwa auf halbem Wege zwischen D'Urban und Botshabelo — eine Station zu besitzen. In der Nähe wohnte das etwa 6000 Seelen zählende Volk des Kaffernhäuptlings Makof längs des Drakengebirges, und bei etlichen nahebei wohnenden Bauern hatten sich auch eine ziemliche Anzahl von Kaffern angebaut. Wir beschlossen also, unsere Sonntagsrast zu einem Spaziergang zu benutzen, und bei dieser Gelegenheit zu erkunden, ob sich nicht eine passende Stelle zur Anlegung einer Station ausfindig machen ließe. Nachdem wir sie gefunden, kehrten wir zum Wagen zurück.

In Natal fanden wir auf der Station Emangweni vier Brüder wohnend, von denen drei auf Arbeit warteten. Glöckner wurde mit der Anlegung der Station bei Sikali betraut, Procesky beauftragt, nach dem Hornfluß zu gehen, um unter dem Volk von Makof eine Missionsarbeit zu beginnen.



New-Castle.

Am 3. Pfingsttag (2. Juni) 1868 waren die nöthigen Vorbereitungen so weit vollendet, daß er Emangweni verlassen konnte, geleitet von den Segenswünschen der Brüder; Donnerstag den 11. Juni kam er glücklich an dem Platz an, den er zunächst nach dem nahe gelegenen Dorf New-Castle, darnach aber Empondo (am Horn) und darnach zum Andenken an einen Wohlthäter, dessen freigebige Liebe um die Entwicklung der Station große Verdienste erwarb, Königsberg nannte.

Er fand um sich her eine Anzahl größerer Kraale von Mafof, mancher von ihnen an 40 Hütten zählend, der nächste etwa 800 Schritt, der weiteste kaum eine halbe Stunde Reitens vom Platz; das Dorf New-Castle etwa 2 Stunden Reitens entfernt; Wasser war ebenfalls reichlich vorhanden, vor ihm eine Fläche von 100 Acres, die sich zum Kornland eignete, für deren Bewässerung eine Schloot von 1200 Schritt Länge, die ohne große Mühe auszuheben war, genügte. Bauholz zu Dachsparren war auch in der Nähe, und Volks die Menge, alle Bedingungen zu einer neuen Missionsstation also reichlich vorhanden.

Er schritt munter ans Werk und begann mit der Erbauung eines Häuschens von Rasen, bei welcher unentgeltlich von dem freundlich entgegenkommenden Capitain Mafof gestellte Dienstarbeiter willkommene Hülfe leisteten. Ebenso halfen ihm die Kaffern unentgeltlich bei der Aushebung der Wasserschloot, was ihm um so willkommener war, als die 100 Thlr., über die er bei Anlegung der Station zu verfügen hatte, bereits für Holz, Handwerkszeug ꝛc. verausgabt waren, und er also vor der noch nicht dagewesenen Aufgabe stand, eine Station ohne alle Hülfsmittel einzurichten. Es ging dies freilich kümmerlich genug, und bisweilen hat der unerschrockene Bruder rathlos dagestanden, aber der Herr hat ihn nie im Stich gelassen, sondern oft auf fast wunderbare Weise aus der größten Noth gerissen; dafür hat er ihm aber später das Herz eines alten lieben Missionsfreundes erweckt, der ihm die Mittel zum Ausbau der Station und zur Beschaffung des nöthigen Landes und zur Erbauung der Kirche viel reichlicher darreichte, als wir es je vermocht hätten.

Zunächst freilich ging es durch schwere, ja allerschwerste Arbeit, und an dem ersten Rasenhäuschen klebte schon mancher, nicht blos Schweiß- sondern auch Blutstropfen, als in der Nacht vom 1. zum 2. August ein furchtbares Unwetter die Arbeit von zwei Monaten in wenigen Stunden vernichtete. Was er an jenem Sonntag ausgestanden, schreibt er, könne er nicht aussprechen, allein in der Wildniß, kein Bruder, zu dem er sich aussprechen konnte, sein einziger Trost die wenigen Kaffern, die zum Gottesdienst sich einfanden.

Am folgenden Montag machte er sich an den Bau eines andern Häuschens, 17 Fuß lang, 7 Fuß breit, welches er diesmal



Königsberg.

aus Sandstein errichtete. Für den Gottesdienst und die Schule erbaute er eine größere Kafferhütte.

Bei allen diesen Mühen und Nöthen hatte er die große Freude, daß sowohl der Häuptling Makok, als auch die Kaffern insgemein ihm mit der größten Freundlichkeit entgegenkamen, und sich zahlreich zu Gottesdienst und Schule einfanden, so daß er, was auch kaum früher dagewesen sein mag, seine Missionsthätigkeit gleich mit einer Schule beginnen konnte. Und diese wurde so eifrig besucht, daß sich eines Tages, wo ein großes Unwetter sich erhoben hatte, trotzdem an 15 Kinder, etwa der dritte Theil der Gesammtzahl, frierend und zähneklappernd einfanden, um die Schule zu besuchen. Die Kaffern, denen Procesky unentgeltlich ärztliche Hülfe in ausgedehntem Maße leistete, sahen ihn als ihren Freund an, und bewiesen diese ihre Freundschaft so kräftig, daß als einst in seiner Abwesenheit ein Grasbrand entstanden war, dem ohne schnelle Hülfe sicherlich das ganze Haus und Eigenthum des Missionars zum Raube gefallen wäre, die nahewohnenden Kaffern mit eigener Lebensgefahr das Haus retteten, und hernach gar nicht einmal thaten, als hätten sie etwas Besonderes geleistet. Hören wir darüber Bruder Proceskys eigenen Bericht:

„Als eben mein kleines Häuschen fertig war, hatte ich Geschäfte in New-Castle; als ich von dort zurück und in die Nähe der Station kam, fand ich die ganze Gegend schwarz gebrannt; voll banger Besorgniß ritt ich, so schnell ich konnte, um zu sehen, ob mein Haus noch stände. Gott sei Dank, endlich sehe ich das Dach, das Zelt auch noch, aber alles umher schwarz. Als ich ein paar Stunden von hier fort war, war ein Grasbrand angekommen; ein Kaffer hatte etwa eine halbe Meile von hier ein kleines Stückchen Land für einen Milisgarten abbrennen wollen, der Wind kommt auf und er kann das Feuer nicht mehr bewältigen. Das Feuer findet an dem 2—4 Fuß hohen dürren Grase treffliche Nahrung und kommt bald auf meine Station zu. Sobald die Kaffern des nächsten Kraales die Gefahr sehen, in der sich mein Eigenthum befindet, eilen sie zur Hülfe und löschen, selbst versengt von den bis ans Dach meines Häuschens schlagenden Flammen, wenigstens rund um den Platz her."

Bald fanden sich auch eine Anzahl Heiden, unter ihnen sogar des Häuptlings eigener Bruder zum Taufunterricht ein, und unseres Bruders Herz ging in Sprüngen, er sah schon im Geist diese Wüste in einen Gottesgarten verwandelt.

Aber diese ersten Blüthen mußten alle abfallen. Intombanzane, ein Mädchen, welches allen Gewaltthätigkeiten der Ihrigen, die sie vom Glauben zurückhalten wollten, entschlossenen Widerstand entgegen setzte und schon viel um des Herrn willen erduldet hatte, fiel ins Heidenthum zurück. Des Häuptlings Bruder wurde auch

matt und schlaff, und fiel bald der Schwindsucht zum Opfer; Bruder Procesky hatte aus seinem letzten Gespräche mit ihm nur einen leisen Schimmer von Hoffnung für die Rettung seiner Seele. Besonders schmerzlich für unsern Bruder aber war der Rückfall eines berühmten Zauberdoktors Tekwane; er wurde krank, sehr krank; seine Zaubereien konnten ihm nicht helfen, er rief Procesky, der betete für ihn und gab ihm Arznei, aber auch seine Mittel reichten nicht aus. Es wurde schwächer und immer schwächer mit ihm und endlich ertönte das heidnische Klagegeheul maye wabo! maye wabo! der arme Mensch fuhr in des Todes Rachen ohne eine Spur, daß er sich wieder zum Glauben aufgerafft hätte! Ja Herr, Herr, erbarme dich unser! — Nachdem Tekwane gestorben war, wurden von Mafof sofort die Zauberdoktoren gerufen, um zu riechen (nuka), wer ihn ums Leben gebracht habe. Die Würfel der Zauberer fielen, und ein Unglücklicher, Namens Maschinaschina wurde bezeichnet und sofort für verfehmt erklärt. Alles mied und floh ihn wie einen Verfluchten, Mafof nahm ihm seine Gärten und sein Vieh. Vergebens bemühte sich Procesky, dem Unglücklichen wenigstens sein Vieh zu retten; Mafof blieb dabei, er sei ein Giftmischer, seine Zauberer hätten es richtig errathen. Da sprach Procesky: „Nun denn, Mafof, das Gouvernement schenkt jedem, der bei Zauberern etwas riechen läßt, eine hübsche eiserne Kette auf ein Jahr an's Bein, und giebt ihm dazu, damit er nicht auf böse Gedanken komme, tüchtig zu arbeiten. Sieh dich vor, daß der Magistrat dich nicht greifen läßt, denn Maschinaschina ist nach New-Castle geflohen!“ Das schlug durch; der Beraubte erhielt sein Eigenthum wieder. Und zum Dank für diese Rettung? — — ging er selbst zu einem andern Zauberriecher, und ließ durch diesen einen andern Kaffer als den Thäter bezeichnen. Das sind die Heiden! —

Nachdem der erste Reiz der Neuheit befriedigt war, kamen die Kaffern seltener, das abgewiesene Wort Gottes wurde ihnen zum Gericht, und an die Stelle des ersten fröhlichen Hoffens trat bei unserm Bruder Procesky manche schwere Sorge und manche bange einsame Stunde.

Aber er ließ sich nicht irre machen, sondern arbeitete frisch weiter, ritt bis auf acht Stunden Entfernung zu den Kraalen, hielt seine Stunden in der Woche, seine Gottesdienste am Sonntag, arbeitete Tags an den Stationsgebäuden, Nachts an seinen Predigten, hielt Abendschule mit Jünglingen und mit Mädchen, so daß doch hier und dort ein Samenkörnlein haften blieb. Letztere Besuche aber waren keine kleine Aufgabe, denn in dem engen Raume des Häuschens mußten die Kommenden in allen Ecken, auf dem Tisch und unter dem Tisch sich zusammen ducken, eine unerträgliche Hitze und übler Geruch erfüllte den Raum, und wenn die Kaffern wieder hinausgegangen waren, so hatte keineswegs

Alles, was lebend hinein gekommen war, das Häuschen wieder verlassen, sondern vieles machte sich ziemlich schmerzhaft fühlbar Tage lang.

Aber sechs Catechumenen waren die Frucht dieser beschwerlichen Arbeit. Am Weihnachtstage 1869 konnte er seinen Erstling, einen Bassuto, David Letebele taufen, und noch mehr Freude erlebte er an einen 13jährigen Zulukuaben, der mit der größten Festigkeit allen Drohungen und Mißhandlungen der Seinigen Widerstand leistend, als 14jähriger Knabe die Taufe und in derselben den Namen Matheus empfing und seitdem musterhafte Treue gehalten hat.

Kaum einer unter unseren Brüdern hat so fortgesetzt unter besonderen Lebensgefahren sein Amt geführt, als Procesky. Einmal schüttelt ihn sein Pferd mitten in einem Fluß, den er durchschwimmen will, ab; er, obgleich ein tüchtiger Schwimmer, wird vom Strome fortgerissen, verliert schon die Besinnung und macht sich auf seinen Tod gefaßt, da spürt er Grund, faßt einen Ast und ist gerettet. Ein andermal wird er auf einem weiten Ritt von Sturm und Hagelwetter überfallen, verliert den Weg, kommt aber dann fast besinnungslos von den Strapazen des Rittes mitten in der Nacht vor seinem Hause an. Ein andermal schlägt sein ungestümes Pferd ihm mit dem Kopf vor die Stirn, daß eine breite Wunde klafft, — einen Zoll weiter und Auge oder Leben war dahin. Ein andermal steht eine giftige Schlange mit aufgesperrtem Rachen im Begriffe auf sein Weib zu stürzen, als er von Gott gesandt hinzuspringt und das Ungethüm erlegt. Ein andermal rollt der losgespannte Wagen, in dem sein Weib und Kind sitzt, plötzlich einen steilen Berg hinab gerade auf einen Abgrund zu. Er ergreift einen mächtigen Stein, wirft ihn vor die Räder, aber der Wagen stürzt darüber hin, noch vielleicht ¼ Minute und der Abgrund ist erreicht, in dem sein Weib und Kind nothwendig zerschellen muß; er schreit zum Herrn, und hart vor dem Abgrund macht der Wagen eine Wendung, die ihn zum Stehen bringt. Ein andermal stürzt er mit einem zusammenbrechenden Gerüst sammt Handlanger, Steinen, Mörtel 10 Fuß herab, und ihm ist kein Schade geschehen. Ein andermal schlägt der Blitz wenige Schritt von dem Hause, in dem er eben Abendandacht hält, mit furchtbarem Krachen in den Boden. Wie aus entsetzlicher Feuersgefahr ihm Hülfe geworden ist, das wollen wir ihn selbst erzählen hören.

„Montag, den 23. Mai 1870, kamen wir Abends bis unter Biggardsberg ohne Unfall, ich gedachte noch den Berg hinaufzufahren und oben zu schlafen, — da kommt einer meiner Nachbarn, ein Bauer, zu meinem Wagen, und sagt, ich könne nicht weiter

gehen, es sei nöthig, daß ich ausspanne; denn andernfalls laufe ich Gefahr, meinen Wagen und uns selbst zu verbrennen; es brannte dort auf dem Berge das Gras; das Gras, sagte er, und ich wußte es auch, sei hoch bis dicht an den Weg, hier dagegen wo er ausgespannt hatte, könne das Feuer nicht herkommen, ein Fluß halte es auf. — Ich sah ein, daß der Mann Recht hatte und spannte aus. — Kaum jedoch war der Kaffeekessel auf dem Feuer, als derselbe Mann wieder zu mir kam und sagte, wir müssen so schnell wie möglich einspannen; ich frage verwundert, wie so? er deutet auf ein anderes Feuer, das ich zuerst nicht gesehen hatte, er sagte, das Feuer ist auf dieser Seite des Flusses, in einer halben Stunde ist es bei dem Wagen, und da das Gras, wo wir ausgespannt hatten, sehr hoch und dicht war und ein ziemlich starker Wind wehte, so sei es unvermeidlich, daß wir Alle verbrennen. — Seine Leute spannten auch bereits ein. Wohin nun? frage ich ihn, er sagt den Berg hinauf und wenn nicht anders, durch's Feuer hindurch, wir können hindurch kommen, hier unten müssen wir verbrennen. Das uns zumeist drohende Feuer kam auch mit großer Schnelligkeit, gepeitscht vom Winde, herangewälzt. Schnell waren die Ochsen eingespannt und nun ging's fort. Als wir auf dem Berge waren, hatten wir vor uns einen grausig schönen Anblick. Wie eine riesige Schlange, mindestens ½ deutsche Meile lang, wälzte sich der Feuerstrom uns entgegen, das Heulen des Windes und das Geknatter der hohen Grashalme, wie klein Gewehrfeuer, und der Qualm war fast betäubend. — Die Lohe schlug 15—20 Fuß hoch auf und der gluthrothe Rauch stach prächtig gegen den dunkeln Himmel ab; doch wir hatten nicht Zeit, uns in Betrachtungen zu vertiefen; es hieß jetzt fort, dem Feuer entgegen, das glücklicher Weise nur auf einer Seite des Weges brannte, der Weg war an der Stelle, wo wir das Feuer passiren mußten, glücklicher Weise ziemlich breit; trotzdem flogen uns Funken und Asche um's Gesicht. Ich machte den Wagen zu, daß nicht etwa brennende Grasbüschel hineinfliegen und zünden möchten, dann eingehauen auf die Ochsen und fort ging es. — Meine Frau und Kind waren im Wagen, ich half die Ochsen anhauen. Gottlob, glücklich passirten wir die Gefahr, die Flamme schlug keine fünf Schritte vom Wagen empor, doch der liebe Gott bewahrte uns! Die Stelle, wo vor 20 Minuten die Wagen gestanden, war bereits ein Feuermeer."

Ueber einen Ritt durch den angeschwollenen Fluß berichtet er unter dem 19. Februar 1871: „Nach hier gehaltenem Gottesdienste ritt ich weg nach Niekerk; ich nahm heute einmal Matheus mit. Als wir beinahe dort waren, kam heftiger Regen an, so daß wir genöthigt waren umzukehren, indem einestheils in diesem Wetter kein Kaffer aus der Hütte kriechen würde, anderntheils der Fluß uns vom Hause auf mehrere Tage abgeschnitten hätte. — Als

wir an den Hornfluß ankamen, ca. 1000 Schritt von unserm Hause, den wir vor 4½ Stunden passirt hatten, so daß das Wasser den Pferden kaum an den Leib reichte, fanden wir ihn unpassabel; ich blieb mit den Pferden am jenseitigen Ufer, und Matheus schwamm hinüber, um Leute und Ochsenriemen zu holen, die Pferde hindurchzuziehen. Ich ließ den Regen gemüthlich auf mich herniederströmen, denn nasser konnte ich nicht mehr werden; eine Viertelstunde wartete ich, bis die Leute ankamen, in dieser Zeit war das Wasser gegen zwei Fuß höher gestiegen. Die Leute banden mehrere Riemen zusammen und warfen sie hinüber; ich band dem alten Jack dieselben an den Zaum und trieb ihn in's kochende Wasser hinein, ein Patsch und weg war er, kam nach oben, verschwand wieder, bäumte sich, verschwand wieder in zischender schmutziger Fluth, während die Leute aus Leibeskräften zogen; endlich hatte er Grund und kam an's Ufer. Die Riemen wurden gelöst und an's andere Pferd gebunden, es ging mit diesem ebenso. Rock, Stiefel und Uhr warf ich hinüber, und dann schwamm ich hinüber, ich hatte aber wohlweislich auch den Riemen gefaßt; dann überließ ich den Leuten die Pferde nach Hause zu bringen und lief barfuß den kurzen Weg, um warm zu werden. Gottlob, außer Naßwerden hat dieser Tag für mich keine weiteren Folgen gehabt, indem meine liebe Frau trockene Kleider und warmen Kaffee bereit hatte."

Am 12. Juli 1873 fiel der im Bauen unermüdliche Bruder vom Gerüst herab, ein Haufen Steine ihm nach, aber unverletzt stand er auf. Am 20. October 1873 wurde er vom Blitz getroffen, aber obschon er eine Zeit lang betäubt dalag, hatte er keinen bleibenden Schaden zu beklagen. Durch Krankheiten aller Art muß er mit seiner Familie vielfach gehen, unter denen die oft wiederkehrende Augenkrankheit besonders schmerzlich und langwierig ist. Die Neujahrspredigt 1871 hielt er blind mit verbundenem Angesicht.

Aber in all dieser Trübsal und Fährlichkeit beschirmt ihn der Herr wunderbar; er rafft sich immer wieder auf, und arbeitet so unverdrossen, nicht blos auf seiner Station, sondern auch auf seinem Filial New-Castle, und auf einer Außenstation bei einem benachbarten Bauer, daß das Comité ihm zur Hülfe im Jahre 1871 den Bruder Bauling sandte, der bis in das Jahr 1873, wo er den nach Europa reisenden Bruder Posselt in Christianenburg zu vertreten hatte, ihm treulich zur Seite gestanden hat.

Auf New-Castle fand er zugängliche Seelen. Ein getaufter Indianer aus America, ein Tischler, erbot sich, den Grund zu einer eigenen Kirche herzugeben und die Tischlerarbeiten unentgeltlich zu leisten, ein Maurer bot ebenfalls seine unentgeltliche Hülfe zu diesem Werk an. Die übrigen Farbigen des Orts, 20—30 Dor-

lamsche und 7—15 Kahlkaffern, sammelten Geldbeiträge zum Bau. Den Oorlamschen predigte Procesky jeden ersten Sonntag im Monat in holländischer, den Kaffern in kaffrischer Sprache, außerdem übte er Seelsorge in dem kaffrischen Gefängniß. Im November 1873 hatte er die Freude, zwei Erwachsene in New=Castle taufen zu können, vier andere blieben im Taufunterricht; die Gottesdienste waren allzeit gut besucht.

Unter den übrigen Außenplätzen, die Procesky regelmäßig besorgte, gestaltete sich einer zu einer zweiten Nebenstation. Procesky fand dort 10—12 Oorlamsche und circa 40 Kaffern, welche jeden dritten Sonntag im Monat zum Gottesdienst regelmäßig sich versammelten. Die Bauern, dem Bruder Procesky meistentheils durch dessen medizinische Hülfe verpflichtet, erwiesen ihm viel Freundlichkeit. Als er, einer Erholung dringend bedürftig, eine Reise zu seinen Verwandten in Bethanien zu machen beabsichtigte, aber vor der Gefahr der Viehkrankheit bangte, erbot sich ein Nachbar, ihm, falls ihm ein Ochs fiele, denselben zu ersetzen, und falls das ganze Gespann verreckte, mit Hülfe der übrigen Bauern ein neues zu beschaffen.

Kehren wir zurück zur Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der eigentlichen Station. Procesky hatte, als seine ersten Gebäude standen, auch die Gummibäumlein wuchsen und grünten, und er am 28. Mai 1869 sein junges liebes Weib in das schöne neu erbaute Häuslein geführt hatte, die große Freude, daß sich allmählich eine Anzahl Zuzügler fand, Bassuto und Kaffern, die sich neben ihm anbauten, und zugleich die kleine Gemeinde zu seiner Hausandacht bildeten, aus welcher die ersten Taufcandidaten hervorgingen. Unter den Zuziehenden war auch ein oorlamscher Hottentott, Namens Adam, der mit seiner Frau und fünf Kindern heranzog und nach wohlbestandenem Katechumenat die Taufe empfing.

Die erfreulichen Erfahrungen, die Bruder Procesky mit den unmittelbar auf der Station wohnenden Farbigen machte, erweckten in ihm den lebhaften Wunsch, daß der Station ein größeres Stück Land als Eigenthum beigefügt würde. Durch die helfende Liebe eines Freundes konnte ihm dieser Wunsch reichlich erfüllt werden. Zu dem von der Regierung überwiesenen Grund von 100 Acres, konnten neue 500 Acres, und darnach eine größere Fläche hinzugekauft werden, so daß der gegenwärtige Besitz auf 5200 Acres herangewachsen ist, auf welchem nach und nach 448 Seelen sich anbauten, aus deren Anwesenheit, da jeder Erwachsene die Verpflichtung übernahm, jeden Monat einen Tag unentgeltlich zu arbeiten, dem Missionar eine große Hülfe erwuchs. Die Station entwickelte sich äußerlich und innerlich langsam, aber stetig, und abermals durch die freigebige Hülfe eines

Freundes wurde Procesky in den Stand gesetzt, den Bau einer massiven kleinen Kirche zu unternehmen. Die im Dreiklang gestimmten Glocken laden nunmehr zum Gottesdienst ein, und das Kirchlein wächst fröhlich empor.

Aber die Hoffnungen, welche Bruder Procesky anfänglich an das freundliche Entgegenkommen des Häuptlings Mafof und seiner Unterthanen geknüpft hatte, wurden bereits nach Jahresfrist erheblich herabgestimmt. Der Häuptling blieb zwar, besonders nachdem Procesky ihm einen im Ellenbogen gebrochenen Arm glücklich geheilt hatte, freundlich wie zuvor, besuchte auch noch eine Zeitlang die Gottesdienste und leistete äußerliche Hülfe, allein allmählich machte ihn der Branntwein und die Vielweiberei so stumpf und feindlich gegen das Wort Gottes, daß er nicht nur selbst von den Gottesdiensten fern blieb, sondern auch seine Leute, nicht durch offene Feindschaft, aber dadurch, daß er die Angefaßten mit ehrenvollen Aufträgen des Sonntags versah und durch den vollen Biertopf an sich lockte, von dem Worte Gottes abzog. Auch die übrigen Erweckten fielen, gedrängt durch den Spott und den Haß und die Verfolgungen ihrer Landsleute, meistens nach etlichen Monaten wieder ab und kehrten in das Heidenthum zurück, so daß der Bruder Procesky dürre öde Zeiten durchzumachen hatte und nur dafür dankbar sein konnte, daß die Predigt des Evangelii doch schon eine solche Macht geworden war, daß ihrer 50—100 sich regelmäßig zu den Sonntagsgottesdiensten versammelten, und daß er mit den zunächst wohnenden regelmäßig Morgens und Abends Gottesdienste und auch eine Abendschule halten konnte.

Noch mehr wurde ihm die Arbeit erschwert, als im Anfang des Jahres 1872 der eigentliche, bis dahin minderjährige Häuptling Umkakonyeke seine Häuptlingsschaft antrat, und der bisher als Verwalter der Häuptlingsschaft fungirende Mafof seine bisherige Stellung nicht aufgab, sondern seine Anhänger zu einer besonderen Capitänschaft abspaltete. Nun suchten beide in bitterer Feindschaft gegen einander entbrennenden Häuptlinge ihr Ansehen bei dem Volk durch desto ernsteres Festhalten an den alten heidnischen Sitten zu stärken. Umkakonyeke, der früher einen sichtlichen Zug zum Worte Gottes gezeigt hatte, wurde immer unzugänglicher, insonderheit, nachdem ihm als großem Häuptling sechs Weiber mit einemmal — und zwar gratis — zugeführt worden waren, wodurch sein kaffrischer Großmachtskitzel nicht geringe Nahrung erhielt. Zwar blieb er äußerlich freundlich gegen den Missionar, ließ sich auch wohl in eingehende Gespräche über Gottes Wort mit ihm ein, aber das letzte Urtheil des Bruder Procesky über ihn lautet dahin, daß seine Hoffnung auf die Bekehrung dieses Fürsten jetzt auf Null herabgesunken sei.

Eins der Gespräche, die Procesky mit ihm hatte, theilen wir aus seinen Tagebüchern mit:

„31. August 1873. Heute Gottlob wieder eine Menge Volks zum Gottesdienste gekommen. Nach demselben kam Umkakonyeke zu mir und sagte: „Du hast die Wahrheit gesprochen!" — Ich hatte das Evangelium vom verlornen Sohn. Was er besonders als Wahrheit fand, war, daß ich sagte: Wenn ein Mann, der als Reicher viel Freunde hat, arm wird und ins Elend kommt, so verlassen ihn die sogenannten Freunde. — Hieraus entstand nun ein Gespräch, daß ich in den Hauptzügen wiedergeben will, da es einen Einblick in das Herz dieses Heiden thun läßt.

Umkakonyeke: „Du hast heute die Wahrheit gesagt! Alle deine Worte sind wahr!" Ich: „Ja, das weiß ich. Nun was weiter?" U. schwieg. Ich: „Du bekennst es selbst; was wirst du dereinst zu deiner Entschuldigung sagen? Denn einmal wirst Du vor Gottes Richterstuhl stehen!" U.: „Ich weiß, daß dem so ist. Izaba zami zipelile, d. h. meine Entschuldigungen sind zu Ende gekommen. — Ich habe keine." Ich: „Nein! Und was dann?! Entsinnst du dich, wie du damals vom Pferde fielst und halb todt warst? Weißt du, wann du sterben wirst? — Du weißt genug von dem, was ich lehre; an Wissen fehlt dir's nicht, nur am Wollen! — Der Herr ruft dich so viel, — und du —?! Du kehrst ihm den Rücken zu! — Ist das recht?" — U.: „Nein, was soll ich thun?" — Ich: „Du fragst noch, was du thun sollst? Weiter nichts, als daß du ein Mann sein sollst." — U.: „Wie so? Bin ich denn kein Mann?" — Ich: „Nein! — Viele Weiber haben, macht keinen zum Mann; du bist wie ein Stück Fleisch, um das zwei Hunde zerren und reißen. — Sage nun selbst, ob ich Recht habe oder nicht. — In dir ist es so, als ob zwei Herzen wären. Eins sagt: Glaube! Es ist die Wahrheit! Ergreife Christum! Das andere sagt: Glaube nicht! Nimm viel Weiber, lebe nach der Weise der Väter. Die Worte, die du vom Lehrer hörst, sind Lügen! — Nun zerren und ziehen dich diese Herzen: Jedes will die Oberhand haben. — Du beweisest keinen rechten Willen, entweder für oder gegen Gott, du willst die Lust und Freude dieser Welt nicht fahren lassen, und hoffst die himmlische Freude mit in den Kauf zu bekommen. In diesem inneren Zwiespalte hast du keinen Frieden, wirst auch keinen Frieden bekommen, du weißt eben schon zu viel von Gottes Wort, als daß du es nur so vergessen könntest; eine Weile kannst du dein Gewissen betäuben, aber es steht immer wieder auf. Habe ich Recht oder gelogen? Sprich!"

U.: „Es ist die Wahrheit, was du sagst: Du kennst mein Herz." Ich: „Ja, Gottes Augen sehen Alles und ein Knecht Gottes bekommt auch etwas von seiner Weisheit. Nun höre! Halte fest, was ich dir gesagt habe, übergieb dich an den Herrn

Jesum ganz und gar! Dann hast du Frieden. — Dann schadet es dir nicht, daß andere über dich schlecht sprechen; im Gegentheil. — Und dann noch eins: — Du bist Häuptling, Hunderte, ja Tausende sehen auf dich und dein Beispiel. Viele, die da glauben möchten, werden durch dein Nichtglauben zurückgehalten, wie, wenn du glauben würdest, Hunderte dir folgen würden. Du würdest rechten Frieden und Freude haben, die du jetzt nicht kennst, und Gott täglich dafür danken. Besinne dich, ehe deine Zeit abgelaufen ist."

Er gab mir die Hand, und ich konnte sehen, er war erregt, als er davon ging. Ach möchte der Herr diesem Menschen helfen!

Die Feindschaft zwischen beiden Capitänen erreichte schließlich einen solchen Grad, daß Mafof mit fast der Hälfte des Stammes von dannen zog, wodurch die Zahl unserer Stationsbewohner von 448 Seelen auf 267 herabsank, und also ein großer Theil der Hörer des Worts verloren ging. Mafof beschloß, zunächst an der Grenze von Natal sich niederzulassen und darauf mit seinen Volk ganz auszuwandern.

Eine schlimmere Frucht dieses unseligen Bruchs war, daß die heidnischen Kaffern insgemein immer härter und verstockter wurden, und ihre frühere Freundlichkeit gegen den Missionar nicht selten in offenbaren Trotz und Hohn umwandelten, zumal da die nahe liegenden Diamantfelder manchen Kaffer anlockten, der bei seiner Rückkehr böse Sitten mitbrachte. Bald hieß es allgemein im Volk, kein Mädchen, das sich taufen ließe, würde einen Mann, kein Jüngling ein Weib bekommen, auf welches Gerede hin sofort eine Anzahl aus dem Taufunterricht austraten.

Wie schwere Zeiten nun der Missionar durchzumachen hatte, möge er mit eigenen Worten berichten:

„Ein Weiser dieses Volkes hatte eines Tages ausgefunden, daß ich nicht der Herr des Landes bin, sondern nur so ein Knecht. Denn, raisonirte er, die andern weißen Leute büßen die Kaffern, deren Vieh ihnen Schaden thut, der Umfundisi thuts nicht, folglich hat er kein Recht dazu, sonst würde er es auch thun. — Vor zwei Jahren hatte mir das Vieh der Kaffern meine ganze Ernte aufgefressen, daß ich nicht eine Metze ernten konnte; sie baten und ich erließ es ihnen. — Nun hatte ich das öfter so gethan, und wenn wieder Schaden gemacht war, gebeten, doch in Zukunft aufzupassen. — Die Folge war, daß sie meinten, ich habe kein Recht etwas zu thun; sie haben Recht, denn sie sind eher ins Land gekommen, als ich. — Ich ließ die Kälber in den Kraal jagen und wollte abwarten. — Es dauerte lange, es wurde Abend, endlich kamen drei Abgesandte, sie wollten das Vieh. — Ich sage, was für Vieh? — Unsere Kälber, die du in deinen Kraal gejagt hast. — Ich sagte: Ist das eurer Kälber Weideland, mein Milisgarten? — Sie sind

mit Unglück hineingekommen. — Ich: So, alle Tage mit Unglück? — Ja, gieb uns das Vieh, wir wollen gehen. Wir fangen auch nicht dein Vieh. — Ich: Mein Vieh lasse ich auch nicht in eure Gärten kommen. — Gieb uns das Vieh. — Ich: Nein, löst es, meine Jungen müssen Bezahlung haben, daß sie alle Tage euer Vieh aufpassen müssen. — Wir werden nichts geben. — Ich: Ihr werdet euer Vieh so nicht bekommen. — Du bist in unser Land gekommen, wir haben dir erlaubt, hier zu wohnen; jetzt willst du unser Herr sein? — Ich: Ich bin gekommen, das Gouvernement hat mir Erlaubniß gegeben, nachher habe ich das Land gekauft, das ganze Land ist mein! — Nein, du lügst, das ist Mafoks Land; hast du uns den Beutel voll Gold gezeigt, damit du das Land bezahlt hast?! Wir glauben es nicht. — Ich: Ob ihr glaubt oder nicht, ist mir gleich, ihr bekommt auf diese Weise nicht eure Kälber! — Sie gingen. — Nach einer Weile kamen zwei andere, etwas demüthiger, was ich denn wolle?! — Ich sagte: Ich will, daß euer Vieh mich nicht täglich in meinem Garten plage; das, sehe ich, bekomme ich nicht in Güte, denn stets habe ich es freigelassen, und es wird je länger je ärger. — Nun will ich nicht euer Geld, aber meine Jungen haben mit eurem Vieh extra Arbeit, sie müssen auch extra Lohn haben. Ich verlange ein Pfund Sterling." — Oh weh, so viel Geld existirt auf der ganzen Erde nicht! Wir sind arm, du machst uns todt. — Ich mache euch nicht todt, eure Jungen tödten mich und ihr seit Schuld daran, wenn ich zehn Jahre früher sterbe. — Sie gingen. Nach einer Weile kamen zwei andere mit 5 Sh.; ich ließ sie erst betteln, endlich nahm ich das Geld, rief meine drei Jungen hinein und gab es vor ihren Augen und sagte, nun laßt morgen wieder das Vieh hineinkommen, meine Jungen werden es wieder für 5 Sh. hüten. — Sie lachten und gingen, — ein Bauer hätte sicher ein Pfund Sterling in seine Tasche gesteckt. — Durch die Verhätschelung einerseits von Seiten des Gouvernements und den hohen Lohn von zwei bis drei Pfund Sterling in den Diamantfeldern ist das Volk anders geworden, als vor drei bis vier Jahren.

Bei einem Ritte zu den Kraalen sahe ich einige Männer und Weiber auf dem Stationslande picken; ich ritt heran und grüßte, sie waren still; ich sagte: Ich habe gegrüßt, warum grüßt ihr nicht wieder? — Sie: Wir kennen dich nicht. — Ich: Was, ihr kennt mich nicht?! Und du bist bei mir nach Medizin gewesen, und du auch. — Ja; wir erkennen dich nicht an. — Als was? — Du bist nicht unser Häuptling. — Das will ich auch gar nicht sein, das ist Umkakonyeke. — Nein, das ist ein Prätendent, Mafok ist unser König, dem gehört das ganze Land! — Ich sagte: Ja, die Leute; aber Land gehört ihm nicht ein Fleck, das ist mein Land, worauf ihr pickt! — Ja, du kannst uns nicht wegjagen, und wer

nicht wegjagen kann, dem gehört auch kein Land. — Ich: Ich könnte euch wohl wegjagen, aber ich bin ja nicht da, um euch zu plagen, darum werde ich euch auch nicht wegjagen, sondern um euch zu lehren und euch in Krankheit zu helfen. — Wir wollen nicht gelehrt sein. — Warum nicht, meine Freunde? — Wir wollen so nicht. — Gott hat euch lieb, will euch selig machen. — Wir glauben nicht, wollen nicht lernen.

Das so sind tägliche Erfahrungen; wollte ich jeden Tag dergleichen aufschreiben, so würde ich muthlos werden; so nur einmal eine. Ein Holzhacker, der einen Baum fällt, bekommt mit jedem Hiebe seiner Axt ein Stück herunter, und endlich fällt der Baum. — Hier scheint's so, als ob ich in einen Klumpen Fett haue, der sich stets wieder zuschließt. — Wo sind die vielen Kaffern geblieben, die lange lernten, die zum Theil bereits eine gute Erkenntniß hatten?! Sie meiden mich und wenn ich einen aufsuche, meistens verkriechen sie sich, so bekomme ich keine Antwort aus ihnen heraus. — Herr, aller Herzen Kundiger, der du die Menschenherzen wie Wasserbäche leiten kannst, bekehre dir doch einige Seelen aus diesem Volke."

Der inbrünstige Wunsch unseres Bruders sollte erfüllt werden, und er hatte die große Freude, daß trotz aller Hindernisse die Gottesdienste sich immer wieder füllten, und auch allzeit etliche neue Katechumenen sich hinzufanden.

Seine besondere Freude aber hatte er an der von ihm bereits gesammelten Gemeinde, deren Treue und Standhaftigkeit er ein fröhliches Lob spenden konnte.

Sein Matheus, der getaufte Knabe, der vor der Feindschaft der Heiden nach Pietmaritzburg gewichen war, erhielt dort ein gutes Lob von seiner Dienstherrschaft und blieb unter allen Anfechtungen seinem Heilande getreu. Als er dann für einige Zeit nach der Station zurückkehrte, nahm er unaufgefordert seine früheren Hausarbeiten wieder auf, als verstände sich das von selbst und sei er Kind im Hause.

Späterhin, als er wieder auf Arbeit ausgegangen war, erhielt Bruder Posselt von seinem Brodherrn über ihn folgenden Brief: „As I have become attached to him, as I think I have never seen his equal, as a steady concsientious and well behaved boy, I have been thinking of apprenticing him to learn my trade," d. h.: „Ich bin ihm so gewogen, daß ich glaube, ich habe nie seines Gleichen gesehen an Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Wohlanständigkeit; deshalb habe ich den Entschluß gefaßt, ihn mein Handwerk lernen zu lassen." Er soll nun (19 Jahre alt geworden) Wagenbauer werden. Ein anderer Dienstjunge, namens Pehlo, macht dem Missionar eben so viele Freude und Hoffnung; derselbe schreibt von ihm: „Er hat sich so gut betragen, wie ich nur

wünschen kann; er will, wie er mir sagt, bei mir bleiben und lernen!"

David Letebele, der erstgetaufte Bassuto, hat zwar die Station in Aufsässigkeit verlassen, um auf den Diamantenfeldern zu arbeiten. Aber er hat von dort reumüthige Briefe geschrieben und beträgt sich nach eingegangenen Nachrichten als ein ernster Christ.

Adam mit den Seinen hat Treue gehalten. Sein Sohn Philippus schickt sich an, das Stellmacherhandwerk zu erlernen.

Von einem lahmen Kaffer berichtet Procesky, daß er auf eigene Hand missionire. „Sein Häuschen, so schreibt Procesky, liegt an einem Kaffer-Fußwege, wo viele Kaffern vorbeigehen. Sakubona Oom — so rufen ihm die meisten Vorbeipassirenden zu, wenn er vor seiner Thüre sitzt und Feldschuhe näht, oder wenn er im Hause arbeitet; denn arbeiten thut er immer, auch wenn er wie jetzt bereits so lange krank ist, und dann hat er für jeden ein Wort, das nach Salz schmeckt. Wie war er früher und jetzt! Das Wort Gottes ist eine Kraft! Diese Familie ist allein Beweis genug."

So hat der Bruder Procesky bei allem Schweren seines Amtes doch viel Freude, und arbeitet, obschon seine Körperkraft unter den großen Strapazen bereits sichtlich leidet, frischen Muthes weiter. Ein köstlicher Tag war für ihn der Weihnachtstag 1874, wo er 6 Erwachsene und 12 Kinder taufen konnte, so daß sein Gemeindlein bereits auf nahezu 30 Seelen herangewachsen ist! —

Der Herr wird weiter helfen! In das harte Zulu-Volk ist die Bresche gelegt, die Festung wird fallen! Dazu helfe in Gnaden Gott der Vater, Sohn und heiliger Geist! — Amen! —

Register

zum III. Band der Berliner Missionsgeschichte, erste und zweite Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt. Land und Leute.

Zweiter Abschnitt. Am Fels und Meer.

Dritter Abschnitt. Ausbreitung der Zulu-Mission in der Natal-Colonie.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.

